Bedingungen.

Das Abonnement, welches im **Voraus** zu entrichten ist, beträgt bei Entnahme von **3 Bänden,** welche täglich getauscht werden können:

für einen Monat . . . . . Mk. 3.—
für drei Monate . . . . . Mk. 7.50
für sechs Monate . . . . . Mk. 13.50
für ein Jahr . . . . Mk. 24.—
für einen Tag ein Band . . . Mk. —.10

Neuigkeiten, soweit sie nicht im gedruckten Verzeichnis aufgenommen sind
für einen Tag ein Band . . . Mk. —.15

Auswärtige Leser haben außerdem noch eine Gebühr von **40 Pfg. für den Monat** zu entrichten. Sie erhalten **6 Bände,** welche **wöchentlich einmal** auf ihre Kosten und Gefahr getauscht werden können.

nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich bar zu ersetzen.

Neu eintretende Abonnenten haben eine Einlage — je nach Wert des Entnommenen — zu entrichten.

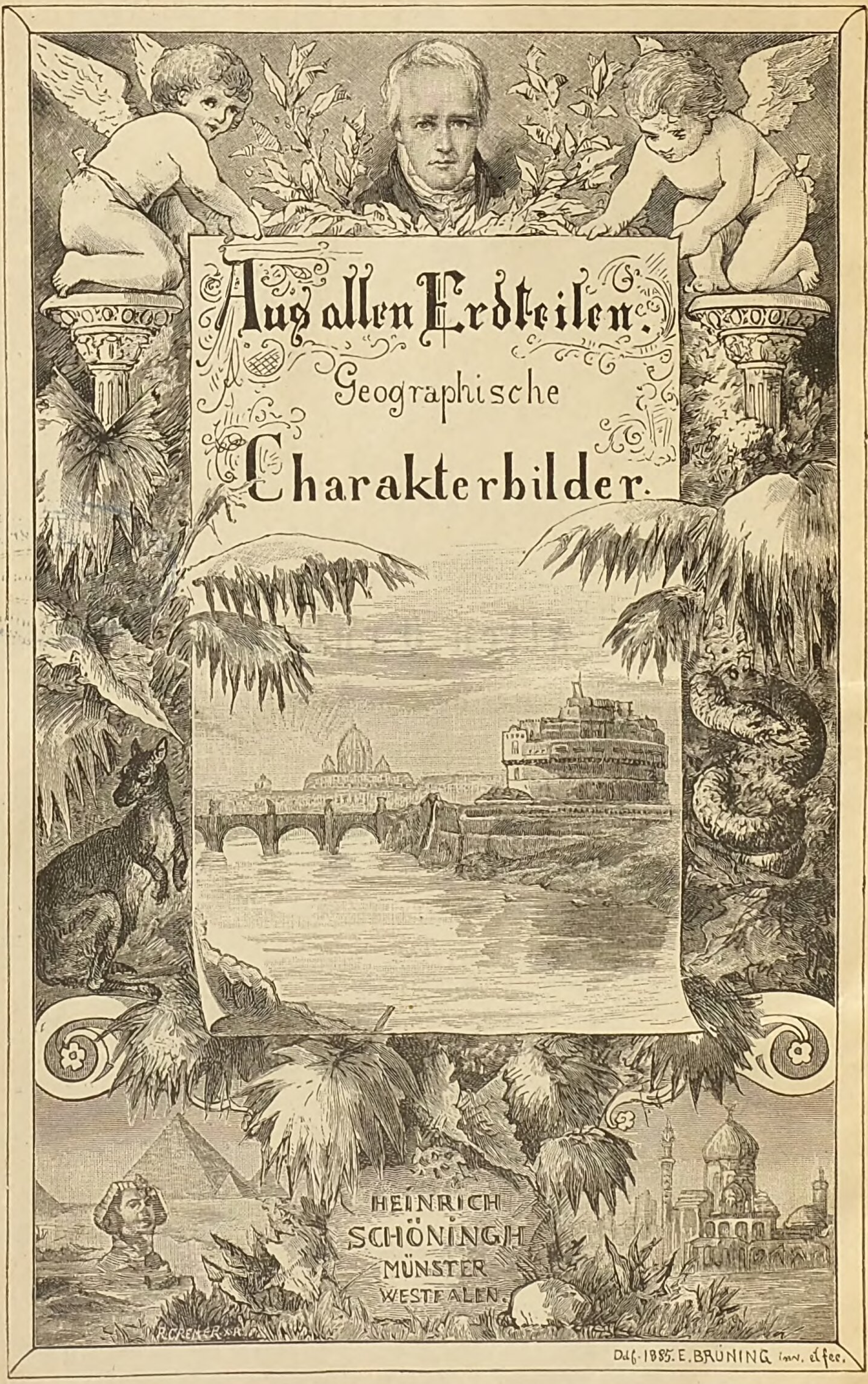
J. Lindauersche Leihbibliothek (Schöpping)
8 Löwengrube 8.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die

J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping)
29 Kaufingerstraße 29.

F. 1906. 3000.

Aus allen Erdteilen.


Aus allen Erdteilen.
Geographische
Charakterbilder.
HEINRICH
SCHÖNINGH
MÜNSTER
WESTFALEN.
R. CREMER X.A.
Ddf. 1885. E. BRÜNING inv. et fec.

Aus allen Erdteilen.

Neue geographische Charakterbilder

für

Schule und Haus,

zusammengestellt und herausgegeben

von

Dr. Otto Hellinghaus und **Julius Treuge,**
Lehrern am Realgymnasium zu Münster i./W.

Mit vielen Vollbildern und zahlreichen kleineren Holzschnitten im Texte.

Münster i./W. 1887.
Heinrich Schöningh.

Druck von August Pries in Leipzig.

Vorwort.

Die Herausgabe des vorliegenden Werkes bedarf wohl keiner eingehenden Begründung; das Bedürfnis nach einer neuen, in jeder Beziehung zeitgemäß ausgestatteten Sammlung geographischer Charakterbilder lag allzusehr auf der Hand.

Infolge der großartigen Errungenschaften der geographischen Forschungen der Gegenwart, sowie der Kolonisationsbestrebungen der deutschen *Reichs*regierung ist das Interesse an der Länder- und Völkerkunde noch nie ein so allgemeines und reges gewesen, als gerade in unsern Tagen.

Die großen Original-Reisewerke rc. selbst sind indessen aus verschiedenen Gründen nur einem verschwindend kleinen Leserkreise zugänglich und können überdies nur in den seltensten Fällen ohne gewichtige Bedenken zur Lektüre in Familie und Schule empfohlen werden.

Die verdienstlichen Arbeiten aber eines **Grube, Pütz, Schöppner** rc. sind vor Jahren zusammengestellt und stehen daher nicht mehr auf der Höhe der Forschung; auch in ihren spätern Auflagen sind die großen, klassischen Reisewerke der neuesten Zeit kaum oder gar nicht berücksichtigt.

Unser Bestreben ist es nun gewesen, den Inhalt der vorliegenden Sammlung gediegen, neu, reich und mannigfaltig zu gestalten. Zu diesem Zwecke wurden aus den hervorragendsten geographischen Werken, zumal der neuesten Zeit, in Wort und Bild, aus allen Erdteilen und allen Zonen die interessantesten Charakterbilder in systematischem Wechsel ausgewählt. Zugleich aber wurde auch stets auf eine gewandte, fesselnde und anregende Darstellung bei der Auswahl besondere Rücksicht genommen.

Um den Reiz des Originals zu wahren, wurden die Charakterbilder, soweit es thunlich war, den Quellen wörtlich entnommen.

Dagegen wurde alles, was in sittlicher oder konfessioneller Hinsicht irgendwie Anstoß erregen könnte, unerbittlich ausgeschlossen, so daß unser Buch ohne jedes Bedenken der Jugend in die Hand gegeben

werden kann, zumal es ja auch besonders zur Belebung und Vertiefung des geographischen Unterrichtes dienen soll.

In den Augen vieler dürfte auch der Umstand unserer Sammlung zu einem besonderen Vorzuge gereichen, daß sie im Gegensatze zu allen früheren in einem in sich abgeschlossenen Bande von mäßigem Umfange alle Erdteile umfaßt.

Dem bereitwilligen Entgegenkommen des Herrn Verlegers ist es zu danken, daß trotz des verhältnismäßig niedrigen Preises die äußere Ausstattung unseres Werkes nichts zu wünschen übrigläßt.

Und so dürfen wir uns denn der Hoffnung hingeben, daß das nunmehr abgeschlossene Werk in allen Kreisen der Gebildeten, bei jung und alt dieselbe günstige Aufnahme finden werde, welche ihm bei seinem Erscheinen in Lieferungen bereits in reichstem Maße von allen Seiten zu teil geworden ist, und die namentlich in den zahlreichen anerkennenden Besprechungen der angesehensten pädagogischen Fachblätter ihren Ausdruck gefunden hat.

Münster, im Oktober 1886.

Die Herausgeber.

Inhalts-Verzeichnis.

Afrika.

Amerika.

Asien.

Australien.

Europa.

☞ **Quellenverzeichnis umstehend, geographisches Verzeichnis am Schlusse des Werkes** (Seite 643—644).

Quellen-Verzeichnis.

(Die eingeklammerten Ziffern beziehen sich auf die entnommenen Aufsätze und zwar bezeichnet I Afrika, II Amerika, III Asien, IV Australien und V Europa).

Anrep-Elmpt, Graf Reinhold. Australien. Leipzig 1886, W. Friedrich. (IV, 1 u. 3).

Baarts, P., Abstecher ins Gelobte Land. Aus „Aus allen Weltteilen". Leipzig 1878, Fues. (III, 20).

Barth, Heinrich, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—1855. Gotha 1856—1858, J. Perthes. (I, 23).

Bary, Erwin von, Reisebriefe aus Nord-Afrika. Aus: Koners „Zeitschr. der Ges. für Erdkunde in Berlin". Berlin 1877, Reimer. (I, 36).

Baumgartner, Alexander, S. J., Reisebilder aus Schottland. Freiburg 1884, Herder. (V, 18).

Berg, Fr. Graf, Tagebuchblätter aus der Krim. Reval 1885, Kluge. (V, 12).

Berthold, Theodor, Lose Blätter aus dem Münsterlande und von der Nordsee. Einsiedeln etc. 1885, Benziger. (V. 25).

Bezaure, G. de, Auf dem blauen Flusse. Deutsch von Th. Schwarz. Leipzig 1880, Frohberg. (III, 10).

Bock, Karl, Im Reiche des weißen Elefanten. Deutsch von Dr. M. Schröter. Leipzig 1885, Hirt & Sohn. (III, 12).

Bodenstedt, Fr., Vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean. Leipzig 1882, Brockhaus. (II, 11).

Brassey, Annie, Eine Familienreise von 14000 Meilen. Übersetzt von A. Helms. Leipzig 1886, Hirt & Sohn. (II, 15).

Brassey, A., Sonnenschein und Sturm im Osten. Seefahrten und Wanderungen . . . . bearbeitet durch A. Helms. Leipzig 1881, Hirt & Sohn. (I, 32. V, 9).

Brassey, A., Eine Segelfahrt um die Welt. Übersetzt von A. Helms. Leipzig 1879, Hirt & Sohn. (IV, 11).

Brugsch, Heinrich, Aus dem Orient. Berlin 1884, Große. (I, 41).

Buchholz, Reinhold, Reisen in West-Afrika . . . . von Karl Heinersdorff. Leipzig 1880, Brockhaus. (I, 25).

Büttner, C. G., Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena. Heidelberg 1884, Winter. (I, 9).

Chavanne, Dr. Jos., Die Sahara oder von Oase zu Oase. Wien etc. 1879, Hartleben (I, 30).

Cameron, Verney Lovett, Quer durch Afrika Leipzig 1877, Brockhaus. (I, 1. 2).

Colquhoun, Archibald R., Quer durch Chryse. Übersetzt von H. Wobeser. Leipzig 1884, Brockhaus. (III, 13)

Decken, Karl Klaus Baron v. d., Reisen in Ost-Afrika in d. J. 1859 bis 1865. Leipzig. Heidelberg 1869 ff., Winter. (I, 19).

Déchy, Moritz. Aus Petermanns „Mitteilungen". Gotha, Perthes. (III, 14).

Dehn, J. W. Die Blauen Berge etc. Aus Arendt „Deutsche Rundschau für Geographie u. Statistik." 1883. Wien, Hartleben. (Sehr empfehlenswerte Zeitschrift.) (IV, 2).

Dixie, Fl., Bei den Patagoniern. Übersetzt von H. v. Wobeser. Leipzig 1882, Hirt & Sohn. (II, 24).

Dölter, Dr. K. Prof., Über die Capverden nach dem Rio Grande u. Futah-Djallon. Leipzig 1884, Frohberg. (I, 28. V, 1).

Dulk vgl. Hartung.

Emin-Bey, Reise zwischen Victoria- und Albert-Njansa. Aus Petermanns „Mitteilungen" 1878. Gotha, Perthes. (I, 17).

Felkin vgl. Wilson.

Flegel, Ed. Robert, Über seinen Aufenthalt in West-Afrika und seine Reise auf dem Binue. Aus „Verhandl. der Ges. für Erdkunde zu Berlin". Berlin 1880, Reimer. (I, 26).

Forbes, O., Wanderungen eines Naturforschers im Malayischen Archipel (1878—83). Deutsch von R. Teuscher. Jena 1886, H. Costenoble. (III, 24).

Fritsch, Gustav Dr. Prof., Südafrika bis z. Zambesi. Leipzig 1885, Freytag. (I, 10).

Gerland, Georg Prof., Südafrika. Aus Rodenbergs „Deutsche Rundschau". 1881. (Berlin, Paetel). (I, 11).

Gilders, William, In Schnee und Eis. Leipzig 1884, Brockhaus. (III, 3).

Giles, E., Reise durch West-Australien 1875. Deutsche Übers. aus Petermanns „Mitteilungen" 1886. (IV, 5).

Greef, Richard, Privatdozent, Reise nach den canarischen Inseln. Bonn 1868, Cohen & Sohn. (I, 31).

Gregorovius, Ferdinand von, Aus der Landschaft Athens. Aus Gottschalls „Unsere Zeit" 1881. Leipzig, Brockhaus. (V, 8).

Gregorovius, Ferdinand von, Lateinische Sommer. (Wanderjahre in Italien II.) 5. Aufl. Leipzig 1883, Brockhaus. (V, 6).
Güßfeldt, Paul, Falkenstein, Julius und Pechuel-Loesche, Eduard, Die Loango-Expedition. Leipzig 1879 ff., Frohberg. (I, 6).
Haeckel, Ernst, Indische Reisebriefe. Berlin 1884, Paetel. (III, 15).
Hartung, Georg und Dulk, Albert, Fahrten durch Norwegen und die Lappmark. Stuttgart 1877, Kröner. (V. 13).
Hellwald, Friedrich von, Die Erde und ihre Völker. 2. Aufl. Stuttgart 1878, Spemann (V, 5).
Holub, Emil Dr., Sieben Jahre in Süd-Afrika (1872—1879). Wien 1881, Hölder. (I, 12. 13).
Herzog, C., Aus Amerika. Berlin 1884, Puttkammer & Mühlbrecht. (II, 8. u. 25).
Hesse-Wartegg, Ernst von, Nord-Amerika. Leipzig 1886, G. Weigel. (II, 7. 12).
Hobirk, F., Wanderungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde. VI. Band. Frankreich. Detmold, o. J. Meyer (V, 19).
Hochstetter, Ferd. v., Gesammelte Reiseberichte. Wien 1885, Hölzel. (II, 19, IV, 7).
Hübner, Alexander Freiherr von, Ein Spaziergang um die Welt. Leipzig 1880, Schmidt & Günther. (III, 8. 23).
Jacobson, Reisen an der Nordwestküste Amerikas 1881—83. Deutsch von A. Woldt. Jena, Costenoble. (II, 3. 4).
Jaworskij, Dr. J. L., Reise der russischen Gesandtschaft in Afghanistan und Buchara 1878—79. Übersetzt von Dr. E. Petri. Jena 1885, Costenoble. (III. 6).
Johnston, H. H., Der Kongo. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Leipzig 1884, Brockhaus. (I. 15)
Jung, Dr. C. J., Australische Typen und Skizzen. Aus „Globus, illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde". Braunschweig 1880, Vieweg & Sohn. (IV, 4).
Kaden, Woldemar, Italien. Glogau, o. J. Flemming (V, 7).
Kaufmann, Leopold, Bilder aus dem Rheinland. Köln 1885, Bachem. (V, 24).
Kayser, Friedrich Dr., Ägypten einst und jetzt. Freiburg 1884, Herder. (I, 38).
Kayser, Johannes Prof. Dr., Physik des Meeres. Paderb. 1873, Schöningh. (V, 8).
Klunzinger, C. B., Bilder aus Ober-Ägypten, der Wüste u. dem Roten Meere. Stuttg. 1877, Levy & Müller. (I, 40. 42).
Kählig, Th., Wanderungen in Mexico. Würzburg 1880, L. Woerl. (II, 14).
Körner, Gust., Gesandter rc., Aus Spanien. Frankf. a. M. 1867, Sauerländer. (V, 3).
Kreitner, Gustav, Im fernen Osten. Wien 1881, Hölder. (III, 9).
Lay, Max, Bangkok. Aus Westermanns „Deutsche Monatshefte". Braunschweig, Westermann. (III, 11).
Lehnert, Joseph, Linienschiffslieut., Um die Erde. Reiseskizzen rc. Wien 1878, Hölder. (I, 39).
Lenz, Oskar Dr., Timbuktu. Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan. Leipzig 1884, Brockhaus. (I, 24. 29).
Lindenberg, Paul, Berlin. Leipzig, o. J. Reclam (V, 22).
Livingstone, David, Letzte Reise in Centralafrika. Vervollständigt . . . v. Horace Waller. Rechtmäßige deutsche Ausg. besorgt von Dr. Joseph M. Boyes. Hamburg 1875, Hoffmann & Campe. (I, 14. 15).
Lübke, Wilh., Dresden. Aus „Augsb. Allg. Zeitung". Cotta. (V, 26).
Mackay, aus Wilson rc.
Marburg, Emil, Die Dajaks rc. Aus Westermanns „Deutsche Monatshefte". 28. Jahrgang (III, 25).
Meyer, Hans, Eine Weltreise. Leipzig 1885, Bibl. Institut. (III, 22).
M'Farlane, Missionsbericht. Aus „Verhandlungen der Ges. für Erdkunde zu Berlin". Berlin, Reimer. (IV, 6).
Moltke, Helmut Graf v., Briefe aus Rußland. Berlin 1877, Paetel (V, 10).
Nachtigal, Gustav Dr., Sahara u. Sudan. Berlin 1879—81, Parey. (I, 22. 37).
Noe, Heinr., Deutsches Alpenbuch. Glogau (1885), Flemming (V, 30).
Nordau, Max, Vom Kreml zur Alhambra. 2. Aufl. Leipzig 1881, Schlicke (V, 15).
Nordenskiöld, Freiherr A. E. von, Die Umsegelung Asiens und Europas auf der „Vega". Leipzig 1881, Brockhaus. (III, 2).
Ompteda, Ludw. Freih. von, Bilder aus dem Leben in England. Breslau 1881, Schottländer. (V, 17).
Palgrave, William Gifford. Reise in Arabien. Leipzig 1867, Dykische Buchh. (III, 18).
Payer, Jul., Bericht in „Jahrb. d. östr. Alpen-Vereins". Bd. VII. Wien 1871. Aus: „Über Fels u. Firn", von Th. Schwarz. Leipzig 1884, Frohberg. (II, 1).
Pechuel-Loesche, Westafrikanisches Leben. Aus „Aus allen Erdteilen" 1879. Leipzig, Fues-Reisland. (I, 7).
Powell, W., Unter den Kannibalen. Übersetzt von M. Schröter. Leipzig 1884, Hirt & Sohn. (IV, 8).
Przewalsky, N. M., Reise von Kuldscha über den Thian-schan rc. 1876 u. 77. Aus Petermanns „Mitteilungen". Gotha 1878, J. Perthes. (III, 7).

Radloff, Dr. W., Aus Sibirien. Leipzig 1884, T. O. Weigel. (III, 5).
Rampendahl, R., Die Beduinen ꝛc. Aus Arndt „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik“. Wien 1883, Hartleben. (III, 19).
Ratzel, Dr. Friedr., Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. München 1878—80, Oldenbourg. (II, 5).
Reiß, W., Die Jivaros-Indianer. Aus „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“. Berlin 1880, D. Reimer. (II, 17).
Repsold, J. G., Der Sertao der Prov. Alagoas ꝛc. Aus: „Ausland“. Stuttg., Cotta. (II, 20).
Reuleaux, Prof. F., Eine Reise quer durch Indien im Jahre 1881. Berlin 1884, Verein f. deutsche Litteratur. (III, 16).
Rodenberg, Jul., Ferien in England. Berlin 1876, Paetel. (V, 16).
Rodenberg, Julius, Nürnberg. Aus Rodenbergs „Deutsche Rundschau“ 1882. Berlin, Paetel. (V, 27).
Rohlfs, Gerhard, Kufra. Reise v. Tripolis nach der Oase Kufra. Leipzig 1881, Brockhaus. (I, 34. 35).
Rohlfs, Gerhard, Meine Reise nach Abessinien . . . . im Winter 1880/81. Leipzig 1883, Brockhaus. (I, 43).
Roskoschny, Dr. H., Afghanistan und seine Nachbarländer. Leipzig 1885, Greßner & Schramm. (III, 4).
Rückert, K. Th. Dr., Nach Nord-Afrika. Würzburg 1884, Wörl. (I, 33).
Rullmann, Wilhelm, Landschaftliches u. Geschichtliches aus dem Unter-Elsaß. Stuttgart 1871, Cotta. (V, 28).
Salvator, Erzherzog von Österreich, Um die Welt. Würzburg 1885, Wörl. (III, 17).
Schlagintweit, Robert von, die Santa Fe- und Südpacificbahn in Nord-Amerika. Köln 1884, Mayer. (II, 6).
Schleinitz, Freih. von, Aus dem Tagebuche des Korvettenkapitäns v. Werner. Aus „Verhandlungen d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin“. Berlin 1878—79, D. Reimer. (IV, 10).
Schmidt-Weißenfels, Charakterbilder aus Spanien. Stuttg. 1885, Göschen. (V, 4).
Schnitzler = Emin Bey.
Schrattenholz, Jos., Das Niederwald-Denkmal. Zürich, o. J., Orell, Füßli & Co. (V, 23).
Schütz-Holzhausen, Damian Freiherr v., Der Amazonas. Freiburg i/Br. 1883, Herder. (II, 18).
Schweiger-Lerchenfeld, Frhr. A. v., Ein modernes Weltwunder. Aus Arndt „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik“. Wien 1883, Hartleben. (II, 10).
Schweiger-Lerchenfeld, Frhr. A. v., Armenien. Jena 1878, Costenoble. (III, 21).
Schweiger-Lerchenfeld, Frhr. A. v., Von Ocean zu Ocean. Wien 1884, Hartleben. (II, 26).
Schweinfurth, Georg Dr., Im Herzen von Afrika. Neue umgearbeitete Original-Ausgabe. Leipzig 1878, Brockhaus. (I, 20).
Squier, E. George, Peru. Übersetzt von Prof. Dr. H. Schmick. Leipzig 1883, Georg. (II, 21).
Stanley, Henry M., Durch den dunkeln Weltteil. Aus dem Engl. v. C. Böttger. Leipzig 1881, Brockhaus. (I, 3. 4. 16).
Stanley, Henry M., Der Kongo u. die Gründung des Kongo-Staates. Aus dem Engl. von H. v. Wobeser. Leipzig 1885, Brockhaus. (I, 8).
Sturm, Albert, Kulturbilder aus Budapest. Leipzig 1876, Fues-Reisland. (V, 28).
Thielmann, Frhr. v., Vier Wege durch Amerika. Leipzig 1879, Duncker & Humblot. (II, 1. 13 u6).
Tyndall, John, In den Alpen. Autorisierte deutsche Ausgabe. 2. Abdruck. Braunschweig 1875, Vieweg & Sohn. (V, 31).
Ursel, Graf Charles d', Süd-Amerika. Deutsch von Dr. Zingeler. Würzburg 1882, L. Woerl. (II, 23).
Verbrugghe, G. u. L., Reisen u. Jagden in Nord-Amerika. Deutsch von H. Schubert. Norden 1881, Fischer Nachf. (II. 9).
Wernick, Fritz, Städtebilder. Neue Folge. Leipzig 1879, Schlömp. (V, 11).
Weyprecht, K., Aus „Mitteilungen über wichtige neue Erforschungen ꝛc.“ von Dr. A. Petermann. Jahrg. 1876. (III, 1).
Whymper, Fr., Alaska. Deutsch von Dr. Fr. Steger. Braunschweig 1869, Westermann. (II, 2).
Willkomm, Dr. Moritz, Die pyrenäische Halbinsel. Leipzig, 1884, Freytag. (V, 21).
Wilson, C. T. u. Felkin, R. W., Uganda und der ägyptische Sudan. Stuttgart 1883, Cotta. (I, 18. 21).
Wüllerstorff-Urbair, Frhr. v., Reise der „Novara“ um die Erde, 1857—59. 1861. K. k. Hof- u. Staatsdruckerei, in Kommiss. Gerolds Sohn. (IV, 9).
Zehden, Karl Prof. Dr., Nizza und Monako. Aus Arndt „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik 1881. Wien ꝛc., Hartleben. (V, 10).
Zöller, Hugo, Pampas und Anden. Stuttgart 1884, Spemann. (II, 22).
Zöller, Hugo, Das Togoland und die Sklavenküste. Stuttgart 1885, Spemann. (I, 27).


Aus allen Erdteilen.
Geographische
Charakterbilder.
HEINRICH
SCHÖNINGH
MÜNSTER
WESTFALEN.
Del. 1885. E. BRÜNING inv. et fec.

Aus allen Erdteilen

neue geographische Charakterbilder

für

Schule und Haus

zusammengestellt und herausgegeben

von

Dr. **Otto Hellinghaus** und **Julius Treuge**,
Lehrern am Realgymnasium zu Münster i./W.

Mit vielen Vollbildern und zahlreichen kleineren Holzschnitten im Texte.

Münster i./W. 1886.
Heinrich Schöningh.

Afrika.

1.

Im Reiche Urua. König Kasongo.

V. L. Cameron.

Das eigentliche Urua erstreckt sich über neun Grade südlicher Breite. Es wird im Westen von dem Lomami, im Osten von den Stämmen am Ufer des Tanganjika-Sees begrenzt. Das ganze Reich ist in viele Distrikte geteilt, deren jeder von einem Kilolo oder Hauptmann regiert oder vielmehr mißregiert wird. Die einen sind erbliche Statthalter, andere werden von Kasongo, dem Herrscher Uruas, für eine Periode von vier Jahren ernannt.

Nach Ablauf dieser Zeit werden sie, wenn er mit ihnen zufrieden war, entweder wieder ernannt oder nach einem anderen Distrikt versetzt, oder sie dürfen sich ins Privatleben zurückziehen; haben sie sich aber sein Mißfallen zugezogen, so läßt er ihnen die Nase, die Ohren oder Hände abschneiden.

Die Rangstufen sind in Urua streng geschieden, und die Höherstehenden heischen von den Niedrigeren vollkommenste Ehrerbietung. Mir ist ein Fall der Art, weil ich Zeuge davon war, besonders lebhaft im Gedächtnis geblieben. Ein Mann, der selbst einen ziemlich hohen Rang bekleidete, wagte es bei einer Unterhaltung mit mir, sich niederzusetzen, während ein im Range über ihm Stehender dabei aufrecht stand. Augenblicklich wurde er beiseite gerufen und ihm ein derber Verweis erteilt, und später erfuhr ich, er habe es nur meiner Gegenwart zu verdanken gehabt, daß ihm dies schwere Verbrechen nicht seine beiden Ohren kostete.

Die Strafen, welche von Kasongo und seinen mit hoher Machtvollkommenheit begabten Häuptlingen verhängt werden, bestehen in Tod und Verstümmelung. Die Nase, ein Finger, eine Lippe, ein halbes oder ein ganzes Ohr werden wegen eines leichten Fehltritts abgeschnitten; ernstere Vergehen werden mit dem Verlust der Hände, Zehen, Ohren und des Lebens geahndet.

Kasongo, oder der jedesmalige Herrscher, maßt sich göttliche Macht

und Ehren an und giebt vor, viele Tage keine Speise zu sich zu nehmen, ohne daß er Hunger empfinde; ja, er behauptet, als Gott sei er erhaben über das Bedürfnis zu essen, und er esse, trinke und rauche nur, weil es ihm Vergnügen mache.

Für alle Bewohner Uruas gilt das Gesetz, daß sie sich selbst Feuer anzünden und selbst ihre Speisen kochen. Kasongo allein hält sich nicht an diese Vorschrift gebunden; nur wenn durch irgend einen Zufall keiner von den Leuten, die diesen Dienst für ihn zu verrichten haben, in der Nähe ist, läßt er sich herab, es mit eigener Hand zu thun.

Niemand in Urua gestattet, daß andere ihm zusehen, wenn er ißt oder trinkt, und doppelt streng bewahrt man die Heimlichkeit dem anderen Geschlecht gegenüber. Oft sah ich, wenn einem Speise gereicht wurde, daß er ein Tuch vorhalten ließ, um sich während des Trinkens dahinter zu verbergen.

Fast jeder Eingeborene trägt ein kleines Götzenbild um den Hals oder Arm. Überall werden auch Götzenbilder von Zauberern umhergetragen und von diesen angeblich um das Heil ihrer Verehrer befragt; solche Zauberer, die sich aufs Bauchreden verstehen, machen dabei besonders gute Geschäfte.

Der große Mittelpunkt ihrer Religion ist aber der Götze Kungwe a Banza, der den Gründer der Kasongoschen Dynastie vorstellen und allmächtig sein soll, sowohl im Guten wie im Bösen. Seine Hütte steht auf einer Lichtung inmitten dichter Dschungeln. Er hat immer eine Schwester des regierenden Häuptlings zur Frau. Rings um die Dschungeln wohnt eine Anzahl Priester, welche den heiligen Hain vor unheiligen Eindringlingen hüten und die Opfer für den Götzen sowie auch einen großen Teil des Tributs, der an Kasongo gezahlt wird, in Empfang nehmen. Aber obgleich sie eine so hohe Amtswürde bekleiden und so vertraut sind mit dem ganzen Ceremoniendienst, der dem Gotte gebührt, ist es ihnen doch nicht gestattet, ihn selbst mit Augen zu schauen; dies Vorrecht haben einzig seine Frau und der regierende Häuptling, welcher ihn bei wichtigen Anlässen um Rat fragt und ihm bei seiner Thronbesteigung und nach einem großen Siege über seine Feinde Opfer darbringt.

Trotz aller Bemühungen konnte ich den Standort dieses Götzen nicht genau ermitteln; ich bin aber von seinem Dasein fest überzeugt, denn alle Angaben, die mir darüber gemacht wurden, stimmen in allen wesentlichen Punkten vollkommen überein.

Als ein Mittel, deren Wahrheit noch weiter bezeugt zu sehen, machte ich mehrmals den Versuch, daß ich dicht hinter einem Eingeborenen hergehend das Wort „Kungwe a Banza" aussprach. Er zuckte dann plötzlich wie vom Schlage gerührt zusammen, und wenn auch, der Natur des Negers gemäß, sein Gesicht nicht erbleichen, noch sein Wollenhaar sich emporsträuben konnte, so verrieten doch seine Mienen und Gebärden die höchste

Angst, als fürchtete er, die schreckliche Gottheit sei ihm schon auf den Fersen und werde ihn im nächsten Augenblick fortschleppen. Kein Zweifel also, die Eingeborenen haben vor diesem ihrem großen Götzen eine so heilige Scheu, daß sie den Namen Kungwe a Banza nicht ohne Furcht und Zittern über ihre Lippen bringen.

In der Tracht und der Tättowierung unterscheiden sie sich kaum von den östlich wohnenden Waguha, nur der Kopfputz ist ein anderer; die meisten ziehen nämlich all ihr Haar von der Stirn nach rückwärts und binden es hinten in einen ganz sonderbar geformten, weit abstehenden Knoten zusammen, der dem Henkel eines Napfes nicht unähnlich ist



Eingeborene von Urua.

Die Männer tragen auch eine sonderbar geformte Kopfbedeckung, zuweilen verziert mit einem Federbusch aus den roten Schwanzfedern des grauen Papageis. Größe und Form des Federbusches sind je nach dem Range des Mannes verschieden. Als Schurz verwenden sie ein Stück Tierhaut, und zwar legen die Männer aus demselben Geschlecht oder derselben Familie die Haut von demselben sie kennzeichnenden Tiere an, wenn sie vor dem Häuptling erscheinen.

Die Ceremonien bei der Bestattung eines Häuptlings von Urua haben an Abscheulichkeit wohl nicht ihresgleichen.

Man leitet nämlich den Lauf eines Flusses ab, gräbt eine breite und tiefe Grube in sein Bett und bedeckt deren Boden mit lebenden Frauen. An dem einen Ende kauert eine Frau auf ihre Hände und

Kniee nieder; auf ihren Rücken wird der tote Häuptling gesetzt, mit seinen Perlen und anderen Schätzen geschmückt und auf jeder Seite von einer seiner Frauen gehalten, während die dem Range nach zweite Frau zu seinen Füßen sitzt. Dann schaufelt man Erde darüber, und alle Frauen, mit Ausnahme der zweiten, werden lebendig begraben. Ihr ist die Sitte gnädiger als ihren Genossinnen; denn sie gewährt ihr das Vorrecht, getötet zu werden, ehe das scheußliche Grab zugeworfen wird. Wenn dies geschehen ist, wird eine Anzahl männlicher Sklaven, manchmal vierzig bis fünfzig, geschlachtet und mit ihrem Blute das Grab besprengt; hierauf läßt man den Fluß wieder in sein Bett zurückströmen. Mit Bambarré, dem Vater Kasongos, sollen nicht weniger als hundert Frauen lebendig begraben worden sein; hoffen wir indes, daß diese Zahl auf Übertreibung beruht.

Kleinere Häuptlinge werden nur mit zwei bis drei Frauen begraben, und auch nur wenige männliche Sklaven müssen ihr Blut zur Besprengung des Grabes vergießen. Der gemeine Mann aber wird ganz allein in seine Gruft gesetzt, den Zeigefinger der rechten Hand emporgerichtet, so daß er damit gerade bis an die Spitze des Grabhügels reicht.

Am 21. Januar 1875 traf Kasongo nach längerer Abwesenheit in seiner Hauptstadt Kilemba wieder ein, nachdem immer wachsender Lärm von Trommeln und Jauchzen sein Nahen schon lange verkündigt hatte.

Nachmittags ging ich, ihm meinen Besuch abzustatten. Beim Eintritt in die Umzäunung seiner Massumba (Residenz) suchten meine Blicke vergebens nach einer Gestalt, in der ich einen so großen Häuptling, als welcher mir Kasongo geschildert worden, hätte vermuten können. Als aber die versammelte Menge eine Gasse bildete, um mich hindurch zu lassen, sah ich vorn an der Hausthüre einen jungen Mann stehen, der seine Umgebung fast um eines Kopfes Länge überragte. Das war der berühmte Kasongo. Hinter ihm standen einige Frauen, die seine Schilde trugen; er selbst hielt seinen Speer in der Hand.

Es waren alle möglichen Vorkehrungen getroffen, um ungeladene Gäste oder unwillkommene Eindringlinge fern zu halten. Der Eingang zu der Massumba war jetzt stark von Schildwachen besetzt, und ein Pförtner mit einem Schurz von Leopardenfell um die Hüfte und mit einem gewaltigen Hakenstock in der Hand forschte jeden Ankommenden mit der peinlichsten Genauigkeit aus, bevor er ihn in die Nähe des Herrschers zuließ. Kasongo, umgeben von seinen Fetisch-Priestern und einer kleinen Zahl seiner Frauen, geleitete uns in die Haupthütte. Hier überreichten wir ihm ein kleines Geschenk und verabschiedeten uns dann sogleich wieder; denn es war dies nur eine der gewöhnlichen Versammlungen. Doch gab mir Kasongo als Ehrenbegleitung seine Musikbande mit und ließ mich von ihr nach Hause spielen.

Ihre Instrumente bestanden aus hölzernen Trommeln und hohlen Kürbiskugeln; in letztere wurde geblasen und so ein Ton erzeugt, der etwa dem eines Jagdhorns glich.

Durch die hohe Auszeichnung, die mir dadurch zu teil ward, daß ich den Heimweg unter den Klängen von Kasongos Musikbande zurücklegte, hätte ich mich sehr geschmeichelt fühlen sollen, wäre nur nicht der Höllenlärm, den diese Künstler vollführten, gar zu unerträglich gewesen. Ich schickte ihnen einige Perlen, in der Hoffnung, daß sie, wie die Leierkastendreher in der civilisierten Welt, den Wink verstehen und sich forttrollen würden. Aber die unverdorbenen Söhne Afrikas sahen in der Gabe ein Zeichen meines Beifalls oder dachten wohl, ich hätte sie damit für den ganzen Rest des Tages engagiert, genug, sie hörten nicht auf, vor meinem Wohnraum mir zu spielen, bis die Sonne untergegangen war.

Nachdem Kasongo einmal mich und meine Wunderdinge gesehen, fing auch er an, mich um alles anzubetteln, was ich besaß. Meine Gewehre, der Hut, die Stiefel, die Pistolen, die Bücher, alles gefiel ihm, und alles wollte er haben. Und er war ein sehr beharrlicher und sehr schwer abzuweisender Bettler!

Durch meine Weigerung, seinen Betteleien Gehör zu schenken, hoffte ich ihn für immer los geworden zu sein; aber mitten in der Nacht aus dem Schlafe geweckt, fand ich ihn in unserem Lager, in der Absicht, eine Flinte gegen zwei Elefantenzähne einzuhandeln. Sowie er meiner ansichtig wurde, bat er um Patronen; ich nahm aber von seinem Begehren keine Notiz, sondern zog mich wieder in meine Hütte zurück. Bald hörte ich ihn draußen rufen: „Bwana Cameroni, Bissonghi Bissonghi!“ (Herr Cameron, Patronen, Patronen!)

Ich lachte ihn aus und rief meinerseits: „Kasongo, Kasongo, Bissonghi, Bissonghi“, aber er ließ nicht ab mit Betteln und wollte sich schließlich sogar mit einer einzigen begnügen.

Endlich war der Tag der feierlichen Abschiedsaudienz gekommen. Am Morgen desselben, früh sieben Uhr, erschien ein Bote von Kasongo, durch den er mir sagen ließ, er hoffe, ich würde mich ohne Verzug in seiner Massumba einfinden.

Um vor Verrat gesichert zu sein, nahm ich eine größere Anzahl Bewaffneter mit.

In der Massumba fanden wir Kasongo fast ganz allein in seiner Herrlichkeit thronen, während draußen die Häuptlinge mit ihrem Gefolge schon in großer Zahl versammelt waren. Zuerst wollte man unsere bewaffnete Begleitung nicht einlassen, doch beschwichtigte ich die Schildwachen durch die Versicherung, ich hätte die Leute lediglich zu Ehren Kasongos mitgebracht, weil es mir unziemlich erschiene, einem so mäch-

tigen Häuptling bei einer so feierlichen Gelegenheit ohne ein stattliches Gefolge zu nahen.

Ich selbst trug keine Flinte, sondern hielt nur für den Notfall meinen Revolver bereit.

Bald nahm die Ceremonie ihren Anfang.

Vor Kasongo stand ein Mann, der eine seltsam geformte Axt in die Höhe hielt, und zunächst hinter ihm vier Weiber, deren eins eine Axt von ähnlicher Form in der Hand hatte. Dann folgten mehrere Weiber mit seinen Schilden und eine Reihe Männer mit allen seinen Gewehren, zu beiden Seiten von Scharfrichtern und anderen Beamten umgeben. Im Hintergrunde hockten seine Frauen und Kinder.

Kasongo gegenüber dicht am Eingange der Massumba waren die von ihm herbeschiedenen Häuptlinge, bestens herausgeputzt, mit ihrem Gefolge aufgestellt.

Jetzt begannen die zunächst hinter Kasongo stehenden Weiber die Liste seiner Titel und die Beschreibung seiner Macht und Größe in brummendem Tone abzuleiern, bisweilen von der Versammlung im Chore begleitet.

Als diese lange Einleitung zu Ende war, schritten die Häuptlinge einzeln, der niedrigste im Range zuerst, von ihrem Platze vor, um die Begrüßung in schuldiger Weise auszuführen. Jeder hatte einen Knaben mit einem Sack voll zerstoßenem Pfeifenthon oder Zinnober zur Seite; war er nun etwa zwanzig Schritte von Kasongo entfernt, so griff er in den Sack und rieb sich mit dessen Inhalt Brust und Arme ein. Dabei wiegte er sich von einem Fuß auf den anderen, indem er mit äußerster Anstrengung seiner Stimme Kasongos Titel ausrief.

Wenn er sich genug eingeschmiert hatte, zog er sein Schwert und stürzte auf Kasongo los, als wollte er ihn niederstoßen, aber im Moment des Herankommens fiel er plötzlich auf die Kniee, stieß das Schwert in den Boden und rieb seine Stirn im Staube.

Kasongo nahm die Begrüßung mit einigen Worten entgegen; dann erhob sich der Häuptling wieder und ging zu seinem Gefolge zurück.

Nachdem alle Häuptlinge in gleicher Weise ihre Huldigung dargebracht, hielt Kasongo selbst eine lange Rede, in der er seine göttlichen Rechte, seine Größe und Macht ins Licht setzte und schließlich erklärte, der einzige Mensch, der sich mit ihm vergleichen dürfte, wäre sein Vetter Mata Yafa.

Nachdem dann einer unserer Leute in der Urua-Sprache geantwortet hatte, wurden wir endlich in Gnaden entlassen.

2.

Markt zu Njangwe.

V. L. Cameron.

Njangwe ist von den Händlern aus Sansibar gut gewählt zu einer beständigen Niederlassung am Lualawa. Es besteht aus zwei Dörfern, jedes auf einer Erhöhung über dem Flusse gelegen; dazwischen zieht sich ein enges Thal hin, das von einem schlammigen Flüßchen bewässert wird und vorzüglich guten Reisboden bietet.

Das rechte Ufer des Flusses, an dem Njangwe liegt, ist durch seine hohe Lage vor Fieber geschützt; das linke aber ist niedrig und alljährlich Überschwemmungen ausgesetzt, welche verwesende Stoffe und Stauwasser zurücklassen. Einen pestilenzialischeren Ort kann man sich kaum denken; aber trotzdem leben und gedeihen daselbst die Eingeborenen und spüren von dem Miasma, wie es scheint, keine nachteilige Wirkung.

Alle vier Tage wurde in beiden Orten der Niederlassung großer Markt abgehalten, den auch die Häuptlinge und Kanoesbesitzer der Umgegend besuchten; meine Hoffnung, Kanoes zu beschaffen, um auf denselben den Lualawa-Kongo bis zum Meere hinabzufahren, war daher groß.

Allein gleich auf dem ersten Markt, der nach meiner Ankunft stattfand, sah ich, daß Kauris [1]), Ziegen und Sklaven bei größeren Einkäufen die einzig geltenden Zahlungsmittel waren, und da ich hiervon nichts besaß, konnte ich keinen Handel abschließen. An den Markttagen sah man frühmorgens auf dem Flusse von allen Richtungen her Kanoes mit Leuten kommen, die Töpferwaren, Palmöl, Fische, Federvieh, Mehl, Salz, Kattun, Sklaven, kurz alle Erzeugnisse des Landes auf den Markt brachten.

Hatte man die von Menschen und Sachen überfüllten Kanoes ans Land gezogen, so nahmen die Männer ihre Ruder über die Schultern und schlenderten langsam nach dem Marktplatze, es den Weibern überlassend, die Waren dorthin zu bringen. Diese trugen sie auf dem Rücken in großen Körben, welche an einem um den Hals geschlungenen Riemen hingen, wie bei den schottischen Fischweibern.

Die Männer gingen müßig auf dem Marktplatze umher, es sei denn, daß etwas Wichtiges, wie die Versteigerung eines Sklaven, ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

---

1) (Cypraea moneta) weißliche Porzellanschnecken, die zum Schmücken dienen und als Münze gelten.

Die Weiber dagegen richteten Gedanken und Sinn ganz auf das wichtige Geschäft des Handelns und Feilschens, und sobald sie den passenden Fleck für ihren Kram ausgewählt hatten, ließen sie den Korb herab und breiteten die Verkaufsgegenstände auf dem Boden aus. In dem Korbe sitzend und am Boden hockend, hatte die Verkäuferin das Aussehen einer neuen Art von Schaltieren; der Korb diente als Muschel und schützte das zarte Wesen vor der Berührung mit der feuchten Erde.

Sämtliche Käufer und Verkäufer drängten sich in einen dichten Haufen zusammen, keiner trat einen Schritt aus diesem Knäuel zurück, obwohl Raum genug zu freier Bewegung vorhanden war. Alle aber schienen fest entschlossen, sich drei bis vier Stunden lang in eine schwitzende, um nicht zu sagen stinkende Masse zu quetschen, deren üble Ausdünstung rings die Luft verpestete. Plötzlich begann es sich an einer Stelle zu regen, und binnen zwanzig Minuten war die ganze, zweitausend Kopf starke Versammlung auseinander gestoben.

Jeden Tag ist auf einem anderen neutralen Boden Markt; die beständigen Fehden unter den verschiedenen Stämmen ruhen während der Marktzeit, sowie auch auf dem Wege der Marktbesucher von und nach ihren Dörfern.

Mit Ausnahme des Marktes in Njangwe werden die Märkte auf unbewohnten Plätzen abgehalten; hier standen nur die eben des Marktes wegen an dieser Stelle errichteten Häuser der Händler, nebst den Hütten für ihre Sklaven und Träger. Wie zu allen diesen Märkten die Häuptlinge der Umgegend sich einfinden, lungerten sie auch in Njangwe um die Veranden der arabischen Kaufleute herum, in eifriger Unterhaltung begriffen über die Preise von Elfenbein, Ziegen und Sklaven.

3.

Im Urwald Mitamba am oberen Kongo.

H. M. Stanley.

Am 6. November 1877 rückten wir dem gefürchteten, schwärzlichen und schaurigen, nördlich von Njangwe gelegenen Walde Mitamba näher und traten endlich, nachdem wir dem Sonnenschein und der hellglänzenden Landschaft lebewohl gesagt, in denselben ein.

Wir hatten einen Fehler gemacht, wir waren nicht früh genug aufgebrochen. Tipo-Tips[1]) aus höchst verschiedenen Menschen jedes Lebens-

1) Der arabische Händler Tipo-Tip begleitete mit 700 Mann Stanley anfangs auf seiner Expedition.

alters buntgemischte Kolonne zog voraus, und der in ihr herrschende Mangel an Ordnung und Gedrängtheit des Zuges wurde uns im Nachtrabe zu einer Quelle von mancherlei Not und Beschwerde.

Wir, die wir an ein schnelles Marschieren gewöhnt waren, mußten öfter minutenlang auf einer Stelle stehen bleiben und geduldig warten, bis wir einige Schritte vorrücken konnten, und danach wurde wieder Halt gemacht, und wenn wir eine kurze Strecke weiter gezogen, konnten wir wieder nicht vorwärts. Während der ganzen Zeit ließen aber die Bäume unablässig ihren Tau wie Regen in großen, runden Tropfen auf uns niederfallen. Jedes Blatt schien Thränen zu vergießen. An den Stämmen und Zweigen und längs der Schlinggewächse und der von Pflanzen gebildeten Guirlanden träufelte die Feuchtigkeit herab und fiel auf uns nieder. Über unseren Köpfen schlossen die sich weit ausbreitenden Zweige in vielen durcheinander gewobenen Schichten, da jeder Zweig breite, dicke Blätter trug, ganz und gar das Tageslicht ab. Wir wußten nicht, ob draußen die Sonne hell schien oder ob der Tag dunkel, trübe und neblig sei; denn wir zogen in einem matten, feierlichen Zwielicht dahin, so wie man es in der gemäßigten Zone eine Stunde nach Sonnenuntergang beobachten mag. Der Pfad wurde bald zu einem zähen, lehmigen Teige, und bei jedem Schritte spritzten wir schlammiges Wasser über die Beine unserer Vorder- und Nebenmänner.

Zu unserer Rechten und Linken türmte sich ungefähr zwanzig Fuß hoch das Unterholz auf, die niedere Welt der Vegetation. Der Boden, auf dem dasselbe gedeiht, ist ein dunkelbrauner vegetabilischer Humus, die seit Jahren angehäuften Überreste faulender Blätter und niedergefallener Zweige, ein wahres Treibhaus für das Pflanzenleben, ein Mistbeet, das beständig mit Feuchtigkeit getränkt, in erstaunlichem Grade die Zeugungskraft der Natur in den feuchtwarmen Schatten der Tropen veranschaulicht.

Da der unter dieser Dammerde liegende steife Lehm die Feuchtigkeit nicht durchläßt, so bietet sie beständig den Millionen von kleinen Wurzeln der Kräuter, Blumen und Gebüsche reichliche Bewässerung. Die unzählbaren Arten von Gewächsen, welche mit so wunderbarer Schnelligkeit aufschießen, würden, wenn sie einem Sturme ausgesetzt würden, bald zum großen Teil auf dem Boden hingestreckt liegen. Aber wie vermöchten rauhe Windstöße in das tiefe Gefängnis dieses Waldschattens einzudringen? Der Sturm mag außerhalb dieser Welt von Blättern brausen, aber in ihrem tiefen Schoße würde doch die ungestörteste Stille herrschen. Man braucht nur an einem Bäumchen zu zerren und man bemerkt sogleich, daß die lockere Dammerde nicht die Kraft besitzt, dasselbe festzuhalten, und daß seine Wurzeln nicht in den Lehm eingedrungen sind. Selbst die Riesen des Waldes sind nicht tief eingedrungen, wie man an ihren zur Hälfte offen daliegenden Wurzeln sieht; sie scheinen sich in ihrer auf-

rechten Stellung mehr durch die Breite ihrer Basis als durch einen festen, tiefen Griff in die Erde hinein zu erhalten.

Kaum einige Minuten pflegten zu vergehen, ohne daß wir in Gräben hinabsteigen mußten, in welchen sich die Gewässer aus den Laubestiefen der Dattelpalmen, der Amoma, Karpodinae und Phrynia sammelten, um in diesen Rinnen dem Kundafluß zugeführt zu werden. Wenn wir aus diesen Bächen an ihren steilen Ufern emporkletterten, so streiften an unserem Gesicht die breiten Blätter des Amomum oder der wilden Banane und verschiedener Arten von Feigenbäumen hin, oder lange Ranken des am Boden kriechenden oder zu den Baumzweigen emporkletternden wilden Weines versperrten uns den Weg.

Natürlicherweise wurden wir durch diese neue Art zu reisen nicht in die beste Stimmung versetzt. Der Tau tröpfelte und klatschte bis um 10 Uhr vormittags unaufhörlich auf uns nieder. Unsere Kleider waren, von ihm gesättigt, schwer geworden. Mein weißer, helmförmiger Sonnenhut schien mit Blei belastet zu sein. Da er zu schwer war und mir überdies in dem kühlen, dumpfigen Schatten nichts nützen konnte, so übergab ich ihn meinem Flintenträger; denn meine Kleider, Gamaschen und Stiefel, welche bei jedem Schritt sich über das eingedrungene Wasser in allerhand Klagetönen zu beschweren schienen, hatten schon gerade so viel Gewicht, als ich nur tragen konnte. Zu dieser Plage kam nun noch der Schweiß, welcher aus jeder Pore troff; denn die Atmosphäre war erstickend. Man konnte den Dampf aus der heißen Erde emporsteigen und sich wie eine graue Wolkenschicht über unseren Häuptern lagern sehen. Am frühen Morgen war er so dicht gewesen, daß man kaum die verschiedenen Bäume an ihrem Laubwerk unterscheiden konnte.

Um 3 Uhr nachmittags hatten wir Mpotira erreicht, das in dem zu Manyema gehörenden Distrikt Uzimba, 21 ½ Meilen von dem arabischen Handelsplatze am Lualawa (Kongo) entfernt liegt.

Die armen Bootträger kamen erst am Abend an; denn die Bootteile, an sich schreckliche Lasten, hatten, wie stumpfe Pflugscharen durch zähen Boden, durch das dichte Laub fortwährend hindurchgezwängt werden müssen. Die Leute klagten bitter über große Ermattung, und ihretwegen rasteten wir in Mpotira.

Welcherlei Erfahrungen wir an den nächsten beiden Tagen im Walde machten, mag man aus der Durchlesung der in mein Tagebuch eingetragenen Notizen entnehmen, aus welchen ich auszugsweise folgendes mitteile:

„8. November. Wir haben heute eine schreckliche Zeit in diesen Wäldern durchgemacht, und Bwana Schokka, welcher diese Gegend schon früher besucht hat, erklärt, indem er stolz auf uns herabblickt, daß unsere bisherigen Erfahrungen nur ein schwacher Anfang von den Leiden seien

welche wir wochenlang würden ertragen müssen. Ein solches Kriechen, Greifen und Grapsen, Zerren und Zwängen durch die feuchten, dumpfigen Dschungeln, und eine solche Höhe und Tiefe der Waldungen! .... Einmal gewannen wir von einem Baume auf dem Gipfel einer Anhöhe eine Seitenaussicht über die wilden Waldungen zu unserer Linken, welche in regellosen Wellen von Zweigen und Laubwerk bis in das Thal des Lualawa hinabwogten. Über den Lualawa hinweg gewahrten wir mit aufmerksamen Blicken etwas, das wie grüne Grasebenen aussah. O, welch ein Gegensatz zu dem Ungemach, das wir hier zu erdulden hatten! Sie eröffnete uns eine wildromantische, unheimliche Scene, diese Rundsicht über die Gipfel einer Welt von Laubwerk! .... Es war manchmal so finster in den Wäldern, daß ich die Worte nicht erkennen konnte, wenn ich mit Bleistift Bemerkungen über unseren Weg in mein Notizbuch einschrieb. Um 3 ½ Uhr nachmittags kamen wir im Lager an, völlig erschöpft von dem Kämpfen und Ringen durch das dicht gewachsene Gebüsch und von der drückenden Atmosphäre. O, nur einen Atemzug frischer Bergluft!"

„9. November. Ein Marsch von 10 ½ Meilen nach Kiussi in Urega.

Wieder einmal eine schwere Tagesarbeit in Wald und Dschungel! Unsere Expedition marschiert nicht mehr in der dichtgeschlossenen Kolonne, welche mein Stolz war. Sie ist ganz aus Rand und Band. Ein jeder arbeitet sich, wie und wo er's am besten kann, durch den Wald hindurch; der Weg ist, da er über einen lehmigen Boden führt, ganz schlüpfrig, so daß man beim Vorwärtsmarschieren jeden Muskel brauchen muß. Die Zehen greifen in den Boden ein, der Kopf trägt die Last, die Hände biegen die den Weg versperrenden Gebüsche auseinander, der Ellbogen schiebt die Stengel zur Seite. Gestern klagten die Bootträger so sehr, daß ich aus allen Führern eine Pionierabteilung bildete, welche den Pfad mit Äxten lichten sollte. Natürlich konnten wir keine breite Straße herstellen. Es lagen viele Riesenbäume quer über den Pfad am Boden, und jeder hatte einen Berg von Ästen und Zweigen über sich, und so waren wir oft gezwungen, in weitem Bogen den Pfad im Dickicht auszuholzen, um sie zu umgehen. Meine Bootträger sind ganz erschlafft." .....

Am 15. marschierten wir sechs und eine halbe Meile bis Wane-Kirumbu. Von diesem Dorfe aus, das, wie alle übrigen, durch welche wir gekommen waren, auf einer Anhöhe lag, eröffnete sich uns die weiteste Aussicht, die wir bisher seit unserem Einmarsch in den Wald gehabt hatten. Nach Norden und Nordosten gewahrte man nichts als einen wüsten Wirrwarr dichtbewaldeter Hügel, welche enge und tiefe Thäler voneinander trennten. Dieser Anblick war wirklich sehr entmutigend und von übler Vorbedeutung.

Unser Marsch war zwar kurz, aber doch an mancherlei Zwischenfällen reich. In dem weichen Kot und feuchten Dunst, welchen der starke Tau ohne Unterbrechung während der letzten zehn Tage in dem von uns durchreisten Walde hervorgebracht hatte, waren meine Schuhe schnell abgenutzt und unbrauchbar geworden, und die Hälfte des Marsches ging ich barfuß. Ich mußte dann aus meinem Vorratskoffer das letzte Paar Schuhe hervorholen, und dabei waren wir doch noch immer recht eigentlich im Mittelpunkt des Kontinents. Was sollte ich thun, wenn es mit allem Schuhzeug zu Ende ging?

Die Gesichter der verschiedenen Leute meiner Begleitung wären in diesem Lager für einen Studienzeichner sehr interessant gewesen. Ihr Mut schwand jetzt nachgerade ganz dahin, indem sie sich Tag für Tag durch den traurigen, schrecklichen Wald hindurcharbeiteten. Wir sahen auf diesem Marsche einen zehn Fuß langen Python, eine grüne Viper und eine scheußliche Puffnatter, außerdem ganze Dutzende von Affen, von der weißhalsigen oder glänzendschwarzen sowie auch der kleinen, grauen Species und die großen, heulenden Paviane. Wir hörten auch den Soko oder Schimpanse und sahen ein einzelnes Soko-Nest in der von den Zweigen eines großen Baumwollbaumes gebildeten Gabel. Auch ein Lemur (Maki) wurde beobachtet; das rauh klingende, abscheuliche Geschrei dieser Makis störte uns in allen Nächten.

Auf dem Pfade zeigten sich auch schwarze und braune, sechs Zoll lange Tausendfüße; die Menge der Käfer war nicht zu zählen, und ganze Armeeen der tiefbraunen „Heißwasser“-Ameisen zwangen uns, bei jedem Schritte vorsichtig zu sein.

Die Schwierigkeiten einer solchen Reise, wie wir sie begonnen hatten, kann man sich vorstellen, wenn wir berichten, daß ein kurzer Marsch von $6\frac{1}{2}$ engl. Meilen die 24 Mann, welche die Bootteile trugen, einen ganzen Tag vollauf beschäftigte und sie so sehr ermüdete, daß wir noch einen Tag in Wane-Kirumbu verweilen mußten, damit sie nach ihrer Erschöpfung wieder zu Kräften kommen könnten.

Das schreckliche Unterholz, welches hier den ganzen Raum unter dem Schatten der säulenförmigen Baumwoll- und der mastähnlichen Moulé-Bäume vollstopfte, war ein Wunder der Vegetation. Es bestand aus Farnkräutern, Stechgras, Wasserrohr und orchideenartigen Pflanzen, untermischt mit wildem Wein, taudicken, langen Zweigen der Ficus elastica und einzelnen Mimosen, Akazien und Tamarinden; ferner aus Lianen, Palmen verschiedener Arten, wilden Dattelbäumen, Raphia vinifera, Öl- und Fächerpalmen, Palmried und hundert anderen Varietäten, die sich jeden Zoll Raumes streitig machten und mit einer Üppigkeit und in solcher Dichtigkeit sich emporbrängten, wie sie nur eine so außerordentliche Treibhausatmosphäre hervorbringen und erhalten konnte. Wir hatten

gewiß schon vorher manchen Wald gesehen, aber diese Waldscenen waren eine Epoche in unserem Leben, deren wir wegen der bitteren Schmerzen, die sie uns bereitet hat, immerdar gedenken werden. Die beständige Dunkelheit steigerte noch das traurige Elend unseres Lebens; dazu die alles beschmutzende Feuchtigkeit, die ungesunde, dampfende Atmosphäre und die Einförmigkeit der Landschaftsbilder; nichts als das ewige Gewirr von Zweigen und Laubwerk, diese hohen Stämme, welche aus einem zu lauter Knoten verschlungenen Dickicht emporstiegen, durch welches wir, wie wilde Tiere, uns auf Händen und Füßen durchzuwühlen und durchzuwinden hatten.

4.

Kampf mit Kannibalen auf dem oberen Kongo.

H. M. Stanley.

Am Morgen des 29. Dezembers 1876 fuhren wir, von ein paar Eingeborenen in einem kleinen Fischer-Kanoe begleitet, am linken Ufer des Kongo entlang und kamen zu der Einmündung des Kasuku, eines Flusses mit schwärzlichem Wasser und an seiner Mündung gegen 100 Meter breit. Dieser gegenüber liegt auf dem Südende von Kaimba, einer langen, waldbewachsenen und am rechten Stromufer, etwas oberhalb des Zusammenflusses, belegenen Insel, das bedeutende Dorf Kisanga-Sanga.

Unterhalb der Insel Kaimba und des Nachbarlandes nimmt der Livingstone (Kongo) eine Breite von beinahe 1650 Meter an. Die Ufergegenden sind sehr stark bevölkert; die Dörfer auf dem linken Ufer bilden den Distrikt Luavala. Wir glaubten eine Weile, daß man uns würde ruhig vorbeifahren lassen, aber bald ließen die großen hölzernen, aus riesigen Bäumen ausgehöhlten Trommeln donnernd das Signal ertönen, daß Fremde angekommen seien. Um jede Möglichkeit eines Friedensbruches zwischen uns zu erschweren, zogen wir uns bis zur Mitte des Stromes zurück, legten dann unsere Ruder ruhig in die Boote und ließen uns von der Strömung treiben. Aber von beiden Ufern fuhren jetzt plötzlich die wilderregten Eingeborenen im Einverständnis auf uns los. Sie trugen prunkende Federaufsätze auf ihren Köpfen und waren mit breiten, schwarzen Holzschilden und langen Speeren bewaffnet. Es wurde unseren Dolmetschern, zwei jungen Leuten aus Ukusu (Kannibalen), befohlen, das Wort „Sennenneh!“ (Friede) auszurufen und den Dorfbewohnern zu sagen, daß wir Freunde wären.

Diese wollten aber auf unsere Begrüßungen nicht antworten und forderten uns in einer frechen und keine Einrede gestattenden Weise zur Umkehr auf.

„Wir thun euch ja aber nichts zuleide, Freunde. Die Strömung führt uns mit sich fort, und der Strom wird nicht anhalten oder rückwärts gehen.“

„Dies ist unser Strom.“

„Ganz wohl; so sagt ihm, daß er uns rückwärts treiben möge, und wir wollen dann gehen.“

„Wenn ihr nicht umkehrt, so werden wir mit euch kämpfen.“

„O nein, thut dies nicht; wir sind Freunde.“

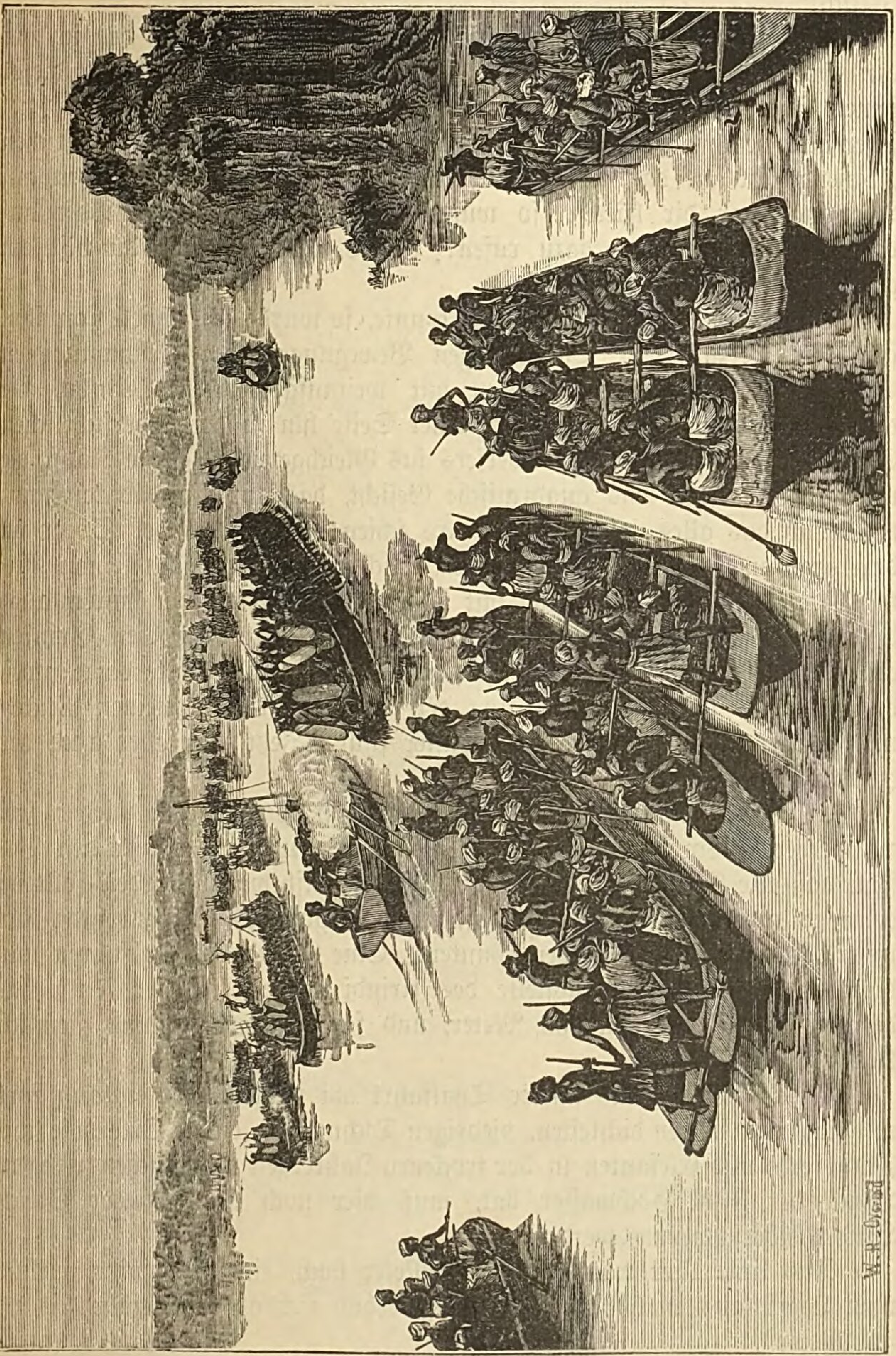
„Wir brauchen euch gar nicht zu Freunden; wir wollen euch fressen.“

Wir aber setzten unsere Unterredung mit ihnen beharrlich fort, und da ihre Neugierde angeregt war, so hörten sie uns ebenso beharrlich zu, und die Folge davon war, daß uns die Strömung dem rechten Ufer zutrieb und dadurch in solche Nähe eines anderen Distrikts brachte, daß unsere unmanierliche Eskorte an ihre eigene Sicherheit zu denken hatte, und daß sie, ohne uns anzugreifen, hastig den Fluß hinaufzurudern anfing.

Aber in den Dörfern auf dem rechten Ufer ertönte auch unausgesetzt ein schreckliches Getrommel und Geblase von Kriegshörnern, und ihre wilden Männer eilten mit drohenden Gebärden zusammen und trieben dann ihre mit scharfem Vorderteil versehenen Kanoes so schnell vorwärts, daß sie wie fliegende Fische über das Wasser hinzustreifen schienen.

Den Dorfbewohnern von Luavala darin unähnlich, warteten sie nicht erst eine Anrede ab, sondern schossen, sobald sie auf etwa 50 Meter Entfernung herangekommen waren, ihre Speere ab und jauchzten: „Fleisch! Fleisch! Ah, ha! Wir werden Fleisch in Menge haben! Bo — bo — bo — bo, Bo — bo — bo — bo — o — o!“

Ohne Zweifel müssen sie mit den weiter stromaufwärts wohnenden schrecklichen „Bo-bo-bos“ verwandt sein, dachten wir, als wir uns erhoben, um alle in gleicher Gesinnung diesem rasenden, menschenfressenden Stamme eine Antwort zu erteilen. Ärger empfanden wir eigentlich gar nicht über sie. Es schien mir thöricht, sich über Menschen zu ärgern, welche ihren Nebenmenschen nur gerade so ansehen, wie ein Gutschmecker einen fetten Kapaun. Bisweilen regte sich auch in meinem Geiste ein schwacher Verdacht, daß dies alles nur der Teil eines wüsten, gräßlichen Traumes sei. Wie kam es nur, daß die Idee von menschlichen Wesen mich verfolgte, welche mich und meine Freunde nur als gute Bratenstücke ansahen? Fleisch! Wir? Himmel, welch ein schrecklicher Gedanke!



Kampf mit Kannibalen auf dem oberen Kongo.

„Fleisch! Ha, wir werden heute Fleisch bekommen. Fleisch! Fleisch! Fleisch!"

Es befand sich ein fetter Schurke in einem der Kanoes, den ich bis auf Speerwurfsweite sich an mich heranschleichen ließ. Während dieser seinen Speer mit einer Kraft schwenkte, die für ein ihm erreichbares Ziel jedenfalls gefährlich war, schielte er mich mit einem so vollendet häßlichen Fratzengesicht an, daß ich bei mir dachte: „Wenn du den Burschen auf Armlänge vor dir hättest, so würdest du ihm einen derben Puff auf den Rücken geben und dazu rufen: Bravo, alter Junge! du bist ein ganz ausgezeichneter Mimiker!"

Da ich ihn aber nicht erreichen konnte, so wurde ich schnell von ihm gleichsam verzaubert. Die hastigen Bewegungen des geschwungenen Spießes, das beständige Grinsen mit weitaufgesperrtem Munde, die dicken, viereckigen Zähne, der nach einer Seite hin in der zuversichtlichen Stellung eines geübten Speerwerfers ins Gleichgewicht gesetzte Kopf, die niedrige Stirn und das quadratische Gesicht, das kurze und dicke Haar, werde ich das alles je vergessen? Es schien mir, als ob der Speer an dem grausamen, unerbittlich strengen Blick des Wilden auch seinen Anteil hätte. Endlich sah ich ihn mit seinem rechten Arm von hinten ausholen und seinen Körper sich rückwärts beugen mit demselben Grinsen auf seinem Gesichte; ich stand wie versteinert da und zählte eins, zwei, drei, vier — und schwirrend flog der Speer dicht über meinen Rücken und zischte, indem er durch das Wasser fuhr. Jetzt war aber auch der Zauber gelöst.

Es kostete uns nur fünf Minuten Arbeit, den Strom wieder frei zu machen. Wir fischten mehrere Schilde auf, und ich erteilte den Befehl, daß alle Schilde von jetzt an sorgfältig aufbewahrt werden sollten; denn es war mir eingefallen, daß sie sehr gut als Schutzwehren für unsere Kanoes benutzt werden könnten. Eine Stunde später fuhren wir dicht an der Einmündungsstelle des Urindi vorbei. Dieser Fluß hat daselbst eine Breite von 365 Meter, und sein hellfarbiges und ziemlich klares Wasser ist tief.

Wir setzten darauf unsere Thalfahrt am rechten Ufer entlang fort und lagerten in den dichtesten, niedrigen Dschungeln, einem Orte, wie ihn Flußpferde und Elefanten in der trockenen Jahreszeit aufzusuchen pflegen. Wenn der Fluß Hochwasser hat, muß hier noch ein größerer Strich Landes überschwemmt werden.

Das linke Ufer war 21 bis 24 Meter hoch, eine Landspitze, welche vom Lager aus nach Nordwesten lag, erhob sich aber ungefähr bis zu 45 Meter.

Die erste Verrichtung, welche ein Reisender in Ländern, die von Leoparden und Löwen heimgesucht werden, vorzunehmen verpflichtet ist,

besteht im Bau eines sicheren Kraals oder Bomas für sich, seine Diener, Pferde und Ochsen, und in Ländern, welche, wie diejenigen, in denen wir uns jetzt befanden, von Löwen und Leoparden in Menschengestalt heimgesucht werden, wurde diese Verpflichtung noch bei weitem strenger geboten. Wir zogen deshalb unsere Kanoes zur Hälfte auf das Ufer und unser Lager befand sich in der Mitte eines undurchdringlichen Gebüsches.

Auf dem hohen, steilen Ufer uns gegenüber lag Bina-Kya. Die Einwohner ließen sogleich ihre Trommeln erschallen, bemannten ihre Kanoes und rückten gegen unser Lager vor. Wir konnten das nicht hindern. Hier lagerten wir nun in einem niedrigen Ufergebüsch. Wie konnte man darin, daß wir auf dieser gänzlich unbewohnbaren Stelle etwas ausruhen wollten, einen Grund zur Beschwerde finden und uns dies lieblos verwehren? Aber die Wilden von Bina-Kya thaten das. Unsere Dolmetscher wurden dringend aufgefordert, alle ihre Beredsamkeit aufzubieten, und das thaten sie auch, soviel ich aus ihren Gebärden schließen konnte, der einzigen mir hierbei verständlichen Sprache. Diese beiden jungen Leute erregten in mir eine außerordentliche, fast neidische Bewunderung. Sie waren ja allerdings wilde Kannibalen, aber nichtsdestoweniger mit dem Talent behaftet, jedes Glied zu beleben und sprechen zu lassen, und sie schienen auch auf die Wilden in Bina-Kya Eindruck gemacht zu haben. Jedenfalls ließen sich die wilden Naturen an jenem Abend besänftigen, aber sie versprachen, uns früh am nächsten Morgen zu köpfen; denn sie beabsichtigten, einen großen Schmaus zu veranstalten, wozu wir, wie sonst ganze Tiere, am Spieß gebraten werden sollten. Wir beschlossen indessen, auf dieses kostbare Gastmahl nicht zu warten, sondern in aller Frühe aufzubrechen.

5.

Stanley-Pool und Leopoldville.

H. H. Johnston.

Stanley-Pool heißt eine große Ausbuchtung des Kongo, die ungefähr 40 km lang und 26 breit ist; 17 Inseln von einiger Bedeutung liegen in ihr, von denen die größte 20 km Länge hat. Außerdem sind viele Sandbänke in den Gewässern des Pfuhls verstreut, bald unter, bald über Wasser, je nach der Jahreszeit, und dazu noch schwimmende Schilf- und Papyrusinseln, aus Massen von Wasserpflanzen bestehend, deren Fasern und Wurzeln so innig durcheinander verflochten sind, daß ein Mensch auf ihnen stehen kann. Diese schwimmenden Inseln haben

zuweilen eine gewisse Ausdehnung und können für wirkliche Inseln gehalten werden, bis ihre Bewegung mit der Strömung beobachtet wird. Weiße Reiher und viele Wasservögel hausen auf ihnen, und die Flußpferde spielen um ihre schilfreichen Ufer. Die großen Inseln werden von Elefanten und Büffeln besucht, welche mit Leichtigkeit vom Festland nach und von ihnen schwimmen. Unzählige Wasservögel, Störche, Pelikane, Kormorane, Reiher, Rohrdommeln, heilige Ibisse, Sporengänse und ägyptische Gänse, Meerschwalben und Regenpfeifer besuchen die dichten Verschlingungen des hohen Grases und die vielen freien Sandbänke, wo sie seltsame Gruppen mit den Krokodilen bilden, welche gewohnt sind, sich in der Sonne in halbbewußter Glückseligkeit zu wärmen.

Der Pfuhl bildet ein großes, gleichsam schalenartiges Becken, mit einer unvollständigen Einfassung von Reihen spitzer und malerischer Berge, welche an den Südufern sich von 300—900 m Höhe erheben. Die Ufer dieser großen Wasserfläche zeigen einen sehr verschiedenen Charakter. Am nördlichen oder nordöstlichen Ende, wo der obere Kongo durch eine etwas enge Öffnung eintritt, ist die Landschaft geradezu schön. Der Hochwald erhebt sich steil über dem Wasser, so daß, wenn man unter seinem Schatten dahinsegelt, er sich ins Unendliche, bis zum Himmel auszudehnen scheint. Er ist wie eine Mauer von Wald. Fast gegenüber, am nördlichen Ufer, liegen die Doverklippen, ebenso schroffe, weißblinkende Abstürze, deren Oberrand mit weichem, grünem Grase bedeckt ist.

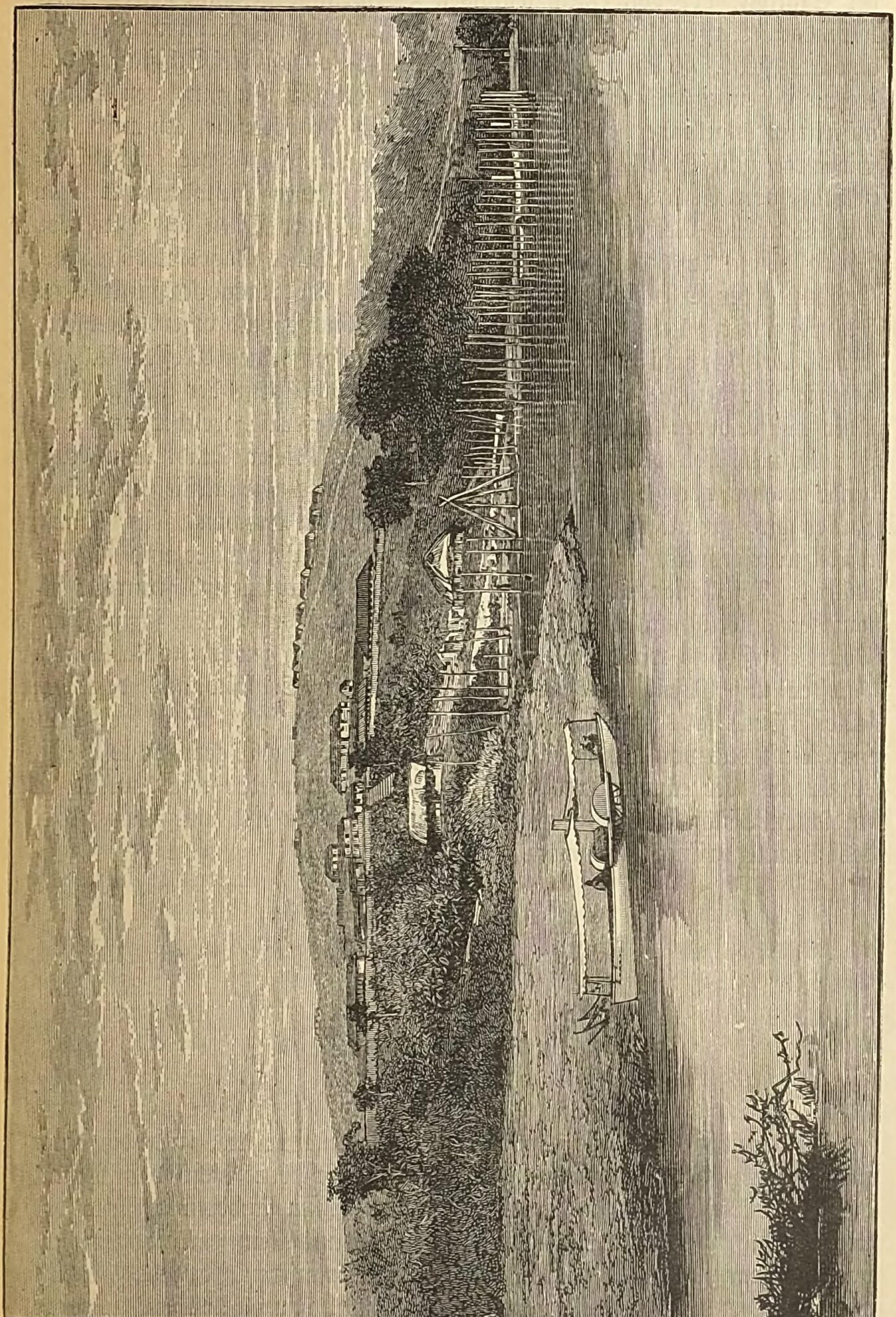
Darauf senken sich zu beiden Seiten des Pfuhls die Ufer zu flachem Waldland, indem der einschließende Berggürtel nach dem Innern sich verläuft, und wenn man nach Mfwa oder Brazzaville kommt, ist die Küste niedrig und nahezu in gleicher Höhe mit dem Wasser . . . .

Kommt man westwärts von Ngoma, so sieht man nichts vom Stanley-Pool, bis man ganz nahe an Leopoldville heran ist, und nach der Wendung um einen Berghang plötzlich den großartigen Anblick genießen kann.

Leopoldville liegt, wie die meisten Stationen Stanleys, auf ansteigendem Boden; jedoch nimmt es nicht gerade den Kamm des Hügels ein, sondern ist auf dem halbkreisförmigen Absatz und um den Abhang herum erbaut, welcher dem sich ausbreitenden Pfuhl gegenüber liegt.

Oberhalb, unterhalb und rund um die Station liegen ausgedehnte Gärten, Bananenwäldchen und Maniokpflanzungen. Sie beginnen bereits, den schwarzen und weißen Bewohnern von Leopoldville einen nicht unbeträchtlichen Zuschuß von Lebensmitteln zu liefern und müssen natürlich in Zukunft in Verbindung mit den sich selbst vermehrenden Vorräten an Ziegen, Geflügel, Schafen, Schweinen, Enten und Tauben die Station und ihre normale Zahl von Einwohnern ernähren.

Leopoldville rühmt sich eines bequemen, kleinen Hafens gegenüber



Leopoldville.

der Station, der von einem waldigen Vorsprunge geschützt wird. Hier hören alle Wasserfälle auf, oder vielmehr sie beginnen, wenn man stromabwärts sieht, gleich unterhalb Leopoldville, so daß die Schiffahrt von diesem Hafen eine Strecke von 1600 km in östlicher Richtung, den Kongo aufwärts, ungehindert betrieben werden kann. Leopoldville, am westlichen Eingange zum Stanley-Pool gelegen, ist dazu bestimmt, der große Stapelplatz von Centralafrika zu werden. Von seinen Gestaden hat man nach Stanleys Rechnung nach Norden, Süden und Osten ins Herz von Afrika hinein 7200 km weit freie Schiffahrt. Eines Tages wird es der Endpunkt der Eisenbahn von der Küste und der Ausgangspunkt einer Flußreise durch halb Afrika sein. Elfenbein, Kupfer und Eisen, Gewürze, Wachs und Gummi aus dem Innern werden auf seinen Messen sich begegnen mit den neuesten Moden und den Fabrikaten der alten Welt. Oder mit anderen Worten, es wird das Rohmaterial, welches aus dem Innern nach Leopoldville zusammenströmt, aus dieser Stadt vom Auslande wieder nach dem Innern in anderer Gestalt zurückfließen. Sein Zucker wird zurückkehren in der zierlichen Form von Bonbons, sein Gummi wird zurückgebracht werden als hoch notwendige Überschuhe und Regenmäntel. Die Kongogewürze werden unter die gesuchten und sinnreich benannten amerikanischen Saucen gemischt, und auf den Ladentischen seiner Toilettengeschäfte wird der im Elfenbeinhandel reich gewordene Kaufmann Bürsten mit Elfenbeingriffen kaufen, welche in England aus den von seiner Firma ausgeführten Fangzähnen gefertigt sind. Wer weiß, ob nicht einst das von der modischen Welt von Leopoldville gebrauchte Briefpapier aus der echten Papyruspflanze hergestellt werden wird, welche in so dichten Beständen rund um die holzreichen Inseln und schilfreichen Ufer des Stanleybassins vorkommt.

6.

In Banana.

P. Güßfeldt.

Die ersten Eindrücke, die man in Banana erhält, sind die einer unerwarteten Großartigkeit; man verdankt dieselben nicht der Natur, die hier dürftiger sich zeigt als an irgend einem anderen Punkte der Loangoküste, sondern den Schöpfungen eines aus kleinen Anfängen hervorgegangenen Rotterdamer Hauses, der „Afrikaanschen Handels-Vereenigung". Dieses Haus besitzt eine große Anzahl von Faktoreien, in denen direkt von der eingeborenen Bevölkerung eingekauft wird.

Auf einer sandigen, unfruchtbaren Landzunge, deren eine Seite in bedenklicher Weise von den atlantischen Fluten bespült wird, deren andere gegen einen ruhigen und tiefen Altwasserarm (englisch „Creek") des Kongo abfällt, erheben sich die weit ausgedehnten Wohnhäuser und Magazine des holländischen Handelsplatzes. Sie sind aus Holz gebaut, einstöckig, mit sichtbarem Dachstuhl und Fensteröffnungen, die durch Holzläden verschlossen werden können; Dach und Wände sind außen weiß getüncht und blenden das Auge in der strahlenden Sonne, aber im Innern ist es luftig und kühl. Ganz anders erscheinen die Wohnstätten jener Hunderte von Schwarzen, die im Dienste des holländischen Hauses stehen, und die sämtlich innerhalb des Etablissements untergebracht sind. Die Hütten erheben sich in mehreren voneinander getrennten Gruppen, durch diese Trennung schon äußerlich die verschiedene Herkunft der Insassen andeutend; man könnte sie mit vergrößerten Kartenhäusern vergleichen. Aus den langen Schaften des Papyrus zusammengefügt, erheben sich die Wände etwa zu Mannshöhe; ein Dach aus Palmfedern bedeckt sie; das einst saftige Grün des verwendeten Baumaterials ist längst in ein düsteres Braun übergangen, und da die Hütten, entgegen dem Brauche in den Dörfern, dicht nebeneinander stehen, und weder Strauch noch Baum ihre nächste Umgebung ziert, so ist der Anblick wenig erheiternd. Eine aufmerksame Betrachtung der verschiedenen Schwarzen lehrt bald, daß die Arbeiterbevölkerung Bananas aus allen Teilen Afrikas bunt zusammengewürfelt ist. In schneidenden Gegensatz zu allen übrigen stellen sich die Kruneger; ihr herkulischer Körperbau, ihr Gesichtsausdruck, ihre Sprache, ihre Sitten und insbesondere ihr nationales Selbstbewußtsein zeichnet sie vor allem vor jener Klasse von Negern aus, die man Krumanos nennt. Während die Kruneger sich meist nur auf anderthalb Jahre engagieren lassen, und dafür bestimmte Bezahlung erhalten, sind die Krumanos lebenslänglich gebunden, werden gekleidet und genährt, haben aber andern Lohn nicht zu erwarten; sie stammen meist aus Gegenden, die südlich des Kongo liegen, verrichten die niedrigsten Dienste, und auf ihren Gesichtern drückt sich häufig der Stumpfsinn der unterdrückten Kaste aus. Neben diesen giebt es noch freie Arbeiter, häufig sehr intelligente Leute, die das Handwerk von Tischlern und Schiffszimmerern betreiben. Zu diesen liefert das nordwestlich von Banana gelegene Kabinda das stärkste Kontingent. Ein kleines Völkchen für sich bilden die sogenannten Muleks. Das Wort ist der Sprache der Eingeborenen entnommen. Es werden darunter die schwarzen Jungen verstanden, von denen jeder Weiße sich einen zur persönlichen Bedienung hält. Sie sind häufig von vornehmer Familie, warten bei Tisch mit großer Geschicklichkeit auf und können, wenn sie gut gezogen sind, von großem Nutzen sein. Aber oft macht man mit

den besten die traurigsten Erfahrungen; in dem Augenblicke, wo sie am lautesten auf ihre Treue und Anhänglichkeit schwören, bestehlen sie den Herrn oder laufen davon.

Noch hält die Nacht die Bewegung zurück. Es ist kühl, denn wir sind im Winter der Südhemisphäre. Zerrissene Wolken ziehen unter funkelnden Sternen her, und die mit Feuchtigkeit übersättigte Atmosphäre bedeckt die schlummernde Erde mit Tau. Die Feuer der mit der Wache betrauten Kruneger verlöschen, die frierenden Männer kehren zu ihren Hütten zurück; es wird Tag, und noch ehe der erste Sonnenstrahl uns erreicht, beginnt das Leben. Aus der vereinzelt inmitten des Haupthofes sich erhebenden Küche steigt der Rauch auf; auf der Schiffswerft, die längs des Creek sich hinzieht, sieht man europäische Schiffszimmerer im Verein mit schwarzen Gehilfen an die Arbeit gehen; aus der Böttcherei, wo die Fässer für das Palmöl zusammengeschlagen werden, tönt einförmiges Klopfen zu uns herüber, aber ein weit stärkerer Lärm deutet uns an, daß an irgend einer Stelle das weibliche Geschlecht gehört zu werden wünscht. Wir wenden uns dorthin und sehen auf der Veranda, die eines der Magazine umgiebt, einen weißen Mann stehen, der mit größter Ruhe auf die Menge zu seinen Füßen hinabsieht; ein sauber gekleideter Schwarzer, mit faltigem Lendenschurz, einer eng anschließenden Jacke aus Tricot und einer kleinen Mütze, steht hinter ihm in dem eben geöffneten Vorratsraum, um die Waren hinauszureichen, und ein lebhafter Tauschhandel beginnt. Der Markt ist eröffnet, d. h. der Markt für Lebensmittel; denn Handelsprodukte werden überhaupt nicht in Banana eingekauft. Daß es sich nur um Lebensmittel handelt, beweist schon das Übergewicht der Frauen über die Männer. Die Bodenerzeugnisse, die zum Verkauf angeboten werden, sind Maniokknollen und deren Zubereitungen, Bananen, Erdnüsse, süße Bataten, Pfefferschötchen (Capsicum), Tomaten; ferner werden eine Anzahl magerer Hühner, ein entsprechendes Quantum von Eiern, Hammel mit glattem Haar und frisch gefangene Fische gebracht. Die Preise stehen im großen und ganzen fest, und das Geschäft würde glatter gehn, wenn nicht die Zahlung zu Beschwerden Anlaß gäbe. Denn das gemünzte Geld ist unbekannt, und jeder Betrag wird in Tauschartikeln entrichtet. Diese werden natürlich häufig bemäkelt, aber meist ohne Erfolg. Die Weiber kauern in ein dünnes, baumwollenes Tuch gehüllt auf der Erde, unter sich eifern sie in der Sprache der Eingeborenen, ihren Klagen gegen die Weißen machen sie in Negerportugiesisch Luft. Neben ihnen liegt der lange, aus Palmzweigen zusammengeflochtene Tragkorb, den sie auf dem Kopf herbeigeschleppt haben; darin befinden sich die Provisionen, aber auch stets leere Flaschen, die zur Aufnahme von Branntwein dienen. Alle kleinen Beträge werden in Rum ausgezahlt. Allmählich verläuft sich die Schar, und die aufgekauften

Vorräte wandern zum Teil in die große Küche, teils werden sie verteilt, wenn die Schwarzen ihre Rationen erhalten. Aber das, was hier eingekauft ist, reicht bei weitem nicht aus, um die vielen Münder zu befriedigen, welche in Banana um Brot schreien. Für die Schwarzen läßt man aus Süden her, aus Angola, Benguëla und Mossamedes getrocknete Fische und das Mehl der Maniokwurzeln kommen; für die Weiber müssen die Schiffe große Vorräte an Konserven aus Europa bringen.

Ein Gang durch die Magazine verschaffte mir den besten Überblick über die Produkte, welche auf dem Küstenstrich zwischen dem dritten und achten Grad südlicher Breite von den Eingeborenen zum Verkauf gebracht werden. Die Hauptrolle, wenigstens räumlich, spielt dabei das Palmöl, das bereits gereinigt in großen Fässern aufgespeichert daliegt; dann kommen die Kerne der Ölpalmenfrucht, von den Engländern Palmkernels, von den Portugiesen sonderbarerweise Coconotte genannt; sie liefern ein feines, geschätztes Öl, ebenso wie die gleichfalls in großen Mengen vorhandenen Erdnüsse. Weiterhin sieht man den übelriechenden, zu faustgroßen Bällen geformten Kautschuk, der hauptsächlich aus den nördlichen Distrikten kommt, während die gewaltigen Stoßzähne der Elefanten meist südlich vom Kongo die Küste erreichen. Gegen die aufgeführten Produkte treten andere, wie die Orseilleflechte, der Sesam und der bernsteinartige Kopal an Umfang und Bedeutung sehr zurück. Der letztgenannte Artikel könnte wahrscheinlich von Wichtigkeit werden, weil große Mengen davon in der Nähe der Küste vorkommen, indessen setzt sich der Aberglaube der Eingeborenen der Ausbeutung des geschätzten Erdharzes entgegen.

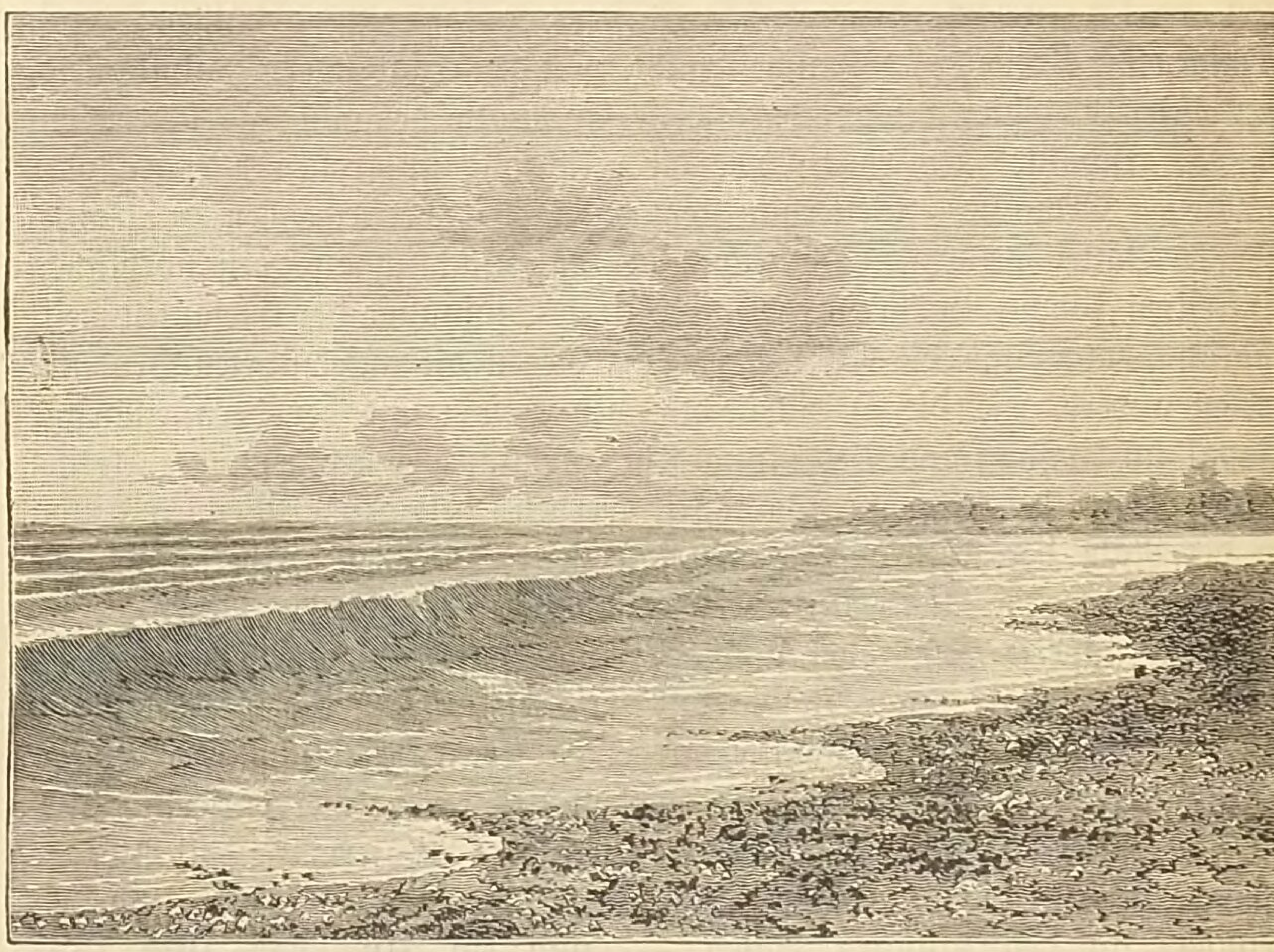
Die äußerste Spitze der sandigen Landzunge Bananas liegt unbenutzt da; nur das Pulverhaus ist daselbst errichtet. Durch tiefen Sand wanderte ich dorthin und verschaffte mir einen freien Ausblick. Der Kongo beherrscht alles; seine Ufer sind meilenweit voneinander entfernt, eingebettet zwischen ihnen wälzt sich die gewaltige Wassermasse mit Wogenschlag und heftiger Strömung zum Meere, in diesem noch weithin erkennbar an den braunen Fluten —, nun ein Fluß ohne Ufer. Die nächste Umgebung Bananas dagegen erscheint wenig bemerkenswert. Noch fehlen der Landschaft die großartigen Waldbestände, welche für gewisse Teile Westafrikas charakteristisch sind; und wo man Wald sieht, ist es einförmiges Mangrovegebüsch. Am Strande finden sich einige kriechende Gewächse, Strandbohnen und Konvolvulusarten, und auf einem der sandigen Höfe des holländischen Etablissements erhebt sich ein kleiner Hain hübsch belaubter Bäume, die aus Amerika eingeführt sind.

7.

Eine Fahrt an der nördlichen Loangoküste.

M. E. Pechuël-Loesche.

Kurz vor der Heimkehr der Güßfeldtschen Loango-Expedition bot sich erwünschte Gelegenheit für mich, auch den äußersten Norden der Loangoküste kennen zu lernen. Ein sehr erfahrener Küstenhändler, welcher, wie so mancher andere, mit Hilfe unseres bewährten Arztes, des Stabsarztes Dr. Falkenstein, eine bösartige Krankheit überstanden hatte und gern jede Möglichkeit benutzte, um das uneigennützig Gewährte zu vergelten,



Kalema an der Loangoküste.

lud mich ein, ihn auf einer mehrwöchentlichen Fahrt zu begleiten, welche er unternahm, um einige entlegene Faktoreien zu besuchen.

Mitte März, während der zweiten und sogenannten großen Regenzeit, die keineswegs besonders günstig für das Reisen ist, schifften wir uns in Landana ein, zwei Stunden von der Station Chinchoxo. Glücklich passierte unser zweckentsprechend konstruiertes Boot die Kalema, diese eigenartige Brandung, die an dem flach verlaufenden sandigen Strande den Verkehr zwischen Land und Meer so gefährlich macht, und brachte uns an Bord unseres Kreuzers, eines winzigen Schoners von nur sechzehn

Tonnen Gehalt. Ehemals Jacht und vielleicht der Stolz eines reichen Engländers, hatte das schön gebaute und gekupferte Fahrzeug im rauhen Dienste des Handels an Afrikas verderblicher Tropenküste längst alle Spuren von Eleganz eingebüßt. Kapitän und Bemannung, im ganzen fünf Personen, waren Eingeborene und in ihrer Weise erfahrene, wenn auch originelle Seeleute, in deren sonderbare Auffassung vom Wesen der Steuer- und Segelkunst man sich ruhig fügen mußte, da jeder Versuch, diese zu vervollkommnen, nur Verwirrung und Schaden bringen konnte. Selbst mein Wirt, der Schiffseigner, fügte sich in das Unabänderliche mit dem humorvollen Gleichmute, der in Afrika so nützlich ist.

Die erste Entdeckung, die wir machten, war, daß die Klappe der großen Luke fehlte. Nach längerem Untersuchen stellte sich folgendes heraus: da der Schoner kein kleines Fahrzeug mitführte und die Bemannung doch zuweilen an Land zu gehen wünschte, so hatten einige die fragliche Klappe als Floß benutzt, um, mit dem Oberkörper darauf ruhend und so halb getragen, halb schwimmend, den ersehnten Strand zu erreichen. (Wie an vielen anderen Küstenstrecken hegt auch in Loango niemand Furcht vor Haifischen.) Bei einer solchen nächtlichen Partie war das seltsame Fahrzeug beim Passieren der Kalema in den strudelnden Wassern abhanden gekommen.

Dieser Verlust war doppelt unangenehm, denn wir hatten beabsichtigt, uns auf der etwas über Deck erhöhten Lukenklappe Schlafstelle zu suchen. Nicht nur der ganze Raum im kleinen Fahrzeuge war mit Fässern und Kisten vollgestaut, sondern auch die Hälfte des Verdecks noch mit demselben belastet; so blieb nichts übrig, als uns zwischen der offenen Luke und dem Hauptmast für die Reise einzurichten, so gut es eben gehen wollte. Unterdessen zogen die Schwarzen, mit viel Geschrei und möglichst wenig Anstrengung, den kleinen Anker herauf. Kaum füllte jedoch die gute Seebrise aus Südwest unsere Leinwand und begann der Schoner in voller Fahrt sich graziös zur Seite zu neigen, so lösten sich schon, während ein schwerer Roller unter uns hinging, einige Fässer von ihren Halten, taumelten schwerfällig über Deck und plumpten ins Wasser. Der Lärm der Bemannung brachte dieselben nicht zurück; wir waren hilflos, mußten beidrehen und schließlich wieder ankern. Das Boot, welches uns an Bord gebracht hatte, war glücklicherweise noch nicht zu fern; es kehrte zurück und fischte mühsam unsere verstreute Ladung wieder auf.

Es war Nachmittag geworden, als wir endlich an Chinchoxo vorübersegelten. Am Rande des niederen Plateaus der Station, auf der sogenannten Klippe, winkten die Gefährten und erwiederten unsern Flaggengruß; auch viele unserer dunkelhäutigen Getreuen waren dort versammelt und schauten neugierig herüber. Etwa zwei Seemeilen von der Küstenlinie entfernt gehalten, pflügte unser Schoner wacker durch das grau-

grüne Meer. Nach einiger Zeit jedoch wurde der Wind schwächer, setzte ab, kam wieder, wechselte die Richtung und blieb zuletzt gänzlich aus. Die Ursache dieser Veränderung wurde uns bald erkennbar: landeinwärts türmte sich massiges Gewölk auf; es waren Gewitter im Anzuge.

Allmählich näherte sich die Sonne dem Horizonte. Durchsichtiges Saffrangelb, so leuchtend, daß das Auge den Glanz kaum ertrug, färbte den Westhimmel, nach oben in zartes Apfelgrün übergehend, welches durch leichte rosige Tinten mit dem reinen Blau des Zenithes verschmolz. Im Südosten, in duftiger Ferne, lagen die sanft gerundeten Hügel von Chinchoxo, vor uns dehnte sich die weite Ebene von Muli und die Niederung des Luemmeflusses. Goldiges Licht überflutete Meer und Land, bestrahlte den schäumenden Gürtel der Brandung, den schmalen Saum des endlos verlaufenden ockergelben Strandes, die starren Bestände der charakteristischen Fächerpalmen auf dem etwas erhöhten Strandwall und einzelne riesige Affenbrotbäume, welche jenseit desselben aufragten. Darüber schoben sich die tief indigofarbigen Gewitterwolken mit ihren hell schimmernden Rändern heran. Langsam sank die Sonne hinter dem Meereshorizont, allmählich verblich die Farbenpracht, und als endlich nächtliches Dunkel uns umhüllte, da zeigte nur noch der matte, gespenstische Schein des Zodiakallichtes, wo das Tagesgestirn verschwunden war.

Dieser Übergang ist keinesweges ein überraschend jäher; unbefangene Beobachtung lehrt, daß auch innerhalb der Wendekreise noch eine halbstündige Dämmerung stattfindet. Die vielbenutzte Phrase vom plötzlichen Hereinbrechen der Tropennacht erweckt und befördert durchaus falsche Vorstellungen. Folgt in den Tropen die Nacht dem Tage auch schneller als in höheren Breiten, so vermag man doch selbst zur Zeit der kürzesten Dämmerung, vom hellen Westen abgewandt, noch fünfundzwanzig bis achtundzwanzig Minuten lang im Freien bequem zu lesen. —

Dumpfe Schwüle war mit der Dunkelheit gekommen, grelle Blitze zeigten uns die Umgebung in scharfen Augenblicksbildern, und mächtige Donnerschläge erschütterten die Atmosphäre; vom nahen Strande hallte in abgemessenen Pausen das Tosen und Rauschen der Kalema. Mit heftig schlagenden Segeln schwankte unser Schifflein auf den schweren Rollern, die nach dem Lande liefen. Gemäß dem guten alten Küstenbrauch warfen unsere Leute Anker. Die Eingeborenen finden dies immer ratsam, wenn, wie gewöhnlich während des größten Teiles der Nacht, keine stetige Brise fühlbar wird —, zumal da das Ankern so schön mit ihrer Bequemlichkeit harmoniert. Die vorherrschend nach Norden gerichtete Meeresströmung wendet nahe der Küste zuweilen stracks nach Süden, auch unzuverlässige Lokalströmungen, sowie die öfters jählings einsetzenden, ungewöhnlich schweren Roller vermögen ein treibendes Fahrzeug leicht in die gefährliche Brandungszone zu führen, da Dunst und

Nebel über die Nähe des Landes täuschen und das Getöse der Kalema nicht immer eine richtige Schätzung erlaubt.

Einige vorüberbrausende kalte Windstöße kündeten an, daß das Gewitter uns nicht verschonen würde; schnell wurden die Segel niedergelassen, und kaum hatten wir uns mit den zu schützenden Habseligkeiten unter die notdürftig als Zelt ausgebreitete Leinwand des Hintermastes verkrochen, als auch der Regen aus den blitzesprühenden Wolken herabprasselte und die Mannschaft ebenfalls in unseren feuchten Schlupfwinkel trieb. Erst um Mitternacht klärte sich der Himmel wieder auf. Die Luft war empfindlich kühl geworden; naß und fröstelnd suchten wir die trockenste Stelle auf den Planken, rollten uns in die feuchten schweren Wolldecken und suchten den Schlaf.

Einige Stunden später weckte uns eine leichte Landbrise. Wir ermunterten die darob nicht gerade erfreute Mannschaft, die den Anker hob, die Segel entfaltete und dann schleunigst wieder, bis auf den Kapitän, der das Steuer nahm, sich in einen Haufen zusammenrollte, um durch eine auf Gegenseitigkeit gegründete Erwärmung die Nachtkühle abzuschwächen. Um Sonnenaufgang befanden wir uns gegenüber der Mündung des Luemme, welche, wie die der meisten westafrikanischen Flüsse, als solche gar nicht zu unterscheiden ist. Bei Betrachtung der so gleichförmigen Küste begreift man erst, wie es möglich wird, daß fremde Seeleute beim Aufsuchen von Ansegelungspunkten ihre Zeit in wunderlichen Irrfahrten verlieren können. Nur ein sehr Kundiger vermag sich nach den Landmarken: versteckte Faktoreigebäude, Baumgruppen, einzelne Palmen und rötliche Hügelabstürze mit einiger Sicherheit zu orientieren, da diese einander sehr ähnlich, oft auch noch von Dunst verhüllt sind. Dem nicht Eingeweihten, der noch dazu auf tiefgehenden Seeschiffen weiter entfernt bleiben muß, entgehen die feineren Besonderheiten der Küste. Ihn täuscht sehr leicht das Eintönige des Landes: der weiße Brandungsgürtel, der schmale Strandsaum mit seinen Beständen von Fächerpalmen, Gestrüpp und verkrüppelten Laubbäumen, die dunkeln Mangrovedickungen der Lagunen und Flußniederungen, die sanft ansteigenden Ebenen und geringen Bodenerhebungen, die, mit hohem Grase bewachsen, aus welchem Gebüsche, Bäume und Gehölze inselgleich aufragen, den Charakter der Savanne in ausgezeichneter Weise zur Geltung bringen.

Während wir über dem spärlichen Feuer, welches in einem mit Sand gefüllten Faßboden brannte, unser Frühstück bereitet hatten und dieses nun verzehrten, waren wir auf die Höhe des Dorfes Winga gelangt. Etwas südlich von diesem, auf einer Bodenschwellung und deutlich erkennbar in der Morgensonne, erhoben sich einige verkohlte Balken einsam aus Gras und Gestrüpp. Dort hatte eine Faktorei gestanden, welche vor vierzehn Monaten, infolge eines nicht geschlichteten Palavers (Verhand-

lung, Schiedsgericht) von den Eingeborenen geplündert und niedergebrannt wurde. Ein Europäer, der Besitzer, wurde erschossen und ein zweiter, sein Gehilfe, auf der Flucht am Arme verwundet. Die Übelthäter waren die Einwohner eben jenes großen Dorfes Winga, das so friedlich dalag zwischen seinen Ölpalmenhainen, über die bläulicher Rauch sich emporkräuselte. Die Frauen bereiteten dort das Morgenmahl, während schon viele der Männer am Strande und in Kanoes beschäftigt waren, die großen einheimischen Schleppnetze auszuwerfen, andere ihre kleinen Fahrzeuge seewärts verstreut bis in unser Fahrwasser verankert hatten, um ihr Glück mit der Angel zu versuchen. Grüße und Zurufe wurden gewechselt, einige vortreffliche Fische nach den unumgänglichen längeren Erörterungen gegen Rum eingetauscht; dann ließen wir die kleine, in den Wellen auf und ab hüpfende Flottille langsam hinter uns zurück.

Einige Meilen vor uns lag das Dorf Buluango, weiter im Norden und noch nicht unterscheidbar rundeten sich die nur wenig ins Land eingreifenden Baien von Puntanegra und Loango. An allen jenen Stellen standen vor Zeiten zahlreiche Gehöfte der Europäer; hier ankerten die Schiffe, welche die eingetauschten Menschen aufnahmen und übers Meer führten; denn dieser kleine Küstenstrich war einst ein Hauptsitz des Sklavenhandels, der im Laufe des jetzigen Jahrhunderts durch die Wachsamkeit der englischen Kreuzer lahm gelegt wurde und seit fast zwei Jahrzehnten gänzlich erloschen ist.

Die heiße Sonne brütete über dem schimmernden, dunkelgrün gefärbten Meere und über der nicht reizlosen, in der Glut zitternden Landschaft. Regelwidrig setzte die sehnlich erwartete Seebrise erst gegen Mittag ein und brachte uns fröhliche Fahrt. Allmählich öffnete sich die Bai von Puntanegra, in deren innerstem Winkel eine Anzahl freundlicher, zum Teil glänzend weiß getünchter Faktoreien liegt. Weiter zur Linken und landein erhebt sich auf einer Bodenschwelle ein geschlossenes Wäldchen von auffallend regelmäßigen Umrissen, als wären diese künstlich hervorgebracht; dahinter verborgen ist in der Niederung des merkwürdigen, nur periodisch mündenden, lagunenähnlichen Flusses Songolo, Dorf und Distrikt von Luandschili, wo die Könige Loangos begraben liegen. Nördlich desselben, von einzelnen mächtigen Affenbrotbäumen gekrönt, erhebt sich der Doppelhügel Lubu, auf dessen einem Gipfel, mit dem Glase eben erkennbar, die Hütten des gleichnamigen Dorfes zusammengedrängt sind, dessen Distrikt, wie der von Luandschili, in unverletzlichem Landfrieden liegt und durch keine Blutschuld entweiht werden darf. Denn zu Lubu, auf dem Hügel, hütet der alte Häuptling Winga die Gräber der durch mütterliche Abstammung Rang, Besitz und Würden ererbenden Nachkommen der alten Herrscherfamilien, der Prinzen und Prinzessinnen von Loango, deren Überreste nur an dieser Stelle der Erde übergeben werden

dürfen und zu diesem Zwecke auf großen unbehilflichen Sargwagen auch aus den fernsten Gegenden des ehemaligen Königreiches herbeigeschafft werden. Noch weiter nördlich dehnt sich das grasige Plateau von Buala, mit seinen farbenreichen Steilabfällen nach dem Strande, mit seinen zahlreichen Dörfern, Hainen von Ölpalmen und kleinen Gehölzen.

Es ist eine klassische Landschaft, die der Blick umspannt, in ihrer fahlen Farbenstimmung, mit ihren grauen, braunen und mattgrünen Tönen, mit dem violetten Duft der in der Sonnenglut zitternden Ferne. Der alte Königsgau von Loango liegt vor uns, belegt mit einem vielartigen tschina tschi nenne (großes Interdikt), reich an Vorrechten, reich an Sagen und Überlieferungen, die, mit der den Eingeborenen eigenen Phantasie ausgeschmückt, von einem Geschlecht zum anderen sich vererben. Die Überreste des letzten Königs von Loango, die nur von seinem feierlich eingesetzten Nachfolger bestattet werden können, werden der Überlieferung nach noch immer von den Großen des Reiches an geweihter Stelle verwahrt. Das sehr konservativ gesinnte Volk hängt zäh am schönen Glauben, daß einst ein neuer, mächtiger Herrscher den seit einem Jahrhundert verwaisten Thron besteigen und das alte Reich wieder aufrichten wird.

Allgemach verschieben sich die Landmarken, wie wir uns dem niederen, mit dichter gedrängten Gehölzen bestandenen Landstrich nähern, der die Baien von Puntanegra und Loango scheidet. Bei der schwächer werdenden Brise passieren wir dessen äußersten Punkt, Indian Point, wo an einer kaum über das Niveau aufragenden Klippenreihe die Roller mit voller Macht sich brechen, erst gegen Abend. Im Westen, über dem Meere, hängt zart bläulicher und perlgrauer Duft, hier und dort von schwereren Dunstschichten durchzogen, die glutrot aufflammen und tief purpurn erglühen, als die Sonne in sie hineintaucht und ihre letzten Strahlen in goldigen Lichtern verschwenderisch über die in sattem Violett kontrastierenden Gewässer ausstreut. Ergänzend im Wiederschein der unvergleichlichen Farbenpracht eines großartigen Sonnenunterganges, wie nur entgegengesetzte Erdgegenden, Eismeer und Tropen, ihn kennen, rundet sich vor uns die Bai von Loango. Zur Linken leuchten in zauberhaft erscheinendem Rot, Gelb und Weiß die nahe gerückten Absturzwände des Plateaus von Buala; in der Tiefe der Bucht, an grasigen Hängen, zum Teil traulich hinter stattlichen Mangobäumen versteckt, liegen verschiedene Faktoreigebäude, und vom flachen Lande zur Rechten, an dessen vortretender Spitze weißschäumende Brandung schimmert, erheben sich in ernster Ruhe Mangroven und Gruppen träumerischer Ölpalmen aus krausem Gebüsch. Nach dem Mittelgrunde schieben sich von rechts langgestreckte Sandriegel, welche das Innere der Bai gegen einschwingende Wellen

schützen und jederzeit ein bequemes Landen ermöglichen. Zahlreiche Menschen sind dort noch mit dem Fange von Seetieren beschäftigt.

Es war dunkel geworden, ehe unser Schoner über die äußere Barre glitt, welche nicht nur die Gewalt der Wogen und Wellen bricht, sondern leider auch alle größeren Fahrzeuge am Einlaufen hindert. Auf den Sandbänken vor uns wurde ein Feuer angefacht, in Kreislinien geschwungene funkensprühende Brände bewegten sich hin und her und entzündeten andere, zitternden Wiederschein auf das leicht bewegte Wasser werfend. Stimmen schallten undeutlich herüber: die Fischer, auf gutes Wetter vertrauend, übernachteten im Freien. Auch in der Ferne loderten Flammen auf und breiteten sich rasch aus, von wechselvoll beleuchteten, dunkelen Rauchmassen überlagert; man brannte um Lubu Strecken der hohen Schilfgräser nieder, und heller Schein in anderen Richtungen deutete an, daß man auch dort die lästigen, bis fünfzehn Fuß hohen Grasdickungen mit dem verzehrenden Elemente vertilgte, welches trotz der Regenzeit und der vollkräftigen Vegetation an der Masse der alten niedergebrochenen und vertrockneten Halme hinreichende Nahrung fand. Von weit her kam das dumpfe Grollen der Brandung; ein Wasservogel sauste mit pfeifendem Flügelschlage vorüber; hier und dort schnellte ein erschreckter Fisch empor und fiel plätschernd zurück in die salzige Flut. Wir lagen behaglich träumend auf Deck des sich leise vor Anker wiegenden Schoners, um uns die feierliche Ruhe der Tropennacht, über uns die glänzenden Gestirne des Südens.

Ein köstlicher Morgen, klar und frisch wie zur Herbstzeit in der Heimat, ermunterte uns. Silbern schimmernde Nebelschwaden wogten vom Lande her über die Bai, vermischt mit bläulichen und bräunlichen Streifen des Rauches der verglimmenden Wachtfeuer. Ein großer Zug rosenrot leuchtender Flamingos flog seewärts vorüber, schnell sich teilend, als die Kugeln unserer weittragenden Büchsen hinüberpfiffen. Der Doppelknall erzeugte ein wunderbares Echo an den malerisch gezeichneten Wänden und Schluchten des thonigen Plateaus, das sich gar nicht beruhigen zu können schien über diese Störung der Morgenruhe. Leider vermochten wir nicht, und auch nicht bei einer späteren Wiederholung des Experimentes, die unendlichen Variationen des Wiederhalls ganz zu genießen; denn unsere längst munter gewordenen, lärmliebenden Nachbarn auf den nebeligen Bänken antworteten ebenfalls mit vielstimmigem Geschrei und lautem Rufen. Ein Gutes aber hatten die Schüsse bewirkt; an einer Signalstange am Lande stieg träge eine Flagge empor. Man hatte uns endlich bemerkt und sandte ein Boot heraus. Als der Dunst sich in der schon heißen Sonne zerteilte, kam dasselbe heran; rasch warfen wir einige Güter hinein, folgten nach und stießen ab.

8.

San Paolo de Loanda.

H. M. Stanley.

Vom Hafen und der See aus hat man einen prächtigen Anblick von Paolo de Loanda, und die Stadt scheint eine große Bedeutung zu haben. Sie dehnt sich längs der Uferlinie des Hafens in einer Reihe solider Gebäude aus, die sich an einem steilen, roten Rücken bis zum Gipfel fortsetzen, auf welchem eine Anzahl zerstreuter Häuser von geräumigen Dimensionen und hervorragendem Aussehen stehen. Dieselben sind mit Stuckwerk verziert, mit Kalkbewurf versehen und weiß, hellblau oder gelb angestrichen. Die Stadt besitzt auch drei Forts, welche stark und fest genug sind, um den unbedeutenden Kanonen früherer Zeiten zu widerstehen, jedoch schlecht geeignet sind, die außerordentliche Gewalt der modernen Geschütze zu ertragen. Das Zollamt ist ein ungeheueres Gebäude in der Nähe des Strandes.

Der erwähnte steile, rote Rücken ist ein Teil des Höhenzugs, welcher sich fast ununterbrochen vom Kongo her dem Meere entlang fortsetzt. Da jener aus einer weichen, thonartigen Masse besteht, so haben die Regengüsse sich in denselben hineingefressen und genagt, so daß der stumpfe Rücken, wie man bei näherer Untersuchung findet, in Wirklichkeit eine Reihe von steilen Erdklippen ist, zwischen denen mehrere Faden tiefe gefährliche Risse und Spalten sich befinden. Wo keine Häuser stehen, ist diese häßliche Gefahr von keiner Bedeutung; in der Stadt ist dieselbe jedoch schon von sehr bösen Folgen gewesen. In früheren Zeiten, als der Sklavenhandel noch gestattet war und in seiner größten Blüte stand, ist San Paolo de Loanda solid gepflastert und mit allem Anschein einer bedeutsamen Zukunft angelegt worden. Allein später sind trübe Tage über die Stadt hereingebrochen. Die civilisierten Nationen zürnten über den mörderischen, unmenschlichen Handel, und derselbe wurde verboten; wie Falken jagten und verfolgten die englischen Kreuzer die Sklavenschiffe, und die Bedeutung San Paolos ging durch die unbarmherzige Politik Englands zu Grunde. Das jährliche Defizit im Kolonialschatze wiederholte sich; die Kirchen verfielen und wurden dachlos, wie sie noch heutigentags sind; an das Straßenpflaster dachte kein Mensch mehr, als die alljährlich von den Hügeln herabstürzenden Regengüsse Sand herunterspülten und dieser sich über die Straßen ausbreitete und sie tief begrub. Von Jahr zu Jahr wurde der ungehinderte Verfall größer, und der Sand spülte schließlich in den Hafen hinein, so daß die geschützte weite Wasserfläche schon halb gefüllt ist; wenn diese Zustände fortdauern und nicht ein verständiger und energischer Gouverneur sich aufrafft und

dem Verfall, der Folge der traurigen Vernachlässigung einer herrlichen Naturgabe, ein Ende macht, dann wird der Hafen nach ein paar Menschenleben wahrscheinlich gar nicht mehr zu brauchen sein. Solange die Natur unberührt blieb, hat sie den Hafen zum Vorteil des Menschen tief erhalten; allein die Portugiesen haben, wahrscheinlich um auszubeuten, was sie an sich gerissen hatten, ehe die Begriffe von Mein und Dein so genau festgesetzt waren wie heute, Straßen angelegt, welche in senkrechter Richtung zum Hafen laufen, und die Folge davon ist gewesen, daß die Regengüsse Sand und Steine von den Thonhügeln auf dem glatten Pflaster nach den tiefen Stellen am Strande und direkt in den Hafen geschleudert haben. Jetzt würde es eine Million Mark kosten, um die Folgen der Tollheit des betreffenden Kolonial-Ingenieurs wieder zu beseitigen, und vielleicht würden zwei Millionen kaum die Kosten decken, um den Sand aus dem Hafen wieder herauszuschaffen.

Man hat sich auch anerkennenswerte Mühe gegeben, an den Straßen schattige Alleeen und prächtig blühende Gesträuche zu pflanzen; dieselben können jedoch nicht gedeihen der tadelnswerten Vernachlässigung wegen, welche sie der schädigenden Wirkung der schmutzigen Gewohnheiten der Einwohner aussetzt.

Ich stieg auch zum Gipfel des stumpfen Hügels hinauf, auf welchem die Wohngebäude der Würdenträger und Beamten stehen. Hier fiel mir zunächst das im Bau begriffene neue städtische Hospital auf, in welchem Bau eine anerkennenswerte, gute Arbeit geliefert ist. Vor dem Gebäude waren einige hundert Sträflinge aus dem Mutterlande mit Planieren und Anlegen von Wegen und Herstellung von Gartenanlagen beschäftigt. Als ich an einem Sonntage das Gebäude, in welchem die meisten der Sträflinge in Haft sind, von außen betrachtete, fand ich, daß die armen Gefangenen in bei weitem zu engen Räumen gehalten wurden und bei dem heißen Klima schwer leiden mußten. Jedes Fenster war von blassen, kränklichen Gesichtern umlagert, und die schwarzen Augen der Unglücklichen blickten in Verzweiflung nach den Vorübergehenden. Der Palast des Generalgouverneurs ist eigentlich ein viel zu schönes Gebäude für den Beamten, welcher es gewöhnlich bewohnt, wenn auch nicht zu prächtig für die Leute, welche früher in Angola geherrscht haben. Nie habe ich den Palast betreten, ohne im stillen ein Requiescat in pace für die Herren der alten Zeiten zu sprechen, als der Generalgouverneur von Angola sich noch als Mann von kühnem, tapferem Mute benahm. Im Innern hat alles das Aussehen verblichener Pracht.

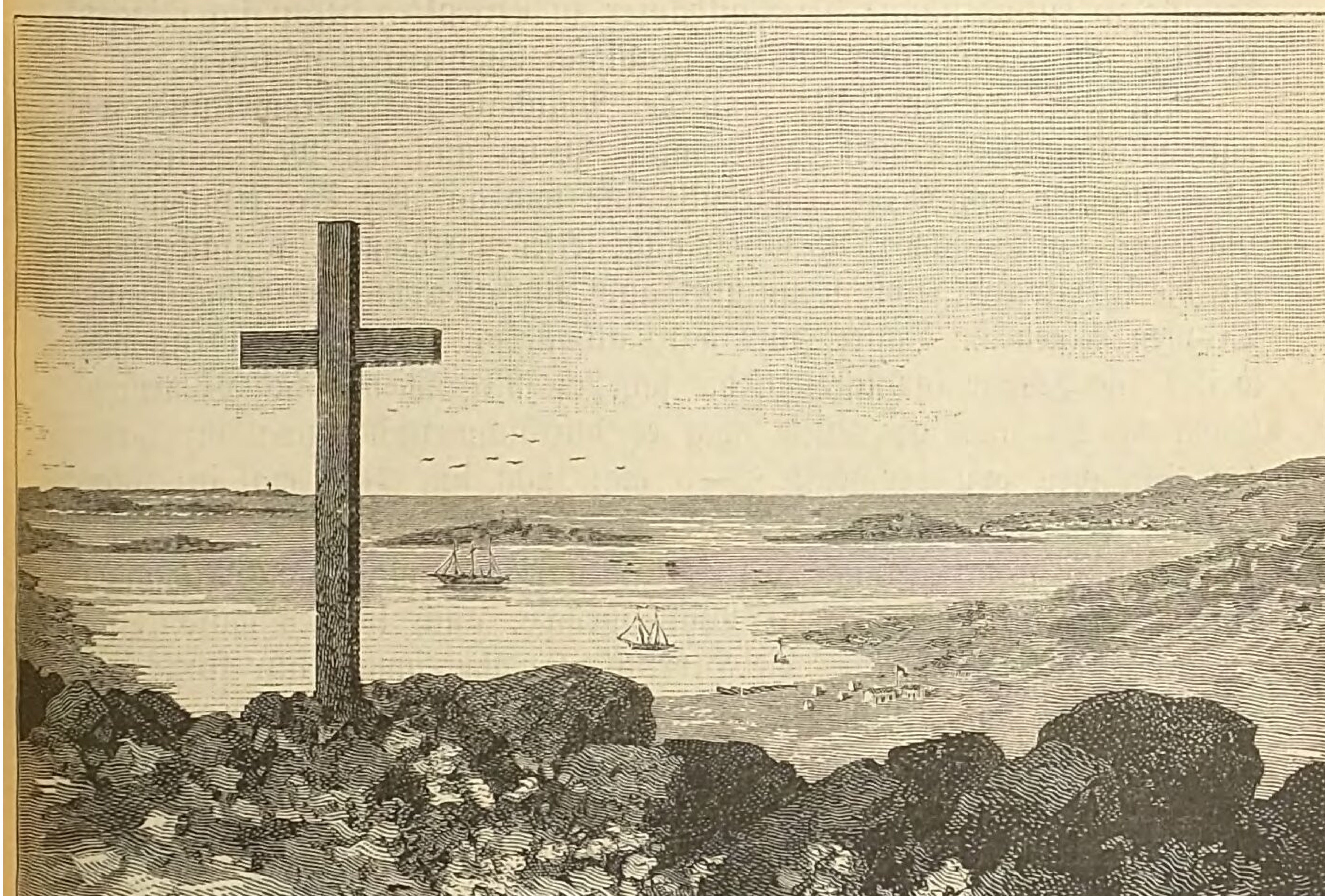
San Paolo de Loanda soll eine Bevölkerung von 11000 Seelen haben, die sich aus Europäern und Eingeborenen zusammensetzt; es ist die Hauptstadt oder, wie die Portugiesen prahlerischerweise sagen, die „Kathedralstadt“ der Provinz Angola.

9.

Das Hinterland von Angra Pequena und seine Bedeutung.

C. G. Büttner.

Von der südwestafrikanischen Küste, welche unaufhörlich von der gewaltigen Brandung des südatlantischen Oceans umtost wird, hebt sich das Land sehr rasch nach dem Innern bis zu einer Höhe von wenigstens 1300 m und erreicht in dem Centrum dieser Höhenlinie, dem Omatako und dem Awasgebirge, nahezu 3000 m, in einer Entfernung von etwa 30—35 deutschen Meilen von dem Ocean.



Angra Pequena.

Der beste Hafen an dieser ganzen Küste ist die Walfischbai.

Angra Pequena ist nach der Walfischbai wohl der nächstbeste Hafen, obwohl nicht so geräumig und nicht so tief, wie diese.

Der Ocean, dessen Wärme an der Walfischbai etwa 14° beträgt, ist ganz ungeheuer fischreich. Auch Walfische kommen in jener Gegend recht oft vor.

Der Fischreichtum des Oceans lockt unzählige Scharen von Seevögeln an. Unabsehbare Massen von Möwen, Tauchern, Pelikanen, Pinguinen, Flamingos bevölkern wie die ganze Küste, so auch die Gegenden an der Walfischbai, und die weiten Lagunen und Sandbänke,

bei der Ebbe nahezu trocken, und die sandigen Ufer, aller Vegetation entbehrend, erhalten durch die farbenreichen Vogelscharen ein lebhaftes und interessantes Aussehen.

Leider fehlt es der Walfischbai an allem guten Trinkwasser. Jene Gegend ähnelt darin völlig Suakin, Aden oder Iquique in Südamerika. Man muß mehrere Stunden weit von der Küste durch die hohen Sanddünen waten, bis man die ersten Brunnen trifft, welche noch dazu ein bitteres Wasser liefern, das ohne die äußerste Not von niemand als Trinkwasser gebraucht werden dürfte. Die Europäer, welche als Agenten der Handelskompagnieen an der Walfischbai wohnen, um die Schiffe zu entladen und die Packhäuser zu verwalten, sehen sich bis jetzt genötigt, ihr Trinkwasser aus der Kapstadt importieren zu lassen.

An jener ganzen Küste, von der Mündung des Oranjeflusses bis nach Mossamedes, regnet es niemals. Wenn auch die Meeresufer fast jeden Morgen von Nebel eingehüllt sind und auf der See selbst in der Nähe des Landes schwere Gewitter nicht selten vorkommen, so fallen doch auf die Uferstrecken selbst, wenn überhaupt, nur allerhöchstens einige wenige Tropfen Regen im Jahre; nur ganz allmählich findet man, wenn man weiter ins Innere fortschreitet, die jährliche Regenmenge sich vermehren. Etwa 50 km von der Küste mag es durchschnittlich einmal im Jahre, 100 km weit von der Küste 2—3 mal, 200 km 7—8 mal im Jahre regnen; je weiter, desto mehr.

Freilich, wenn es längs dieser Küste und in Damara- und Namaqualand regnet, so sind es meist Wolkenbrüche, auch in den wüsten, fast regenlosen Regionen. Aber die Herrlichkeit währt immer nur kurze Zeit. Meist erreicht das Flußwasser nicht einmal die See, sondern es wird unterwegs von dem trockenen Sande des Flußbettes dermaßen aufgesogen, daß nur noch eine zähe Schlammmasse übrig bleibt, deren Lauf allerdings dann rasch ins Stocken gerät.

Es liegt nun sehr nahe, zu fragen, warum wird denn ein solches Land, dessen klimatische Beschaffenheit jedem Verkehr so viele Schwierigkeiten in den Weg legt, überhaupt vom Handel aufgesucht, und worin liegt denn seine besondere Bedeutung?

Die Walfischbai und Angra Pequena sind nun einmal Pforten, um ins Innere zu gelangen. Überdies sind die Hilfsquellen des Landes selbst auch nicht allzu gering anzuschlagen. Sobald Regen fällt, sind die weiten Ebenen dieser Bergländer bald mit schönem Grase bedeckt; auch die dornigen Akazien und Mimosen tragen Schoten, die von dem Vieh mit Begierde gefressen werden, und die ein sehr nahrhaftes Futter bieten, desto wertvoller, weil sie gerade in den dürren Monaten, in denen das Gras knapp wird, reifen. Und ebenso wie die Pflanzenarten in Damara- und Namaqualand imstande sind, viele Monate ohne Wasser

auszuharren, ohne völlig zu verdorren, so scheint es auch dem eingeborenen Vieh anerzogen zu sein, mit möglichst wenig Wasser auszukommen. Wenn das Vieh alle zwei Tage getränkt wird, scheint es dem eingeborenen Hirten viel besser zu gedeihen, als wenn es öfter Wasser bekommt; daß die Zugochsen bis zum dritten Tage ohne Wasser bleiben können, verwundert dort niemand, und wenn sie nur am Tage in der größten Sonnenglut ein Ruheplätzchen finden können, scheut sich der eingeborene Reisende nicht, mit ihnen auch Strecken zu durchziehen, auf denen man erst am fünften oder sechsten Tage Wasser trifft. Selbst die wilde Tierwelt scheint hier weniger Wasser zu bedürfen. Wo nur wenige Tage im Jahre der Regen den Boden benetzt, wo aber fast das ganze Jahr hindurch die glühende Sonnenhitze alle Vegetation und den Boden völlig ausdörrt, sind die Ameisen ununterbrochen geschäftig, in dem glühendheißen Sande ihre Nahrung einzusammeln. Wenn viele Meilen weit in der ganzen Gegend kein anderes Trinkwasser, als das aus tiefen Brunnen durch Menschenhände geschöpfte, zu haben ist, weiden die Strauße und mehrere Antilopenarten (z. B. das Kuddu und die Steinböckchen), sowie die Hasen fort und fort das dürre Gras, so daß der Meinung der Eingeborenen beinahe zu glauben ist, welche behaupten, daß diese Tiere überhaupt kein Bedürfnis zu trinken empfinden.

Für die Viehzucht ist jedenfalls Damaraland, sowie auch Namaqualand besonders geeignet. Krankheiten kommen, wenn nicht eine ansteckende Seuche eingeschleppt ist, nur in der Regenzeit vor, und selbst den gesetzlosen Eingeborenen wird es durch die Beschaffenheit des Landes leicht möglich, sich gegen ansteckende Viehseuchen, wie etwa gegen die Lungenseuche, durch Quarantänemaßregeln zu wehren. Trotz der Dürre vermehren sich in dem tropischen Klima die Herden schnell.

Dazu bedarf das Vieh der allergeringsten Wartung. Jahraus, jahrein weidet es im freien Felde, nur daß es getränkt wird, und daß die Hirten, wenn eine Strecke abgeweidet ist, es nach einem anderen Orte hintreiben müssen. Für die Aufzucht des Jungviehes und der Lämmer läßt sich kein besseres Klima wünschen, als solch eine trockene Wärme. Vor allem als Schafweide ist Damaraland und Namaqualand ausgezeichnet.

Somit bietet auch diese Wüste, die man durchziehen muß, ehe man in das wohlbewässerte reiche Innere kommt, dem Menschen mancherlei wertvolle und begehrenswerte Produkte, schon ganz abgesehen davon, daß die Gebirge, deren nackte Felsen in dem Westabhang nach der Küste zu überall zutage liegen, auch noch manchen Schatz an Erzen und Gesteinen in ihren Eingeweiden zu bergen scheinen.

10.

In der Tafelbai.

G. Fritsch.

Wer kennt nicht Freiligraths schönes Gedicht vom Löwenritt und hätte nicht darin mit Andacht gelesen: „Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale nicht mehr glänzen u. s. w.“? Wer aber möchte entscheiden, was der Dichter sich eigentlich bei diesen Zeilen gedacht hat? Was mögen sich die verschiedenen Leser dabei gedacht haben oder noch heute dabei denken?

In der That macht der Löwenritt der dichterischen Phantasie Freiligraths alle Ehre; doch dürfte es schwierig sein, mehr geographische und zoologische Ungenauigkeiten in so wenige Zeilen eines Gedichts zusammenzudrängen.

Hätte Freiligrath das gewaltige Schauspiel, welches der Tafelberg mit seiner Umgebung darbietet, wirklich gesehen, gewiß würde er dadurch in begeisterte Stimmung versetzt worden sein, wenn er dieselbe auch vermutlich in andere Worte gekleidet hätte.

Soll man die entzückende Pracht dieses Bildes beschreiben, so möchte man sich in der That lieber vom leicht beschwingten Pegasus des Dichters tragen lassen. Wie soll ich die Farben schildern, mit denen sich die Natur hier schmückt, kann ich doch kaum die Umrisse des Bildes genügend wiedergeben!

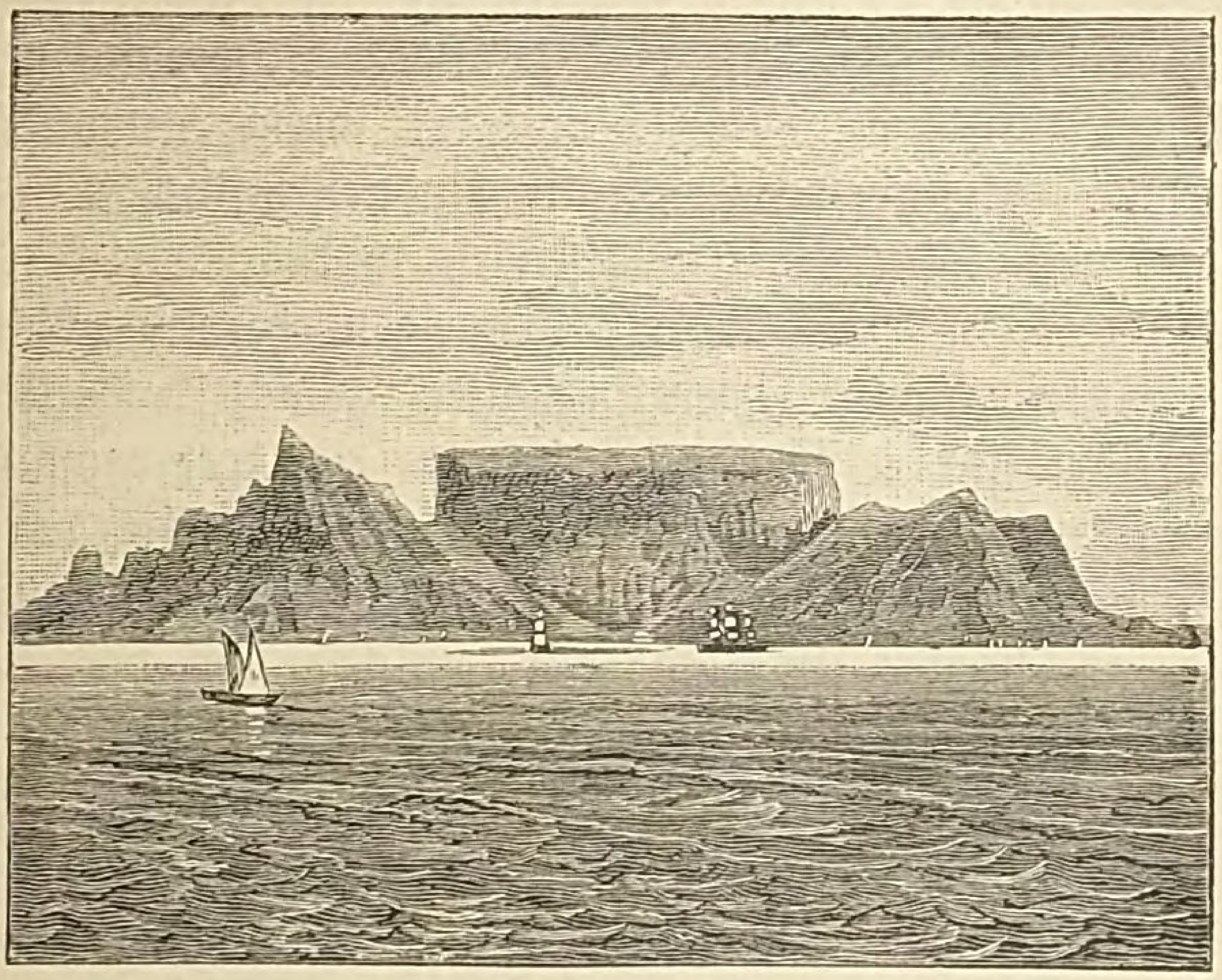
Der Leser folge mir in Gedanken an Bord eines Schiffes, welches bei schon tiefstehender Sonne in die Tafelbai einläuft. Es ist September, d. h. das Frühjahr soll beginnen, und als Merkmal desselben hat der arktische Südost-Passat seine Herrschaft angetreten. Dicht gedrängt folgen sich die schaumgekrönten Wogenkämme in der Bai, aber sie gewinnen keine besondere Kraft, da der Südost-Sturm vom Lande her auf das Wasser herabdrückt.

Wir freuen uns, leicht geschaukelt, an dem munteren Spiel der Wellen, während näher und näher das bereits in die bunten Tinten des Abends getauchte Ufer heranschwebt. Jetzt öffnet sich das weite Halbrund, welches die Bai umspannt, während die niedrigen an den Abhängen bald dicht geordneten, bald locker zwischen dem Grün zerstreuten, weißen Häuschen der Kapstadt mit glitzernden Fenstern freundlich zu uns herüberwinken.

Wie lauschig liegen sie da zwischen den Gärten, welche sie liebevoll umspannen, als wollten sie die Wohnplätze der Menschen gegen die Gewalt des Orkans schützen, welcher den rötlichen Staub mächtig aufwirbelnd durch die Straßen pfeift! Aber ein stärkerer Schutz als die zerzausten Äste der Bäume baut sich über der Stadt auf ein Triumvirat von Bergen, welches gleichsam symphonisch die Bergformationen zusammenfaßt, die den Wanderer auf ungemessene Strecken durch Südafrika begleiten sollen und ihm hier, wie zur Begrüßung, an der Schwelle des Landes entgegentreten.

In der Mitte, sich mit breiter Schulter gegen den Südost anstemmend,

thront der Tafelberg selbst, der fast unmittelbar aus dem Meere sich bis zu einer Höhe von 1092 Meter in den zur Zeit reinen, mattblauen Himmel erhebt. Auf die tieferen, etwa unter 45⁰ geneigten Abhänge des Berges, welche ungefähr die halbe Höhe einnehmen, folgen Gesteinschichten, deren nackte Köpfe gegen die Bai zu größtenteils fast senkrecht abfallen. Wie bunte Gürtel ziehen sich nur hier und da die rötlich schimmernden Kinder der Flora (Ericaceen) auf schmalen Vorsprüngen um die düsteren Felsen



Der Tafelberg mit dem Löwenkopf und dem Teufelskopf.

des Gipfels, welcher durch seine geradlinige Begrenzung den Namen Tafelberg rechtfertigt.

Aber wo bleiben nun Freiligraths „bunte, schimmernde Signale?" Auch dafür kann Rat werden; denn noch fehlt eine höchst bemerkenswerte Beigabe dieser wunderbaren Scenerie: die Tafel ist da, es gilt noch, sie mit dem Tafeltuch zu bedecken. Diese Decke liefert der Südost-Sturm selbst in imposantem Maßstabe, indem er von der jenseits des Berges befindlichen False-Bai mit rasender Gewalt gegen die trotzig entgegenstarrenden Felsen anprallt und, aufwärts abgelenkt, die Gipfelfläche derselben gewinnt.

So führt von dem warmen Ufergebiet der False-Bai der eisige Wind reich mit Wasser gesättigte Luftmassen fast plötzlich auf eine Höhe, wo die dünne Luft nur wenig Feuchtigkeit zu halten imstande ist. Vor unseren Augen entstehen dadurch gerade auf dem Gipfel des Berges, welcher in völlig unbewölkten Himmel aufragt, dichte Massen weißen Gewölkes und rollen, den Falten des Tafeltuches vergleichbar, in ununterbrochener Folge über die Kante an den senkrechten Wänden abwärts in das Thal der Bai, wo sie in der warmen Luft der Tiefe sich sofort wieder auflösen.

So bietet diese prächtige Naturerscheinung ein schönes Beispiel, wie

im beständigen Wechsel der Erscheinungen sich ein bestimmtes, in seiner Gesamtheit unwandelbares Bild gestalten kann.

Aber jetzt taucht die sinkende Sonne im Westen ins Meer und sendet noch einmal die ganze Fülle ihrer scheidenden Strahlen in das ewig rollende Wolkentuch des Berges. Die geballten Wolkenschleier kleiden sich in glühende Farben; je nachdem sie die Gunst des untergehenden Tagesgestirnes genießen, leuchten sie auf wie feurige Lohe und verglimmen, thalwärts gerollt, im duftigsten Violett, bis die Nacht das zauberhafte Bild mit ihrem schwarzen Schleier umfängt. Allmählich gewinnen jetzt die südlichen Gestirne an Glanz, und bei ihrem Flimmern sehen wir noch immer die jetzt unheimlich bald in ein gespenstisches Weiß, bald in tiefes Dunkel getauchten Wolkenmassen ihr wildes Spiel fortsetzen. Hat der Dichter an dieses dem Südost-Sturm eigene herrliche Naturschauspiel bei seinen „bunten, schimmernden Signalen“ gedacht? Vielleicht! Möglichenfalls erklärt sich die Wendung aber auf eine viel prosaischere Weise.

Nach Südwesten (auf der Abbildung links) baut sich vor dem eigentlichen Tafelberg der zweite ihm so unähnliche und doch ganz verwandte felsige Kegel auf breiter Unterlage auf, welcher von der Seite gesehen etwas an die Figur eines liegenden Löwen erinnert und so die Bezeichnung „Löwenkopf“ und „Löwenrumpf“ erklärlich macht. Die Vergleichung der Schichtenanordnung lehrt sofort, daß in der That der Löwenkopf derselben Formation angehört, wie der Tafelberg selbst, daß aber bei jenem die Schichten auf einen kleinen, allseitig steil abfallenden Kegel beschränkt sind, die bei diesem, in größerer Ausdehnung erhalten, noch den Anblick eines breiten Blockes oder Tisches gewähren. So ist der Löwenkopf des Kaps das Vorbild für hundert andere, ähnliche Bildungen des Inlandes, die von den Kolonisten im allgemeinen mit dem Ausdruck „Los-Kopje“ belegt werden.

Die langausgezogene Figur des Löwenrumpfes springt nach dem Meere zu als ein mäßig steil abfallender Hügel vor und trägt hier seit langen Jahren die Signalstation für den Hafen, daher als „Signal-Hill“ bezeichnet. Sowie ein Schiff auf dem hohen Meere in Sicht kommt, erscheinen hier bunte, wechselnde Signale, um der unten in der Tief lagernden Kapstadt die erwünschte Ankunft zu verkünden. Freilich sind sie weniger prächtig, als die majestätische Ankündigung des arktischen Besuches durch die rollende Südost-Wolke auf dem Tafelberg selbst.

Der dritte der Berge, der „Teufelskopf“, hält hinsichtlich seiner Form gleichsam die Mitte zwischen den beiden andern, indem er eine wenig charakteristische, mäßig steile Kegelgestalt zeigt, welche auch dieselben Schichtungen führt, wie die ersterwähnten. Die Zerstörung durch Verwitterung hat hier die obersten Schichten stärker angegriffen, als es bei dem Löwenkopf oder Tafelberg der Fall ist.

11.

Die Boers.

G. Gerland.

Die Wohnung des Boers ist sehr einfach. Ein innen und außen weiß getünchtes Lehmhaus mit Grasdach; die Fenster meist offene Luken, die man abends zustellt; in der Mitte ein größerer Versammlungs- und Wohnraum, dahinter die Küche, ringsher die einzelnen Schlafräume; der Fußboden festgestampfter Lehm, der öfters mit Wasser, in welchem Kuhdünger aufgelöst ist, überstrichen wird, um ihn staubfrei zu halten Reichere Besitzer bedecken ihn mit Tierfellen.

Das Hausgerät, alles selbst gefertigt, ist ebenfalls höchst einfach. Am Haus ist der Garten, sind die Äcker, beide meist nur klein und mit den dürftigsten Werkzeugen bestellt. Mais, Weizen und Gerste sind die wichtigsten Ackerfrüchte; niemand baut mehr, als er selbst braucht. Der Anbau tropischer Gewächse, der so außerordentlich lohnend sein könnte, ist kaum hier und da versucht. Auch die reichen Bodenschätze sind nicht erschlossen; von einer wirklichen und nun gar rationellen Ausbeutung, selbst der Kohlen, ist nicht die Rede. Ja, ein Gesetz, welches zu den ältesten Gesetzen der jungen Republik gehört, verbot überhaupt jedes Aufsuchen und Verwerten von Mineralien. Ein anderes verbot, daß ein Engländer oder Deutscher Grundeigentum im Freistaate besitzen dürfe.

Viehzucht und zwar Herden von Schafen, Rindern und Pferden bilden das eigentliche Lebensinteresse der Boers; doch besorgt auch hier, wie beim Feldbau, der farbige Diener alle Arbeit. Aber der reichste Herr kennt in seinen Herden Stück für Stück. Wintervorräte für das Vieh sammelt man nicht. Ist kein Gras mehr vorhanden, so zieht man nach Norden in das sogenannte Buschfeld und bleibt da mit dem Vieh bis zum Frühling. In seiner eigenen Lebensweise ist der Boer nüchtern und mäßig und dabei meist von rühmenswerter Gastlichkeit. Gegen Feinde, namentlich Farbige, ist er rücksichtslos hart und grausam.

Das Familienleben ist ganz patriarchalisch. Der Wille der Eltern gilt als einziges Gesetz. Die Familienanhänglichkeit ist groß: der erwachsene Sohn baut sich in der Nachbarschaft der Eltern ein Haus und bleibt mit ihnen in stetem Zusammenhang. Allein mit nicht verwandten Familien ist der Boer durchaus unverträglich; er wohnt am liebsten so, daß er keine Nachbarn hat und gesellige Zusammenkünfte nur selten eintreten können. Ein eigentlich politisches Leben hat sich bis jetzt nicht entwickelt. Sie haben wohl einen Präsidenten, einen Volksrat, ein

Gesetzbuch; aber viel fehlt, daß diese Staatsmaschine irgendwie befriedigend wirkte. Man gehorcht nur, wenn man es bequem findet.

Auch geistige Interessen, wissenschaftliche Kenntnisse hat der Boer nur in untergeordnetem Grade, sowie die Ideeen des modernen Lebens ihm im allgemeinen fern stehen. Die Erziehung beschränkte sich bisher auf die Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens; dagegen ward



Boer und Zulu.

große Sorgfalt au das Erlernen mancher Handwerksgeschicklichkeit verwendet, die im häuslichen Leben nötig ist.

Eine strenge Reoliosität beherrscht die Boers; damit verträgt sich ganz gut große Abneigung gegen die Mission, namentlich die englische, und jenes Gesetz, welches man eines der kennzeichnendsten ihres

Gesetzbuches genannt hat, daß nämlich die Gleichheit Weißer und Farbiger weder in Staat noch Kirche gelten solle.

Alles in allem fehlt es keineswegs an tüchtigen, ja, gewinnenden Charakterzügen. Wohl zu bemerken ist aber, daß die holländische Bevölkerung der Städte einen ganz anderen Charakter zeigt und eine, wie gar nicht erst gesagt zu werden braucht, völlig modern-humane Bildung besitzt; daß ferner die Boers keineswegs eine rein holländische, sondern eine aus Holländern, Franzosen und Deutschen gemischte Bevölkerung darstellen, daß endlich viele der englischen „Pioniere des Westens" eine Reihe ganz ähnlicher Charakterzüge aufweisen. Wir haben es also nicht mit einem bestimmten Nationalcharakter zu thun, sondern nur mit einer Halbkultur, welche auf einer längst verlassenen Stufe der allgemeinen Entwickelung zurückgeblieben ist.

12.

In Schoschong. König Sekhomo.

E. Holub.

Die wichtigste Stadt der unabhängigen Eingeborenenreiche im Innern Südafrikas ist unstreitig der Hauptort der östlichen Bamangwato, Schoschong. Im Hauptthale der interessanten, nach dem sie bewohnenden Stamme benannten Höhen, zieht sich das nur nach den sommerlichen Regengüssen gefüllte Bett eines unbedeutenden Flüßchens, das von Norden her aus einer an der Mündung ziemlich breiten Felsenschlucht ein auch nur periodisch fließendes, zur Regenzeit jedoch hoch angeschwollenes Bächlein „Schoschon" aufnimmt und an dem die Stadt gelegen ist; daher auch der Name „Schoschong", der Ablativ von Schoschon („am Flusse liegend"). Schoschong war vor etwa zehn Jahren, bevor noch die Kämpfe zwischen den einzelnen Gliedern der königlichen Familie ausgebrochen waren, die bevölkertste Stadt in den unabhängigen Betschuana-Ländern. In diesen nahm Schoschong als eine der älteren Städte mit seiner Bevölkerungszahl von 30000 Seelen den ersten Rang ein; gegenwärtig zählt die Stadt infolge der vielen Kriege kaum mehr als ein Fünftel der einstigen Bevölkerung.

Für den Weißen, sei er Forscher, Händler oder Jäger, war es von jeher ein Ort von höchster Wichtigkeit und wird es auch bleiben, und zwar aus folgenden Gründen:

In die vier südlichen Betschuana-Königreiche führen drei Wege: vom Westgriqua-Lande, vom Oranje-Freistaate und dem Transvaal-Staate; diese

vereinigen sich nach Norden zu in der Stadt Schoschong, und von hier verzweigt sich wieder der Weg nach Norden zum Zambesi, nach Nordosten zu dem Matebele- und Maschona-Lande und nach dem Gebiete der westlichen (Ngamisee-) Bamangwato und endlich zum Damara-Lande nach Nordwesten, so daß ein Besuch dieser Länder oder des nördlichen Teiles Südafrikas, sowie das Vordringen nach Centralafrika vom Süden her von der Aufnahme der Weißen von seiten des Königs Khama, des Sohnes Sekhomos, abhängt.

Das erwähnte Hauptthal in dem Hochlande der Bamangwato ist 4—6 englische Meilen breit, mit Gras und Büschen bewachsen; ein Teil ist kultiviert, und an der Vereinigung mit der Schoschongschlucht erblickt das Auge des Reisenden einige hundert dunkelgraue, kegelförmige Strohdächer, welche die niedrigen cylindrischen, etwa zwei Meter hohen und 3—3 $^1/_2$ Meter im Durchmesser enthaltenden Hütten bedecken. Hier und da ist eines von den rauhen, dunkelgrünen Blättern der Kalebaßkürbisse überrankt.

Bevor wir jedoch, aus Süden kommend, die Stadt betreten, finden wir etwa 600 Schritte vor derselben das aus drei Gehöften und fünf einzeln stehenden, teils im Stile der Bamangwatohütten, doch größtenteils im europäischen Stile aus gebrannten Ziegelsteinen erbauten und mit Giebeldächern versehenen Häusern bestehende weiße oder Händlerviertel, in dem englische Händler einen Teil des Jahres wohnen, um mit den Eingeborenen zu verkehren, und auch, wie es früher der Fall war, um den in das Innere ziehenden Jägern die nötigen Bedürfnisse vorzustrecken, welche Darlehne von den Jägern nach ihrer Rückkehr mit Elfenbein und Straußenfedern zurückerstattet wurden. Bisher verwehrte es der König den Weißen, sich an Ort und Stelle ein Grundstück käuflich zu erwerben; er überließ ihnen jedoch während der Zeit ihres Aufenthaltes dasselbe unentgeltlich. Nachdem wir die zerstreuten Gehöfte der Weißen passiert, um zu dem Labyrinthe der Betschuanahütten zu gelangen, betraten wir die Stadt, in der mir zahllose verlassene Gehöfte auffielen. An einigen wurden Verbesserungen vorgenommen. Hier sahen wir Frauen mit Hilfe der bloßen Hand die in den Boden etwa einen Fuß tief eingerammten, armdicken, knorrigen und mit Grasstricken aneinander befestigten, eine cylindrische, fünf bis sechs Fuß hohe Wand bildenden Pfähle überschmieren. Das Material hierzu bereiten einige Kinder im Alter von sechs bis zehn Jahren, welche, bis auf eine etwa handbreite, aus Glasperlen oder Sternchenschnüren gearbeitete Schürze jeder Bekleidung entbehrend, in einer mäßigen Vertiefung den roten Lehmboden unter einem monotonen Gesange stampfen, was ihnen ebenso Freude bereitet, wie es den Müttern das notwendige Baumaterial verschafft. Eine alte Frau, die mit ihren dünnen Gliedern und der ver-

trockneten, pergamentartigen Haut mehr einer wandelnden Mumie ähnelt und in ihrem Aussehen der Sorgfalt ihrer Kinder kein gutes Zeugnis giebt, sitzt nahe an der Grube und schüttet langsam aus den an sie hergestellten Töpfen dem Anwurfsmateriale Wasser zu.

Nach einer Stunde haben wir uns aus dem Labyrinthe herausgearbeitet und treten in die eigentliche Schlucht ein, die etwa 400 Schritte breit, sich nach 1000 Schritten allmählich zu einem Felsenthore einengt.

Auf unserem Wege durch die Schlucht nach den vor diesem Felsenthore je an einem Abhange erbauten steinernen Missionsgebäuden sehen wir den zur Rechten durch drei Häusergruppen gebildeten mittleren Stadtteil, während der hintere eine halbe Stunde jenseits der Felsenenge in einem Felsenbecken erbaut ist.

An der steilen Berglehne zur Linken (ziemlich hoch über dem Flußbette) sieht man Ruinen eines europäischen Häuschens; es sind die Überreste der Hermannsburger Missionskirche, die nach dem Scheiden der Hermannsburger Mission von Schoschong, wo sie der Londoner Missionsgesellschaft Raum machte, verfiel, bis sie in einem der Kämpfe als ein Bollwerk benutzt und bis auf die lehmigen Mauern zerstört wurde.

Das Missionsgebäude an der rechten Felsenwand ist wohnlicher und stellt ein großes Gehöfte dar, in dem sich auch die Schule und die Wohnungen für die verheirateten schwarzen Seminaristen und die Kirche befinden.

Von dem Herrn des Hauses, Missionar Mackenzie, freundlichst aufgenommen, wurden wir von seiner Frau Gemahlin mit einer Tasse Thee und einer Brotschnitte bewirtet und brachen sodann in seiner Begleitung wieder nach der Stadt auf, um den König zu begrüßen. Aus dem engen Felsenthor strömte ein förmlicher Zug von Frauen; manche wieder lenken in die Schlucht ein, andere kommen von den im mittleren Drittel der Schlucht entspringenden Quellen, um Wasser zu holen, oder eilen zu ihnen hin. Sie haben die rauh-gar gegerbten Felle, Karossen (mit den Haaren nach innen) togaartig um den Leib geschlungen; die Rechte hängt heraus oder hält das am Kopfe getragene Thongefäß. Sie verstehen sich sehr gut darauf, diese irdenen, wenn auch noch so schweren Töpfe sicher über den steinigen Weg hin zu balancieren. Die Karossen sind reichlich mit einfachen aus Glasperlen und Riemchen verfertigten Zieraten geschmückt, die Waden mit Wadenringen (Glasperlen und Messingdraht) bedeckt. Auf unserem Wege nach des Königs Hütten, welche um die Kotla, d. h. den Beratungsplatz der konservativen Betschuanas, erbaut sind, haben wir Gelegenheit, zu beobachten, wie freundlich unser Begleiter von alt und jung gegrüßt wird. Die Kotla ist ein kreisförmiger, von 10 bis 30 Centimeter im Durchmesser starken Baumstämmen umfriedeter, ebener Raum, welcher nach Süden einen Ausgang in eine kleinere Umfriedung

und nach Norden einen Eingang hat. Die zweite Einfriedung ist des Königs Rindvieh-Kraal, d. h. eine Umzäunung, in welcher Milchkühe oder Schlachttiere zur Nachtzeit untergebracht werden, während die Pferde in der Kotla übernachten können. Der Eingang zu diesen beiden Räumen wird in der Nacht mit Holzpfählen geschlossen. Zur Kriegszeit wird nachts in der Kotla ein hellloderndes Feuer unterhalten.

Ich lagerte mit meinem Wagen am Südostende der Stadt und war bald von einem Haufen Neugieriger umringt. Da es Herr Mackenzie für angezeigt hielt, baldigst Sekhomos, des Königs, Bekanntschaft zu machen, so begab er sich mit mir zu ihm, und bald saßen wir dem alten Manne auf kleinen Stühlen in der Kotla gegenüber. Von seiner bettelhaften Zudringlichkeit abgesehen, konnte ich mich während meines kurzen Aufenthaltes in Schoschong über Sekhomos Betragen nicht beklagen. Mehr als von Mittelgröße, etwas beleibt, unterschied er sich durch nichts von den Umsitzenden; sein Auftreten ließ den Beherrscher eines so großen Gebietes kaum vermuten. Ein kleiner Lederlappen war um seine Lenden geschlungen, ein Ledermäntelchen hing um die Schultern. Dieses ist in der Regel bei den östlichen Bamangwatos aus Hartebeestfell gearbeitet, bis auf fünf Stellen glatt-gar gegerbt, mit einem aus dem Felle der Säbelantilope geschnittenen schwarzen Ringe (oder zuweilen ohne denselben) nahe an der unteren Ecke verziert und oben am Halsrande mit aus Glasperlen &c. gearbeiteten Verzierungen behangen. Nach einigen gewechselten und durch Herrn Mackenzie verdolmetschten Phrasen schied ich aus der Kotla, um meinen Besuch nächsten Tages zu wiederholen.

Meine nächste Sorge nach unserer Ankunft in Schoschong war die Ergänzung meines Proviants, der bereits bedenklich zur Neige ging; es ging dies schwerer, als ich dachte, und nur durch die freundliche Vermittelung Mackenzies gelang es mir, den dringendsten Bedarf zu decken.

Schon bald stattete mir Sekhomo den ersten Gegenbesuch ab, und ich hatte anfangs das Vergnügen, das sich bald in eine Plage umwandelte, den König mit seinen Linjakas, den zudringlichen Großen seines Hofes, täglich ein- bis zweimal bei uns zu sehen. Der König schüttelte mir stets die Hand, während unterdessen sein holländisch redendes Faktotum diese oder jene Bettelei vorbrachte. Er stand in der Regel mit eingestemmten Armen vor mir, während der Rat in einem Halbkreise um ihn herumhockte und seine Gebärden nachahmte. Lachte er, lachten die Linjakas mit. Eines Tages verbrannte er sich die Lippen an dem heißen Thee, den ich ihm anbot; auch diesmal beeilte sich der versammelte Rat, die Gesichter zu verziehen und ihrem Bedauern Ausdruck zu geben. Gähnte seine Majestät, so blieben die alten Getreuen mit ihrer Beisteuer nicht zurück, und machte er sich auf den Heimweg, so erhob sich einer nach dem anderen, um dem König im Gänsemarsch zu folgen.

Sekhomos direkte Einnahmen betrugen nach einer Mitteilung Mackenzies 60000 Mark und bestanden in Rindern, Elfenbein, Straußenfedern, Häuten und Karossen. Staatsausgaben waren unbekannt. Den freien Bamangwatos blieb der Ertrag ihrer Viehherden, die minderwertigen Straußenfedern, Tierfelle, sowie je ein Elfenbeinzahn von jenen Tieren, die sie selbst oder ihre Vasallen für sie erlegten.

An den folgenden Tagen besuchte ich die Höhen, an denen ich einen Matebele-Schädel fand, und machte Ausflüge im Schoschonthal aufwärts, besuchte den am jenseitigen Ufer des Schoschonflüßchens sich erhebenden malerischen Monkey-Felsen, den nächtlichen Sammelort der Paviane, und bestieg einige der anliegenden Höhen. Da, wo sich das Thal über dem Monkey-Felsen erweitert, lagen zwei Dörfer der hier als Flüchtlinge lebenden Makalakas und eines der verlassenen Missionsgebäude des Hermannsburger Predigers Schulenberg. Über dem östlichen Dorf erhob sich ein isolierter Inselberg.

In keiner anderen der auf dieser Reise berührten Eingeborenenstädte war es mir vergönnt, eine ähnliche Menge der mannigfachsten ethnographischen Gegenstände zu gewinnen, als eben hier; was ich noch an Gütern im Wagen hatte, tauschte ich, leider zum sichtlichen Mißbehagen der hier ansässigen Händler, für Arbeiten der Eingeborenen aus. Ich erstand zahlreiche Assagaie, Schlachtbeile und einige Dolche und Messer, künstliche Stöcke, hölzerne Kopfpolster, Töpfe und Pfannen, hölzerne Löffel, aus verschiedenem Material gearbeitete Würfel (Zauber- und Doktorwerkzeuge), die verschiedenartigsten Schnupftabaksdosen, Kürbisgefäße, Toilettenartikel und Karosseverzierungen, Schürzen und Mützen, Puppen und aus Thon gearbeitete Spielsachen. Zu den wichtigsten von mir erworbenen Gegenständen gehörten Sekhomos Regen- und Kriegstrommel, und ein aus Elfenbein gearbeiteter kleiner Fetisch; auch fehlten Pfeifen nicht. Ich tauschte viele Antilopen-, Leoparden-, Luchs- und Karakalfelle ꝛc. aus und ließ mir daraus gegen Bezahlung Karossen verfertigen. Bis auf kleine Unterscheidungsmerkmale gleichen die Arbeiten der Bamangwatos denen aller übrigen Betschuanastämme. Die Bauart der Hütten gleicht der bei den Barolongen üblichen; die Hütten selbst sind nur kleiner und leichter gebaut; hingegen traf ich in ihrer Größe unübertroffene Korngefäße aus ungebranntem Thon.

13.

An den Viktoriafällen des Sambesi.

E. Holub.

Wir hielten uns drei Tage in der Nähe der Viktoriafälle auf, und diesen Zeitraum muß ich als einen der mich befriedigendsten meines ganzen Aufenthaltes in Südafrika bezeichnen.

Ich halte die Viktoriafälle des Sambesi für eine der großartigsten Erscheinungen auf der Erdoberfläche. Während wir an manchen Wasserfällen die Masse des niederstürzenden Wassers, wie an dem Niagara, bei anderen die Höhe der senkrechten Wand, über die sich das Wasser in die Tiefe stürzt, bewundern, erregt bei den Viktoriafällen nicht nur der in eine Unzahl von einzelnen Strahlen und Massen geteilte Fall des Wassers, sondern auch der Abfluß des herabgestürzten Wassers in einer engen, steilwandigen und tiefen Felsenschlucht, deren Breite sich zu der Strombreite oberhalb der Fälle etwa wie 1 : 13 verhält, unser Staunen und Entzücken. (Vergl. Abbildung auf Seite 48.)

Der von Westen nach Osten zu fließende Strom macht an den Fällen eine plötzliche Wendung nach Süden, so daß das Ufer, an dem wir stehen, zum westlichen, das gegenüberliegende zum östlichen wird. Da jedoch der Fluß unter denselben nicht in seiner vollen Breite abfließt, ist es dem Beschauer möglich, einen großen Teil des den Fällen gegenüber nicht bedeutend tiefer als diese liegenden südlichen Ufers als Standpunkt zu benutzen, um, mit dem Gesichte nach Norden gekehrt, die Viktoriafälle betrachten zu können.

Leider ist jedoch der unmittelbare Rand des Abgrundes, in den sich die Wasser stürzen, und der, wie erwähnt, den Fällen gegenüberliegt, durch die stetig auf ihn fallenden Wasserdünste so glatt, daß man nicht bis unmittelbar an dieselben herantreten kann. Wir stehen nun etwa 100 bis 200 Schritte von einer klippenreichen, schwarzbraunen, an 135 Meter hohen Felsenwand entfernt. Ihre untere Begrenzung können wir nicht sehen; über ihre obere stürzen sich die Wasser des Sambesistromes. Mehrere durch üppige, tropische Vegetation geschmückte Inseln, etwas über 100 Schritte vom westlichen Ufer entfernt, teilen den Fall gleich in seinem westlichen Viertel, und auch weiterhin nach dem Ostufer ist er durch unmittelbar über dem Abgrunde, am Rande der Felsenwand gelegene kleinere und größere, jeder Vegetation bare, braune Felseninseln etwa dreißigmal geteilt. Zu unserer Linken zwischen den bewachsenen Inseln und dem Westufer ist die Felsenwand niedrig, so daß das Wasser mit Wucht nach der Kante zueilt und hier in einem einzigen wohl 100 Schritte breiten Schwall bogenförmig in die Tiefe stürzt. Zwischen

diesem und dem nächsten Strahl ist eine große Fläche der schwarzbraunen Felsenwand zu erblicken, welche auch überall, zwischen und hinter den dünnen oder auch breiten, lichten, weiß erscheinenden und zur Tiefe schießenden oder senkrecht über die Felsenwand herabfallenden Strahlen zu sehen ist und so, einen dunkeln Hintergrund gewährend, diese nur noch deutlicher und schöner hervorhebt.

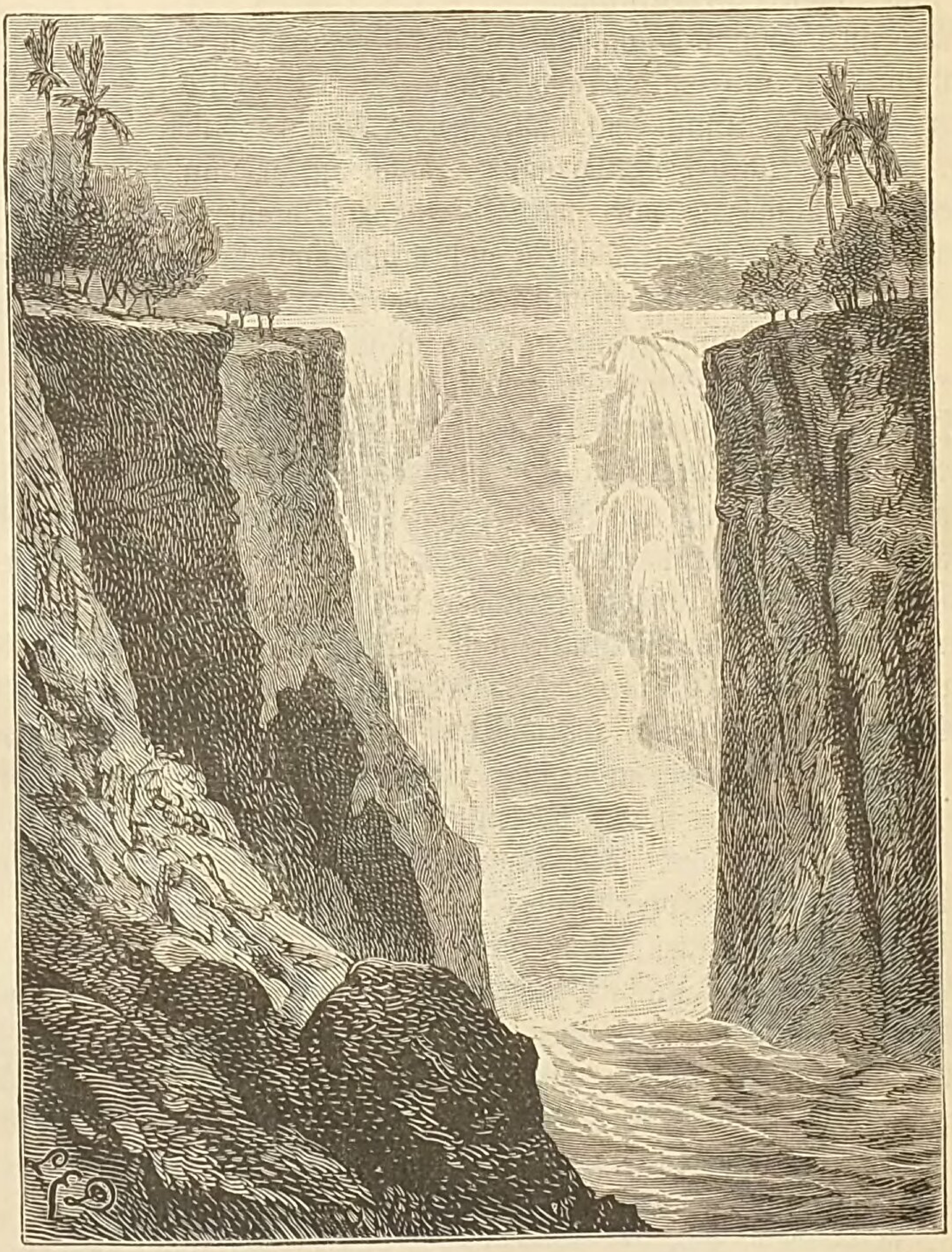
Die einen sind so dünn, daß sie den Grund nicht erreichen, schon im oberen oder im unteren Drittel, manche in der Hälfte des Falles zerstäuben, um als Dunst emporzusteigen. Manche, etwa drei bis fünf Meter breit, erreichen den Abgrund — doch mit zerstäubenden und aufkräuselnden Rändern, dort wieder fällt ein breiter Strahl auf eine vorspringende Felsenzacke, daß er sich bricht und in Kaskadenform zur Tiefe stürzt; am gewaltigsten schien mir der vom linken Uferrande in die Tiefe schießende Wasserstrahl. Die Mannigfaltigkeit der fallenden Wasserstrahlen und Massen ist gewiß unerreicht.

Haben wir diesen durch einige Zeit unsere volle Aufmerksamkeit gewidmet, so ist es lohnend, den Blick zu erheben, bis er gegen Norden dem blauen Horizont begegnet. Im weiten Hintergrunde das herrliche Grün der Fächer- und Saropalmen, mit denen die in der Ferne über das Flußbett zerstreuten Inseln bewachsen sind, welches angenehm von dem lichten Azur der Höhen absticht, und neben und um diese Inseln die tiefblauen Ränder des Stromes, seine Fluten, die noch so still, so langsam fließen, daß es scheint, als würden sie stille stehen, und folgen wir ihnen nach der Richtung, in welcher wir stehen, so sehen wir sie anfangs wenig, doch dann, je näher sie uns rücken, um so bewegter, bis sie einige Ketten quer über den Fluß sich hinziehender und großenteils aus dem Wasser hervorragender Felsenblöcke erreichen, gegen diese anprallend zurückweichen, um sich nun zwischen den freien Lücken und Nischen mit vervielfachter Geschwindigkeit dem Abgrunde zu nähern, die schroffe Kante zu erreichen und dann brausend in die Tiefe zu stürzen. Besonders schön erscheinen die mit den Fächer- und Saropalmen und Palmengebüsch, mit Lianen und Aloearten bewachsenen, über dem Abgrunde liegenden und von drei Seiten von den schäumenden Wogen umgebenen Inseln. Nachdem Livingstone diese Fälle — zu Ehren der Königin Viktoria — „Viktoriafälle" genannt hat, erlaubte ich mir, das hochinteressante, die Viktoriafälle beiderseits umgebende Hügelland zu Ehren des Prinzgemahls „The Albert country" und die Inseln zu Ehren der königlichen Prinzen und Prinzessinnen mit deren Namen zu belegen.

Wenden wir uns zu dem südlichen und zugleich westlichen Ufer, an dem wir stehen, und zu jenem Abgrunde, der wie ein Felsentrog zwischen uns und den Fällen sich befindet und das herabstürzende Wasser auf-

nimmt. Unser Ufer, wie das gesamte unter den Fällen, ist eine Felsenbank, die, mit Humus- und Thonerde bedeckt, einer besonders in der unmittelbaren Nähe der Fälle üppigen Vegetation Raum gewährt.

Indem wir an dem Rande des Abgrundes stehen, genießen wir den Schatten riesiger Sykomoren, Mimosen ꝛc. Diese Bäume, welche unsere



Die Viktoriafälle des Sambesi vom Felskanal aus.

schlanksten Pappeln an Höhe überragen, haben meist wohl eine erst im letzten Sechstel oder Achtel ihrer Höhe beginnende Krone; diese aber ist so dicht, daß man unter ihr wie unter einem ausgespannten Schirme steht. Armdicke Lianen, schnurgerade oder in Spiralen emporsteigend, verbinden den Fuß des Baumes mit seinen Gipfeln und bieten den Affen

Gelegenheit, dem verborgenen Beobachter ihre Kletterkünste vorzuführen. Außer den hohen Bäumen sind es noch dichte Saro- und Fächerpalmengebüsche und riesige Farnkräuter, welche zur Üppigkeit der Scenerie dieses Ufers so viel beitragen. Der Reisende schreitet bei einem Gange durch diese hochinteressanten Formen Floras über einen elastischen, schwellenden Teppich von kleinen Blumen und Moos, der von Feuchtigkeit durchtränkt ist; am Rande des Abgrundes aber, da, wo der nackte, braune Felsen hervorblickt, sehen wir einzeln oder in Knäueln kleine, erbsen- bis hühnereigroße, etwas platt gedrückte, rundliche, dunkelgrüne Algen lose auf dem Felsen liegen.

Diese Üppigkeit der Vegetation ist zu gutem Teile auf die ununterbrochen von den Fällen herrührenden und auf die gegenüberliegenden Ufer herabfallenden reichlichen Wasserdünste zurückzuführen. Unaufhörlich steigen längs der oberen Kante des Falles den einzelnen Fallstrahlen entsprechende Säulen von Wasserdünsten einige hundert Fuß hoch in die Lüfte, auf 50 englische Meilen weit sichtbar. Eben während unseres Betrachtens sind sie unmittelbar vor uns so dicht, daß sie die gegenüberliegende Stelle vollkommen verhüllen. Doch schon im nächsten Augenblicke hat sie ein mäßiger Windhauch von Osten her nach links zu gedrängt; nur eine dünne und durchscheinende Säule ist zurückgeblieben, welche, wie ein Schleier, mehrere der vor uns herabstürzenden Strahlen verhüllt und nun ein wahrhaft märchenhaftes Bild hinzaubert; denn auch das tiefe Blau der Flut über dem Falle und jene herrlichen Inseln mit den Palmen erscheinen uns so fern gerückt und doch wieder so nahe, wie in einen Nebelschleier gehüllt.

Von unvergleichlicher Schönheit und malerischem Reize sind diese Fälle bei Sonnen- Aufgang oder -Niedergang, wenn kreisrunde, in den Dunstfäden erscheinende Regenbogen die Wirkung erhöhen. Das Aufsteigen der Dünste ist mit einem eigentümlichen Zischen verbunden; doch ist dies nur zeitweilig zu hören, wenn der Wind das Getöse aus dem Grunde der Felsenschlucht, das den Beschauer im wahren Sinne des Wortes betäubt, etwas abschwächt. Wie ich schon erwähnt, können wir von dem Südufer — dem besten Standpunkte des Beobachters — den Boden des Abgrundes nicht sehen (wohl von der westlichen Seite, wenn wir uns bis an den Rand einer bebuschten Schlucht durcharbeiten können), und darum wirkt das furchtbare Getöse, das von der Tiefe aus die Lüfte erfüllt und meilenweit wie das ununterbrochene Rollen des Donners vernommen wird, nur um so betäubender auf die menschlichen Sinne ein. Wir hören ein Brüllen und Zischen, zeitweise deutlich das eigentümliche Anschlagen stürzender Wassermassen an den harten Felsenklippen; der Felsenboden unter uns scheint zu zittern, als käme dies Getöse aus einer Höhle unter uns. Wenn wir in die Tiefe des Abgrundes hinabsehen könnten, es würde

die Sinne befriedigen und das ängstliche Gefühle, das sich unwillkürlich unser bemächtigt, bannen; so aber kommt es uns vor, als ständen wir an einem Höllenkrater, in dem die Elemente, in einem Vernichtungskampfe miteinander begriffen rasen. Wie klein, wie machtlos und unansehnlich erscheint der Mensch gegenüber einer solchen Naturerscheinung!

14.

Vom Liemba- zum Moerosee.

D. Livingstone.

Ein freundlicher alter Ulunguhäuptling gab mir, als er hörte, daß ich den in seinem Lande liegenden See Liemba zu besuchen wünsche, seinen Sohn mit einer starken Begleitung mit, um mich dorthin zu führen, und am 2. April 1867 erreichten wir den Rand der tiefen, schüsselförmigen Höhlung, in welcher der See ruht. Der Abstieg zum See beträgt c. 600 Meter, und doch liegt die Oberfläche des Wassers noch mehr als 800 Meter über der Meeresfläche. Nirgendwo sind drei Meilen flaches Land vom Fuß der Klippen bis zum Ufer, aber Höhe, Seiten und Niederung sind mit schönem Walde und Grase bedeckt, ausgenommen, wo nackte Felsen hervorbrechen. Die Scenerie ist außerordentlich schön; der „Läsy“, ein Fluß von 10 Meter Breite und schenkeltief, kam zur Seite unseres steilen Weges herunter und bildete Wasserfälle, indem er in Absätzen von 100 Meter herabstürzte. Die Großartigkeit dieser Fälle, verbunden mit dem leuchtenden Rot des Thonschiefers unter den grünenden Bäumen riß auch den Unempfindlichsten von meinen Begleitern zu staunender Betrachtung hin. Auf den steilen Abhängen finden sich Antilopen, Büffel und Elefanten in großer Menge, und Flußpferde, Krokodile und Fische tummeln sich im Wasser. Gnus sind hier unbekannt, und diese Tiere können ein hohes Alter erreichen, wenn sie nicht in Fallgruben geraten. Die Elefanten fressen mitunter die Ernten der Eingeborenen und dringen unmittelbar bis an die Umzäunungen der Dörfer vor. Einer ging uns aus dem Wege und stand dann still und schrie uns an; sonst pflegen diese Tiere sich vor dem Anblick des Menschen zurückzuziehen.

Das erste Dorf am See, welches wir erreichten, war von einem Hain von Ölpalmen und anderen Bäumen umgeben. Diese Palmen waren nicht von der zwerghaften Kleinheit, wie die am Njassa-See ge-

sehenen. In meine Hütte wurde ein Büschel Früchte gebracht, von solcher Schwere, daß zwei Männer ihn tragen mußten. Die Frucht schien derjenigen an der Westküste an Größe gleichzukommen. Die Mehrzahl der Eingeborenen lebt auf zwei Inseln, wo sie den Boden anbauen, Ziegen aufziehen und Fische fangen.

Wir blieben sechs Wochen an den Gestaden des Sees und suchten, was wir auf den bisherigen Märschen an Fleisch und Kräften zugesetzt hatten, wieder zu ersetzen. Nicht lange nach unserem Eintreffen kam eine Gesellschaft von Arabern nach Ulungu, um Elfenbein aufzukaufen, und da sie hörten, daß ein Engländer ihnen zuvorgekommen wäre, fragten sie selbstverständlich, wo ich mich aufhielte. Aber unsere Freunde, die Bäulungu, argwöhnend, daß jene nichts Gutes im Schilde führen möchten, leugneten hartnäckig, jemals etwas von einem Engländer gesehen zu haben, und baten mich darauf dringend, mich der Sicherheit wegen auf eine der bewohnten Inseln zu begeben. Ich bedauere, sie im Verdacht gehabt zu haben, mich dort zum Gefangenen zu machen, was sie sehr leicht durch Hinwegschaffung des Kanoes hätten ausführen können; aber als mir die Dorfbewohner, welche die Araber täuschten, nachher mit triumphierender Miene erzählten, wie schlau sie dabei zu Werke gegangen wären, erkannte ich, daß sie nur auf meine Sicherheit bedacht gewesen waren. Bei drei verschiedenen Gelegenheiten zeigten sie mir dieselben freundlichen Gesinnungen, und als wir um die Westseite des Sees gingen, protestierte man so eindringlich gegen mein Weitergehen — die Araber hätten mit den Eingeborenen gekämpft, und ich könnte für einen Araber gehalten und getötet werden —, daß ich halb und halb geneigt war, ihnen Glauben zu schenken. An demselben Nachmittage kamen zwei arabische Sklaven ins Dorf und bestätigten alles, was sie gesagt hatten. Wir änderten jetzt unsere Marschrichtung, indem wir den von den Arabern beunruhigten Distrikt südlich zu umgehen beabsichtigten. Als wir 60 engl. Meilen weit gekommen waren, hörten wir, daß das Hauptquartier der Araber 22 Meilen von uns entfernt sei. Sie hatten zu sehr billigen Preisen Elfenbein gefunden und drangen nach Westen vor, bis sie von einem Häuptling, Namens Nsama, angegriffen wurden, den sie in seinem eigenen verpallisadierten Dorfe schlugen. Sie waren jetzt in Verlegenheit, welchen Weg sie einschlagen sollten. Bei Ankunft in Chitimbas Dorf fand ich dort ungefähr 600 in allem versammelt, und als ich einen mir vom Sultan von Zanzibar mitgegebenen Brief vorzeigte, wurde ich sogleich mit Lebensmitteln, Perlen und Zeug versorgt. Sie billigten meinen Plan, nach dem Süden von Nsamas Gebiet zu gehen, aber rieten zu warten, bis bekannt geworden wäre, welchen Erfolg die Bestrafung haben werde, welche die Bäulungu wegen Verletzung des öffentlichen Gesetzes an Nsama vollziehen wollten. Es hat von jeher

als ein stillschweigendes Gesetz gegolten, daß, wer immer Waren ins Land brächte, geschützt werden müsse. Es war die Möglichkeit ins Auge gefaßt worden, daß Nsama fliehen könnte; wenn nach dem Norden, so würde mir der Durchzug durch sein Land offen stehen, wenn nach dem Süden, so war ich gegen die Gefahr gesichert, in seine Hände zu fallen. Aber es stellte sich heraus, daß Nsama Frieden zu schließen wünschte. Er hatte zwei Boten mit Elefantenzähnen geschickt, um die Unterhandlungen zu eröffnen; aber man vermutete Verrat dahinter, und sie wurden niedergeschossen. Ein zweiter Versuch wurde gemacht, diesmal mit 10 Ziegen, indessen gleichfalls zurückgewiesen; die Führer der Araber bezeigten großes Bedauern hierüber. Es war ein Glück für mich, daß die Waren der Araber nicht alle verkauft waren; denn der Moerosee lag in Nsamas Lande, und ohne Frieden konnte weder Elfenbein gekauft werden, noch konnte ich den See besuchen. Das Friedenschließen zwischen den Eingeborenen und den Arabern war jedoch ein höchst langweiliges Geschäft, indem es 3 ½ Monate in Anspruch nahm und damit endete, — daß sie gegenseitig ihr Blut tranken. Dies Verfahren, wie ich es 1854 westlich von hier sah, ist nicht schrecklicher, als es die 30. Verdünnung von tödlichem Nachtschatten oder Strychnin in der Homöopathie ist. Ich dächte, ich hätte es, wäre ich ein Araber gewesen, wohl über mich gewinnen können, das Blut eines andern zu trinken; aber das nächste Mittel zur Besiegelung der Friedenswürde würde mir doch widerstanden haben — nämlich eine schwarze Frau zu heiraten. Nsamas Tochter war die Braut, und sie fiel sehr hübsch aus. Sie kam huckepack auf eines Mannes Schultern reitend; dies ist die würdevollste Art der Beförderung, über welche Häuptlinge und deren Familien gebieten können.

Sie hatte zehn Dienerinnen bei sich, von denen jede einen Korb mit Lebensmitteln trug, und alle hatten ebenso hübsche Züge wie ihre Herrin. Sie wurde von dem Vornehmsten der Araber zur Frau genommen, zeigte aber bald, daß sie ihren Vater ihrem Manne vorziehe; denn als sie Vorbereitungen treffen sah zur Ausrüstung eines Zuges zum Einkauf von Elfenbein, glaubte sie, daß ihr Vater angegriffen werden solle, und entfloh. Ich besuchte darauf Nsama, und da er nicht wünschte, daß viele Leute auf einmal in seine Nähe kamen, so nahm ich von meinen acht Begleitern nur drei mit. Seine Leute hatten große Furcht vor Feuerwaffen und befühlten jedes Stück meiner Kleidung, um zu sehen, ob ich welche auf meinem Leibe verborgen hätte. Nsama ist ein alter Mann, mit einem Kopf und Gesicht gleich den auf assyrischen Monumenten abgebildeten. Er ist seiner Zeit ein großer Eroberer gewesen und war mit Pfeil und Bogen nicht zu besiegen. Er soll viele eingeborene Händler vom Tanganjika vernichtet haben, aber zwanzig arabische Gewehre vertrieben ihn aus seinem eigenen befestigten Dorfe und riefen eine ungeheuere Aufregung im Lande

hervor. Seine Aufmerksamkeit wandte sich besonders meinem Haare und meiner wollenen Kleidung zu, aber seine Leute, unbekümmert um sein Schelten, belästigten uns derartig durch ihr zudringliches Benehmen, daß die Unterhaltung abgebrochen werden mußte, und mit dem Versprechen, mich während der Nacht zur Fortsetzung des Gesprächs holen lassen zu wollen, endete unsere Zusammenkunft. Er versprach Führer nach dem Moero und schickte uns mehr Lebensmittel, als wir tragen konnten, zeigte jedoch so viel Mißtrauen, daß wir schließlich doch ohne seinen Beistand den Weitermarsch antraten. Nsamas Volk zeichnet sich durch besondere Schönheit aus. Viele von den Männern haben so schöne Zöpfe, wie man nur irgend in einer Versammlung von Europäern finden kann. Alle sind wohlgebaut und haben kleine Hände und Füße. Hier sieht man nichts von jener an der Westküste vorherrschenden Häßlichkeit, von welcher unsere Vorstellungen von Negern zumeist herstammen. Weder wulstig aufgeworfene Lippen, noch spornartig hervorstehende Hacken beleidigten das Auge.

Die Frauen erregten die Bewunderung der Araber. Sie haben sehr hübsche Züge und kleine zierliche Gliedmaßen, entstellen jedoch ihre Gesichter durch Ausübung einer Sitte, welche sich nicht auf den nächsten Stamm erstreckt: sie feilen ihre Zähne spitz, und ihr Lachen gleicht infolge dessen dem eines Krokodils. Nsamas Land wird Itawa genannt.

Indem wir uns durchaus nördlich von Nsama hielten und in westlicher Richtung vorrückten, erreichte unsere kleine Gesellschaft am 8. November das Nordende des Moero. Dort bildet der See ein stattliches Stück Wasser von 12 engl. Meilen oder mehr Breite; im Osten und Westen wird er von hohen, bewaldeten Bergketten eingefaßt.

15.

Bei König Casembe.

D. Livingstone.

Als wir uns am unteren Ende des Moero befanden, waren wir Casembe so nahe, daß es für zweckmäßig gehalten wurde, ihn zu besuchen. Wir kamen zwischen der Doppelkette herauf, welche den Osten des Sees einfaßt; aber Berge und Ebenen sind so dicht mit schönem Walde bedeckt, daß wir den See selten zu Gesicht bekamen. Am 28. November 1867 erreichten wir Casembes Stadt. Diese steht nahe dem Nordende des kleinen Sees Mofwé, welcher 1—3 engl. Meilen breit

und 6—7 Meilen lang ist, mit vielen schilfigen Inseln und Überfluß an Fischen. Das Land ist durchgehends eben. Casembes Stadt bedeckt eine Geviertmeile von Maniok-Anpflanzungen, zwischen denen die Hütten zerstreut liegen. Einige derselben haben viereckige Rohrumzäunungen, aber kein Versuch einer planvollen Anlage ist gemacht worden; der Platz macht mehr den Eindruck eines Dorfes, als einer Stadt. Es war nicht möglich, durch Zählung der unregelmäßig umherliegenden und häufig hinter Maniok versteckten Hütten die Bewohnerzahl zu bestimmen; aber nach anderen Dörfern von ähnlicher Beschaffenheit zu schließen, beläuft sich dieselbe auf weniger als 1000 Seelen. Casembes Hof — manche würden denselben einen Palast nennen — bildet ein Viereck von 200 Meter Länge und 130 Meter Breite, welches von einem hohen Rohrzaun umgeben ist. Im Innern dieses Raumes, wo mich Casembe mit einem großartigen Empfange beehrte, steht eine mächtige Hütte für Casembe, nebst etwa einem Dutzend kleiner Hütten für die Dienerschaft; die Hütte der Königin steht hinter derjenigen des Häuptlings, und dabei ebenfalls eine Anzahl kleiner Hütten. Der größte Teil des eingefriedigten Raumes ist mit einer Anpflanzung von Maniok, Curcus purgaris, und Baumwolle bedeckt. Casembe saß vor seiner Hütte auf einem viereckigen Sitze, welcher auf Löwen- und Leopardenfellen stand. Er war gekleidet in einen groben, blau und weiß bedruckten Manchesterkattun, welcher mit rotem Wollenzeug besetzt war und in großen Falten herabfiel, so daß das Kostüm aussah wie eine Krinoline, deren unrechte Seite nach vorn gekehrt ist. Seine Arme, Beine und Kopf waren bedeckt mit Ärmeln, Gamaschen und Mütze, gemacht aus verschiedenfarbigen Perlen in hübschen Mustern; eine Krone von gelben Federn überragte seine Mütze. Seine vornehmsten Hofleute erschienen einer nach dem anderen, beschattet von einem ungeheuren, schlecht gemachten Sonnenschirme und begleitet von ihrer Dienerschaft, verneigten sich gegen Casembe und setzten sich rechts und links von ihm nieder; dasselbe thaten mehrere Musikbanden. Als ich gerufen wurde, erhob ich mich und machte eine Verbeugung, und ein alter Rat mit gestutzten Ohren trug dem Häuptling vor, was er während unseres Aufenthalts über die Engländer im allgemeinen und über meine Vergangenheit insbesondere hatte erfahren können. Daß ich durch Lunda, westlich von Casembe, gekommen war und Häuptlinge besucht hatte, von denen er nichts wußte, imponierte ihm außerordentlich. Er versicherte mir sodann, daß sein Land mir offen stehe und ich hingehen könne, wohin ich wolle. Wir begaben uns darauf (zwei Knaben trugen ihm die Schleppe) in ein Zimmer, wo die einzelnen Gegenstände meines ihm gemachten Geschenkes ausgebreitet lagen. Er hatte diese vorher heimlich geprüft, und wir wußten, daß er zufrieden war. Dieselben bestanden in fünf Meter orangefarbiger Sarsche, einem großen gestreiften

Tischtuche, einem anderen großen, in Manchester verfertigten Tuche, welches eine Nachahmung eines an der Westküste einheimischen Fabrikats war und stets die Bewunderung von Arabern und Eingeborenen erregt, und schließlich in einem reich vergoldeten Kamme fürs Hinterhaar, wie ihn unsere Damen vor 50 Jahren trugen. Dieser war mir von einem Freunde in Liverpool gegeben worden, und da Casembe, ebenso wie Nsamas Volk, das Haar nach hinten in großen Knoten trägt, so war ich gewiß, daß dieses Stück Beifall finden werde. Casembe drückte mir seine Zufriedenheit aus und hieß mich abermals willkommen. Ich hatte eine zweite Zusammenkunft mit Casembe und benutzte diese, ihm davon abzuraten, seine Leute als Sklaven zu verkaufen. Er hörte mir eine Weile zu und brach dann in einen Schwall von hochtönenden Phrasen über die Größe seines Landes, seine Macht und Herrschaft aus. Er erklärte sodann, daß es nur zwei große Herscher auf der Welt gäbe, den Sultan von Sansibar und die Königin Viktoria. Als ich zum drittenmal mit Casembe zusammenkam, um mich von ihm zu verabschieden, war er weit weniger zurückhaltend und machte den Eindruck auf mich, daß ich mich wohl bald mit ihm befreunden könnte; aber er hat ein abstoßendes Äußere und schielt auf beiden Augen. Eine Anzahl Menschenschädel schmückte den Eingang zu seinem Hofe, und die vielen Beispiele von abgeschnittenen Ohren und zum Teil auch abgehauenen Händen bei seinen vornehmsten Würdenträgern beweisen, welcher grausamen Mittel er sich bedient, um seine Minister aufmerksam und ehrlich zu machen. Kein Wunder, daß eine Abneigung gegen diesen Mann bei mir Platz griff.

Die Portugiesen haben das Land schon vor langer Zeit besucht; aber da jeder neue Herrscher eine neue Stadt baut, so ist es nicht leicht, die Plätze zu ermitteln, wohin Fremde gekommen sind. Die letzten sieben Herrscher haben ihre Städte innerhalb sieben engl. Meilen von der jetzigen gehabt.

Als unser Casembe vor fünf Jahren die Herrschaft an sich riß, war sein Land dicht bevölkert; aber er war so streng in seinen Bestrafungen, indem er wegen der kleinsten Vergehen Ohren abschneiden, Hände abhauen und Kinder verkaufen ließ, daß seine Unterthanen sich allmählich durch Auswanderung in die benachbarten Länder seiner Macht entzogen. Dies ist die gewöhnliche Weise, wie Tyrannei in Gegenden gleich diesen geheilt wird, wo Flüchtlinge niemals zurückgegeben werden. Der gegenwärtige Casembe ist sehr arm. Als er Leute hatte, welche Elefanten töteten, war er zu geizig, um den aus dem Verkauf des Elfenbeins erlösten Gewinn mit seinen Untergebenen zu teilen. Die Elefantenjäger haben ihn entweder verlassen oder vernachlässigen die Jagd, so daß er jetzt den arabischen Händlern, die vom Tanganjika kommen, keine Zähne mehr verkaufen kann.

16.

In Udschidschi.

H. M. Stanley.

Die beste Aussicht auf Udschidschi gewinnt man von dem flachen Dache eines der arabischen Tembes oder Häuser. Die beigefügte Abbildung stellt eine Ansicht dar, wie sie sich mir von meinem mit der Front am Marktplatz liegenden Tembe (Wohnung) nach Norden zu darbot. Sie umfaßt die viereckigen und kegelförmigen Hütten der Eingeborenen und arabischen Sklaven, die Guineapalmen, aus deren goldfarbigen Nüssen man das Palmöl preßt, die Bananen- und Pisanghaine, aus deren dichten Gruppen sich hier und da ein reizender Melonenbaum emporhebt, und darüber hinaus die dunkelgrünen Wälder, welche sich am Gestade in langen Linien hinziehen und von den Fischern des Schattens wegen gepflegt und erhalten werden.

Südlich vom Marktplatze liegen die Tembes der Araber, massiv aus Lehm gebaute, geräumige Häuser mit flachen Dächern und kühlen, nach der offenen Straße zu liegenden Veranden, Palmen und Melonenbäumen; Granatapfel- und Pisangbäume heben in anmutigen, malerischen Formen ihre Zweige und ihr Laubwerk über dieselben empor und bilden einen gefälligen Gegensatz zu den graubraunen Wänden, Einhegungen und Häusern. Der Hafen von Udschidschi wird in zwei Bezirke geteilt, nämlich das von den Arabern eingenommene Ugoy und das von Eingeborenen und Sklaven bewohnte Kawele. Der Marktplatz liegt in Ugoy auf einem weiten, offenen Raume, der aber in der letzten Zeit auf ungefähr 1000 Quadratmeter beschränkt worden ist. Im Jahre 1871 umfaßte seine Fläche gegen 2500 Quadratmeter. Auf das Gestade vor dem Marktplatze sind die gewaltig großen arabischen Kanoes emporgezogen, welche in Goma, an der westlichen Küste, angekauft und deren oberer Rand oder Bord, das sogenannte Schanddeck, noch mit schweren Tekholzplanken erhöht war. Das größte, dem Scheich Abdullah bin Suliman gehörende Kanoe hat 17 Meter Länge und 2 Meter Tiefe; sein die Seiten haltender Hauptbalken ist 3 Meter breit; auch hat es ein Hinterdeck für den Nakhuda (Kapitän) und ein kleines Vorderkastell. Scheich Abdullah hat, indem er sich den Anschein eines reichbegüterten Schiffseigentümers gab, die Eitelkeit des Gouverneurs verletzt, der selbst neun Kanoes besitzt. Abdullah gab seinem „dicken Schiffe“ irgend einen sehr stolzen Namen; der Gouverneur legte ihm aber den Spottnamen



Udschidschi.

„Faulenzer“ bei. Die Araber und Eingeborenen geben übrigens allen ihren Kanoes Namen.

Das Lärmen und Summen des mit einem bunten Gemisch von Angehörigen vieler Stämme angefüllten Marktplatzes weckte mich schon in der frühen Morgendämmerung auf. Voll Neugierde, den ersten Markt nach dem zu Kagehyi, den ich zuletzt beobachtet hatte, mir anzusehen, zog ich mich an und schlenderte mitten unter den Käufern und Verkäufern und Müßiggängern umher.

Hier bekommt man alle die reichen Erzeugnisse der Tanganjika-Gestade zu sehen. Da die Eingebornen, welche geschickte, jeden Vorteil scharf ins Auge fassende Kaufleute sind, bemerkt haben, daß die Nachbarn ihre Vorräte von süßen Kartoffeln, Yamswurzeln, Zuckerrohr, Erdnüssen, Ölnüssen, Palmöl und Palmwein, Butter und Pombe en gros aufkauften, um sie nachher mit riesigem Gewinn an ihre Landsleute en détail wieder zu verkaufen, so haben auch sie ihre Preise für einige Artikel im Vergleich zu denen, welche ich bei meiner letzten Anwesenheit in Udschidschi notierte, um 100 Prozent erhöht. Dies hat bei den armen Sklaven viel Klagen und Jammern verursacht; denn die Araber sind nicht imstande, an sie Rationen im Verhältnis zu den jetzt geforderten Preisen auszuteilen. Der von den Mutware des Seedistrikts Udschidschi mit Proviant versehene Gouverneur will sich, ungeachtet der häufig und flehentlich an ihn gerichteten Bitten, nicht in diese Sache mischen, und infolgedessen finden häufig Prügeleien statt, indem die Ärmeren mit Keulen über die Reicheren herfallen, etwa so, wie ehedem die Londoner Lehrlinge zur Befreiung oder Unterstützung eines aus ihrer Schar herbeizustürzen pflegten.

Mit Ausnahme derjenigen, welche an Kleidern reich geworden sind, behalten die Eingeborenen den ursprünglichen Anzug bei, wie er von den Angehörigen der meisten Nachbarstämme getragen zu werden pflegt, nämlich ein gegerbtes Ziegenfell, das die Lenden bis auf höchstens sechs Zoll über den Knieen bedeckt, und woran schmale Streifen von demselben Stoffe herabhängen. Alle diese Stämme sind miteinander verwandt, und ihre Sprachen zeigen nur unbedeutende mundartliche Unterschiede. Überdies haben viele Sprachen der Bewohner der an Uniamuesi und Uganda angrenzenden Länder jene charakteristischen Eigentümlichkeiten verloren, welche den reinen, unvermischten Hauptstamm von den weniger begünstigten und verfeinerten Sprachtypen der Afrikaner unterscheiden.

Uhha sendet täglich auf den Markt von Udschidschi sein Mtama (Kaffernkorn), Getreide, Hirse, Sesam, Bohnen, Geflügel, Ziegen, breitschwänzige Schafe, Butter und bisweilen Ochsen; Urundi seine Ziegen, Schafe, Ochsen, Butter, Palmöl und Palmnüsse, Geflügel, Bananen und Pisang; Uzige — nur dann und wann — seine Ochsen und sein Palmöl;

Uvira sein Eisen in Draht von allen Stärken, Arm- und Knöchelbänder; Ubwari sein Kassava oder Maniok in getrocknetem Zustande und ungeheure Mengen von Getreide, Dogara oder Breitlinge und getrocknete Fische; Uvinza sein Salz; Uguha seine Ziegen, Schafe und Getreide, insbesondere Mais; die auf dem Lande wohnenden Madschidschi bringen ihre Buttermilch, Erdnüsse, süßen Kartoffeln, Tomaten, Bananen und Pisangfrüchte, Yamswurzeln, Bohnen, Wicken, Gartenkräuter, Melonen, Gurken, Zuckerrohr, Palmwein, Palmnüsse, Palmöl, Ziegen, Schafe, junge Ochsen, Eier, Geflügel und Töpferware; die an der Seeküste wohnenden Wadschidschi senden ihre Sklaven, Breitlinge, frische Fische, Elfenbein, Körbe, Netze, Speere, Bogen und Pfeile, die Wangwana und arabischen Sklaven bringen Sklaven, Brennmaterial, Elfenbein, wilde Früchte, Eier, Reis, Zuckerrohr und Honig aus dem Ukaranga-Walde.

Die Stelle des Kurantgeldes vertreten Zeuge (blaues „Kaniki", weißes „Merikani"), Leinen aus den Fabriken von Massachusetts, gestreifte oder karrierte Zeuge in blauen und roten Farben aus Manchester, Muskat oder Kutsch, sowie Glasperlen, hauptsächlich „Sofi," welche schwarzweißen Thonpfeifenrohren gleichen, die in einen halben Zoll lange Stücke zerbrochen sind. Ein solches Stückchen heißt ein Masaro und ist das in seinem Wert niedrigste Umlaufsmittel, mit dem sich etwas kaufen läßt. Die Sofi-Perlen sind zu Schnüren von 20 Masaro aufgereiht. Eine solche Schnur heißt dann ein Khete und genügt zum Ankauf von Rationen auf zwei Tage für einen Sklaven, reicht aber für einen Freien oder Mgwana nur auf einen Tag zu. Die roten Perlen, welche Sami-sami heißen, die Mutanda, kleine blaue, braune und weiße Perlensorten, werden auch auf dem Markte bereitwillig gegen Lebensmittel umgetauscht, aber es wird bei ihnen ein Abzug berechnet, da die Sofi von allen Klassen der den Markt besuchenden Eingeborenen wie fest angenommenes und allgemein gültiges Kurantgeld angesehen werden.

17.

Von Rubaga zum Ukerewe (Viktoria-Njansa).

Dr. Schnitzler (Emin-Bey).

Nach langem Drängen hatte mir König Mtesa von Uganda endlich die Erlaubnis zu einem Ausfluge von seiner Hauptstadt Rubaga nach dem Ukerewe-See gegeben; es galt nun, den kindischen Launen des Herrschers zuvorzukommen und so bald als möglich dorthin zu gehen. Ein

kleines Geschenk an den mir gestellten Führer bewog diesen, auffallend zuvorkommend zu sein, und so konnten wir uns denn schon zeitig in Bewegung setzen.

Trübe blickte die Morgensonne am 13. Febr. 1878 aus grauen Wolken hervor; aus den wallenden, grauen Nebeln, die weithin das Land deckten, tauchten wie Inseln die vielen, im Lande verstreuten Hügelrücken hervor, unter denen der lang gestreckte Mtundue durch seine tafelförmige Gestalt auffällt, als wir an Mtesas Palast vorüber in eine sumpfige Ebene niederstiegen, deren Betreten durch einen sehr einfachen Damm und zwei noch einfachere Knüppelbrücken ermöglicht wird. Die nun folgenden Hügel sind von fleißigen Arbeitern besetzt; überall sieht man neue Kulturen und Pflanzungen im Entstehen begriffen; haufenweise wird das ausgerupfte Gras zusammengetragen und verbrannt, weithin Rauch und brenzligen Geruch entsendend; die Frauen beschäftigen sich mit dem Bestellen der Felder, pflanzen süße Bataten oder rupfen das Gras aus; die Männer bauen die Häuser oder verbreitern und säubern die Straße, welche hier auf festem, rotem Eisenthonboden eben dahinführt. Nur in den Senkungen und Abstiegen liegt über dem roten Boden eine dicke Schicht grauen, dichten Lehmes, dessen unterster Teil vorzügliches Material für Töpferarbeiten liefert. Nahe am See findet sich weißer und gelber Sand.

Wie durch einen Garten marschieren wir zwischen Bananenwäldern und Häusern dahin; hat der Mensch irgendwo eine Lücke gelassen, so ist Mutter Natur um so eifriger bedacht gewesen, sie zu füllen mit großartiger Grasvegetation und eleganten, schlanken Bäumen. Undurchdringliche Dickichte, Zufluchtsorte für die hier sehr häufigen Leoparden, fassen bisweilen die Straße ein, und das Auge wird vom Betrachten all der Formen und Farben förmlich müde. In den fast betäubenden Geruch einer zur Heckenbildung gebrauchten Liliacee mischen sich die Düfte einiger Umbelliferen; ein mannshohes Ocymum bildet ganze Kolonien für sich; wo ein Wasserfaden zum See geht, haben sich förmliche Vegetationsnester gebildet, welche oft einen Sumpfboden decken, oft auch am Wasserlaufe Galerien bilden. Gigantische Bäume wiegen hier ihre luftigen Kronen in der Sonne, während unter ihnen im tiefen, kühlen Schatten Schlingpflanzen aller Art ihre Netze spannen. Amomum mit breiten, wachsglänzenden Blättern schießt hier zu 3 Meter Höhe empor; bescheidener, aber raumfüllender wirken Kalladien, Akanthus und viele Rubiaceen. Gebüsche zierlicher Phönix teilen ihre Standorte mit prächtigen Farnen (Asplenium und Marsilia). Auf den Ästen der Sykomoren und Spathodeen nisten Parasiten, wohl Angräcum und Platycerium; ihre Höhe macht sie unerreichbar. Gegen den See hin finden sich einzelne weichstachelige, gelbblühende Mimosen.

So wechseln beständig künstliche und natürliche Gärten, nur kön-

nen sich jene, Bananen und süße Bataten, mit diesen nicht messen, weder an malerischer Schönheit, noch an mannigfaltiger Gliederung. Ein schönes, gesegnetes Land mit seinem roten Boden, seinen grünen Gärten, seinen luftigen Bergen, seinen dunklen, lauschigen Thälern. Verschwenderisch hat die Natur ihre Reize gespendet —, nur der Mensch stört die Harmonie solcher Bilder. Menschliche Leichname mitten im Wege zwingen uns, auszuweichen; rauschenden Fluges verlassen Ugandas kleine Geier bei unserer Annäherung die grausige Mahlzeit. Vier Leichen liegen da; jung und alt hat sie der Henker zusammengerafft, dem einen mit breitem Schnitt die Kehle bis zur Wirbelsäule durchschneidend, dem anderen mit wuchtigem Hiebe den Hinterkopf zerschmetternd. Und täglich und stündlich ziehen an ihnen die Leute vorüber — vielleicht bald ähnlichem Geschicke verfallen!

Etwa halben Weges zum See liegt ein vermutlich durch Überfluten des Sees und Regen genährter Sumpf, über den wahrscheinlich eine Brücke gebaut werden sollte; die hingeworfenen, runden Stämme drehen sich aber, falls man sie betritt, um ihre Achse; es ist demnach das Schlammwaten vorzuziehen. Sind von hier aus die Hügel erklommen, so zeigt sich zum erstenmal der See, heute von dichten Nebelschleiern gleichsam in die Luft erhoben. Zwischen Feldern und Gärten ist nun öfter ein Stück See sichtbar, doch haben wir noch eine gute Meile bergauf, bergab die Bananenwälder zu durchwandern, bis nach Durchwatung zweier zum See fließenden Bäche und nochmalig starkem Anstiege das Terrain scharf abfällt und wir nach vierstündigem scharfen Marsche den See erreichen.

Ussavara, wie Ort und Landschaft heißen, ist, wie alle Ortschaften Ugandas, aus vielen in Bananenwäldern gelegenen Häusern und Gehöften zusammengesetzt. Das steil in den See abfallende, hier etwa auf 10—15 Meter vegetationslose Ufer gestattet den Barken, ans Ufer zu kommen, und deshalb ist Ussavara der gewöhnliche Aus- und Einschiffungsort für Reisen zu Wasser. Auf der Uferhöhe, etwa 3—4 Meter über dem Wasserspiegel, liegen einige Felsblöcke, über denen ein mächtiger Myassubaum seine majestätische Krone wölbt.

Eine ziemlich weite Aussicht eröffnet sich von hier über die Bucht (Murchison-Creek): uns zu Füßen flutet der von scharfem Südostwinde getriebene See gegen einen Streifen gelben, grobkörnigen Sandes von etwa $1/2$ Meter Breite, an dessen oberem Rande trockene Pflanzenmassen angehäuft sind, die Flutmarke für den See bezeichnend. Die Tiefe ist hier unbedeutend. Von allen Seiten ist die Bucht durch Berge begrenzt, nur nach Süden und Südosten verschwimmen Himmel und Gewässer. Schön bewaldete Inseln, von denen die sehr kleinen Naluvali (von Stanley Bellefondsinseln genannt) gerade am Ausgange der Bucht liegen, zieren

dieselbe; auch die Ufer, soweit man sie von hier überblickt, sind überall bewaldet, besonders die von Kodja. Der Wasserrand ist beinahe überall mit dichtem Schilfgürtel eingefaßt, der sich in Untiefen oft weit in den See verlängert. Papyrus sah ich hier nicht. Das Wasser wird von den Waganda sehr gerühmt.

Nach Osten hin, an der Grenze der Reiche Uganda und Usoga, befindet sich der Abfluß des Sees mit den von Speke entdeckten Riponfällen (vgl. Abbildung auf Seite 64).

Trotz des starken Windes zeigen sich Barken, die mit 2—3 Personen besetzt von einem Ufer zum anderen sich begeben; ein Mann steuert mit einem schaufelförmigen Ruder, ein anderer rudert mit einem Ruder bald rechts, bald links. Die aufgebogenen, mit Hörnern verzierten Schnäbel, sowie rechts und links über den Wasserspiegel ausgreifende, breite Hölzer (um das Umschlagen zu verhüten) geben den kleinen Fahrzeugen ein phantastisches Aussehen.

Zufälligerweise lag ein kleines Boot am Ufer; die einzelnen Planken hatte man durch Lehm und Fetzen von Rindenstoff miteinander verbunden; die seitlichen Ausläufer waren auch hier vorhanden, das Vorderteil aber lief, statt aufgebogen zu sein, in einen langen, dreieckigen Sporn aus, vermutlich um das Eindringen in die Schilfbüsche zu erleichtern. Das Boot ruderte sich leicht, Wellen und Wind aber ließen mich nicht vorwärts kommen. Schon bei einer Entfernung von nur 30 Meter vom Ufer schien die Tiefe beträchtlich zu sein; der Grund war bis dahin grobkörniger Sand mit feinem, grauem Schlamme. Krokodile und Hippopotamus sind zahlreich; Vögel sah ich vermutlich des Wetters halber nicht. Weder Schnecken noch Muscheln konnte ich erhalten. Die Fische — es giebt hier Fischer von Beruf — werden gedörrt auf den Markt nach Rubaga gebracht.

Drohender Regen und die vorgerückte Zeit zwangen uns eher, als uns lieb, zur Rückkehr; auf halbem Wege etwa ging denn auch eine wahre Sündflut über uns nieder und zwang uns, da alle Waganda gegen Regen sehr empfindlich sind, seitab in einem Dorfe Schutz zu suchen. Während wir hier verweilten, machten mich meine Leute auf einen Trog aufmerksam, der, durch eine mittlere Scheidewand in zwei Teile geteilt, bequem zwei Männer aufnehmen konnte und den sie für ein Boot hielten, während es doch nur ein Trog zur Bereitung von Bananenwein war. Da der Regen bald aufhörte, konnten wir auf der nun in einen Bach verwandelten Straße weiter gehen und erreichten unser Quartier um Sonnenuntergang.

18.

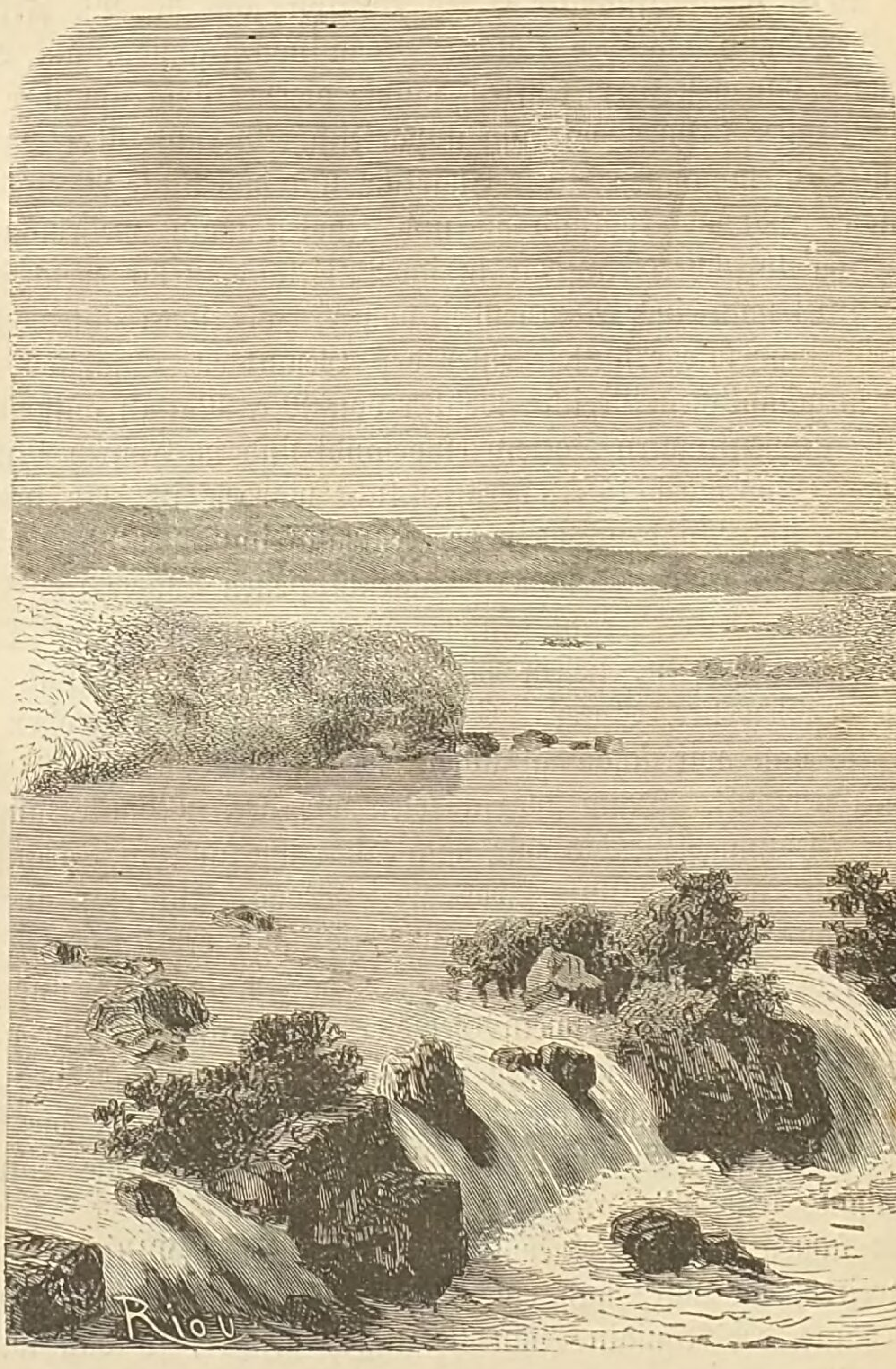
Bericht eines Großen von Uganda über seine Reise nach England.

Ch. Mackay.

Als 1879 die Missionare C. T. Wilson und R. W. Felkin aus Rubaga, der Hauptstadt des Königs Mtesa von Uganda, am Viktoria-Njansa nach Europa zurückkehrten, sandte dieser König auf ihre Veranlassung drei seiner Großen mit, um unparteiische Berichte über europäische Verhältnisse zu empfangen. Über Chartum und das Rote Meer kamen sie im Anfange 1880 in England an und kehrten nach mehrmonatlichem Aufenthalt daselbst über Sansibar in ihr Vaterland zurück, welches sie am 18. März 1881 nach einer Abwesenheit von $^3/_4$ Jahren erreichten. Über die gewonnenen Eindrücke erstattete einer der Gesandten, Saabadu, seinem König einen mündlichen Bericht, welcher von Mr. Mackay aufgeschrieben, an die Church Missionary Society eingesandt und im Church Missionary Intelligencer, November 1881, veröffentlicht worden ist. Er spiegelt die Anschauungs- und Ausdrucksweise der centralafrikanischen Neger charakteristisch wieder. Die in Klammern eingeschlossenen Worte sind Erläuterungen Mackays. Der Bericht lautet: „Nachdem wir Riongas Ortschaft (Fowera) erreicht hatten, ließen wir unsere Weiber zurück und wurden aller unserer Gewehre, Speere, Schilder, selbst unserer großen Stöcke beraubt, so daß wir schon glaubten, Mtesa habe uns als Sklaven den Weißen verkauft. Dann marschierten wir drei Monate lang durch eine Wüste (Dschungel?), bis wir nach Chartum kamen. Darauf durchzogen wir eine andere Wüste, was zwei Monate dauerte; auf diesem Wege sahen wir so große Berge, wie wir nie zuvor erblickt hatten. Dann kamen wir nach einem Njandscha (d. h. See, das Rote Meer) und wurden auf ein Schiff gebracht. O, mein Gebieter, ein Schiff ist sehr groß, so groß wie ein Berg. Dann kamen wir nach der Hauptstadt des Königs der Türken (Ägypten), aber hier bemerkten wir, daß nicht die Türken, sondern die Bazungu (Europäer) das Land beherrschen; die Türken besitzen durchaus keine Macht.

Dann kamen wir nach einem anderen Njandscha (Mittelmeer). Wir segelten weiter, bis wir nach einer Insel (Malta) kamen, welche, wie man uns sagte, der Königin (von England) gehört, so daß wir sicher annahmen, die Königin wohne dort und wir wären am Ende unserer Reise. Aber nein; wir fuhren weiter und glaubten schon, wir würden nie ans Ziel kommen, weil man uns sagte, daß wir noch nicht die Hälfte zurückgelegt hätten. Dann kamen wir nach einem Lande, welches den Bazungu gehört, aber die Leute sahen alle wie Araber aus (Algier). Darauf gelangten wir nach einer hohen Insel der Bazungu, aber nicht der Königin gehörend (Lissabon?). Dies ereignete sich in dem dritten

Njandscha (Atlantischem Ocean). Dann fuhren wir viele Tage weiter, bis wir nach England kamen. O, was für eine Menge großer Schiffe wir dort erblickten (Themsemündung?)! Ihre Masten konnten uns glauben lassen, daß es ein Wald sei, dessen Bäume auf dem Wasser wüchsen.



Die Riponfälle des Nil (Ausfluß des Ukerewe).

Als wir den Fluß hinauffuhren, stiegen die Kapitäne der Schiffe auf die Spitzen der Maste und schrieen: ‚Die Buganda kommen; macht Platz für die Buganda' und alle Schiffe machten, daß sie fortkamen. (Vermutlich konnten die Gesandten der Versuchung nicht widerstehen, durch Einflechten einer solchen Episode Mtesas Eitelkeit zu schmeicheln.)

Nun kamen wir nach London. Hier sandte uns die Königin einen Häuptling mit einem Wagen und zwei Pferden entgegen (Mr. und Mrs. Hutchinson von der Church Missionary Society müssen sie für Vertreter Ihrer Majestät gehalten haben, oder es ist nur die natürliche Phraseologie von Uganda, wo nichts ohne Befehl des Königs geschieht). Pferde giebt es so viel in London, daß man sie nicht einmal zählen kann. Und die Häuser, die werden von Stein erbaut. O, mein Gebieter, prachtvoll, prachtvoll! Man erbaut zwei lange Wände von Stein (die Straßenfronten), sehr lang, so weit man sehen kann, und innerhalb der Wand befindet sich das Haus. Alles ist nur ein Haus, aber getrennt, so daß eine Masse Leute darin wohnen. Keiner kann zählen, wie viel Leute in einem Hause (einer ganzen Straßenseite) wohnen. O, London ist ein ungeheuer großer Ort, nichts als Häuser von Stein, so weit als von hier bis Buhwezi (Landschaft von Kangao, ungefähr 20 engl. Meilen von Rubaga).

Dann gingen wir nach einem Platze, wo ein großer Häuptling (Oberst Grant oder vielleicht Lord Northbrook, damals Präsident der Geographischen Gesellschaft) uns entgegen kam, welcher die Hände erhob und ausrief: Ah! Buganda! Buganda!! Buganda!!!

Zwei Tage später sandte die Königin nach uns (die Vorstellung bei Ihrer Majestät fand erst später statt; sie sahen sie zuerst in Aldershot, haben aber begreiflicherweise die Reihenfolge der Ereignisse vergessen). Wir sahen eine Masse Damen beisammen, welche alle überein angezogen waren, so daß wir nicht wußten, wer die Königin sei. O, mein Gebieter, wundervoll! Das Haus der Königin ist so groß, wie von hier bis Nabulagala (ein ca. 2 engl. Meilen entfernter Hügel). Tags darauf gingen wir nach einem großen offenen Felde, um die Soldaten zu sehen (Revue von Aldershot). Jeder Mutongole (Hauptmann) läßt seine Leute in verschieden gefärbte Anzüge kleiden. Wir saßen in einem Gari (Wagen), und die Königin in einem anderen. Diesmal sahen wir sie selbst und wußten nun, welches sie war. Dann gingen wir nach einem Platze, wo Kanonen gemacht werden, eine Masse Kanonen und sehr große. 200 Kegs Pulver (zusammen ungefähr eine Tonne) bilden die Ladung für eine Kanone. Sie feuert eine Kugel so weit, wie von hier bis Nyamagoma (ca. 7 engl. Meilen). Dann gingen wir auch dahin, wo Gewehre gemacht werden — schöne und sehr viele Gewehre. Ein Mann zeigte uns sein Gewehr, welches er gerade fertig gemacht hatte. Es war sehr schön. Dann sahen wir die Verfertigung von Schießpulver. Dann gingen wir nach einem Platz, wo man wollene Stoffe macht, und dann sahen wir, wie man Bufta (gebleichten Kaliko) anfertigt.

Nachdem wir viele Tage in London zugebracht hatten, gingen wir fort nach einem andern Ort, wo wir kurze Zeit blieben. Wir gingen

nicht zu Fuß, sondern bestiegen ein hölzernes Haus (Eisenbahnwaggon) welches mit uns allen darin von selbst fortging.

Als wir nach London zurückkamen, sagten wir der Königin, daß wir nach Uganda zurückwollten. Sie antwortete aber: ‚Noch nicht; ihr habt meine Tiere noch nicht gesehen.‘ Da gingen wir nun hin, um die Tiere zu sehen (im Zoologischen Garten). Jedes Tier, welches es in der Welt giebt, befindet sich hier als Eigentum der Königin. Zuerst brauchten wir drei Tage, um die Löwen zu besehen; dann sahen wir zwei Tage lang Leoparden; dann sahen wir drei Tage lang Büffel, dann viele Tage Elefanten, dann sechs Tage Vögel. (In Wirklichkeit blieben die Gesandten nur 2—3 Stunden im Zoologischen Garten. Die Aufzählung der Tage ist wohl als bildlicher Ausdruck aufzufassen, um dadurch die Menge der gesehenen Tiere anzudeuten.) Jeder Vogel von überallher befindet sich hier. Dann sahen wir die Krokodile. Wundervoll, wundervoll, wundervoll! Die Krokodile sind nicht wild. Die Leute halten ein Stück Fleisch hin und rufen die Krokodile, worauf diese herankommen und das Fleisch aus der Hand nehmen. (Mtesa fragte, woher man das Futter für all die Tiere bekäme?) Man giebt ihnen Kühe und Ziegen. (Mtesa fragte darauf, ob man die Kühe und Ziegen den Tieren lebendig giebt?) Man tötet die Tiere immer und giebt ihnen nur das geschlachtete Fleisch. Dann sahen wir Elefanten und Schlangen und alle Tiere. (Mtesa sagte hierauf seinen Häuptlingen: „Hört ihr es, wie viele Tiere die Bazungu ihrer Königin geben?“ Ein Wink, daß seine Häuptlinge (ihn durch Geschenke von Tieren ebenso groß machen sollten.)

Am nächsten Tage führte man uns hin, um Kühe, Schafe und Pferde zu beschauen (auf der Ackerbau-Ausstellung). Was für eine Menge Kühe und Schafe die Bazungu besitzen! Dann sahen wir Tausende von Schweinen, und jedes Schwein hatte sechs Junge. Diese Schweine bilden die Nahrung der Königin.

Dann gingen wir hin, um der Königin lebewohl zu sagen (die Gesandten hatten überhaupt nur eine Audienz bei der Königin), und sie gab uns ein Schiff, um fortzukommen. Zwölf Monate hatten wir gebraucht, um von hier nach England zu kommen, aber mit diesem Schiff kamen wir in einem Monat nach Sansibar.

In Sansibar sahen wir Seyed Burgasch, welcher uns Geschenke gab. Aber Seyed Burgasch besitzt nur ein kleines Reich. Die Araber belügen euch, wenn sie erzählen, daß sie ein großes Reich in Pwani (an der Küste) besitzen. Die ganze Küste gehört den Engländern, und die Araber sind ihre Sklaven. England ist ein sehr großes Land. Es ist eine Insel, so groß wie von hier bis Sansibar, und viele Inseln liegen um dieselbe, so viele, daß wir sie nicht zählen konnten. Man baut dort Brücken über die Flüsse, so große, daß man nicht durch das Wasser zu gehen braucht, um

hinüber zu kommen. O! mein Gebieter, wir besitzen ganz und gar kein Land. Die Herrschaft eines Häuptlings in England ist so groß, wie ganz Buganda und Bunyoro und Busogo zusammen („Wiederhole das‘, sagte Mtesa ‚ich mag es gern hören, daß ein Mann die Wahrheit spricht.‘) Wir haben kein Land mein Gebieter. („Hört ihr es?‘, sagte Mtesa zu seinen Häuptlingen, ‚wir besitzen ganz und gar kein Land!‘) In England hat jeder Mann eine Frau, und jede Frau hat 30 Kinder! Sie haben andere Weiber im Hause, welche nicht ihre Frauen sind, sondern nur arbeiten. Die Bazungu, welche hierher kommen, haben keine Frauen, aber wenn sie nach England zurückkommen, werden sie zu großen Häuptlingen gemacht, und jeder bekommt zur Belohnung für seine Dienste eine Frau! Wir sahen eine Kirche mit sehr großen Glocken (St. Pauls Kathedrale). Wenn die Glocken läuten, kann man sie so weit hören, wie von hier bis Busoga (50 engl. Meilen!). Das Innere der Kirche ist ganz aus wunderschönem Holz und Marmor. Die Bazungu haben nur eine Religion.

Das Haus der Königin ist inwendig ganz von Spiegelglas, Gold und Silber, und wir saßen auf Stühlen, welche ganz aus Elfenbein bestanden."

(Hier gebot Mtesa Halt und entließ seinen Hof, um sich von Saabadu allein seine Erlebnisse in England erzählen zu lassen.)

19.

Wanderung durch die Stadt Sansibar.

K. v. d. Decken.

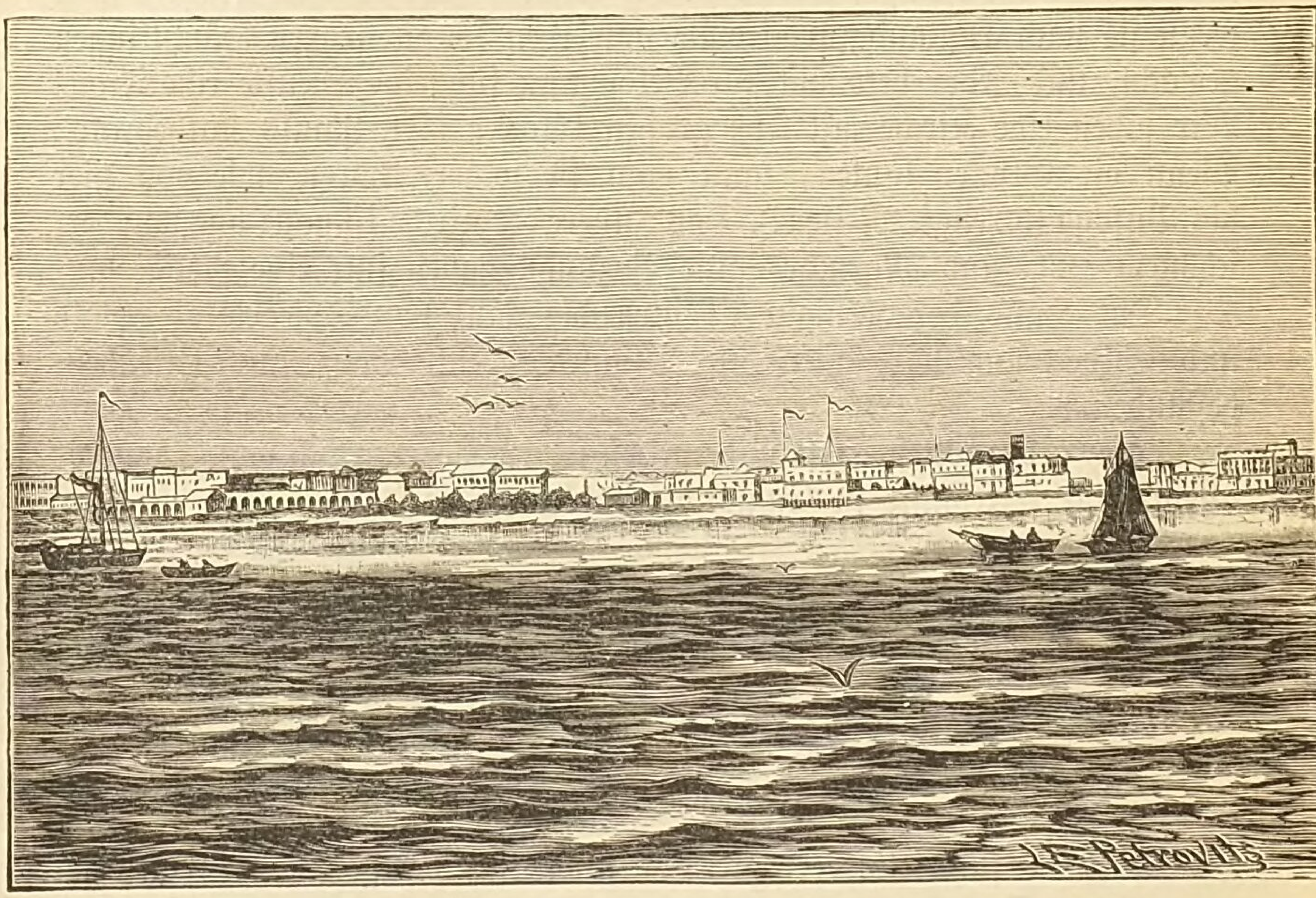
Wer an sich selbst erfahren hat, was es besagen will, nach dreimonatlicher Seefahrt Land, und zwar neues, fremdes Land zu betreten, wird sich das unbeschreibliche Vergnügen des Reisenden, welcher sich zu seinem ersten Gange durch die Stadt Sansibar anschickt, ausmalen können.

Die Sonne sendet ihre Strahlen bereits schräg herab, die Abendkühle tritt ein, und das Treiben der Menschen in den Straßen wird lebhafter, wechselvoller. Wir verlassen das Haus, welches uns bis dahin ein überaus angenehmes, weil kühles Obdach gewährte, und treten im Geleite unserer kundigen Freunde eine Wanderung an, welche uns mit der Hauptstadt und ihrem Leben oberflächlich bekannt machen soll.

Zuerst wenden wir uns, eine enge Gasse durchschreitend, dem Zollhause zu, der Börse Sansibars, dem Mittelpunkte des gesamten Handelsverkehrs, welcher die Völkerschaften von Norden und Süden hier zusammenführt. Nachdem wir das reinliche, europäische Viertel verlassen haben, gelangen wir auf einen freien Platz, welcher durch seinen

Schmutz und die hier herrschende Unordnung der uns geläufigen Vorstellungen von morgenländischen Städten vollständig entspricht.

Hier Müßiggang und Verfall, dort Geschäftigkeit und gedeihliche Entwickelung. Das Zollhaus — ein von allem bisher Gesehenen verschiedenes, lebensvolles Bild! Indier in langen, blendend weißen Hemden, Araber, Neger, Perser und Europäer sieht man in regstem Verkehre. Vor mächtigen Wagen sitzt der Banian Ludda, eine behäbige Gestalt, der Vertreter des indischen Zollpächters, und läßt sich von seinem Ge-



Sansibar.

hilfen die Waren vorwiegen, von welchen er Zoll erhebt. Scharen von Arbeitern vermitteln die Ab- und Zufuhr. Elefantenzähne von zwei bis acht Fuß Länge, roter Pfeffer, Gewürznelken und Simsimsat in spitzigen Mattensäcken, riesige Thontöpfe voll ausgelassener Butter, Kopal in Säcken und Kisten, Baumwollenzeuge in Ballen, Häute und Sklaven: das sind die Hauptthandelsgegenstände, welche den weiten Hof beengen und in immer neuer Menge vom Strande her aus soeben angekommenen Fahrzeugen herbeigeschleppt werden.

Im Zollhaus regt sich hundertgestaltig das Leben, schwirrt es wie Bienen durcheinander, vom Morgen bis zum Abende wogt es, ohne Unterbrechung fast, von Kommenden und Gehenden, tauschen Europa Asien und Amerika ihre Schätze mit Afrika!

Laute Rufe: „sumilla, sumilla“ (macht Platz, macht Platz)! Geschäftige Lastträger wollen sich einen Weg durch das Gedränge bahnen. Diese sogenannten Kuli, meist aus Hadramaut im südlichen Arabien stammend, sind rüstige, kräftig gebaute Menschen. Schweißtriefend, jedoch unter stetem Gesange, traben sie mit gleichmäßigen Schritten vorüber, immer zu je zweien oder vieren auf ihren Schultern eine lange Stange tragend, in deren Mitte mit Kokosstricken die Warenbündel befestigt sind. Der Vorderste singt im Takte der Schritte schnell die erste Hälfte eines kurzen Verses und bricht mitten im Worte ab, welches jedoch, unmittelbar darauf einfallend, der Hintermann fortsetzt. Anfangs erscheint dies Gebaren sonderbar und spaßhaft; bald aber sehen wir ein, daß ohne Gesang und strenges Takthalten die Schwingungen der Last unregelmäßig werden und den schnellen Lauf der Träger hemmen würden.

Ohne gestoßen und getreten worden zu sein, haben wir uns glücklich durch das Gewühl gearbeitet und einen kleinen Platz hinter dem Fort erreicht. Auch hier herrscht reges Leben und Treiben; aber der Aufenthalt ist weniger gefährlich als auf der engen Straße, weil die Menge nur aus feilschenden Marktleuten besteht. Man verkauft übelriechenden, getrockneten Haifisch, die riesige Jack- oder Stinkfrucht und an Ort und Stelle fertig gekochte, einfache Gerichte, welche ebenfalls keine für uns erträglichen Düfte verbreiten, so daß wir uns, wollend oder nicht, genötigt sehen, dem unser Auge fesselnden Getreibe zu Gunsten unserer Nase baldmöglichst den Rücken zu kehren.

Wenige Schritte bringen uns auf einen nach der See zu sich öffnenden freien Platz, in dessen Mitte sich ein schlanker Mast erhebt, geziert mit der blutroten Flagge des Sultans. Zur rechten Hand liegt der neue Palast des Herrschers, vor uns der alte, welcher bereits von Seid Said, dem Vater Seid Madjids, erbaut wurde. Beide können als Muster arabischer Bauart dienen. Sie wirken hauptsächlich durch ihre Massenhaftigkeit und durch die blendende Weiße der Übertünchung, beleidigen aber bei genauer Betrachtung den Schönheitssinn durch ihre schiefen und krummen Linien und die Ungleichmäßigkeit der Bogen und gewähren, abgesehen von ihren das Dach krönenden Zinnen, dem Auge keinen anderen Ruhepunkt als die zahlreichen, viereckigen Fensteröffnungen. Nur die große Freitreppe des einen und die schöne Schnitzarbeit an der Thür des anderen Hauses sind unserer Beachtung wert. Zu beiden Seiten der stattlichen Eingänge befinden sich lange, gemauerte Sitze, auf denen sich Dienerschaft und Gefolge in gemächlicher Stellung unterhalten, ähnlich wie in manchen unserer Städte die Hausbewohner sich am Abende auf das Plauderstühlchen vor der Thüre niederlassen, um die Erlebnisse des Tages auszutauschen. Auf jenen Steinbänken, Barasa genannt, empfangen die reicheren Araber häufig ihre Besuche; die dann

mit Matten und Teppichen belegten Sitze bieten, wenn sie sich mit den bunt gekleideten Männern bedeckt haben, ein fesselndes Bild.

Die Straße verengt sich. Eine Seite derselben wird gebildet durch ein Anhängsel des alten Palastes, welches den Harem in sich schließt: ein großes, einförmiges Steingebäude mit kleinen, vergitterten Fenstern; die rechte Seite der Straße nimmt der Marstall ein. Ihn dürfen wir betreten; die Stallbeamten empfangen uns sogar sehr freundlich und zeigen uns bereitwillig, was wir zu sehen wünschen. Zu unserer nicht geringen Überraschung fällt uns hier ein fettes, von zahlreicher Ferkelschar umgebenes Mutterschwein zuerst in die Augen. Was soll das unreine und verachtete Tier unter den reinen und geachteten Rossen? Was soll ein Geschöpf, dessen Namen der Araber nur mit Widerstreben in den Mund nimmt, in Gesellschaft seiner Lieblingstiere? Die Lösung des Rätsels ist eine einfache und erbauliche: man hofft, daß die Schweine dem Geschmacke der bösen Geister, welche möglicherweise in die Pferde fahren könnten, mehr zusagen und so durch ihre Gegenwart die Pferde schützen.

Uns wieder rückwärts wendend, gelangen wir nach der Hindustraße, dem sogenannten Bazar, welcher in südnördlicher Richtung fast die ganze Stadt durchzieht und weiterhin auch einen Ausläufer nach dem Hüttenviertel Malindi sendet. Laden reiht sich an Laden oder Wohnung an Wohnung; denn das eine und das andere ist hier fast gleichbedeutend. Alles liegt offen vor den neugierigen Blicken des Besuchers. Im Vordergrunde kauert auf ebener Erde eine kleine, weizengelbe, in grellfarbene, seidene Kleider gehüllte, in Unreinlichkeit und dumpfer Luft verkümmerte Indierin und wartet der Käufer; den übrigen Platz füllen die verschiedenartigen Waren aus: Reis, Bohnen, Negerhirse, Citronen, Betelblätter, die Früchte der Arekapalme, Droguen und Farbhölzer, Baumwollenstoffe, Töpfe, Teller und was die Bevölkerung Sansibars sonst noch bedarf. Ein Laden ähnelt dem anderen. Er ist ein mit Waren vollgepfropfter Raum ohne Vorderwand, welcher ungefähr zwei Fuß über dem Erdboden erhöht liegt. Die überhangenden Palmenstrohdächer verursachen hier eine fortwährende Dämmerung; ein unbeschreiblicher Schmutz herrscht überall; und die Ochsen, Schafe und Ziegen, gleichberechtigte Mitbewohner der Straße, tragen auch nicht dazu bei, die Annehmlichkeit des Aufenthaltes zu erhöhen, zumal wenn sie, in plumper Dummheit lüstern in die Gemüseläden blickend, Vorübergehenden den Weg versperren.

Es wimmelt hier, abgesehen von den Käufern, zu jeder Tageszeit von Indiern verschiedenen Alters, namentlich aber von Kindern, welche sich, scheinbar ohne jegliche Aufsicht, nach Belieben umhertreiben. Das Erscheinen eines Msungu ist für die muntere Gesellschaft ein Ereignis. Er wird augenblicklich umlagert und schon von weitem mit: „Jambo,

jambo, nipe pesa" (guten Tag, wie ist dein Befinden, gieb mir einen Dreier!) empfangen. Einer der Keckeren verlangt sogar zwei Pesa und dies mit einer so liebenswürdigen Unverschämtheit, daß man seine Bitte unmöglich abschlagen kann. Die Kinder sind, wie die Hindufrauen, in hellfarbige Seidenzeuge gekleidet und mit dicken, silbernen Spangen an Händen und Füßen, mit breiten silbernen oder goldenen Halsringen und ähnlichen Schmuckgegenständen ausgeputzt, betteln aber trotzdem zu ihrem Vergnügen oder um sich einige Naschpfennige zu erwerben, welche die Eltern ihnen verweigern. Doch nur der jüngere Nachwuchs tummelt sich um diese Zeit frei auf der Straße; die älteren Brüder widmen sich ernsterer Beschäftigung. Von der Ferne her schallt uns ein tolles Stimmengewirr entgegen, und bei dem Näherkommen sehen wir eine der Buden erfüllt mit Knaben, welche, ohne aufeinander Rücksicht zu nehmen, ihre Sprüche herplappern. Einzelne, jedenfalls die vorgeschrittensten, sind beschäftigt, auf mächtigen Tafeln vorgemalte Buchstaben und Zahlen nachzukritzeln und sich so die Anfangsgründe vom Schreiben und Rechnen anzueignen. Der ernste, alte Schulmeister sitzt mitten unter ihnen, lauscht, als ob er hundert Ohren hätte, nach jedem falschen Tone und übersieht scheinbar gleichzeitig aller Tafeln.

Inmitten der Lebenden ruhen die Toten. In der Nähe der Hindustraße liegt ein kleiner, mit Gräbern bedeckter, von ruinengleichen Häusern umgebener Platz, welcher bereits größtenteils wieder mit Gebüsch überwachsen ist. Solcher Friedhöfe giebt es noch mehrere in der Stadt; denn ein jeder hat hier das Recht, die Leichen seiner Angehörigen auf eigenem Grund und Boden zu begraben, und die mohammedanische Sitte ehrt das Andenken der Toten mit ungleich größerer Strenge, als wir. Bei uns zu Lande schont das Wachstum der Städte die Ruhestätten der Toten nicht; unter den Moslemin würde es als unsühnbares Verbrechen gelten, Kirchhöfe in neue Stadtteile umzuwandeln. Selbst jene halbzerfallenen Häuser rings um den Kirchhof herum werden, der mohammedanischen Sitte entsprechend, noch lange Jahre unangetastet bleiben; denn kein Araber fühlt sich bewogen, ein Haus, dessen Besitzer während des Baues starb, zu vollenden. Die von lebendigem Grün umrankten morschen Grabsteine inmitten dieser Ruinen erscheinen als sprechende Sinnbilder der Vergänglichkeit. Zur Nachtzeit muß ein solcher Ort, mehr noch als unsere Kirchhöfe, einem Furchtsamen Entsetzen einzuflößen geeignet sein, zumal wenn bei geisterhaftem Vollmondscheine eine der hier so häufigen, weißen, speerbewaffneten Gestalten plötzlich aus dem Schatten hervorträte.

Allgemach sind wir in das von Negern bewohnte Hüttenviertel eingetreten. Hinter jeder einzelnen Behausung befindet sich ein Hofraum; eine hohe Wand, welche aus Stangen und daran befestigten,

grob geflochtenen Matten besteht, grenzt ihn ab und entzieht das Leben und Treiben der weiblichen Bewohnerschaft unberufenen Blicken; die Männer sitzen, wenn sie nicht in der Stadt oder auf der Pflanzung beschäftigt sind, unter einem vorspringenden Sonnendache in dem vorderen Raume des Hauses, die einen mit Nähen und sonstigen Arbeiten beschäftigt, die anderen schwatzend und faulenzend. Es will uns scheinen, als ob ein Dorf des inneren Afrika hierher verpflanzt worden sei. Zu dem Schmutze und der Unreinlichkeit, welche wir überall bemerken, gesellen sich noch ganz absonderliche Gerüche: der getrocknete Haifisch, die Jackfrucht und die schwitzenden Neger stinken um die Wette. Also hinaus in das Freie, der See zu, von welcher uns eine frische Brise entgegenwehte!

Nach wenigen Schritten liegen die letzten Häuser hinter uns, und vor uns dehnt sich eine sandige, hier und da in frischem Grüne prangende Ebene aus, welche weiterhin durch einen prachtvollen Kokospalmenwald begrenzt wird. Sie läuft in die bereits erwähnte Landenge aus, und da, wo sich diese am meisten verschmälert,. leuchtet uns der von fremdartigen Bäumen umstandene Hindutempel entgegen. Zu unserer Rechten rauscht das Meer, den Blicken einstweilen noch durch einen dichtbewachsenen Kirchhof verborgen, zur Linken dehnt sich die Lagune aus. Der plattgetretene Pfad, auf welchem wir wandeln, führt dem Innern der Insel zu, am Hindutempel vorüber, und teilt sich jenseits desselben in mehrere Arme, welche, wie der Hauptweg, jederzeit belebt sind.

Dieser Platz führt den klang- und bedeutungsvollen Namen Nasimoja: (Palme). Nach ihm lenken die Europäer alltäglich ihre Schritte, um reine Luft zu atmen und sich im Abendsonnenscheine der lieblichen Landschaft und des regen Treibens zu erfreuen. Hier giebt es jederzeit etwas zu sehen oder zu beobachten. Dem Naturkundigen bieten die Lagune, das Gebüsch und der Palmenwald der Unterhaltung genug; in der Lagune wimmelt es von buntfarbigen Krabben, in den Büschen rascheln schillernde Eidechsen, im Walde zeigen sich wenigstens einige Vertreter der höheren Tierklassen. Doch selbst der eifrigste Forscher achtet auf das ihn anheimelnde Treiben der Tiere erst später, weil ihm anfänglich die Menschen noch teilnahmswerter erscheinen. Auf einem kleinen, feurigen Esel reitet ein Araber vorüber, seiner Schamba oder Pflanzung zu, die Beine fast auf dem Boden schleifend, so daß es aussieht, als ob das Eselein ihn kaum schleppen könne, zieht ab und zu mit kräftigem Schwunge die Fersen in die Höhe und schlägt sie dem flinken Grautiere in die Weichen, um es zu noch schnellerem Laufe anzutreiben, und ist bald dem Auge entschwunden. Ihm entgegen, von den Pflanzungen her, kommen arabische Frauen an, zur Stadt heimkehrend; auch sie reiten auf Eseln, wie die Männer ihres Volkes, und fast in derselben Weise, nur daß sie zumeist ihre Beine bis zu dem Sattel

aufziehen und anstatt der schwächlich erscheinenden grauen schöne, große, weiße, aus Maskat hierher gebrachte Reitesel benutzen. Alle tragen eine reichgestickte Maske vor dem Gesicht und einen Schleier auf dem Kopfe, und alle halten sich so unbeweglich, daß sie mehr bunten, auf den Rücken der Tiere befestigten Kleiderbündeln als lebenden Wesen gleichen; doch ihre dunkelen Augen, welche zwischen Maske und Schleier hervorblitzen, sind unablässig beschäftigt, das ringsum Vorgehende zu erspähen.

In dieses alltägliche Treiben mischen sich Vornehme des Landes, auf prachtvollen Rossen in der dem Araber eigentümlichen Reitart vorübersprengend; auch dieser oder jener Msungu versucht, auf dem Rücken eines eigenen oder dem Marstalle Seid Madjids entlehnten Rosses seine Reiterkünste zu zeigen, um sich die unter diesem Himmelsstriche unumgänglich nötige Bewegung zu verschaffen: kurz, die Nasimoja ist für Sansibar ein Korso, eine Alameda, ein Boulevard, ein Prater, ein Spaziergang im ausgedehntesten Sinne des Wortes.

Bei der Heimkehr klingt uns sonderbare Musik an. Dumpfe Trommelschläge begleiten ein kreischendes Singen und Trillern: eine Ngoma wird gefeiert, eine Festlichkeit, welche ihren Namen von der nie fehlenden großen Trommel (Ngoma) entlehnt hat.

Nachdem wir uns durch das dichte Gedränge Weg gebahnt, sehen wir eine Schar von tanzenden Männern und Frauen vor uns, letztere aufs beste geschmückt und bemalt, alle erhitzt und schweißtriefend infolge der heftigen Bewegungen und Beugungen des Körpers.

Vor einem anderen, nicht minder dichten Zuschauerkreise vergnügen sich buntgekleidete Suri-Araber mit Tanz und Waffenspiel. Inmitten des durch die Zuschauer gebildeten Platzes springen sie mit eigentümlichen Sätzen umher und lassen die dünnen Klingen ihrer Schwerter in der Luft erzittern, wählen sich einen Gegner und führen plötzlich mit scharfer Schneide einen Hieb nach dessen Beinen; aber zur rechten Zeit springt der Bedrohte hoch empor, und die gefährliche Klinge fegt den Boden. Unmittelbar darauf wird der Angegriffene zum Angreifer; das alte Spiel wiederholt sich und zwar ohne ersichtlichen Wechsel. Derartige Schauspiele sieht man hier fast tagtäglich, insbesondere zur Zeit des Nordost-Monsuns, welcher die arabischen Seeleute aus dem Norden herbeiführt. Anfänglich ziehen den Europäer die Tänze und Waffenspiele auf das höchste an; da sie sich jedoch immer und immer gleichmäßig wiederholen, geht man bald an ihnen vorüber, ohne sie zu beachten. Übrigens werden diese Spiele nur als Vergnügungen des Pöbels angesehen: der vornehme Araber hält es unter seiner Würde, auch nur einen Blick darauf zu werfen.

Die Sonne sinkt hinter den Häusern hinab; wir wenden uns heim-

wärts. An den verschiedenen Brunnen gestalten sich Bilder, welche uns durch das Getümmel der versammelten, schöpfenden und schwatzenden Schönen an das Vaterland erinnern, so groß der Unterschied zwischen dem jetzt erschauten und dem von daheim her Gewohnten auch sein mag. Gerade mit Sonnenuntergang gelangen wir an dem Hause unserer Gastfreunde an, und in demselben Augenblicke erschallen vom Palaste des Sultans her Flintenschüsse und ein gellender Lärm: die Leibgarde führt mit Trommeln und Pfeifen einen Zapfenstreich auf, vielleicht um den Gläubigen zu verkünden, daß die Zeit des Abendgebetes gekommen. Unsere Gastfreunde aber prüfen zu gleicher Zeit den Stand ihrer Uhren; denn in Sansibar ist es sechs Uhr abends, wenn die Sonne zu Rüste geht, genau genug für bürgerliche Zwecke, da die Zeit des Sonnenunterganges im Laufe des Jahres kaum um fünfzehn Minuten verschieden ist. Die kurze Dämmerung gestattet uns eben noch, vom Dache des Hauses aus einige Minuten lang die großartige Vogelschau der Stadt zu genießen. Zwischen dem belebten Meere und den mit Palmen- und Gewürznelkenpflanzungen gekrönten Höhen des Innern dehnt sie sich weithin aus, eine wunderbar zackige Masse von Mauerzinnen, pfeilerbegrenzten flachen Dächern und palmstrohgedeckten Giebeln, über welche die nun ihres Schmuckes entkleideten Flaggenstöcke emporragen. Jetzt wird es auch lebendig auf den Söllern; die arabischen Frauen, welche die Sitte des Landes übertags im Innern des Hauses zurückhielt, kommen hervor, um in der Kühle des Abends zu lustwandeln.

20.

Die Musik der Bongo.

G. Schweinfurth.

Von den edlen Künsten ist die Musik die, welcher die Bongo mit allem Eifer ergeben sind. Selbstgefertigte Flöten, dann eine Art Monochord, auf welchem eine Menge von Modulationen erzeugt werden können, sind die Instrumente, deren sich das Volk bedient. Mit größtem Ernst und sichtlichem Kunstgenuß sah ich sie ihren musikalischen Studien obliegen, und die erfinderische Nutzbarmachung der einfachsten Tonmittel sprach von ihrem tiefen Eindringen in die Geheimnisse der Schalllehre. Weit gewaltigere Mittel kommen übrigens bei den Festen zur Geltung, deren Orchester in der Regel den Charakter einer ausgelassenen Katzenmusik annimmt. Kräftige, unermüdliche Schläge der Pauken, Rindergebrüll erzeugende Riesenhörner, dazwischen das stoßweise hervorgebrachte Blasen aus kleinen Hörnern bilden die Grundtöne des meilenweit durch

die Wildnis erschallenden Höllenlärmes, während hunderte von Frauen und Kindern die mit kleinen Steinchen gefüllten Flaschenkürbisse schütteln, als gelte es Butter zu schlagen, oder mit Stöcken und dürrem Reisig aufeinanderschlagen, was einen ganz eigentümlichen Effekt hervorbringt. Schwerer ist es, die Gesänge der Bongo wiederzugeben; es läßt sich von ihnen eben nur sagen, daß sie in einem plappernden Recitativ bestehen, welches bald an Hundejammer, bald an Kuhgebrüll erinnert und mit langen Schwätzereien in gewöhnlicher Stimme, aus einer Reihe schnell hintereinander ausgestoßener Worte gebildet, abwechselt. Den Beginn einer Vorstellung stimmt stets ein lebhaftes Tempo an; alle kreischen, schreien und brüllen, je nach Geschlecht, aus Leibeskräften. Allmählich nimmt der Schwall der Töne an Kraft ab, die Taktgeschwindigkeit verringert sich, und wie klagend und schwermütig klingt der Gesang. Schaurige Weisen, nordischen Grabesklängen vergleichbar, glaubt man da zu vernehmen, aber schnell und unerwartet bricht sich wieder die ungezügelte Lustigkeit und der Übermut unermüdlicher Negerkehlen Bahn, und grell platzen aufeinander die Kontraste, wie Sonnenschein und Regen. Nie konnte ich mich, so oft ich ihren Festen beiwohnte, des Gedankens entschlagen, daß die ganze Musik der Bongo nur den Nachahmungstrieben ihren Ursprung verdankt, welchen der Mensch allen Vorbildern gegenüber zu erkennen giebt, die ihm die große und unüberwindliche Natur vorführt. Solche Orgien machten auf mich immer den Eindruck, als hätten sie den alleinigen Zweck, das entfesselte Treiben der Elemente zu verherrlichen. Die Gewalt eines Tropenorgans zu schildern, muß jedes Instrument, das der Mensch ersinnt, schwach und ohnmächtig erscheinen. Daher die verzweifelten Keulenschläge, mit denen das Fell der Riesentrommel in Schwingungen versetzt wird; sie sollen den „eichenspaltenden Donnerkeil“ vergegenwärtigen, die rasende Sturmeseile, das Brausen und Sausen des vom Winde gepeitschten Regens; das vermag nur ein hundertstimmiger Chor der stärksten Lungen andeutend wiederzugeben. Das Gebrüll der geängstigten Waldtiere findet seinen Ausdruck in den Hörnerklängen, die kreischenden Vogelstimmen in Pfeifen und Flöten; dazu tönt taktbildend das dumpfe Gebrüll der Manjinji (Holzposaunen) durch alles hindurch, dem lange nachrollenden Donner vergleichbar. Es rasselt und plätschert in den Zweigen, die hohen Laubwipfel bewegt der Sturm, und in dem derben Lederlaube der Gesträuche klappert es von herniederrieselndem Regen —, das stellt der Chor der Weiber und Kinder dar, welche die Kürbisflaschen mit den Steinchen schütteln, und der rasselnde Lärm aufeinandergeschlagener Hölzchen.

21.

In Obeid, der Hauptstadt Kordufans.

R. W. Felkin.

Beim Herankommen bietet Obeid einen ungemein reizenden Anblick; es liegt ganz in den Bäumen versteckt, und durch das Grün sehen die Dächer und das Minaret hervor; man sollte nicht denken, daß es ein stattlicher Ort mit vielen Häusern aus gebrannten Ziegeln und 35 000 Einwohnern ist.

Obeid ist eine hübsche Stadt mit vielen Kaufläden. Die römisch-katholische Mission, welche wir besuchten, gedeiht, obwohl sie damals nur über wenige Kräfte verfügte; es sollten jedoch bald noch drei Schwestern und zwei Brüder von Chartum aus eintreffen. Sie leiden nicht unter dem Klima, und der Geistliche, welchen wir sprachen, redete zuversichtlich über die Zukunft der Missionsanstalt. Die Kirche ist klein, aber gut gebaut und stark besucht, die Schule sehr gut gehalten.

Die Brunnen von Obeid sind sehr tief, und die Eingeborenen winden das Wasser herauf. Es ist nicht viel Wasser vorhanden, so daß man daran gedacht hat, den Sitz der Regierung nach dem wasserreicheren Bara zu verlegen.

Alljährlich werden im Durchschnitt 100 000 Centner Gummi von Obeid aus versandt; während wir dort waren, kostete der Centner sechs Dollar; doch schwankt der Preis je nach der Jahreszeit.

Wir blieben zwei Tage in Obeid, während welcher Zeit ich einige Angaben über Kordufan sammeln konnte.

Die Provinz stellt im ganzen eine weite Ebene mit nördlicher Abdachung dar; sie besitzt weder Gebirgszüge noch Hügel über 130 Meter, auch keine Ströme und Flüsse, einige seichte Khors, die nur zur Regenzeit Wasser haben, abgerechnet.

Weite Wüstenflächen ohne jede Vegetation bilden einen großen Teil der Provinz, und die Landschaft sieht, abgesehen von den kurzen Wochen der Regenzeit, welche überall frisches Grün hervorrufen, trostlos öde aus.

In ganz Kordufan wird nur Duchn in größerem Maßstabe angebaut, da dieses Getreide wenig Arbeit erfordert. Die Körner werden oft nur geröstet und auf dem Marsche ohne weitere Zubereitung genossen, in den Dörfern hingegen zerrieben, mit Wasser vermengt und in dünnen Kuchen gebacken.

Sesam, Tabak und Baumwolle werden nur bei Bara, wo es viel Wasser in geringer Tiefe giebt, in Menge gezogen, ebenso die gewöhnlichen arabischen Gemüse.

Der Baobab (Adansonia digitata) ist für die Bewohner dieses Distrikts ein wahrer Schatz; wir sahen ihn zuerst in Kalaka, und seine Nordgrenze befindet sich einige engl. Meilen nördlich von Obeid. Er liefert nicht nur seine Früchte zur Nahrung, sondern dient auch ausgehöhlt als Wasserreservoir während der heißen Jahreszeit; aus der Rinde werden sehr gute Seile, Körbe, Matten, Sättel u. s. w. verfertigt.

Alljährlich gehen von Kordufan aus ungefähr 8000 rohe Häute, 500 Centner Federn von allen Sorten und 70 000 bis 100 000 Centner Gummi. Letzteren gewinnt man von zwei Akazienarten, von welchen die mit der grauen Rinde (A. fistula) der mit der roten (spirocarpa) vorgezogen wird. Der Export von Kordufan beträgt, soviel ich erfahren konnte, gegen 120 000 Pfd. Sterling, der Import 50 000 Pfd. im Jahre. Etwa vier Fünftel der letzteren Summe kommt in Form von Baumwollenstoff ins Land. Die Bevölkerung kann man auf 250 000 Seelen veranschlagen. Der Besitz des Volkes besteht hauptsächlich in den Haustieren. Die Ochsen dienen sowohl zum Reiten als zum Lasttragen. In Kordufan und Darfur könnte, so weit ich das Land kenne, sehr wohl Wagentransport eingeführt werden, und zum Ziehen der Lasten würde man weniger Kamele brauchen als bei der üblichen Beförderung in Karawanen.

Das Volk ist trotz der mannigfachen Mischung mit Sklaven und Soldaten von überraschend guter Rasse, hoch und schlank gewachsen und von dunkelbrauner Farbe. Der Kopf ist fein geformt, das Gesicht oval, die Stirn wohl gebildet, die Nase gerade und der Gesichtswinkel sehr gut, so daß die Leute wirklich schön zu nennen sind. Was die Kleidung betrifft, so gehen die Kinder bis zu zehn Jahren nackt, dann legen die Mädchen einen Lederfransengürtel an; die Männer schlingen ein Stück Zeug um den Körper und werfen einen Zipfel davon über die rechte Schulter zurück. Sie tragen Sandalen und scheren den Kopf bis auf ein dünnes Schwänzchen; an diesem führt der Prophet seine Getreuen nach dem Tode, wenn sie das Schwert überschreiten müssen. Lane erklärt in seinen „Modern Egyptians" diese Sitte daher, daß die Mohammedaner fürchten, wenn einer der ihren von einem Ungläubigen erschlagen würde, so möchte dieser den Kopf abschneiden und, in Ermangelung eines anderen Haltes, mit seiner unreinen Hand in den Mund des Erschlagenen greifen, um ihn fortzutragen. Die Frauenkleidung ist ähnlich wie die der Männer; in Obeid kommt ein Schleier über das Gesicht dazu. Die Haare werden immer in derselben Weise vom Wirbel aus in lange Zöpfe geflochten. Auf dem Kopfe werden mancherlei Zieraten getragen, Knöchel und Handgelenke, die Ohren und selbst die Nase mit silbernen und elfenbeinernen Ringen geschmückt. Als Waffen gebrauchen die Baggara lange, schwere Lanzen und zweischneidige Schwerter; in den Dörfern

tragen sie nur die Lanzen. Flinten findet man fast nur im Süden der Provinz. Das Volk beschäftigt sich, die oben erwähnte, wenig bedeutende Industrie abgerechnet, hauptsächlich mit dem Feldbau, der im rohesten Stil betrieben wird und nur während der Regenzeit, wenn die Aussaat stattfindet, Arbeit erfordert. Den Rest des Jahres haben sie vollauf zu thun mit dem Beischaffen des Wassers, das mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Im übrigen züchten und stehlen sie Rindvieh, fangen Sklaven ein und bekämpfen sich gegenseitig. Die Hütten sind, ihrem Nomadenleben entsprechend, sehr leicht aus Stäben und Matten hergestellt.

Der Teil des Volkes, welcher sich in Dörfern angesiedelt hat, besitzt bessere Hütten, die aus Lehm aufgeführt und mit Stroh gedeckt sind und in Gruppen beisammenstehen. Vor den Hütten befindet sich eine Art Vordach zum Schutz gegen die Sonne, das in einem mit Duchnstengeln überkleideten Holzgestell besteht. Jede Gruppe ist von einer niederen Hecke umgeben, und der so umschlossene Raum bietet mit seiner Einwohnerschaft von halbnackten Menschen, Rindvieh und Hunden ein sehr wenig anziehendes Bild.

Religion besitzt das Volk kaum, aber desto mehr Aberglauben, so daß die zahlreichen müßigen Fakirs, die außerdem als Schreiber dienen, ihr reichliches Auskommen haben.

Das gewöhnliche Volk wird in flachen Gräbern bestattet, worüber man einen Steinhaufen aufwirft. Das Grab eines besonders frommen Fakirs schmücken Stöcke mit einem Stück Kaliko an der Spitze. Bei den höheren Ständen wird das Begräbnis ähnlich wie in Ägypten gefeiert. Der Moslem führt sein Grabgewand auf Reisen immer mit sich und muß sich unter Umständen selbst begraben, wenn die Gefährten nicht auf seinen Tod warten können. Er besorgt die Abwaschungen mit Sand, gräbt ein Loch in den Boden, hüllt sich in sein Leichentuch, deckt sich so gut wie möglich mit Sand zu und wendet das Gesicht gen Mekka; noch einen Blick in die Sonne, und dann erwartet er gelassen den Tod. Der Flugsand oder die wilden Tiere besorgen das übrige. Die Gräber in den Dörfern sind gewöhnlich ca. 2 Meter tief, und die Stelle für den Kopf wird mit Ziegelsteinen oder Holz überwölbt; denn in der ersten Nacht kommen die Todesengel und fragen den Toten aus. Der Körper wird auf die rechte Seite gelegt, mit dem Gesicht gegen Mekka; die Umstehenden werfen ein wenig Erde darauf, dann wird er mit Ziegelsteinen oder Holz gedeckt und das Grab mit Erde aufgefüllt. Der Fakir spricht die Gebete und ermahnt den Toten, sein Glaubensbekenntnis herzusagen, wenn die Engel kommen. Die Armen erhalten Almosen bei solchen Feierlichkeiten.

Die Dongolawis haben einige seltsame Bräuche bei Hochzeitsfeier-

lichkeiten; so wird z. B. zum Gatten einer Dorfschönheit der erwählt, welcher die meisten Peitschenschläge aushalten kann.

Der moralische Zustand des Volkes könnte kaum schlechter sein. Mord und Diebstahl sind überaus häufig. Die Leute sind unwahr, träge und schamlos und arbeiten nur so viel, als sie notwendig zum Leben brauchen. Sie gehen stets bewaffnet und scheinen sehr wenig bildungsfähig zu sein. Ihr einheimisches Bier trinken sie in großer Menge; doch sehen sie selten und nur bei feierlichen Gelegenheiten wie eine vergnügte Gesellschaft aus.

22.

Sklavenraub im Süden Bagirmis.

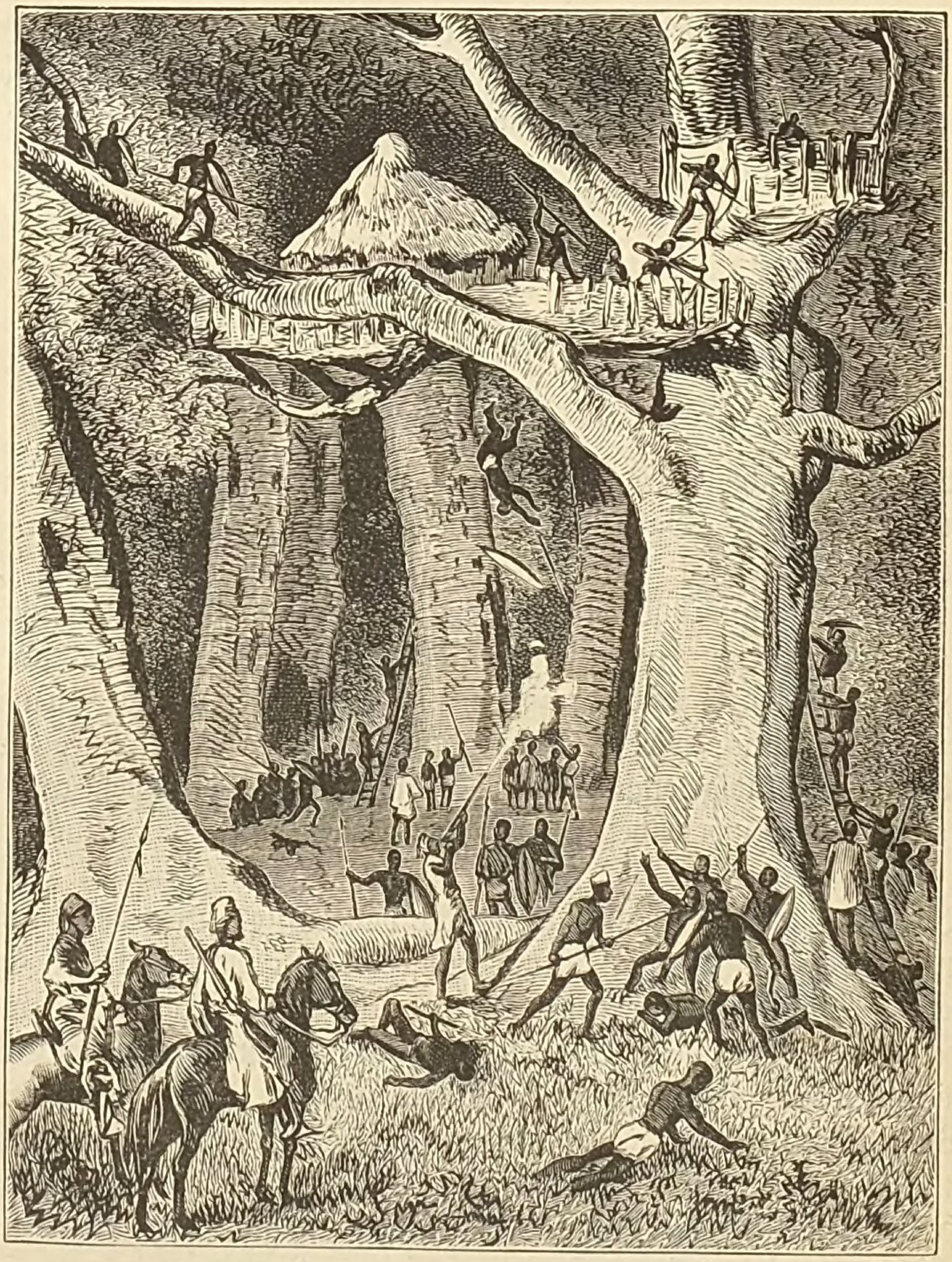
G. Nachtigal.

Mit Ausnahme der anfänglich reichen Getreidefunde war der Aufenthalt bei den Gaberi ohne wesentlichen Nutzen für den König Mohammedu[1]) gewesen. Überall stieß er auf Mißtrauen und Feindseligkeit. Seine Raubzüge hatten nicht viel Erfolg; denn die Einwohner der dortigen Gegend hatten großenteils ihre sicheren Kriegsdörfer in den hohen Bombaxbäumen bezogen, und ihnen gegenüber waren die Bagirmi ohnmächtig, wie ich anfänglich kaum begreifen konnte, wie ich aber bald vollständig einsah, als der König im Vertrauen auf meine glückverheißende Anwesenheit dergleichen Expeditionen von neuem unternahm.

Vor uns lag die Waldung, welche das luftige Dorf barg. Rauchwolken (Beweis, daß unsere Annäherung bemerkt war, Warnungszeichen für ferner Wohnende) stiegen aus ihr auf. Die Friedenswohnungen, jetzt verlassen oder von Feuer zerstört, lagen weithin zerstreut im Schatten der mächtigen und doch so lieblichen Bäume, in deren Kronen die Einwohner seit Wochen hausten. Es waren stets die riesigen Seidenbaumwollenbäume, die zu diesem Zwecke benutzt wurden. Der dicke, gerade, hartholzige Stamm, die Höhe des ganzen Baumes, die Regelmäßigkeit der Äste in Zahl und Richtung machten ihn besonders geeignet. Rechtwinklig vom Stamm abgehende Äste waren durch Querstangen verbunden, welche, dicht aneinander gefügt, Plattformen herstellten, auf denen Hüttchen errichtet waren, oder welche zum Aufenthalte des Kleinviehs (Ziegen, Hunde, Hühner) dienten. Hart am Stamme, wie Mastkörbe, waren stark ge-

1) Der König von Bagirmi Mbang Mohammedu, mit dem Beinamen Abu Sekkin (Vater des Wassers), war 1872 vor König Ali von Wadai in das Gebiet der mehr südlich wohnenden Gaberi geflohen.

flochtene Körbe, die Sitze der Verteidiger mit ihren Waffen, angebracht. In den Hüttchen ist das nötigste Hausgerät — der große Holzmörser zur Mehlbereitung und die großen Thonwasserkrüge. Nachts, wo sie vor Überfällen sicher sind, erneuern sie ihre Vorräte an Wasser und Getreide.



Erstürmung eines Baumdorfes.

Fast 2000 Krieger standen diesen bescheidenen Festungen hilflos gegenüber. Jeden bewohnten Baum gewaltsam zu erobern, wobei natürlich die vordersten zu Grunde gehen mußten, dazu fehlte ihnen der Mut; die Bäume abzusägen, hatten sie nicht Instrumente, und ihre Waffen genügten nicht, den in der Höhe Wohnenden gefährlich zu werden. Die flintenbewaffneten Sklaven des Königs dienten nur zur Pulververschwendung; ihrer keiner war imstande, ein Gewehr anzulegen, zu

zielen, zu treffen. Feuer an die Hütten zu legen, dazu waren diese zu hoch, und wenn es gelang, so war es für die Belagerten stets leicht, dasselbe im Beginne zu löschen.

Wenn nicht leider meine mohammedanischen Diener gewesen wären, so würden die Bagirmileute wahrscheinlich wieder unverrichteter Sache nach Hause gezogen sein; doch jene erschossen die Verteidiger mancher Bäume in ihren Mastkörben, und dann war die Eroberung derselben leicht.

Männlicher Mut fehlte den armen Heiden wahrscheinlich nicht. Ich sah unreife Knaben, in die höchsten Wipfel der Bäume getrieben, sich freiwillig in die Tiefe stürzen und den Tod der Sklaverei vorziehen. Zum Tode Getroffene brachen stets ohne einen Laut des Schmerzes zusammen, und gingen die Schüsse fehl, so erhoben Männer und Frauen ein Triumphgeschrei.

Immerhin erwiesen sich diese Baumdörfer zweckmäßiger als geschlossene Kriegsdörfer, wie sie die Heiden in anderen Gegenden, mit weniger Bombaxbäumen, zur besseren gemeinschaftlichen Verteidigung herstellen. Ich denke noch stets mit frischem Entsetzen an den 31. Mai 1872, als wir das Dorf Koli überfielen. Die aufgehende Sonne zeigte uns, als wir aus dem dichten Walde auf die unvollkommene Lichtung traten, welche die zerstreuten Wohnungen des Friedensdorfes mit ihren Feldern enthielt, das Vorspiel des Schreckenstages. Die Einwohner waren beschäftigt, die Stätten ihres Familienglückes durch Feuer zu verwüsten und sich hinter einen schulterhohen, breiten Lehmwall zurückzuziehen, der ihre äußere Befestigung bildete. Jenseits desselben war noch alles ein Bild tiefen Friedens. Hier lag eine Gruppe Männer scheinbar plaudernd an der Erde oder schien auf dem Walle zu lustwandeln; dort grasten die scheckigen Pferdchen; im Hintergrunde verschwanden Frauen und Kinder in einem Dickicht, welches das Centrum des quadratisch angelegten Walles einnahm. In der Mitte dieses nahezu unzugänglichen Dickichts, das noch mit einem zweiten niederen Walle und einem flachen Graben umzogen war, befand sich das Kriegsdorf. Die Zugänge, welche sich in jeder der vier Seiten des Wallquadrats befanden, waren durch Baumstämme verbarrikadiert. Die Aufforderung, sich zu ergeben, wurde mit ruhiger Entschlossenheit zurückgewiesen, und dann begann der Kampf, der bis nachmittags 3 Uhr währte und mich mit Bewunderung für die Verteidiger erfüllte. Der äußere Wall mit seinen Barrikaden war bald genommen, doch dann zogen sich auch die Männer in das Dickicht und dessen Kriegsdorf zurück, und die Schwierigkeit begann. Es waren auch hier wieder die Feuerwaffen, denen die traurige Ehre des Tages gebührte. Man hieb Zugänge in das Dickicht, man schlich und kroch von allen Seiten nach dem Centrum zu, und als es gelungen war, die äußerste Hütte des Kriegsdorfes in Brand zu setzen, war, so zu sagen, das Schick-

sal des Tages entschieden. Der Männer wurden weniger und weniger, das Dorf war eingeäschert, das Dickicht wimmelte von den Unsrigen, und als der verteidigende Rest einen verzweifelten Durchbruch nach außen versuchte, endigte das Trauerspiel. Verwundete, halbtote Männer zerrte man unter den Büschen hervor, und habsüchtige Bagirmi endigten ihre Leiden im Kampfe um ihren Besitz. Ohnmächtige Frauen und Mädchen schleppte man in rohester Weise aus ihren Verstecken hervor, und fast jedesmal entspann sich ein oft blutiger Kampf um ihren Besitz, bei dem zarte Kinder, aus den Armen der Mütter gerissen, mit verrenkten Gliedern, eine unerwünschte Beute, zu Boden fielen. Dieser beständige Streit zwischen den Beutegierigen um den Besitz der Unglücklichen, die Eltern, Heimat, Glückseligkeit, Zukunft, alles verloren hatten, übertraf an Roheit und Ekelhaftigkeit selbst die Greuel des Kampfes. Zwanzig bis dreißig überlebende Männer, die sich auf Gnade und Ungnade ergaben, kamen mit dem Leben davon: der König von Bagirmi hatte drei- oder vierhundert Sklaven mehr, und dafür war eine glückliche, wohlhabende Ortschaft vom Erdboden verschwunden. In trüben Gedanken ritt ich über die Brandstätte des Kriegsdorfes und zählte noch 27 Leichen von Säuglingen, denen die Mütter in barbarischem Heroismus die Hälse umgedreht, oder die sie ins Feuer geworfen hatten.

Das war unser Leben für Monate. Unser Lager füllte sich mehr und mehr mit Sklaven, hauptsächlich Frauen und Kindern; denn die Männer haben nur einen geringen Wert, und man zieht es vor, sie auf den Jagden umzubringen, da sie einen beständigen Geist der Empörung unterhalten und ihre häufigen Fluchtversuche das böseste Beispiel geben. Doch mit den Tausenden von Unglücklichen, die wir aufspeicherten, nahmen die Hilfsquellen der Ernährung in bedenklicher Weise ab. Weiter und immer weiter mußten wir nach Getreide suchen, und da bei dergleichen Expeditionen nicht selten die Versprengten und Vereinzelten ihr Leben einbüßten, hatten wir große Not, unsere Leute zum Mitgehen zu bewegen. Hungrig, wie sie waren, mußten sie tagelang marschieren, um vielleicht ein Säckchen mit Bohnen oder ein paar Hände voll Getreide, aber sicher Kampf und Blutvergießen zu finden.

Dysenterische Zustände begannen unter den dem Hunger, den Unbilden der Witterung, dem Kummer über die Verluste der Vergangenheit und der Furcht vor der unbekannten, hoffnungslosen Zukunft ausgesetzten Sklaven zu wüten. Tagtäglich hauchten zahlreiche Kinder ihr elendes Leben aus, und ihre Krankheitsprodukte neben den Hütten und die in der nächsten Umgebung unseres Lagers verwesenden Leichname verbreiteten begreiflicherweise die Krankheitskeime in erschreckender Weise.

Die Sklaven wurden von einer Billigkeit, die hohnvoll den Wert des Menschenlebens in jener rechtlosen Welt beleuchtete. Ein Kind bis zu

etwa sieben Jahren konnte man täglich für ein einfaches Hemd im Werte eines Thalers kaufen; ebenso verhielten sich Greise, und ein gewöhnlicher Arbeitssklave oder eine Sklavin überstieg kaum den Wert von 15—18 Mark. —

Unsere Karawane war durch die lebendigen Kaufpreise der Pferde eine sehr zahlreiche geworden; doch wie dieselben die Strapazen der Rückreise ertragen würden, war mir ein Rätsel; denn die eine Hälfte derselben litt an der Krankheit, die auch mein Leben bedrohte, und die andere war halb verhungert. Schon am ersten Tage sanken viele zu Boden und mußten, nachdem sie vergeblich mit Stock- und Peitschenhieben überschüttet waren, zurückgelassen werden. Schon war ich geneigt, diese Unglücklichen trotz der grausamen Züchtigung im Herzen zu beglückwünschen, da sie hier in der Nähe der Heimat vielleicht noch genesen konnten, als ich hörte, daß man sie zur Warnung für die übrigen — abschlachte. Ich konnte und wollte es kaum glauben. Wohl wußte ich, daß die durch die große Wüste nach Norden ziehenden Sklavenkarawanen viele der Ihrigen unterwegs zurücklassen müssen, wenn ihre Kräfte zu Ende sind; denn überflüssige Kamele zum Reiten sind selten vorhanden, und daß diese Unglücklichen dann dem Tode durch Hunger, Durst und die brennende Sonne erliegen: doch daß der Mensch seinen kranken Mitmenschen kaltblütig abschlachte wie ein Huhn oder eine Ziege, wollte mir nicht in den Sinn. Und doch war dem so. War es unmöglich, einen Sklaven oder eine Sklavin durch Peitschenhiebe voranzutreiben, so blieb sein Herr zartfühlend etwas zurück, zog ergeben sein Messer heraus und schnitt ihm die Gurgel ab. Das mußte ich mit ansehen, ohne das Geringste thun zu können, und es ist das drückende Bewußtsein, diesen Barbaren gegenüber ganz machtlos zu sein, nicht die am leichtesten zu ertragende moralische Anstrengung.

Dazu die Schrecken des Weges. Obgleich wir den zu dieser Jahreszeit unpassierbaren Lehmboden Sonrais vermieden und einen östlicheren, dem Schari näher gelegenen Weg einschlugen, so fanden sich doch häufig Sümpfe und Lehmstrecken, die lange, verzweifelte Tagesarbeit erforderten. Auch die landeseigentümlichen Pferde sind solchem Terrain keineswegs gewachsen. Mehr als zehnmal stürzte ich zuweilen mit meinem allerdings ausgehungerten Tiere, das seit 1 ½ Monaten kein Getreide gesehen hatte, und wälzte mich im lehmigen Brei, und mehr als einmal konnte ich nur durch fremde Hilfe aus der klebrigen Masse gezogen oder gegraben werden. Wenn die Beine der Tiere einzeln mit unsäglicher Mühe aus der Tiefe herausgearbeitet waren, schienen mir die Schläge, die notwendig waren, sie zu neuen Anstrengungen zu bewegen, allein schon hinreichend, ihr Leben zu gefährden. Zitternd standen sie vor den verdächtigen Stellen; des Sturzes und der grausamsten Schläge waren sie

sicher. Ganze Tage wateten wir bis zu den Hüften im Wasser, nur froh, wenn der Boden kein Thonboden war. Und solchen Weg mußten zarte Kinder, Mädchen im Alter von 10—15 Jahren — die beliebteste Menschenware — wochenlang überwinden! An manchem Tage fand ich gegen Abend diese kleinen Wesen auf einer niedrigen Erhöhung, den Körper im Wasser oder Sumpfe, den Kopf kaum unterscheidbar von der morastigen Umgebung, teilnahmlos und unbemerkt hingesunken, und nicht immer konnte ich sie vom Untergange retten.

Für mich wurde die Sache leichter, als wir den Schari erreichten; denn der König hatte mir einen Boten mitgegeben, der von den Ortsvorstehern meinen Transport zu Boot, den Schari abwärts, erzwingen sollte, und so fuhr ich von Massala bis Bugoman den herrlichen Fluß hinab und konnte allmählich genesen. Hier traf ich unsere Karawane wieder. Nur eine kurze Entfernung trennte uns von Bornu, und wir waren gewissermaßen in Sicherheit. — Doch wie traurig sah es um die Sklaven aus! Mein einer königlicher Geleitsmann besaß von zehn noch sechs; der zweite hatte sechs besessen, und von den vier noch lebenden war einer erblindet. Mein marokkanischer Diener hatte sich auf drei geschwungen, von denen er eine alte Frau für einige Metzen Getreide verkauft hatte, und von denen ein anderer ebenfalls erblindet war. Ich hatte von vier einem mir befreundeten Scherif aus Mekka gehörenden, die ich in meinen Schutz genommen hatte, als ihr eigentlicher Führer krank zurückbleiben mußte, zwei verloren; ein kleines Mädchen war der Krankheit erlegen, ein Mann, durch Krankheit und Schwäche widerstandslos, von einer Hyäne angefressen worden und mußte in einem Bagirmi-Orte zurückgelassen werden.

Mit den übrigen gezwungenen Mitgliedern der Karawane stand es nicht besser: wir hatten ein gutes Drittel der Sklaven eingebüßt, die meisten durch den Tod, weniger durch die Flucht. Nehmen wir dazu die während unseres Aufenthaltes im Lager schon Gestorbenen und die bei den Überfällen Erschlagenen, so erhellt uns daraus die Thatsache, daß mindestens ebenso viele bei den Sklavenjagden und auf den ersten Transporten zu Grunde gehen, als die großen innerafrikanischen Marktplätze erreichen.

Und auch hier, wo sie in Natur und Menschen noch Anklänge an die Heimat finden, wird ihnen noch kein Friede gewährt. Sie gehen in die Hände arabischer oder berberischer Kaufleute über und werden von diesen nach kurzer Rast durch die endlose Sahara, welche in ihrer grenzenlosen Öde einen trostlosen Kontrast mit ihrer fruchtbaren, wasserreichen, üppigen Heimat bildet und ihnen als Bild der eigenen, hoffnungslosen Zukunft erscheint, gen Norden geschleppt. Wer noch jetzt, nachdem auf der Nordküste und in Ägypten Sklaverei und Sklavenhandel abgeschafft, unterdrückt oder doch erheblich abgeschwächt worden sind, in

Marokko, im Wüstenteil Algeriens und Tunesiens, in Tripolitanien, in Ägypten und der arabischen Halbinsel um sich sieht, kann sich aus der Zahl der dorthin in jüngster Zeit verschlagenen Kinder Innerafrikas, wenn er bedenkt, daß ihrer bei weitem mehr auf dem Wege bleiben, eine ungefähre Idee von der Gesamtzahl der unglücklichen Opfer machen. Noch sind die Wege, welche von den Fellataherrschaften am Niger den Überfluß geraubter Menschenware nach Timbuktu, in die westlichen Tuaregländer, nach Marokko und Tuat senden, nicht verödet. Die Fellata der Haussastaaten und Adamauas, besonders die letzteren, welche, wie die Bagirmi, einen vorgeschobenen Posten der islamitischen Welt bilden, sind nicht minder rührig, ihren Fanatismus gegen die Heiden zu bethätigen. Bornu muß zeitweise den Ausfall, den es durch den rückgängigen Handel erfährt, durch entsprechende Sklavenzufuhr zu ersetzen suchen, und ich selbst sah von dort noch trotz des strengen Verbotes in Fezzan und Tripolis eine Karawane von 1400 Sklaven nach Norden abgehen. Bagirmi hat, wie wir gesehen haben, seine ganze Existenz auf Menschenraub und Nächstenverkauf gegründet, und aus Wadai wird, trotz des blühenden Handels mit Straußenfedern und Elfenbein, noch eine erstaunliche Anzahl Sklaven auf die Mittelmeerküste geführt, die Barka oder Ägypten als ihr notwendiges Endziel erreichen müssen, da der Weg von Wadai nach Bengasi fast ganz bewohnerlos ist.

23.

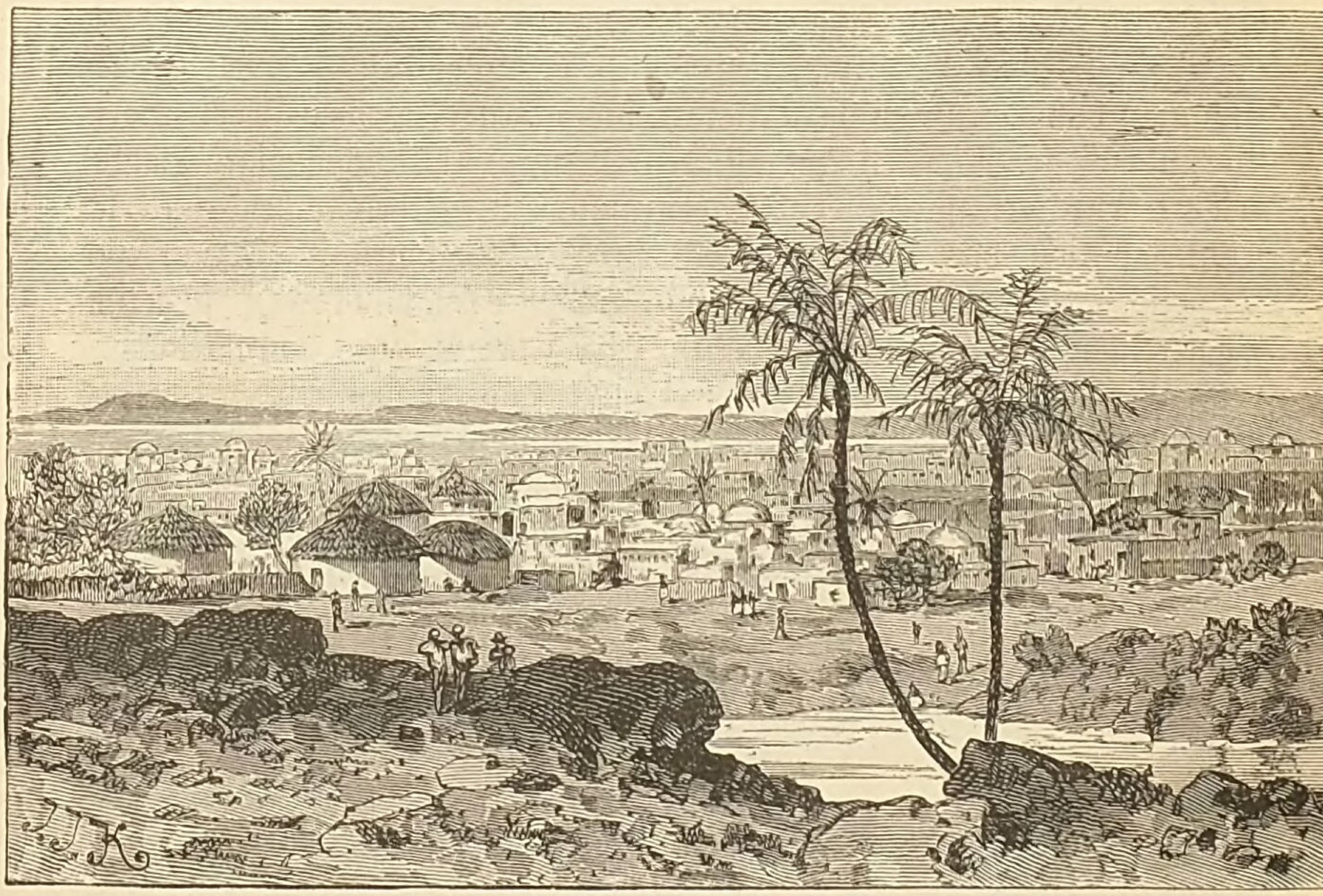
In Kano.

H. Barth.

Kano, das sudanische London, der berühmte Mittelpunkt des Handels im mittleren Sudan, ist ein Name, der bei jedem Reisenden in diesen Gegenden, aus welcher Himmelsrichtung er auch kommen mag, Enthusiasmus hervorruft.

Der Palast des Fürsten der Stadt, Serki oder Lamido genannt, ist ein vollkommenes Labyrinth von Hofräumen, voneinander getrennt durch geräumige, mit zwei einander gegenüberliegenden Thüröffnungen versehene Lehmhütten, die als Wartezimmer dienen und durch enge gewundene Gänge miteinander in Verbindung gesetzt sind. Hunderte von trägen und anmaßenden Höflingen, Freien und Sklaven, wohlgenährt von der Arbeit der Armen und gekleidet in weite, unkriegerische Gewänder, trieben sich umher oder hockten in zahlreichen Gruppen zusammen, ihre reiche Muße mit fadem Geschwätze oder albernen Späßen verbringend. Jedoch gewahrte man auch manches ausdrucksvolle, ver-

ständige Gesicht und einige wenige kernige Gestalten. Die herrschenden Fulbe zeichnen sich hier gerne durch einen schwarzen Gesichtsshawl aus, während sich sonst ihre Kleidung nur wenig von derjenigen der Haussa unterscheidet. Der Serki und sein Bruder waren starkgebaute, schöne Männer, der Serki selbst aber durch sein schlaffes Leben und reiche Pflege in Feistheit und Unbeholfenheit versunken. Das Gemach des Fürsten, zwar dunkel, war sehr schön, ja für das Land entschieden groß-



Kano.

artig zu nennen. Der ganze Charakter machte um so tieferen Eindruck, da die Tragbalken der Decke nicht zu sehen waren, während zwei große Kranzbogen, aus demselben Materiale wie die Wände, überaus sauber geglättet und reich verziert, das Ganze zu tragen schienen. In der hinteren Wand waren zwei geräumige, reichverzierte Nischen angebracht, in deren einer der Fürst auf einem Gado, über welchem ein Teppich ausgebreitet war, in halb sitzender, halb liegender Stellung ruhte. Ich beschenkte den Lamido reichlich und erhielt die Erlaubnis, mich frei in der Stadt herumzubewegen. Von meinem Sattel aus konnte ich, mich durch alle bewohnten Quartiere wendend, die verschiedenen Scenen des öffentlichen und des Privatlebens übersehen: Bilder ruhiger Behaglichkeit und häuslichen Glückes, wie eitler Verschwendung und ver-

zweifelten Elends, rüstiger Thätigkeit und schlaffer Trägheit, hier ein Bild des Gewerbfleißes, dort ein anderes der äußersten Gleichgültigkeit. Alle Seiten des Lebens zeigten sich mir in den Straßen, auf den Marktplätzen und in dem Innern der Häuser. Es war ein reiches, lebendiges Bild einer kleinen Welt für sich, äußerlich durchaus von dem, was man in europäischen Städten zu sehen gewohnt ist, verschieden und doch in seinen vielfachen Triebfedern so ähnlich. Hier war eine Reihe Läden voll einheimischer und fremder Waren mit Käufern und Verkäufern in allen Abstufungen von Gestalt, Farbe und Kleidung, aber alle auf das eine Ziel bedacht, durch Übervorteilung des anderen sich einen kleinen Gewinn zu machen; dort eine große Schattenbude wie eine Hürde, voll halbnackter, verhungerter Sklaven, ihrer Heimat, ihren Weibern oder Männern, ihren Eltern oder Kindern entrissen, wie Vieh in Reihen aufgestellt und verzweifelnd auf die Käufer starrend, ängstlich erwartend, in wessen Hände ihr Schicksal sie führen würde. Ein anderer Teil der Buden war mit Lebensbedürfnissen aller Art angefüllt, wo der Reiche die schmackhaftesten Dinge für sein Haus findet und der Arme anhält und begierig auf ein Stück Brot schaut, um seinen Hunger zu stillen. Hier ein reicher Herr in Seide und glänzende Gewänder gekleidet, auf einem edlen und reichverzierten Rosse sitzend, begleitet von einem zahlreichen Trosse übermütiger und träger Sklaven; dort ein armer Blinder, der seinen Weg langsam durch die Menge fühlt und jeden Augenblick niedergetreten zu werden fürchtet. Hier ein nett mit neuen Matten und Rohr eingezäunter Hofraum, mit allen Bequemlichkeiten, wie das Land sie bietet, ausgestattet; eine reinliche, häuslich und gemütlich aussehende Hütte mit wohlgeglätteten Lehmmauern, eine sauber geflochtene Rohrthüre an das wohlgerundete Thor gelehnt, um alle unbefugten Eindringlinge von dem Geheimnis des Familienlebens auszuschließen; ein reinlicher Schuppen für die tägliche Hausarbeit, beschattet von einer schönen, weit sich ausbreitenden Alleluba, die in den heißen Tagesstunden kühlen Schatten gewährt, oder von einer schönen Ganda, die ihre majestätische Federkrone auf glattem, schlank emporschießendem, ungebrochenem Stamme ausbreitet, oder einer hohen Dattelpalme, die malerisch über dem Ganzen schwebt. Die Hausfrau in reinlichem, schwarzem Baumwollenkleide, mit einem Knoten um die Brust befestigt, das Haar niedlich geflochten, geschäftig, die Mahlzeit für den abwesenden Mann zu bereiten oder Baumwolle zu spinnen oder die Sklavinnen antreibend, mit dem Stampfen des Kornes zu eilen; die nackten Kinder fröhlich im Sande umherspielend oder hinter einer eigenwilligen, abschweifenden Ziege einherjagend, umher irdene Töpfe und hölzerne Schüsseln und Schalen, alle reinlich aufgewaschen, jedes an seinem bestimmten Orte. Und hier ein kranker Ausgestoßener, mit Beulen oder der Elefantiasis (einer Hautkrankheit) behaftet.

Dort die enge Marinafärberei, eine offene Terrasse aus Lehm, zwei oder drei Fuß über dem Boden erhöht, mit einer größeren oder geringeren Anzahl von Farbetöpfen; ein Mann, die Flüssigkeit umrührend und mit den gestampften Indigoblättern ein zweckdienliches Holz mischend, um dem Stoffe die rechte Tinte zu geben; dort ein anderer ein wohlgesättigtes Hemd aus dem Topfe ziehend und an einem Baum oder einem Seil aufhängend; dort zwei andere Männer, ein gefärbtes und getrocknetes Hemd in regelmäßigem, harmonischem Takt schlagend, um ihm den feinsten Glanz zu geben. Weiterhin ein Grobschmied, geschäftig mit seinem rohen Werkzeug einen Dolch, über dessen Schärfe der Beschauer, welcher über die Werkzeuge lachte, erstaunt, oder einen furchtbaren, mit Widerhaken versehenen Speer oder die schätzbareren und nützlichen Instrumente zum Ackerbau, zu verfertigen. An anderer Stelle Frauen und Männer, in einer weniger belebten Straße ihr Baumwollengarn auf die Zäune hängend. Hier eine Gruppe lässiger und träger Umhertreiber, die ihre Zeit damit hinbringen, daß sie sich unthätig in der Sonne strecken; da ein zahlreicher Zug aus dem fernen Lande Gandscha heimkehrender einheimischer Handelsreisender — Fataki — beladen mit der allgemein begehrten Nuß, dem Kaffee des Sudans, deren Genuß sich niemand versagt, der von seinen dringendsten Bedürfnissen zehn Kurdi erübrigen kann. Hier bricht eine Karawane, mit Natron beladen, nach Nufe auf, oder ein Trupp Tuareg zieht zur Stadt hinaus, um Salz nach den Nachbarplätzen zu bringen; dort bringt ein Trupp Araber seine schwer beladenen Kamele nach dem Quartier der Rhadamenser, oder eine Gruppe Sklaven, einen verschiedenen Leidensgenossen hinausschleppend, wirft diesen in den alles verschlingenden Sumpf. Hier ein Trupp buntgekleideter, mehr malerisch als kriegerisch aussehender Reiter, nach dem Palaste des Gouverneurs galoppierend, um ihm die Nachricht von einem Einfalle zu bringen; dort eine Knochenstätte von Aas und Unrat aller Art.

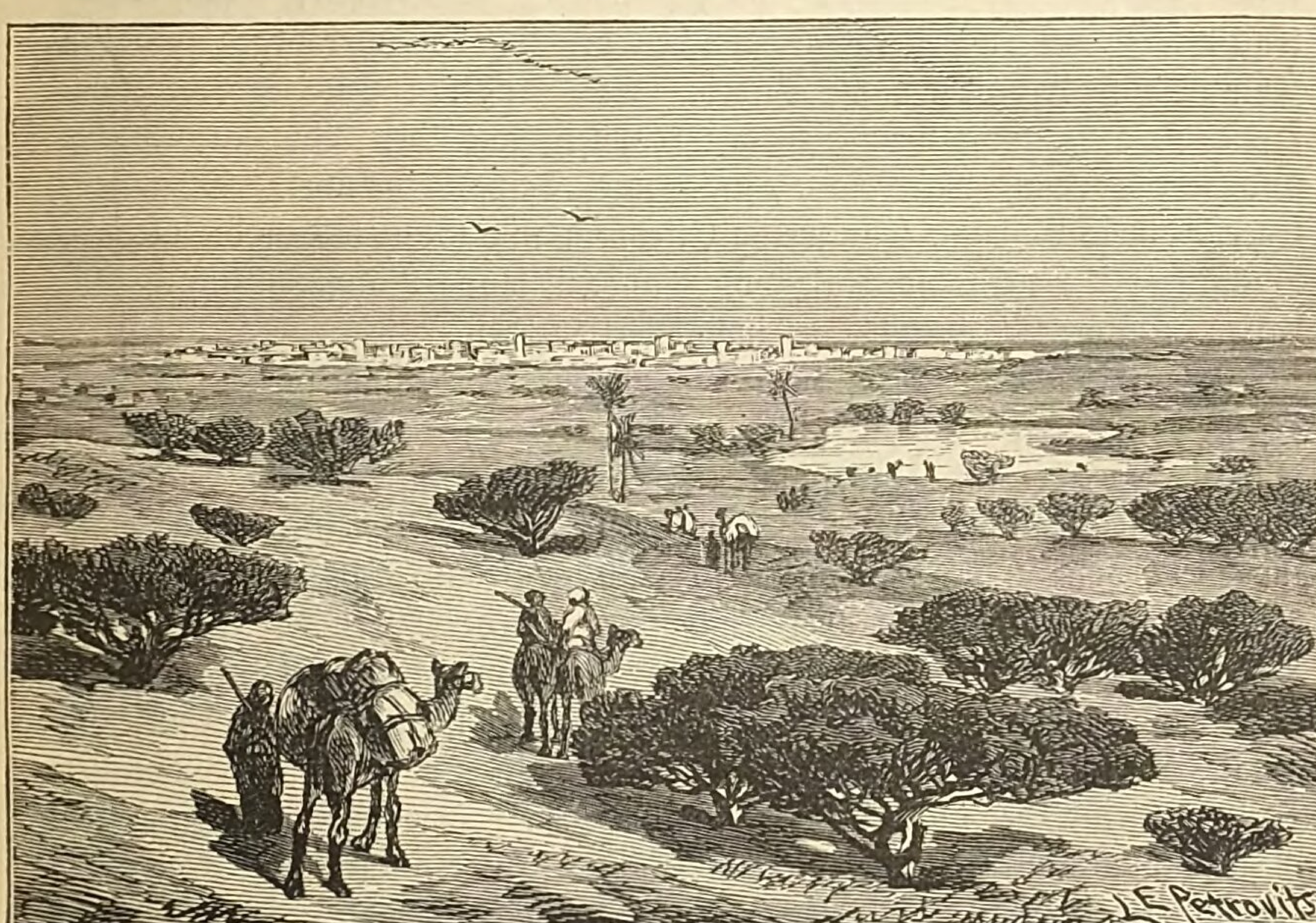
Überall das menschliche Leben in allen seinen verschiedenen Formen, Freude und Trauer, Gedeihen und Verderben im buntesten Gemisch; alle Nationen, Gestalten und Farben, der olivenbraune Araber, der rötere Targi (Singular zu Tuareg), der dunkle Bornuaner, der leicht und schlank gebaute Fellani mit kleinen, scharfen Gesichtszügen; dort die breiten Gesichter der derben Mandingos oder eine große und starkknochige Frau von Nufe; hier die wohlgebaute, freundlich lächelnde Bahauscherin.

24.

In Timbuktu.

O. Lenz.

Timbuktu ist heutzutage nur noch ein Schatten von dem, was es früher gewesen sein soll. Ehe man die vollständig offene Stadt betritt, überschreitet man einen breiten Gürtel von wüstem Terrain mit alten Mauerresten, woraus man auf die frühere Ausdehnung der Stadt schließen



Timbuktu.

kann. Die großen quadratischen Häuser, von denen viele ein Stockwerk hoch sind, sind aus an der Luft getrockneten Ziegeln gebaut, die aus einem sandigen Lehm hergestellt werden. Spuren von Ornamenten, besonders hübsche hölzerne Fenstergitter, sind nicht selten. Die Stadt besitzt drei Moscheeen mit kleinen, unschönen Minarets; die Straßen sind fast überall so breit, daß sich zwei entgegenkommende Reiter ausweichen können. In der Mitte der Straßen sind gewöhnlich Rinnen für das von den Dächern herabfließende Regenwasser.

Die Zahl der Einwohner dürfte 20000 kaum überschreiten. Die Bewohner sind Araber und Sonraineger, außerdem aber findet man aus fast allen Teilen Afrikas Leute. Einen Sultan oder König von Tim=

buktu giebt es nicht; die Stadt ist einfach ein Haufen von Häusern und Zelten, eine Niederlage für Waren aus dem Norden und für Produkte aus dem Süden. Verwaltet wird die Stadt von einer Art Bürgermeister, der den Titel Kahia führt. Es ist dies eine erbliche Würde. Es wurde uns geraten, den Kahia um Aufnahme zu bitten, und wir brauchten es nicht zu bereuen; wir erhielten ein hübsches Haus, gute und reichliche Nahrung und haben überhaupt für Timbuktu ein gutes Andenken. Man findet in Timbuktu treffliches Weizenbrot, ebenso gute Butter und Honig, sowie von Fleischsorten Rind, Schaf, Ziege, Hühner und Wildbret. Handel und Industrie sind gegenwärtig in Timbuktu nicht bedeutend infolge der ewigen Kriege zwischen den Tuareg im Norden und den Fulani von Moassina im Süden. Von Ausfuhr sind Sklaven noch immer der Hauptartikel; dieselben kommen aus den Bambaraländern und werden nach Marokko, Tunis und Tripolis geführt. Straußenfedern, etwas Gummi, sehr wenig Elfenbein und Gold bilden die übrigen Ausfuhrartikel, während Salz von Taudeni, blaue Baumwollstoffe, Korallen, Zucker, Thee, Mehl ꝛc. importiert werden.

Als Einheit für Geld dient ein Mitkal Gold, ungefähr 4 Gramm, gegenwärtig in Timbuktu 8—9 Mark wert; außerdem aber ist noch ein lebhafter Handel mit Kaurischnecken. Für ein Fünffrankstück bekam ich durchschnittlich 4500 Schnecken, und wenn man z. B. einen Gegenstand im Wert von 50 Franks kauft, so werden 45000 Schnecken abgezählt; das ist eben nur in Ländern möglich, wo der Wert der Zeit völlig unbekannt ist. Schulen finden sich mehrere in Timbuktu, auch Bibliotheken, d. h. Sammlungen von Handschriften. Täglich fast hatten wir in unserem Hause Besuch seitens der Gelehrten, die dann mit meinem Dolmetscher endlose Gespräche über den Koran führten. Der größeren Sicherheit wegen bin ich als türkischer Arzt gereist; die besseren Kreise der arabischen Gesellschaft dürften nicht geglaubt haben, daß ich Moslem sei, aber man ignorierte vornehm und billigte es sogar, daß ich unter dieser Maske reise.

Mit ärztlichen Konsultationen wurde ich aber täglich geplagt. Vorherrschend waren Augenkrankheiten, aber auch Verwundungen und innere Krankheiten kamen vor. Es ist nun sehr schwierig, den Leuten Medizin zu geben, da, wenn dieselbe einen ungünstigen Erfolg hat, der Europäer verantwortlich gemacht wird. Ich gab daher meist sehr unschuldige Mittel.

Timbuktu liegt bekanntlich nicht am Niger, sondern eine kleine Tagereise nördlich davon. In Timbuktu selbst finden sich kleine Teiche, Dojas, die während der Regenzeit mit dem Niger in Verbindung stehen. Das Wasser derselben ist auffallend weich, aber nicht ungesund. Während unseres achtzehntägigen Aufenthaltes hatten wir mehrfach sehr heftige Gewitter mit starken Niederschlägen. Die Araber in Timbuktu nennen

den Niger Nil, ein Wort, mit dem allerdings vielfach jedes fließende Wasser bezeichnet wird; andererseits aber mag doch auch der Umstand, daß der Niger von Timbuktu an in östlicher Richtung fließt und daß in dieser Richtung das ihnen wohlbekannte Ägypten liegt, die Annahme hervorgerufen haben, daß Niger und Nil identisch sind.

Während meines Aufenthaltes in Timbuktu habe ich nie die geringste Schwierigkeit gehabt, im Gegenteil, wir wurden recht wohl respektiert. Besonders zeigte sich das am Tage unserer Abreise, wo mehrere Tausende von Menschen uns das Geleit gaben.

25.

In Kamerun.

R. Buchholz.

Endlich langten wir glücklich in Kamerun an, wo wir gegenüber von King Bells Town (König Bells Stadt) vor Anker gingen. Das nördliche Ufer des Kamerunflusses, das ganz niedrig ist, ließ nichts als Mangrovesumpf wahrnehmen, das südliche Flußufer dagegen, auf dem Kamerun gelegen ist, hat hier bereits 13—16 Meter hohe, steil abfallende, aus Diluviallehm und Kies gebildete Uferberge, hinter denen sich ein trockenes, scheinbar fruchtbares Land ausdehnt, und welche mit zahlreichen Kokospalmen und üppig wuchernden Bananen dicht bewachsen sind. Überall, wo man im tropischen Afrika die herrlichen Riesenblätter der Banane erblickt, zeigen sie die Nähe menschlicher Wohnungen an.

Dennoch war vom Flusse aus von dem großen Kamerun zunächst fast nichts wahrzunehmen, und nur das schöne Missionshaus des Herrn Saker, das am Fuß der Uferberge unter schattigen Bäumen liegt, sowie die nahe am Flußufer erbauten, von starken, hohen Pallisaden umgebenen Warenmagazine der Faktoreibesitzer ließen auf die Nähe der Stadt schließen.

Am folgenden Tage unternahmen wir unter freundlicher Führung des Herrn Thormählen unseren ersten Ausflug ans Land. Es galt zuerst den Ort Kamerun selbst kennen zu lernen. Die Eingeborenen nennen ihn Dualla, wie sie denn auch selbst richtiger Dualleneger genannt werden. Kamerun ist ein Kollektivname für alle die ansehnlichen Negerdörfer, die an der Mündung des Kamerunflusses auf der linken Seite dicht aneinandergedrängt liegen und in deren jedem (es sind etwa 12, mit wahrscheinlich 10000 Einwohnern) ein besonderer Häuptling regiert, welcher seinem Town (Stadt) den Namen giebt; so: Bell Town, John Aqua Town, Joß Town, Dido Town, Brisso Bell Town u. s. w. Der angesehenste unter allen war jedenfalls King Bell, dessen Einflusse eine

ganze Anzahl anderer Towns außer seinem eigenen unterworfen war, und dessen Bekanntschaft ich deswegen zuerst suchte; denn durch seine Unterstützung allein konnte ich hoffen, späterhin ein Stück ins Innere des Landes zu dringen.

Nicht weit vom Ufer, höchst anmutig versteckt in einem herrlichen Schatten bietenden Walde von Bananen, Kokospalmen, Mango- und anderen Fruchtbäumen, liegen die außerordentlich zierlichen und ansehnlichen



Deutsche Faktorei am Kamerunfluß.

Hütten von King Bells Town, breite Straßen und Plätze bildend, indem sie weitläufig verteilt sind. Ihr äußerst gefälliges Aussehen bot einen großen Gegensatz zu den unförmlichen, jämmerlichen Häusern in und um Akkra dar. Sie sind sehr lang und von rechteckiger Form; nur das Fundament, ein 1—1 $^1/_2$ Meter hoher Unterbau, ist aus Lehm gefertigt, während die Wände der Hütten selbst aus Matten bestehen, welche aus Palmblattstielen äußerst zierlich geflochten sind. Die sehr sauberen und eleganten Dächer bestehen aus Blättern einer Fiederpalme, welche dachziegelartig ineinandergeschoben werden, und gewähren, wenn sie gut gemacht sind, selbst bei den heftigsten tropischen Regengüssen völligen Schutz. Überhaupt hat hier alles den Anstrich eines gewissen Komforts und einer Wohlhaben-

heit, welche die Kamerunleute vorzugsweise durch Vermittelung des Handels mit dem Innern erwerben.

Das Leben hier an der Küste ist keineswegs billig, im Gegenteil herrschen mehr als englische Preise. Lebensmittel sind sonst nicht gerade teuer, aber Fleisch ist knapp und muß enorm bezahlt werden.

Nach einem längeren Wege zwischen den geschilderten Hütten kamen wir zu King Bells Residenz, welche sich nur durch größere Dimensionen vor den anderen Häusern auszeichnet. Leider ergab sich da, daß King Bell damit beschäftigt sei, ein großes „Palaver" (Kriegsrat) abzuhalten. Die Sache war nämlich die: die Bellleute hatten einen angesehenen freien Neger aus dem benachbarten Joß Town ermordet, und weil die Sache sich durch Bezahlung von Weibern, als dem wertvollsten Besitz, und anderem wertvollen Eigentume nicht beilegen ließ, indem für den Fall, daß ein freier Neger erschlagen wird, Blutrache bei den Dualla gilt, so drohte ein großer Kampf zwischen den beteiligten Towns auszubrechen.

Auf dem weiten Platze vor Bells Hause tagte die Kriegsversammlung. Um einen freien, mittleren, viereckigen Raum kauerten mehrere hundert mit langen Gewehren, Speeren und Schlachtmessern bewaffnete Krieger, während die Weiber an einer Seite Platz genommen hatten. King Bell selbst, ein herkulisch gebauter, schöner Mann, dessen ganzes Benehmen etwas Königliches an sich trug, schritt heftig gestikulierend und laut redend in dem offen gelassenen Raume auf und nieder. Die Versammlung hörte ihn in tiefem Schweigen aufmerksam an.

Er war so erregt, daß er die Ankunft der Fremden nicht eher bemerkte, als bis wir nach dem Durchschreiten der Versammlung vor ihm standen.

Herr Thormählen stellte uns dem Könige vor, indem er sagte, der Kaiser von Deutschland habe uns hergesandt, um alle hier lebenden Tiere kennen zu lernen und zu sammeln, dagegen wollten wir nicht im mindesten Handel nach dem Innern treiben. Diese Auseinandersetzung schien King Bell sehr zu gefallen. Übrigens war Bell so anständig, uns seine Unterstützung freundlichst zuzusagen, ohne Ansprüche auf ein Geschenk zu erheben, was sonst bei den Häuptlingen stets das erste zu sein pflegt. Natürlich konnte die eingehendere Besprechung der Reiseangelegenheiten wegen der harrenden Kriegerversammlung diesmal nicht erfolgen, und deshalb entließ uns King Bell mit höflichem Händedruck, und wir wanderten weiter in das benachbarte Joß Town, welches wir übrigens aus Furcht vor den mächtigen Bellleuten völlig verlassen fanden. Die Bewohner waren mit Hab und Gut in die Wälder geflüchtet.

Einen charakteristischen Einblick in die Mangrovesumpfwildnisse gewährte eine am folgenden Tage gemachte Fahrt. Die wirkliche Er=

scheinung übertrifft alle Vorstellungen, welche man sich davon gemacht hat. Da stehen, gleichsam auf hohe Stelzen gestellt, die zahllosen Stämme, oftmals $1\frac{1}{3}$—2 Meter hoch über dem Schlammboden erhaben, so daß man zwischen ihrem Wurzelwerke hindurchkriechen kann. Doch außer diesem den Stamm tragenden Säulenwerke erscheint das Ganze wie verwachsen durch die zahllose Menge der von allen Seiten aus den Stämmen und Ästen bis zu den kleinsten Verzweigungen herab hervorkommenden größeren und kleineren Wurzeln, die sich in unentwirrbarer Weise durchkreuzen, bald wie starke Säulen den Erdboden erreichen, bald wie gekrümmte Taue oder herabhängende Seile nach allen Richtungen ausgespannt sind, oft frei in der Luft endigen.

Das Auge wendet sich verwirrt ab, in diesem vegetabilischen Labyrinth vergeblich nach einem Ruhepunkt suchend. Soweit es reicht, gewahrt es während der Ebbe zwischen diesem Wurzelwerke nur öden, schwarzen Schlammboden; denn kein anderes Gewächs kann hier gedeihen, da während der Flut diese Sümpfe meist von Wasser bedeckt sind.

Indessen ging der Streit zwischen Bell Town und Joß Town trotz mehrfacher Schlichtungsversuche seitens der Europäer, besonders Thormählens, welche die baldige Beilegung des Palaver dringend wünschten, immer weiter und nahm immer größere Ausdehnung an. Täglich wurden große Versammlungen und Beratungen abgehalten, ohne daß die Sache friedlich beendigt werden konnte. Daneben fanden große kriegerische Aufzüge und Demonstrationen zu Wasser und zu Lande statt, bei welchen die feindlichen Parteien sich unter wilden Gesängen herausforderten. Es war sehr interessant, die großen, mit circa sechzig Negern bemannten Kriegskanoes auf dem Flusse mit wunderbarem Takt und großer Geschicklichkeit rudern und vorzüglich manövrieren zu sehen. Sie führen Flaggen, welche in Europa für sie gemacht werden und in großen Buchstaben den Namen des betreffenden Häuptlings sowie eigentümliche Embleme zeigen.

Am Strande dagegen zogen die bewaffneten Krieger im Gänsemarsch, mehrere hundert hintereinander, umher, um sich gegenseitig ihre Kriegsmacht möglichst imponierend vorzuführen. Sie gewährten oft einen wunderlichen Anblick. Da war ein Kerl z. B. bei sonst völliger Nacktheit nur mit einer preußischen Pickelhaube bekleidet, während andere uralte, große Pallasche und sonstige europäische Uniformstücke trugen, lauter Sachen, die dem betreffenden Häuptling gehören, welcher mit denselben seinen Reichtum zeigt. Die Hauptwaffe aller war die lange Flinte, daneben ein mächtiges Messer oder Schlachtschwert in sehr zierlich von den Negern selbst gearbeiteter Scheide; ferner trugen sie eine flaschenförmige Kalebasse zu Pulver und eine Tasche oder Beutel mit Munition, welche selten aus Kugeln, meistens aus zerhacktem Eisen,

Kieselsteinen und dergleichen besteht. Auf dem Kopfe hatten sie eine eigene Kriegskappe aus Ziegenfell.

Jedenfalls das Merkwürdigste bleibt dann die eigentliche Kriegsführung dieser Leute selbst. Sie gehen nicht etwa gegeneinander vor, so daß es zu einem Handgemenge käme (dazu würde sich kein Kamerunmann so leicht verstehen), sondern sie halten sich in respektabler Entfernung voneinander und nehmen gute Deckung zwischen Büschen, Häusern u. s. w. Wird alsdann losgefeuert, so geschieht dies mit abgewandtem Gesicht, ohne zu zielen, worauf der betreffende Kriegsheld sich entweder sofort platt niederwirft oder schleunigst ausreißt. Um so schlimmer ergeht es dagegen wehrlosen Leuten, die, dem feindlichen Stamme angehörend, einem solchen Kriegszuge in die Hände fallen. In diesem Kriege kam es vor, daß dem Bell einige armselige Fischersleute eines feindlichen Dorfes in die Hände fielen. Für solche Fälle hat jeder Häuptling seinen besonderen Kopfabschneider, der mit seinem scharfen Schlachtmesser dem unglücklichen Opfer sofort den Kopf abschlägt. Diese Köpfe wurden dann von Bell selbst, der sich wie ein Rasender gebärdete, unter scheußlichen Tänzen im Dorfe herumgetragen, wobei die Weiber gleichfalls sich wie unsinnig benahmen und zur Feier große Gelage und Tänze veranstaltet wurden. In solchen Fällen sind sie dann wie von einem rasenden Taumel ergriffen.

Den Erfolg einer derartigen Kriegführung kann man sich natürlich leicht vorstellen; monatelang kann ein solcher Krieg dauern und doch auf beiden Seiten der Verlust an Toten und Verwundeten, wie in diesem Kriege, sich nur auf 20 Mann belaufen, obwohl eine große Menge Pulver verknallt wird. Und dabei sind diese Kamerunleute gar nicht einmal so sehr schlecht ausgerüstet; ein großer Teil ist mit ganz guten Snidergewehren bewaffnet, und King Bell hatte sogar ein Geschütz, mit welchem er einen Teil von Aqua Town in Brand schoß.

Da das Wetter in den nächsten Tagen meist sehr feucht und trübe war, konnten wir keine größeren Exkursionen machen, hatten aber desto mehr Gelegenheit, das Leben und Treiben der Eingeborenen genauer zu beobachten. Die männlichen Duallaneger sind durchschnittlich groß und kräftig gebaut, haben aber, wie die meisten Neger, wenig Bartwuchs, welcher als große Zierde gilt. Ihre Farbe ist meist dunkelbraun, wie gebrannter Kaffee, doch giebt es nicht selten auch hellere Leute, ja völlige Albinos mit ganz zartem Teint und hellblondem Wollhaar. Höchst wunderlich sehen diejenigen aus, bei welchen der Albinismus nur stellenweise am Körper auftritt und welche daher ganz gescheckt erscheinen. Die gewöhnliche Annahme, daß die Neger geringe Wadenentwickelung haben, ist wenigstens in Bezug auf die Neger der Westküste irrig. Die Frauen sind viel kleiner und häßlicher als die Männer, was wohl seinen

Grund in der außerordentlich frühen Verheiratung derselben haben mag; auch verunzieren sie sich dadurch, daß sie ihr Haar ganz kurz abschneiden. Bei Tänzen und anderen festlichen Gelegenheiten behängen sie sich mit Perlen, Glöckchen, Ringen, Hals- und Armbändern, welche bei heftigen Bewegungen laut aneinanderklappen, auch ziehen sie gern weiße bis über die Kniee reichende Baumwollstrümpfe an, die sie aus Europa bekommen und die ihnen dadurch nicht wertloser werden, daß sie beim Tanzen bald die nackten Füße durchkommen lassen. Ich sah eine Braut dermaßen mit Perlen behängt, daß sie sich kaum fortbewegen konnte. Alle Dualla- und Kruneger tättowieren sich im Gesicht und auf der Brust in verschiedenster Weise, doch sind die Kamerunleute sofort sicher dadurch zu unterscheiden, daß sie sich die Augenwimpern ausreißen, was die Kruneger nicht thun. Als Grund für diese schmerzhafte Operation gaben jene an, die Wimpern verschatteten die Augen zu sehr und verhinderten das scharfe Sehen, auch gerieten dieselben zu oft ins Auge und verursachten Entzündungen desselben.

Ganz besonders charakteristisch für die Kamerunneger ist die förmliche Wut, mit der sie Handel treiben, um Vermögen zu erwerben, wobei sie natürlich sehr gern alle Arten von Betrug und Diebstahl anwenden, wo es ihnen nur möglich ist. Erzeugnisse einheimischer Industrie sind bei ihnen deswegen nur noch in Kleinigkeiten zu finden. Zu erwähnen sind die Elfenbeinringe, welche die Männer um das Handgelenk tragen, die geschnitzten Ebenholzstöcke mit sehr kunstvollen Krücken und die hübsch gearbeiteten und große Geschicklichkeit verratenden Messer- und Schwertscheiden. Alles übrige, was sie besitzen, haben sie im Handel mit den Europäern eingetauscht, wodurch die Mehrzahl eine gewisse Wohlhabenheit erlangt hat. Mit dieser ist aber die Begierde, ohne Arbeit reich zu werden, so gewachsen, daß alles, vom Häuptling bis zum Halbfreien, das Handeltreiben dem Produzieren vorzieht. Während die Neger an der Goldküste doch Kaffee, Mais, Baumwolle und dergleichen anbauen, pflanzen die Dualla kaum so viel Yams und Bananen, als sie zur Nahrung gebrauchen. Auch das Öl und andere Dinge, die sie verhandeln, gewinnen sie nicht selbst, sondern beziehen es auf eifersüchtig überwachten Handelswegen aus dem Innern. Ein freier Duallaneger hält es für schimpflich, irgend eine Feldarbeit zu verrichten; zu dieser benutzt er vielmehr seine Weiber und Sklaven, woher denn auch die Lebensmittel, außer Yams und Bananen, an der hiesigen Küste recht teuer und öfters kaum zu haben sind.

Wer bei den Dualla als wohlhabend gelten will, muß daher viele Sklaven und viele Weiber haben, und man schätzt den Reichtum der Leute gern nach der Zahl der Weiber. Diese werden von ihren Vätern verkauft und kosten durchschnittlich 900—1200 Mark, oft aber, wenn die Väter

angesehene Leute sind, viel mehr; und daher müssen ärmere Dualla oft lange dienen, um eine Frau zu erlangen. Die Frauen gelten als freies Eigentum der Männer, von denen sie weiter verschenkt oder verkauft werden können. Da sie aber, wie gesagt, die teuersten Handelsartikel sind, so geschieht dies nur in wichtigen Fällen, wie z. B. bei Friedensschlüssen zwischen streitig gewesenen Stämmen oder als Buße für einen ermordeten unfreien Neger.

Obwohl die Weiber, namentlich die teuer bezahlten, weder besonders schlecht behandelt, noch den Sklavinnen gleich gestellt werden, so muß doch ihre Stellung im ganzen als eine überaus elende bezeichnet werden. Sie werden als Ware verkauft; bei den gewöhnlichen Negern werden sie als Lasttiere behandelt, und danach wird auch ihr Wert angesehen. Kinderreichtum gilt als ein großes Glück; es kommt hier aber selten vor, daß eine Frau mehr als zwei Kinder hat. Bekommt eine Frau jedoch keine Kinder, so fordert ihr Mann die Kaufsumme zurück, und es entsteht, wenn er sie nicht zurückerhält, ein schlimmes Palaver. Ehebruch wird, wie Diebstahl, im Falle der Entdeckung sehr hart bestraft; das Weib kann getötet werden, was aber, weil es sehr teuer ist, selten geschieht.

Die Sklaven werden entweder durch Raub auf Kriegszügen oder durch Kauf erworben und sind vollkommen rechtlos. Das Leben von Sklaven wird nicht besonders geachtet, und bei den oft vorkommenden Menschenopfern werden die Unglücklichen barbarisch hingeschlachtet. Es kommt sogar vor, daß Häuptlinge, denen es nicht gelingt, solche Opfer durch Überfall eines feindlichen Stammes zu erlangen, heimlich einigen ihrer eigenen Sklaven die Köpfe abschlagen lassen, um dieselben als Trophäen heimzubringen, was man selbst King Bell nachsagte. Ein derartiger Fall, welcher die Abscheulichkeit dieser Verhältnisse charakterisiert, ereignete sich bei dem Tode des uralt gewordenen King William von Bimbia. Dieser alte Despot, welcher, wie man sagte, beinahe ein Alter von hundert Jahren erreicht haben sollte, war bereits seit einer Reihe von Jahren so schwach, daß man seinen Tod beständig erwarten konnte; man war daher auf die Notwendigkeit, ein Opfer bei seinem Tode zu haben, gefaßt und hatte zu diesem Behufe einen Sklaven von einem benachbarten Stamme gekauft. Als der Häuptling gestorben war, beauftragte man den Sklaven, angeblich für den Häuptling ein Grab zu graben. Als er es gegraben hatte, warf man ihn in dasselbe und schüttete so viel Erde auf ihn, daß der Unglückliche lebendig begraben wurde.

Begreiflich ist es daher, daß die Sklaven es durchgängig sehr fürchten, verkauft zu werden, und mehrfach sah ich solche Unglückliche mit Händen und Füßen sich wehren, so daß sie in Ketten gefesselt in das Kanoe geschleppt werden mußten. Die Sklaven wohnen hier überall in besonderen

Dörfern und werden, soweit ich es beobachten konnte, im übrigen nicht hart behandelt. Sie werden von den freien Negern „Nigger“ genannt, welcher Ausdruck, auf einen freien Neger angewendet, als das beleidigendste Schimpfwort gilt.

Zu erwähnen wäre hier noch, daß die Kamerunleute Hühner, Ziegen und Schweine in nicht unbedeutender Anzahl, sowie auch eine sehr kleine Rasse Rindvieh halten.

26.

Im Kamerungebirge.

E. Robert Flegel.

Die Natur des Kamerungebirges ist überaus großartig. Am Fuße der meerumwogten, vielgestaltigen Felsen bis zur Höhe von 800—1000 Meter zeigt sich die tropische Vegetation in ihrer ganzen üppigen Schönheit. Da erfreuen neben den Riesen der tropischen Pflanzenwelt, an denen der Blick mit Staunen emporstrebt, schlanke Palmen mit ihren Federkronen und das herrliche Grün der Banane und des Pisang das Auge. Endlose Lianen mit seltsam gefärbten und geformten Blumen und Früchten und Rotanggewächse ranken von Baum zu Baum. Hoch in den Zweigen lassen farbenprächtige Vögel ihre Stimme ertönen, unter denen man leicht das Girren der schönen, grünen Waldtaube und das Gekreisch des grauen, rotgeschwänzten Papageis herauskennt. Von Zeit zu Zeit führt der Weg über Wiesen, die mit 3—4 Meter hohem Grase bestanden sind, und die dichtgedrängten, kräftigen Halme hindern den Wanderer, der seinen meist nur fußbreiten Pfad durch dieselben zu verfolgen hat, an jeder Aussicht. Hier in der Nähe der Dörfer weiden die schönen, wohlgenährten Herden der Bubis, und durch das Pflanzengewirr des Waldes stampft sich der schwere Fuß des Elefanten seinen Weg.

Höher hinauf nimmt der Wald ein ernsteres, gleichmäßigeres Aussehen an. Palmen kommen nicht mehr vor, aber Haine von graziösen Farnbäumen von 10—13 Meter Höhe treten auf. Ein dichtes Laubdach wehrt den Sonnenstrahlen, den Boden zu erwärmen, und die tropische Unwegsamkeit ist verschwunden, mit ihr freilich auch der Reichtum an Formen und Farben in der Pflanzenwelt. Unterholz ist sehr wenig vorhanden, aber schöne Farnkräuter decken den Boden, und das Auge, das hier frei die Umgebung übersehen kann, haftet oft an heimischen ähnlichen Formen. Noch höher hinauf blühen Veilchen und Vergißmeinnicht am Wege, und es giebt Gelegenheit, Brombeeren zu pflücken. Der Wald ist schweigsamer und ernster, als man ihn sonst so nahe dem Äquator gewohnt ist. Mit Untergang der Sonne erwacht hier weder

eine lärmende Insektenwelt; noch leuchtet es ab und zu auf im Grase und in der Luft von Myriaden Tierlein, wie am Fuß der Berge.

Über 2700—3000 Meter hinauf hört der Wald auf. Nur Büschelgras und vereinzelt stehendes Gesträuch (gelbblühende Papilionaceen) deckt die Lava. Häufig ist auch dieser Rest der Vegetation von den Eingeborenen durch Feuer zerstört, zu Jagdzwecken und um Honig einzusammeln, und dann sieht das Auge nichts als die aschebedeckten, wild durcheinander liegenden Lavastücke, ausgebrannte Krateröffnungen, tiefe Erdrisse, was den Reisenden glauben machen kann, er sei der Erde entrückt und durchwandere eine Landschaft des Mondes.

Hier, wo vor Jahrtausenden glühende Lavaströme sich von diesen gewaltigen Höhen unter furchtbarem Getöse ins Meer hinabstürzten, herrscht jetzt tiefernstes Schweigen. Nur der heisere Schrei eines Adlers unterbricht von Zeit zu Zeit die feierliche Stille, bis, auf dem Gipfel angelangt, jede Spur pflanzlichen wie tierischen Lebens aufgehört hat und nur jähe Abgründe und Kraterschlünde den Wanderer umgeben. Die Mühe des Steigens lohnt vom Gipfel ein Bild von mächtig die Seele packender Großartigkeit.

Im Westen senkt sich eine ziegelrote Wand lotrecht in die Tiefe; ihr gegenüber, wie von dieser losgerissen, liegt schräge und nach Nordwest eine andere, aus der zwei gewaltige Kraterschlünde emporgähnen. Der Krater zur Linken ist kreisrund, sein rechter Nachbar nach unten zu spitz auslaufend; beide sind von schwarzer Lavaasche auf weite Strecken hin umgeben, die etwa wie Steinkohlengrus aussieht. Über weite Felder solcher Asche, an deren äußerstem Rande der Fuß knöcheltief einsank, klommen wir zum Gipfel empor. Rechts nach Norden zu liegen nahebei noch zwei Kuppen, welche die freie Aussicht nach dieser Richtung verhindern. Nach Nordost und Ost senkten sich die erkalteten Lavaströme zu Thal. Im Südost und Süden begrenzten mächtige Bergrücken den Horizont, und, im Westen lag eine Welt von Kraterschlünden mitten unter Lavageröll, ebenfalls begrenzt durch hohe, viel- und schöngezackte Bergrücken.

Die beiden großen Kraterschlünde mit ihrer Umgebung würden unter Künstlerhand ein Gemälde werden, wie es von der reichsten Phantasie nicht tiefernster und großartiger ersonnen werden könnte.

Dieses herrliche Land mit seinem überaus fruchtbaren Boden, der nicht allein alle tropischen Gewächse, sondern auch die der gemäßigten Zone hervorbringen könnte, würde die fleißige Hand, die ihn bebauen wollte, überreich belohnen für die Mühe. Es erweckte in mir den Gedanken und lebhaften Wunsch, hier eine deutsche Kolonie begründet zu sehen mit dem Zweck, einst in die gleichfalls gesunden, sehr fruchtbaren und volkreichen Gegenden südlich vom Binue herabzusteigen, um diese

der Kultur zu gewinnen, dem stetigen Vordringen der Fellatas ein Ziel zu setzen und somit diese Länder vor Verheerung und Entvölkerung durch fortgesetzte, blutige Kriege zu bewahren. Alle Bedingungen zum Gedeihen einer Kolonie sind hier vorhanden. Es ist gewiß der einzige Ort im ganzen tropischen Afrika, wo der Weiße, unbeschadet seiner Gesundheit, physisch von früh bis spät arbeiten kann. Bestes Nutzholz ist in Menge vorhanden, Kaffee wächst wild in den Bergen. Dieser, Kakao, Zucker, Tabak, alle Fruchtbäume des gemäßigten Klimas, jedes Gemüse, selbst Weine müßten hier trefflich gedeihen. Die Spanier hatten hier ein Eldorado aufgefunden, sind aber, ohne es zu beachten, weiter gesegelt. (Geschrieben 1879).

27.

In der Fetischstadt Be (im Togo-Lande).

Hugo Zöller.

Meinen nächsten Ausflug unternahm ich zu einer der größten Städte des Togolandes, welche, obwohl sie nur vier Kilometer von Lome und in gerader Linie drei Kilometer von der Küste entfernt liegt, dennoch seit Menschengedenken kaum von einem halben Dutzend Weißen besucht worden ist. Es ist dies die heilige Fetischstadt Be, berühmt oder berüchtigt wegen der Schwierigkeiten, die jedem Weißen, welcher diese Stadt betreten will, in den Weg gelegt werden. Be ist nämlich ebenso wie Anglo, die Hauptstadt des jetzt zur englischen Goldküstenkolonie gehörigen Anglogebietes, dem Sternschnuppen- und Kriegsgotte Njikpla geweiht, dem mächtigsten aller Untergötter, den die Neger sich zu Pferde sitzend und in europäischer Kleidung vorstellen. Njikpla muß aber wohl auf sein Reiten und seine Kleidung besonders stolz sein; denn er duldet dergleichen an keinem, der die ihm geweihten Städte besuchen will. Wer sich in europäischer Kleidung nach Be hineinschliche, würde, falls er lebend und ohne Mißhandlungen davonkäme, sich dennoch mit schweren Geldopfern loskaufen müssen.

Zu dem Ausfluge nach Be fand ich in Herrn Konsul Randad, der auch geschäftlich dort zu thun hatte, Herrn Leuze, Herrn Buschmann und Herrn Kentzler vier liebenswürdige Begleiter. Zunächst mußte auf endlos sich windendem Fußpfade ein Buschdickicht passiert werden; fällt dort ein Baum, so macht der Neger lieber einen Umweg von 30 oder 50 Schritten, als daß er das Hindernis hinwegräumt. Nach einer halben Stunde gelangten wir in das schon vorher durch Kokospalmen und Bananen sich bemerkbar machende Dorf Amutiwe oder

Klein-Be, welches, bereits auf dunkelrotem Thonboden und nicht mehr auf Küstensand stehend, viel stattlichere Häuser enthält, als die Küstendörfer. Schon hier sahen wir mit alten Zeitungen, Malereien und allerhand Flittertand ausgeputzte Fetischhäuser, sowie aus rotem Thon zusammengeklebte Fetischpuppen in Hülle und Fülle. Aber diese in allen Größen vorhandenen und meist unter einem sehr ursprünglichen Dache stehenden Götzen waren schlecht und sorglos gearbeitet. Mit ihrem Aufputz von Kaurimuscheln als Augen und Lumpen als Bekleidung glichen sie, von der Farbe abgesehen, unseren Schneemännern; manche sahen so urkomisch aus, daß man sich bei ihrem Anblicke des Lachens kaum enthalten konnte.

Mit uns gingen als Begleiter zwei Häuptlinge aus dem englischen Anglogebiete, die allein ganz gewiß nicht den Mut gehabt haben würden, sich nach Be zu begeben, die nun aber nach Negermanier die großen Herren zu spielen versuchten und uns schon in weiter Entfernung von der Stadt zum Verlassen der Hängematte (zwei Herren waren zu Pferde) und zum Entkleiden aufforderten. Ihre Weisung unberücksichtigt lassend drangen wir durch hohes Gras bis in die allernächste Nähe der Stadt vor und erzielten durch längeres Palaver mit einigen zu uns herauskommenden Häuptlingen, daß wir wenigstens unsere Hosen anbehalten durften. Röcke, Westen und Hemden wurden in die zwei Hängematten verpackt, und bloß mit Schuhwerk, Hose, Helm und einem um die Schultern geschlagenen Negertuch setzten wir den Marsch fort, gefolgt von der stattlichen Schar unserer die Gewehre tragenden und die Pferde am Zaume führenden Kruleute. Die Negerdörfer gleichen in Bezug auf winklig enge Gassen, in denen kaum zwei Menschen aneinander vorbeigehen können, unseren mittelalterlichen Städten, in jeder anderen Hinsicht sind sie aber von unseren Städten so verschieden, wie nur irgend möglich. Anstatt unserer vierstöckigen Häuser giebt es hier bloß solche mit Erdgeschoß, und selbst diese liegen nicht dicht an der Gasse, sondern inmitten über mannshoher Zäune, durch deren Thore und Öffnungen man in große, von Menschenaufwuchs und Vieh bevölkerte Höfe hineinblickt. Übrigens möchte ich Be nicht für den Grundtypus einer Togo-Ortschaft gelten lassen; denn die dortigen Hütten sind ganz anders gebaut, als ich sie irgendwo sonst gesehen habe. Die Hütten von Be sind zwar ebenso wie alle übrigen aus rotem, mit Schilf vermischtem Thon aufgeführt, aber sie sind nicht, wie anderwärts, viereckig, sondern rund und haben bis zu 10 Meter hohe, kegelförmige, oben spitz zulaufende und unten sehr weit herunterreichende Dächer. Kokospalmen und Buschwerk überragen beinahe jeden Zaun; aber Bananen, diese ergiebigste Obstsorte der Tropen, scheinen hier weit weniger, als in anderen heißen Ländern, gepflanzt zu werden. Was die Einwohner des Ortes anbelangt, so waren die Wege nicht breit genug,

als daß sie uns hätten begleiten können; aber wo einmal ein freierer Platz kam, sahen wir sie mit großen Sätzen wie die Ziegenböcke herbeispringen, fast als ob es auf einen feindlichen Überfall abgesehen sei. Man führte uns in das Gehöft des ersten Häuptlings, wo niedrige, bogenförmig geschweifte Schemel, die hierzulande als Stühle dienen, herbeigebracht wurden. Auf den Inseln der Südsee findet man ganz ähnlich geformte Schemel, die aber nicht zum Niedersitzen, sondern den Eingeborenen beim Schlafen zum Aufstützen des Kopfes dienen. Für den Europäer, dessen Muskulatur nicht an solche Art des Sitzens gewöhnt ist, sind jene niedrigen Stühle sehr unbequem. Über die Art der Begrüßung zwischen Negern und Weißen möchte ich weiterhin sprechen; nur soviel sei hier bemerkt, daß sich außer den ersten Häuptlingen und allen Weisen und Ältesten des Ortes auch noch sehr viel männliches und weibliches Volk — ich schätzte die Gesellschaft auf annähernd 500 Köpfe — um uns versammelte. Sobald irgend ein neuer Ankömmling von Rang oder Einfluß hinzutrat, wurde, bevor oder nachdem sich derselbe niedergekauert hatte, die landesübliche, sehr lange Begrüßung ausgetauscht.

Bei allen Weibern, Mädchen und Frauen, reichen und armen, überwiegt der äußerst mannigfaltige, wenn auch größtenteils wertlose Schmuck die Bekleidung. Kein weibliches Wesen, das nicht in Ermangelung von Knochen, Perlen, Tierzähnen u. dergl. zum wenigsten ein paar Stricke als Arm- und Halsbänder trüge; kein Mädchen, keine Frau, die nicht, ohne jemals Strümpfe gekannt zu haben, Strumpfbänder trüge — angeblich um die hier für unschön gehaltene Entwickelung der Waden zu hemmen.

Weit mannigfaltiger ist die Kleidung der Männer; sie steigt von der einfachen Schwimmhose aufwärts bis zur Toga, zur Zipfelmütze und jenen bis zu 1 m breiten und beinahe $2\frac{1}{2}$ cm dicken Strohhüten, die gleichzeitig als Hut und als Regenschirm dienen. Niemals sieht man hier einen männlichen Neger ohne ein dolchartiges Messer; im übrigen besteht ihre Bewaffnung aus sehr kurzen, in einer Scheide von Fischhaut steckenden Schwertern, die teils an der Seite (sowohl rechts als links), teils an einer über den Oberarm befestigten Schnur getragen werden. Ihre Steinschloßgewehre, ihre Lanzen und jene an einer Stange befestigten Bajonnette, die man so sehr häufig bei den ihre Warentransporte geleitenden Negern sieht, pflegen diese niemals zu den Ratsversammlungen mitzubringen. Um ein vollständiges Bild von der Toilette dieser Leute zu entwerfen, müßte ich auch die durch Tättowierung oder Einschnitte hervorgebrachten Marken beschreiben; deren sind aber so viele, daß sich ein ganzes Buch darüber schreiben ließe. Es giebt Stammesmarken (wie z. B. bei den Kru-Jungen), Standesmarken, Marken, welche den Sklaven, und solche, welche den freien Mann anzeigen; außerdem aber giebt es, unseren Schönheitspflästerchen entsprechend, „Schönheitsmarken“, durch welche

sonst gar nicht üble Mädchen und Frauen aufs scheußlichste verunstaltet werden.

Ebenso mannigfach wie die Marken sind die Haartrachten, nur mit dem Unterschied, daß beinahe jeder Neger (ausgenommen die sogenannten civilisierten an der Küste) eine Marke trägt, während sich bloß die edlen und die wohlhabenden Leute den Luxus einer regelrechten Frisur gestatten. Man kann behaupten, daß drei Viertel aller Neger, Männer sowohl wie Frauen, das wollige Haar kurz geschoren tragen. Welche Verschiedenheit aber unter dem übrig bleibenden einen Viertel! Am beliebtesten sind drei Hörner, je eines an der Seite und eines über der Stirn — eine Frisur, die ihrem Träger ein mephistophelisches Aussehen giebt. Eine andere auch sehr häufige Haartracht besteht in unzähligen kleinen Zöpfchen, die gleich ebensoviel Würmern oder Raupen das darunter höchst einfältig aussehende Gesicht umbaumeln. Eine dritte Mode besteht in der Einteilung des Kopfes in zahllose Felder, ähnlich denen eines Schachbrettes. Nach einer vierten Manier bleibt der Haarwuchs auf einer viereckigen Stelle über der Stirn unversehrt, während er anderwärts ziemlich kahl abgeschnitten wird. Übrigens sei hier bemerkt, daß sich solche barbarische Haartrachten vorwiegend bei den am wenigsten civilisierten Stämmen — und die Einwohner von Be gelten unter allen Togo-Leuten als die wildesten — vorfinden. Wo die einheimische oder aufgepfropfte Kultur schon weiter vorangeschritten ist, wie z. B. in der Hauptstadt Togo, da finden sich neben milderen Sitten auch weniger barbarische Trachten.

Wenn ich vorhin erwähnte, daß Konsul Randad Geschäfte halber nach Be gekommen sei, so bezog sich das auf einen von den Be-Leuten verübten Raub einer in Ague ansässigen Frau. Es herrscht hier nämlich die merkwürdige Rechtssitte, daß, wenn jemand eine Forderung hat, deren Ausgleichung auf andere Weise nicht erreicht werden kann, irgend ein Mensch aus dem Orte, wo der Schuldner wohnt, aufgegriffen und so lange in Gewahrsam gehalten werden darf, bis die Schuld bezahlt ist. Ist die Sache an sich schon ungerecht und barbarisch genug, so könnte sie doch hier noch ganz besonders unangenehme Folgen haben, sobald die Be-Leute einmal wieder, wie noch vor kurzem, einen Schwarzen aus dem englischen Gebiete aufgriffen. Die Kaufleute gaben sich daher alle Mühe, auf die Abschaffung des seltsamen Gebrauches hinzuwirken. Nach längerem Palaver wurde uns versprochen, daß die gefangene Frau, deren Versteck man nicht angeben wollte, am nächsten oder zweitfolgenden Tage auf freien Fuß gesetzt werden würde.

Der Zweck des Besuches war damit erreicht, ich persönlich aber stellte noch durch den Mund des Dolmetschers die Frage, ob uns der Besuch der großen Fetischtempel erlaubt sein würde. Da gab es denn

ein hitziges Palaver unter den Häuptlingen und den Fetischpriestern: einige schienen für, einige gegen uns zu sein; schließlich behielt ein alter, fanatisch aussehender Mann den Sieg. Die Antwort lautete: „Nein". Es sei das erste Mal, daß man Weiße auf dem Wege, auf welchem wir gekommen, in die Stadt habe eindringen lassen; damit möchten wir uns begnügen.

28.

Die Mandingos.

Karl Dölter.

Unter den Nigritiervölkern des nordwestlichen Afrika wird wohl kaum eines mit mehr Recht den Namen einer Kulturnation verdienen, als der weitverzweigte, einstmals so mächtige, jetzt so zersplitterte Stamm der Mandingos, deren Gebiet sich von dem Hinterlande der Goldküste bis an den Senegal und den obersten Lauf des Niger einerseits, bis zur Sierra Leone-Küste und zum Gambiafluß andererseits ausdehnt. Es ist dies demnach das verbreitetste Volk des westlichen Sudan; leider wurde seine frühere Macht jedoch gebrochen, und das große Reich der Mandingos, so gefürchtet im Mittelalter, fiel der Zersetzung anheim, namentlich seitdem die Fullahs wie ein starker Keil sich in ihr Gebiet drängten und innere Streitigkeiten den früher einheitlichen Staat in zahlreiche kleine Territorien teilten.

Es wurde schon früher bemerkt, daß die Mandingos gegenüber den übrigen Nigritiern, mit denen sie in anthropologischer Hinsicht nahe verwandt, weit voran sind; es kann die Thatsache dadurch einigermaßen erklärt werden, daß sie, als Glieder eines frühzeitig entwickelten, großen Staatswesens, wohl eher eine gewisse Kultur annehmen konnten, welche den kleinen Nationen der Biafaden u. a. notwendigerweise fehlen mußte, und darin ist wohl auch die Erklärung jener Erscheinung zu suchen, daß sie im Verkehr mit Europäern sich weit kulturfähiger erweisen, als jene. Nicht zu verkennen ist auch der Umstand, daß die Mandingos fast durchweg Mohammedaner sind, deren Religion gegenüber jenen Fetischanbetern und den alles göttlichen Glaubens baren heidnischen Völkerschaften veredelnd wirken mußte. Daß sie übrigens auch die streng islamitischen Fullahs in Bezug auf ihre Fähigkeiten für Handel und Industrie weit übertreffen und viel bildungsfähiger sind, als jene, mag in der Charakterverschiedenheit dieser beiden Stämme liegen, von denen der eine ausschließlich ein Kriegervolk ist, während der andere die friedlichen Beschäftigungen des Handels und der Industrie vorzieht. Jene sind die Karthager, diese die Römer Westafrikas.

In anthropologischer Hinsicht sind die Mandingos [1]) echte Nigritier. Ihre Farbe ist schwarzbraun, ihre Größe gegenüber den übrigen Negern bemerkenswert; denn wenige unter ihnen haben unter 1,70 Meter, oft aber noch weit mehr, bis 1,80 Meter. Ihr Typus ist im allgemeinen ein sehr häßlicher. Geschlitzte Augen, vorstehende Kiefer, plattgedrückte Stumpfnase, breite Lippen, große abstehende Ohren, breiter Mund, gute, große Zähne, die meist spitz zugefeilt werden, ovales Gesicht, charakterisieren ihre Physiognomie, während ihr Körper durch breiten, länglichen Brustkasten, magere Schenkel, krumme, lange Säbelbeine, schwache Waden, große Plattfüße und lange, dünne Arme gekennzeichnet wird. Das Haar ist kurz und vollkommen wollig, der Bartwuchs ein sehr geringer; der Gesichtswinkel beträgt circa 69 Grad, der Schädel ist dolichocephal (langköpfig).

Man sieht aus dieser Schilderung, daß die Mandingos zu den häßlicheren Nigritiern gehören. Nichtsdestoweniger steht ihre Intelligenz in keinem Verhältnis zu ihrer Körperbeschaffenheit; denn sie sind vielleicht die begabtesten unter den Völkern des westlichen Afrika und können deshalb in Bezug auf ihre Talente nicht mit Unrecht die Engländer Afrikas genannt werden. In der That haben sie für Handel und Industrie große Befähigung. Namentlich was letzere anbelangt, sind sie unter allen bekannten Völkern Westafrikas die begabtesten.

29.

St. Louis.

O. Lenz.

St. Louis liegt auf einer Sandinsel, die durch zwei Arme des Senegal gebildet wird, und ist vom Meere durch einen langen, schmalen Sandstreifen getrennt, der Langue de Barbarie genannt wird.

Die Stadt ist regelmäßig gebaut, besitzt breite Straßen und Häuser mit flachen Dächern, Galerieen und Terrassen. Die militärische Lage ist insofern günstig, als feindliche Schiffe nur schwer über die Barre bis vor die Stadt dringen können; dagegen kann dieselbe von außen sehr leicht beschossen werden. Vor Angriffen seitens der Eingeborenen schützt die insulare Lage. Zwei Brücken auf Pfählen verbinden die Stadt mit der Langue de Barbarie, während eine schöne, 600 Meter lange Schiffsbrücke den Verkehr mit dem linken Ufer des Senegal herstellt.

---

1) Es ist hier nur von den Mandingos am Rio Grande die Rede, welche der Verfasser zu studieren Gelegenheit hatte.

Den Mittelpunkt der Stadt bildet das Gouvernementsgebäude, welches an Stelle der ehemaligen Forts errichtet ist, ein recht schönes Bauwerk mit großen, luftigen Korridoren, von wo man in die Bureaux gelangt, an die sich die hübsche Privatwohnung des Gouverneurs anschließt. Um dieses Gebäude gruppieren sich die europäischen Quartiere, während die Eingeborenen sich nach außen hin anschließen. Die Stadt zählt gegen 16 000 Einwohner. Bemerkenswert ist noch die katholische Kirche, die große Moschee, das Gerichtshaus, die Kasernen, das Militär- und Civilhospital und das Gebäude der Artilleriedirektion.

Auf der Langue de Barbarie befinden sich zwei Dörfer, Guet N'dar und N'dar Toute (N'dar ist bei den Eingeborenen der Name für St. Louis; auch bei den Arabern und selbst in Timbuktu weiß man von N'dar zu erzählen, während die Namen St. Louis und Senegal dort unbekannt sind); die erstere sehr große Ortschaft wird fast ausschließlich von Fischern bewohnt, welche die Stadt mit trefflichen Seefischen versorgen, während sich in N'dar-Toute Gärten und kleine Villen von Europäern befinden, die dort während der heißen Zeit Kühlung und Gelegenheit zum Baden suchen.

Die beiden Dörfer Bouëtville und Sor, auf der Insel Sor, werden von eingeborenen Händlern bewohnt, die mit den zahlreich aus dem Innern ankommenden Karawanen in Verbindung stehen. Auf den Sanddünen, und wo immer Gelegenheit sich bietet, befinden sich Anlagen von Gärten oder Anpflanzungen von Gartenfrüchten, welche beweisen, daß sich aus der scheinbar so sterilen, sandigen Umgebung von St. Louis etwas machen ließe. In St. Louis selbst ist eine zwar kleine, aber reizende Gartenanlage als öffentlicher Spaziergang eingerichtet; man findet hier eine Menge tropischer Pflanzen. Sehr beliebt ist auch die Promenade über die Brücke durch eine lange Palmenallee bis zum Meere, das sich dort donnernd an dem sandigen Ufer bricht. Überhaupt sind verschiedene Alleeen von Dattelpalmen angelegt.

St. Louis besitzt ebensowenig wie die Städte Dakar und Goree Brunnen. Während der trockenen Zeit hilft man sich in St. Louis mit Cisternen, die entweder Regenwasser enthalten oder das Wasser aus Schiffscisternen entnehmen, welche den Fluß hinauffahren und dort angefüllt werden, wo der Einfluß des Meerwassers nicht mehr zu besorgen ist. Auch hat man kleine Löcher in den sandigen Boden am Flußufer gegraben, aus denen ein durch den Sand filtriertes Wasser fast ohne allen Salzgeschmack entnommen wird. Während der Regenzeit ist das Flußwasser salzfrei bis an die Mündung herab.

Die einheimische Bevölkerung hat zum größten Teil den Islam angenommen. Die Moschee ist ziemlich umfangreich; auf einem großen freien Platze pflegen die hier anwesenden Araber Fantasias zu reiten.

Dicht dabei sind die aus Stroh und Matten errichteten Hütten der hier lebenden, kleinen Bambarakolonie.

Die in St. Louis etablierten Geschäftsleute sind ausschließlich Franzosen; es giebt keinen Engländer oder Deutschen, der selbständig ein Geschäft hätte. Einige Deutsche leben in St. Louis als Angestellte oder Vertreter französischer Firmen.

Sehr interessant war die Feier des Weihnachtsfestes in St. Louis. Die schwarze christliche Bevölkerung pflegt zu dieser Zeit große Umzüge zu halten und dabei allerhand Gegenstände aus buntem Papier, Schiffe, Häuser u. s. w. herzustellen, im Innern zu beleuchten und dann mit Gesang und Musikbegleitung herumzuführen. Zuerst wird beim Gouverneur gehalten, dann werden alle Straßen durchzogen, und bei jedem Hause hält man an; auf jeder Seite des Zuges sind Leute mit großen Klingelbeuteln, in denen die erhaltenen Geldgeschenke aufgefangen werden. Die herumgetragenen prächtig erleuchteten Schaustücke sind oft mit großer Kunstfertigkeit zusammengestellt; ich sah Schiffe von einigen Metern Länge mit allem Zubehör, große, gegen zwei Meter hohe Häuser und Kirchen, im Innern mit Kerzen beleuchtet, die vorsichtig von den Leuten durch die Straßen getragen wurden. Es ist das natürlich ein willkommenes Schauspiel für die liebe schwarze Jugend, und die Straßen sind angefüllt mit Menschen, so daß der Verkehr abends dort, wo der Umzug hält, gestört ist. Die angesammelte, nicht unbeträchtliche Geldsumme wird dann unter die Mitwirkenden verteilt; der Gouverneur pflegt sich hierbei stets mit einer größeren Summe zu beteiligen.

30.

Anblick der Sahara in ihrer dreifachen Gestalt.

Von Joseph Chavanne.

Auf der imposanten und einen unvergleichlichen Fernblick gewährenden Höhe des 1959 Meter hohen Dschebel Bu Derga, im Südosten von Geryville (dem südlichsten französischen Posten in der algerischen Provinz Oran), war mir zum erstenmal ein Bild der unermeßlichen Sahara entgegengetreten.

Wie weit blieb das an Irrtümern und Widersprüchen aller Art kränkelnde und auch matte Phantasiebild, das wir uns gebildet, hinter der einfachen Wirklichkeit zurück! Der Kontrast zwischen angewohnter oder erlernter Vorstellung und greifbarer Thatsächlichkeit war mir wohl nichts Neues mehr; unter den Tropen Amerikas, einem Gebiete, dem

doch nicht jenes Geheimnisvolle, Dunkle und Legendenhafte anhaftet, wie der Sahara, hatte sich der naive Hausglaube bereits zerbröckelt; — hier aber gesellte sich zum unsäglichsten Staunen das Gefühl der Hilflosigkeit ob des kärglichen Wissens über Land und Leute.

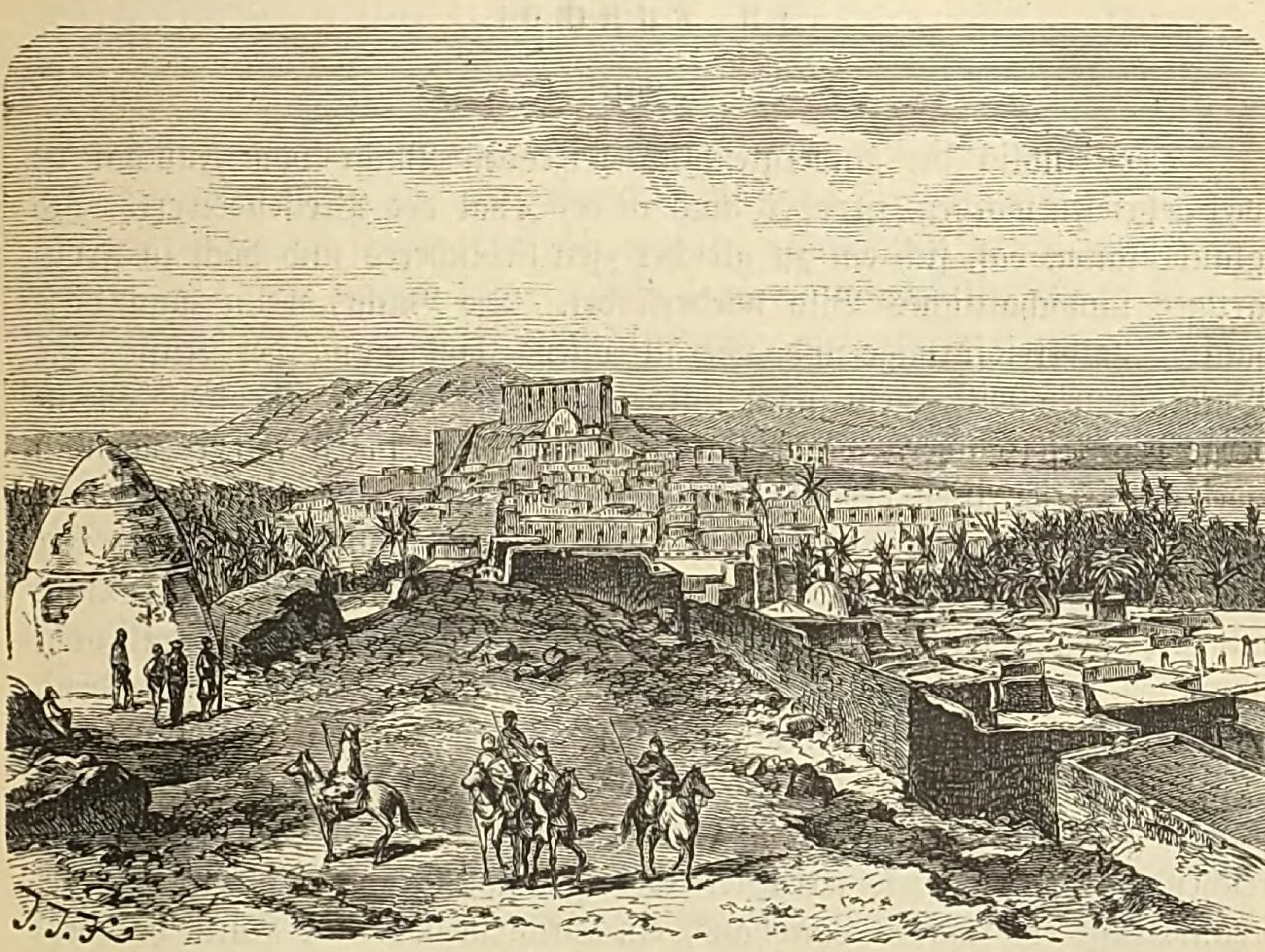
Von steilwandigen, tiefeingeschnittenen, trockenen Flußbetten — den lebhaften Zeugen gewaltiger Erosionsthätigkeit — vielfach durchfurcht, dehnte sich bis in den fernen Süden ein durch seine ausgeprägte Terrassenform ausgezeichnetes Berg- und Hügelland aus, nur hier und da von kleinen, nackten oder mit scharfkantigem Kieselgeröll bedeckten, ebenen Flächen unterbrochen. Zu förmlichen Ketten reihte sich Berg an Berg, von der sinkenden Sonne grell beleuchtet schieden sich die grauschwarzen, kahlen Kämme, Gipfel und oberen Partieen der Abhänge scharf von den mit dem gelbgrünen Halfa reichlich bedeckten Partieen in den Wadis und zahlreichen Mulden. Am äußersten Südhorizonte tauchten die scharfen, rötlich-violetten Kanten der Sanddünen des Areggebietes auf, von den schrägen Strahlen der Sonne feurig übergossen; über ihnen schwebten einige dunkelrot gefärbte, wie punktiert aussehende Wolkenballen — die letzten Züge eines ersterbenden Wüstensturmes, der tags zuvor mit großer Heftigkeit gewütet hatte. Stellenweise glitzerte aus dem Bette eines Wadi eine kleine Wasserader auf, vom helleren Grün der Akazien, Tamarisken und Oleander umrahmt.

Der in allen Nuancen spielende Farbenton des Bodens und der wogenden Halfafläche, die eigentümlichen und oft bizarren Lichtreflexe brachten eine staunenswerte Mannigfaltigkeit in die dem fremden Auge scheinende Einförmigkeit dieses Landschaftsbildes der Sahara.

Einige Tagereisen südlich von meinem ersten Standpunkte, und das Bild erlitt eine vollkommene Wandelung. Von der Höhe des Dschebel Tismert, den Blick nach Süden und Osten gewendet, schweifte das Auge über eine sanftgewellte, durchaus von dichtem, kleinem Gerölle bedeckte Hochfläche; aus ihr ragten zahlreiche kleine, kahle Hügel von graugelber Färbung (von den Franzosen Mamelons genannt) auf, in deren Nähe in seichten Bodeneinsenkungen kleine Süßwassersümpfe (Dayas), von wenigen Sumpfgräsern umstanden, den Endpunkt periodischer Wasserläufe bezeichneten. Stellenweise trat der nackte, felsharte Thonboden zu Tage. Das war die Hammada. Selbst auf diesen trostlosen, die Wüste verschärfenden Flächen fristeten in den mit Flugsand angefüllten Terrainfalten, ja, auch zwischen dem Gerölle, kleine, zähe, blattlose Wüstenpflanzen ein kümmerliches Dasein. Nur dort, wo der nackte, felsige Thonboden vorherrschte, war die Hammada gänzlich wasser- und vegetationslos.

Am Südfuße des algerischen Schottplateaus nach Osten ziehend, bot sich mir endlich zu El Aruat ein drittes Bild der Wüste — das bestrickendste und anmutigste — die Oase.

An einer Eingangspforte der großen Sahara hat die Natur hier ein Asyl für alles Lebende geschaffen. Ein Asyl, kein Paradies, wie es die Phantasie des Dichters schmückt, ist die Oase. Der Kampf mit der Wüste, die ihre Sandwellen bis hart an den Rand der Palmenwälder und selbst in sie hineinwirft, ist ein ununterbrochener; menschlicher Fürsorge und Anstrengung bedarf es, um diese Freistätte für Pflanzen- und Tierleben ungeschmälert zu erhalten. Die Fee dieses



El Aruat (Laghuat).

Asyls heißt Wasser; sie zaubert die wunderbaren Haine hoher, schlanker, fächergekrönter Palmen, deren Dattelfrüchte den Reichtum des Oasenbewohners bilden, sie schenkt ihm den ganzen Schmuck und Segen seiner Gärten, sie malt jenes unvergeßliche, das Gemüt entzückende Bild, das uns die Oase bietet. Jenseits ihrer Marken dehnt sich — hier zu mächtigen 50—100 Meter hohen, steilabfallenden und scharfgratigen Dünen aufgetürmt, dort in kaum gewundenen, sanften Wellenlinien oder stellenweise spiegelglatten Flächen — das Sandmeer der Wüste aus. Dem Fremden ist sie, wie ihr Schweigen, unverständlich — der Nomade, der Chabir (Karawanenführer) weiß in ihr wie in einem offenen Buche zu lesen. Ihre heilige Stille zur Nachtzeit ist dem Gemüte Labsal; wenn in ihrer klaren, reinen, durchsichtigen Atmosphäre die Sterne heller funkeln, als irgendwo anders auf dem Erdenrund, und die Schatten

der Karawane geisterhaft über die mattleuchtende Sandfläche gleiten, fühlt man die Majestät, das Geheimnisvolle der Wüstennatur auf sich einstürmen, fühlt sich Leib und Seele belebt und frisch gekräftigt.

31.

In Funchal.

R. Greef.

Der Anblick der unvergleichlich reizenden Bucht von Funchal ist viel gepriesen worden, ist aber auch in der That des Preisens wert. Ich glaube kaum, daß sich ein zu gleicher Zeit lieblicheres und doch so großartiges landschaftliches Bild wiederfindet. Die Bucht, wenn man diese sanfte, halbkreisförmige und überall offene Einbiegung der Küste eine Bucht nennen will, geht nach links und rechts in die schroffen Felsenberge des Ufers über. Nach links (Westseite) springen außerdem noch zwei auf Felsenriffen erbaute Forts, Potinha und Ilher, ins Meer vor, von denen das erstere mit dem Strande in Verbindung steht. Funchal liegt ungefähr in der Mitte, d. h. an der tiefsten Einbiegung der Bucht, auf den unteren, terrassenförmigen Erhebungen des Strandes, überall vom üppigsten, schönsten Grün umkränzt und durchflochten, aus dem die blendend weißen Häuser ungemein freundlich hervorschauen. Von diesem Mittelpunkte aus breitet nun die Stadt gewissermassen Strahlen von schönen Villen, Häusern und Hütten über das ganze bis in die Wolken hinaufreichende grüne und wild zerklüftete Gebirgsamphitheater. Wohin das Auge schaut, lugt ein schönes Landhaus, ein Kirchlein oder eine Hütte halbversteckt aus dem Grünen, oder tritt keck auf einem Felsenvorsprunge hervor oder weißschimmernd aus dem frischgrünen Grunde der Zuckerrohrfelder. Erst in einer Höhe von 700 Meter hören die Häuser allmählich auf, an dem Saume eines dunkelgrünen Pinien- und Kastanienwaldes. Von dieser Höhe schaut auch noch das freundliche Kirchlein Nossa Senhora do Monte (Unsere Herrin vom Berge) mit seinen beiden weißen Türmen auf Berg und Meer hernieder.

Um 4 Uhr nachmittags warfen wir vor Funchal Anker, und alsbald waren wir von zahlreichen Barken mit halbnackten, braunen Menschen umschwärmt, die mit einem entsetzlichen Lärm sich herandrängten, um uns und unser Gepäck aufzunehmen. Am Strande ist nirgendwo eine vor dem Wellenandrang geschützte Stelle oder ein eigentlicher Landungsplatz, wo man direkt aussteigen könnte, sondern das Boot wird durch vorgespannte Ochsen über das glatte Basaltgeröll ganz aufs Land gezogen. Es ist das keine kleine Arbeit an dem ziemlich abschüssigen Ufer,

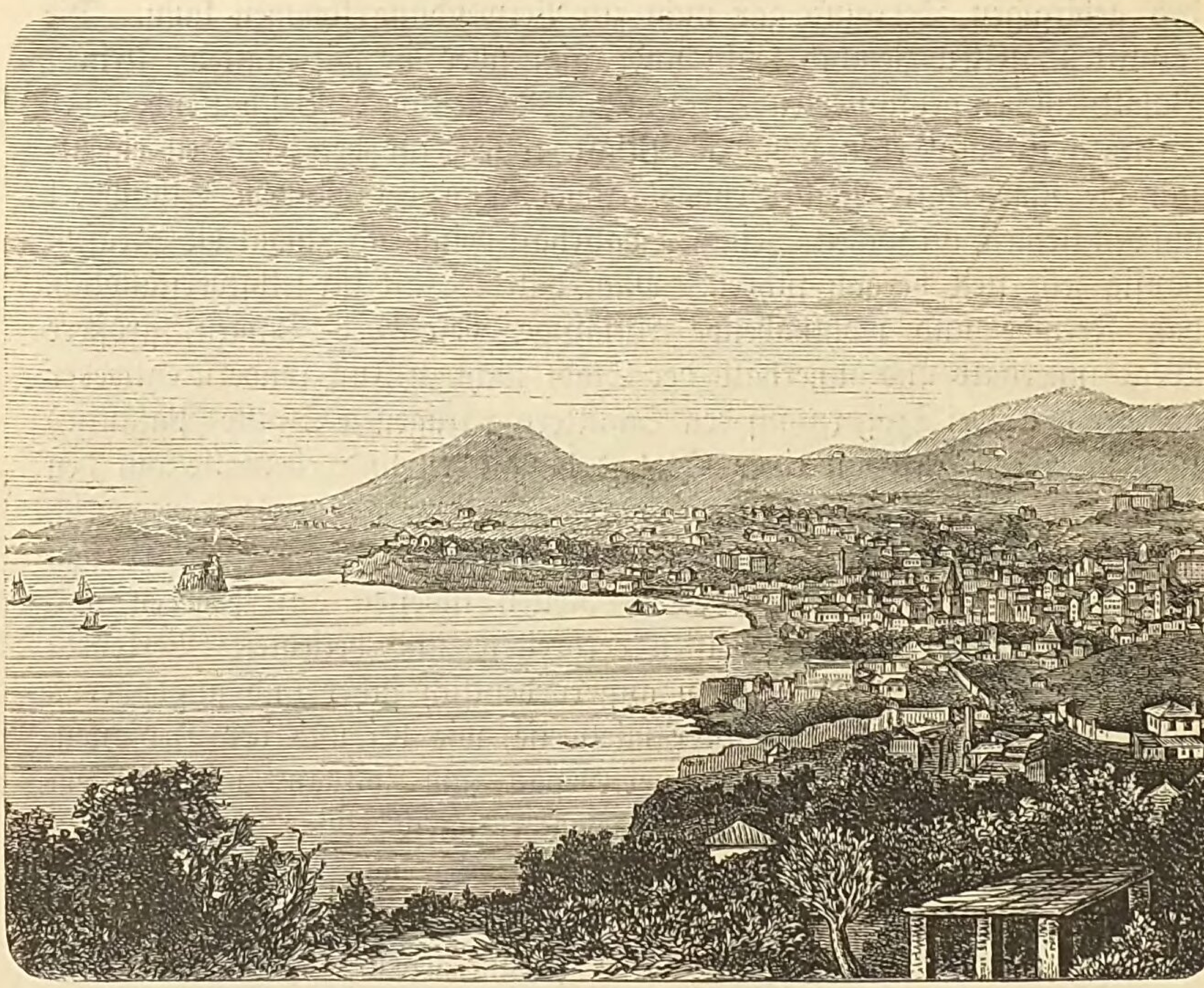
und eine ganze Schar jener halbwilden, braunen Menschen, bis an die Brust im Wasser, umtanzen dabei das Boot und helfen durch fürchterliches Schreien, Schieben und Treiben der Ochsen nach, besonders in dem Momente, wenn eine große Welle ans Ufer schlägt, die das Boot in die Höhe und nach dem Lande hinüberhebt. Dann wurden unsere Sachen auf einen mit Ochsen bespannten Schlitten geladen — eines der gebräuchlichsten Transportmittel auf Madeira, da Räderfuhrwerk wegen des gebirgigen Terrains gar nicht zur Verwendung kommen kann. Die Schlitten gleiten ziemlich leicht und rasch über die mit glatten, kleinen Basaltsteinchen gepflasterten Straßen hin. Wegen dieser Beschaffenheit der Straßen ist das Gehen, d. h. das Pflastertreten, für den Fremden eigentlich die schwierigste Beförderungsmethode, und bei dünnem Schuhwerk auf den kleinen, oft spitzen Steinchen wahrhaft peinigend, zumal die Straßen häufig sehr steil bergan führen. Man hält es fast für selbstverständlich, daß Fremde und wohlhabende Ansässige, besonders Damen, größere Wege innerhalb und außerhalb der Stadt nicht zu Fuß, sondern entweder in einer von zwei Trägern auf den Schultern getragenen Sänfte (Palankin) oder in einer ebenso an einer Stange hängenden und ebenfalls auf den Schultern zweier Männer getragenen Hängematte (Hammock), oder endlich auf einem Ochsenschlitten, auf dem man zu diesem Behufe eine Art von Kutschkasten setzt, zurücklegen. Das Reiten indessen auf Pferden und Mauleseln scheint das am meisten verbreitete und beliebteste Verkehrsmittel zu sein. Die Pferde sollen außerordentlich sicher und ausdauernd sein, und man bedient sich ihrer mietweise, wie bei uns der Droschken.

Der Ochsenschlitten führte unser Gepäck zum Zollhaus, und nachdem wir uns hier nicht ohne Mühe losgemacht, durch einige kleine Gassen in eine der Hauptstraßen, die zu beiden Seiten mit schönen Platanen und zwischendurch mit Bananen und anderen tropischen Sträuchern und Bäumen eingefaßt war, in ein an dieser Straße liegendes Hotel (Hollway), eines, wie wir hörten, der besten, aber auch der teuersten in Funchal.

Mittlerweile war es dunkel geworden und die Zeit zum Mittagessen herangekommen. Unsere anfänglich etwas zweifelhafte Stimmung war nach weiteren Besprechungen, bei einem trefflichen Madeirenser Landweine, bald wieder befestigt und heiter.

Nach Tisch machten wir noch einen ziemlich weiten Spaziergang in und um die Stadt. Es war eine schöne Nacht. Der Mond, trotzdem er erst zur Hälfte sichtbar war, erhellte fast mit Tagesglanz die Straßen, Gärten und Hügel, die wir durchwanderten — und wie weich und milde wehte die Luft! Die fremden Düfte strömten von allen Seiten über die Gartenmauern von den herabhängenden Blütenbäumen und Ranken. Die Thore der Gärten, inmitten deren die lieblichen, weißschimmernden Quintas liegen, standen häufig offen, so daß wir unge-

hindert oder nach gern bewilligter Erlaubnis eintreten konnten. Geheimnisvoll fiel das Mondlicht zwischen die üppigen, dunklen Bananen und Palmengebüsche, zwischen die seltsamen, fast betäubend duftenden Bäume und Blumen, die in diesen Gärten in tropischer Fülle umherstanden. Dann stiegen wir an einem Abhange höher hinauf, bald zwischen weißen Gartenmauern, die das Mondlicht blendend zurückstrahlten, bald durch blühende, hochbelaubte Hecken uns durchwindend, dann wieder durch



Funchal.

wuchernde Zuckerrohrfelder, bis wir auf einen freien Punkt kamen, wo ein kleines, unbewohntes Landhaus lag. Hier setzten wir uns in einen dicht umrankten Laubengang, der sich vor dem Hause hinzog. Vor uns der Abhang war bepflanzt mit hohen Kaktusstauden, die mit ihren fremdartigen, abenteuerlichen Formen in die Nacht hineinstarrten, rechts sah man in eine tiefe, dunkle Waldschlucht, in deren Grunde ein Gebirgsfluß leise rauschend zum Meere eilte, und unten am Fuße des Berges glänzten die weißen Häuser und Mauern von Funchal aus den dunkeln, vollen Baumgruppen und Gärten hervor. Kein Laut ringsum, als die tiefe, immer von neuem mit dumpfem Anprall erdröhnende Brandung des Meeres, das vom Saume des Abhanges an, weit im hellen Dämmer-

lichte sich vor uns ausbreitete. — Am andern Morgen waren wir schon früh wieder draußen und durchkreuzten aufs neue Stadt und Umgegend. Fast alles war uns neu und bewundernswert in der prachtvollen Natur. Die mannigfachsten Pflanzen, die wir zu Hause nur in Treibhäusern ihr kümmerliches Dasein fristen gesehen, entfalteten sich hier zum erstenmal in freier Pracht vor unseren Augen. Viele standen noch trotz des Novembers im schönsten Blüten- und Blätterschmuck, an anderen reiften die goldenen und saftigen Früchte.

Wie reich im ganzen hier die Natur ihr Füllhorn ausstreut, möge die kurze Anführung einiger der in Madeira im Freien gedeihenden und verbreitetsten Früchte zeigen: Bananen (Paradiesfeigen von Musa Paradisiaca), Orangen, Citronen, Feigen, Ananas, Anonen, Guyaven, Johannisbrot, das in Madeira als Schweinefutter dient, Granatäpfel (deren saurer Saft ein sehr angenehmes Getränk liefert), Kaktusfrüchte oder -Feigen (kühlende, den Wassermelonen ähnliche Früchte) rc. rc. Neben diesen zum Teil rein tropischen oder südlichen Früchten gedeihen aber auch unsere Aprikosen, Pfirsiche, Quitten, Maulbeeren, Kastanien, Äpfel, Nüsse, Birnen, Kirschen und Pflaumen. Indessen werden merkwürdigerweise viele unserer Obstsorten bei weitem nicht so schmackhaft und schön, als in ihrem heimischen nördlicheren Boden. Ich habe auf meiner ganzen Reise, besonders während unseres langen Aufenthalts auf den kanarischen Inseln, niemals einen schönen und wohlschmeckenden Apfel gefunden. Alle, die man uns vorsetzte, waren holzig und von süßlich bitterem oder fadem Geschmack. Ebenso verhält es sich mit einigen anderen, wie z. B. den Birnen, Pfirsichen und Pflaumen rc.

Was indessen bezüglich der Vegetation für das Klima Madeiras mehr als alles andere charakteristisch erscheint, ist, daß auch die Gewächse der Tropenzone Brasiliens und Indiens, die auf denselben Breitegraden des Festlandes nicht mehr oder nur kümmerlich fortkommen würden, hier noch unter Pflege in voller Kraft im Freien gedeihen, und das bestätigt wiederum die schon früher geschilderten Vorzüge der stets gleichmäßigen Wärme des madeirenser Klimas. Vieles seines herrlichen, besonders des angeführten tropischen Pflanzenwuchses verdankt Madeira den dort ansässigen Fremden, besonders den zahlreichen Engländern, sowie auch einigen einheimischen Portugiesen, die miteinander wetteifern, in ihren schönen Gärten und Villen die ganze Pracht der heißen Tropenwelt zu entfalten. So gleicht Funchal und seine nächste Umgebung gewissermaßen nur einem großen Garten und unbedeckten Treibhause.

Durch diese große Mannigfaltigkeit der Blumen und Früchte aus allen Zonen, die das ganze Jahr hindurch in bunter Fülle bei einander stehen, so daß man die eigentlich einheimischen von den fremden Kulturgewächsen kaum mehr zu sondern vermag, hat Madeira seinen ur-

sprünglichen und eigentümlichen Pflanzencharakter zum großen Teil verloren, und bloß in den oberen Gebirgsregionen soll man noch auf Wälder treffen, die mit ihrer ganzen Vegetation noch als vollständig jungfräuliche, durch die Kultur nicht veränderte Urbestände angesehen werden können.

32.

In Tanger.

A. Brassey.

Am 19. September lagen Kap St. Vincent und Kap St. Maria hinter uns, und wir hielten auf Kap Spartel zu, als plötzlich eine heftige Bö einsetzte, welche, die Wogen zu Schaum peitschend, uns mit solchen Sturzwellen überflutete, daß wir mehr Wasser an Bord nahmen, als uns angenehm war; doch auch diese Unbequemlichkeit erreichte ein Ende. Wir erfreuten uns, während wir an der Küste entlang fuhren, am Anblick der zahlreichen schönen Punkte, und nach Umschiffung eines Vorsprungs lag Tanger vor uns. Kurze Zeit darauf bestiegen wir, bewaffnet mit unseren Pässen, das Boot, welches uns nach Tanger selbst bringen sollte. Indes die Landung wurde uns — nicht gestattet. Wir hatten den Gesundheitsbrief vergessen, und ein Diener mußte nach der Jacht zurückkehren, das wichtige Dokument zu holen. Er kam denn auch gerade mit demselben an, als sämtliche Konsuln und Vicekonsuln, deren Zahl hier Legion ist, im hohen Rat beschlossen hatten, unserer Ausschiffung weiter kein Hindernis in den Weg zu legen.

Während der drei Stunden, welche wir in der glühenden Sonnenhitze, in dem Bote schaukelnd, zubrachten, vertrieben wir uns die Zeit damit, die Eingeborenen zu beobachten, wie sie am Ufer entlang um die Wette reiten, oder auch ihre Pferde, des Badens halber, weit in die See hinaus treiben. Die Tiere schnaubten und bäumten sich vor Furcht, sobald sie den Boden unter den Füßen verloren, die Reiter aber, deren glänzende, braune und schwarze Gestalten schönen Bronzestatuen glichen, saßen wie festgemauert.

Beim Betreten der Stadt waren wir so überrascht von dem malerischen Anblick, welchen die Straßen und die Menschen in denselben boten, daß wir beschlossen, den Sonntag hier zu verbringen. Auf dem Marktplatze drängten sich Araber in ihren weißen Haiks, Neger in ihren gestreiften Abbats, Beduinen in ihren Burnussen und Mauren sowie Juden in ihren hellen, buntfarbigen Gewändern in dichtem Gewühle.

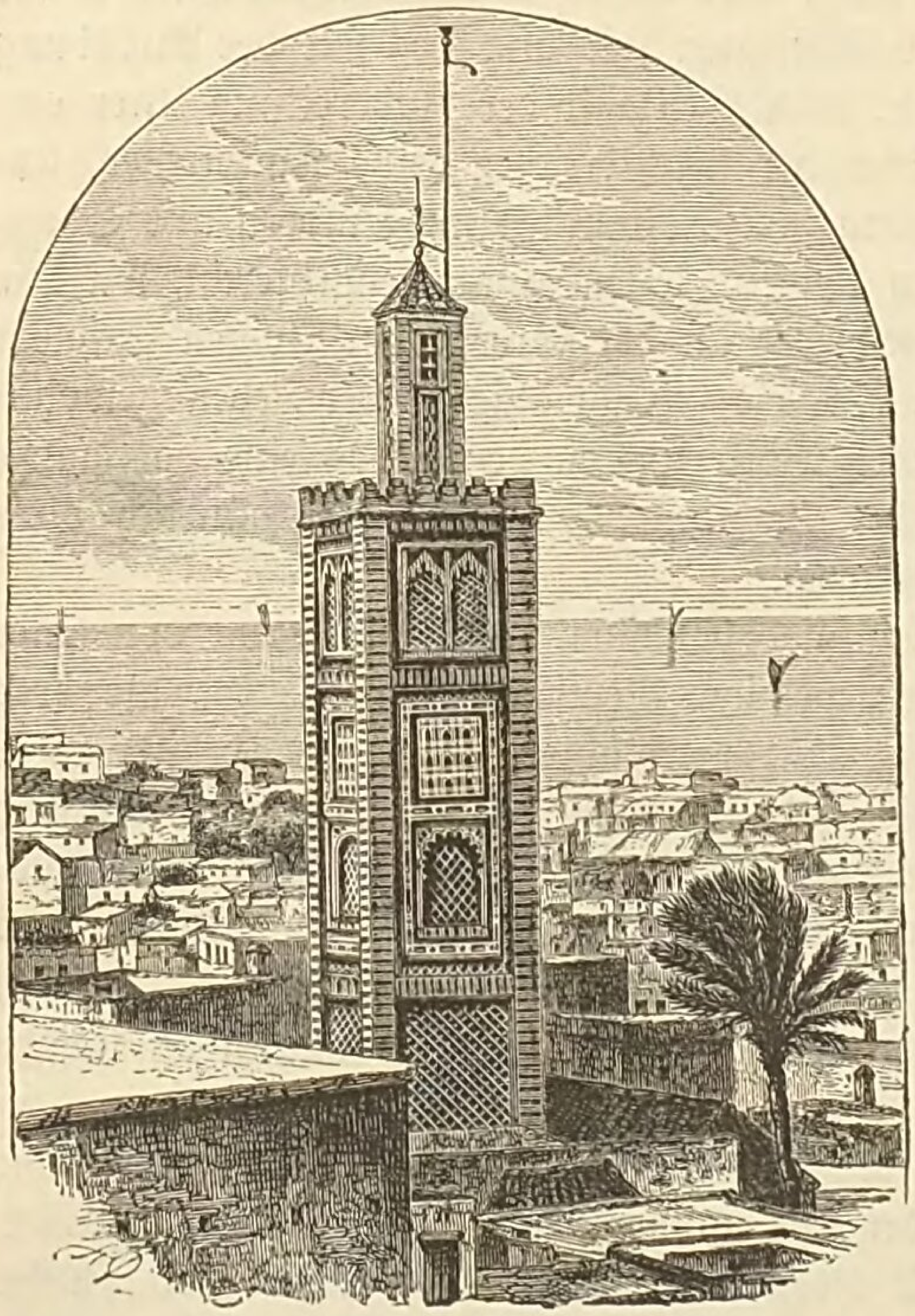
Die letzteren hatten, da es gerade Sabbath war, natürlich alle ihren besten Staat angelegt, und die Frauen waren noch farbenprächtiger gekleidet, denn die Männer; die Jüdinnen trugen keine Schleier, die Maurenweiber aber waren bis zu den Augen verhüllt und watschelten dahin gleich lebendig gewordenen Lumpenbündeln.

Außerhalb der Stadt standen lange Reihen von Kamelen aus dem Innern des Landes, Maultiere und Pferde aus den benachbarten Dörfern und in kleinen Zelten aus gestreiftem Zeug oder in niedrigen, bambusgedeckten Hütten hausten die wild, aber malerisch aussehenden Besitzer der zahlreichen Vierfüßler und beschäftigten sich zum Teil mit der Ausübung der verschiedensten Handwerke, zum Teil mit der Zubereitung ihrer einfachen Mahlzeiten. Ungeachtet der fürchterlichen Hitze waren hier, unmittelbar am Rande der Sahara, große Familien mit Kindern und Säuglingen eben so dicht in ihren kleinen Zelten zusammengepfercht, wie wir dies vor kaum zwei Monaten fast an der Grenze des ewigen Schnees bei den Lappländern gesehen. Diese Gleichmäßigkeit der Lebensgewohnheiten bei zwei so verschiedenen Völkern, von denen das eine das ganze Jahr hindurch unter glühender Sonne, das andere fast gänzlich ohne Sonne lebt, ist gewiß merkwürdig.

Hier sahen wir auch Schlangenbändiger, welche, umringt von einer bewundernden Menge, die geschmeidigen Reptilien durch die Gewalt ihres Blickes regierten, und ebenso Märchenerzähler, welche die Gebilde ihrer Phantasie gleichzeitig redend und handelnd zur Darstellung brachten. Der Abhang eines Hügels diente als Theater, auf Steinen und Felsblöcken kauerten die Zuhörer und lauschten atemlos den Worten des arabischen Stegreifdichters. Auch einem kleinen maurischen Café statteten wir einen Besuch ab. Zwei mit Öl gefüllte Schalen hingen an langen Ketten von der Decke bis fast auf den Fußboden herab, und die in denselben schwimmenden kurzen Dochte erleuchteten den engen Raum. Wir hockten auf dem Boden nieder und nahmen Kaffee auf türkische Manier. Ein mittelgroßer Löffel voll Kaffee, ein ebensolcher Löffel voll Zucker in eine kleine Tasse gethan und mit kochendem Wasser übergossen lieferten einen dicken, süßen, aber stark duftenden, köstlichen Trank. Das Gemach selbst bot einen merkwürdigen Anblick. In einer Ecke waren ein halbes Dutzend Männer mit Kartenspielen beschäftigt, in einer anderen Ecke lehnte ein Mann und bearbeitete eine Art Mandoline, während unser Führer sich gleichfalls bestrebte, Musik zu machen, zu welchem Zweck er einen großen Schlüssel, eine Lichtschere und ein Messer aus der Tasche hervorholte und das monotone Geklirr dieser Gegenstände mit einem noch einförmigeren Gesang begleitete.

Am folgenden Tage begaben wir uns in aller Frühe wieder ans Land. Von der oberhalb Tangers gelegenen Citadelle aus hatten wir

eine sehr schöne Aussicht über die ganze Stadt. Die Häuser sind, wie in fast allen afrikanischen Orten, aus Lehm erbaut, welcher entweder einfach mit Stroh vermengt oder zu Backsteinen geformt ist. Die meisten Häuser sind weiß getüncht, manche aber auch gelb oder rot angestrichen, oder in ihrer natürlichen Farbe belassen. Die Moscheeen sind aus demselben Material erbaut, die Minarets jedoch mit grünen, roten und gelben Ziegeln gedeckt, was, da in ihrer nächsten Nähe gewöhnlich eine Palme sich erhebt, einen prächtigen Anblick gewährt.


Tanger.

Bei unserem Gang durch die Stadt begegneten wir einem maurischen Hochzeitszug und folgten demselben durch die engen, winkligen Straßen und Gassen. Am Hause der Braut angelangt, sahen wir, wie dieselbe in einem viereckigen, mit Musselin überzogenen und mit farbigen Quasten geschmückten Kasten vom Dache ihres Hauses herabgelassen wurde. Man befestigte den schwerfälligen Behälter auf dem Rücken eines Maultieres, und vier Männer stützten ihn, trotzdem aber schwankte er in bedenklicher Weise hin und her. Die arme Braut war wirklich zu bedauern; denn obgleich das Haus des Bräutigams sich ganz in der Nähe befand, mußte sie doch erst die ganze Stadt durchziehen. Wir folgten dem Zuge eine kleine Strecke, dann aber wurde das unaufhörliche Schießen und die eintönige, durchaus nicht ansprechende Musik doch etwas zu lästig. Ebenso unangenehm war auch die rings um uns sich drängende Menge; malerisch genug sahen die Leute im Mondlicht aus, der Duft aber, welchen sie verbreiteten, konnte unmöglich den Wohlgerüchen zugezählt werden. Wir wandten uns dem Thore zu, welches uns nach einigen Einwendungen auch geöffnet wurde. Die Ruderfahrt im Mondschein war entzückend, und die leichte Brise wahrhaft erquickend nach der dumpfigen Stadtluft.

Am nächsten Morgen lichteten wir die Anker und langten nach einer sehr angenehmen Fahrt durch die wundervolle Meerenge vor Gibraltar an.

33.

Im Golfe von Tunis.

K. Th. Rückert.

Als der Kapitän auf seiner Kommandobrücke das Fernrohr immer fleißiger zu Rate zog, vermutete man mit Grund die Nähe Afrikas, und wirklich ließ dasselbe auch nicht mehr lange auf sich warten; schon um 7 Uhr zeigte sich Land.

Der erste Eindruck war der von einem großen Schneefelde, das aber mit der Zeit dem Bilde eines niederen Schneegebirges wich. Es lag rechts vom Schiffe, doch der Richtung nach nicht viel ab von dessen Laufe, war eher platt als spitzig und zeigte in seinen Unebenheiten eine sichtliche Vorliebe für rundliche Formen, schob sich in schwacher Verjüngung gegen das Meer vor und fiel hier in verwitterten Wänden ab. Dies war das bekannte weiße Vorgebirge, von den Einheimischen Ras el Abjad, von den Fremden Kap Blanco (weißes Kap), von den Römern Promontorium Candidum (weißes Vorgebirge) genannt. Farbe und Namen hat es von der kahlen, weißgelben Kalksteinmasse, aus der es besteht.

Bald that sich der über zwei Stunden breite Golf des alten Hippozarytus auf, und die Werke des heutigen Felsenstädtchens Benzerta oder Bizerta kamen in Sicht.

Allmählich wandte sich unser Schiff, die „Sizilia", mehr südlich, und endlich, ungefähr gegen 10 Uhr kam uns Kap Farina mit Isola Piana zu Gesicht. Damit öffnete sich der Meerbusen von Tunis, ehemals von Karthago. Wer immer sich wohl fühlte, stand fortan voll Erwartung auf dem Decke, ich im Überzieher mit aufgeschlagenem Kragen, andere in großen Shawls, alle nahe bei der Maschine, und zwar ebenso der Wärme als der geringeren Schwankungen wegen; trotzdem uns nämlich der freundlichste Himmel lachte und Afrikas Wind entgegenwehte, so hatten wir nicht mehr als 22—23° Wärme, also fast noch weniger, als in der vorausgegangenen schwülen Nacht. Bei den Arabern heißt das Vorgebirge Ras Sidi-Aly-el-Mekki, bei den Alten hieß es Promontorium Apollinis (Vorgebirge des Apollo).

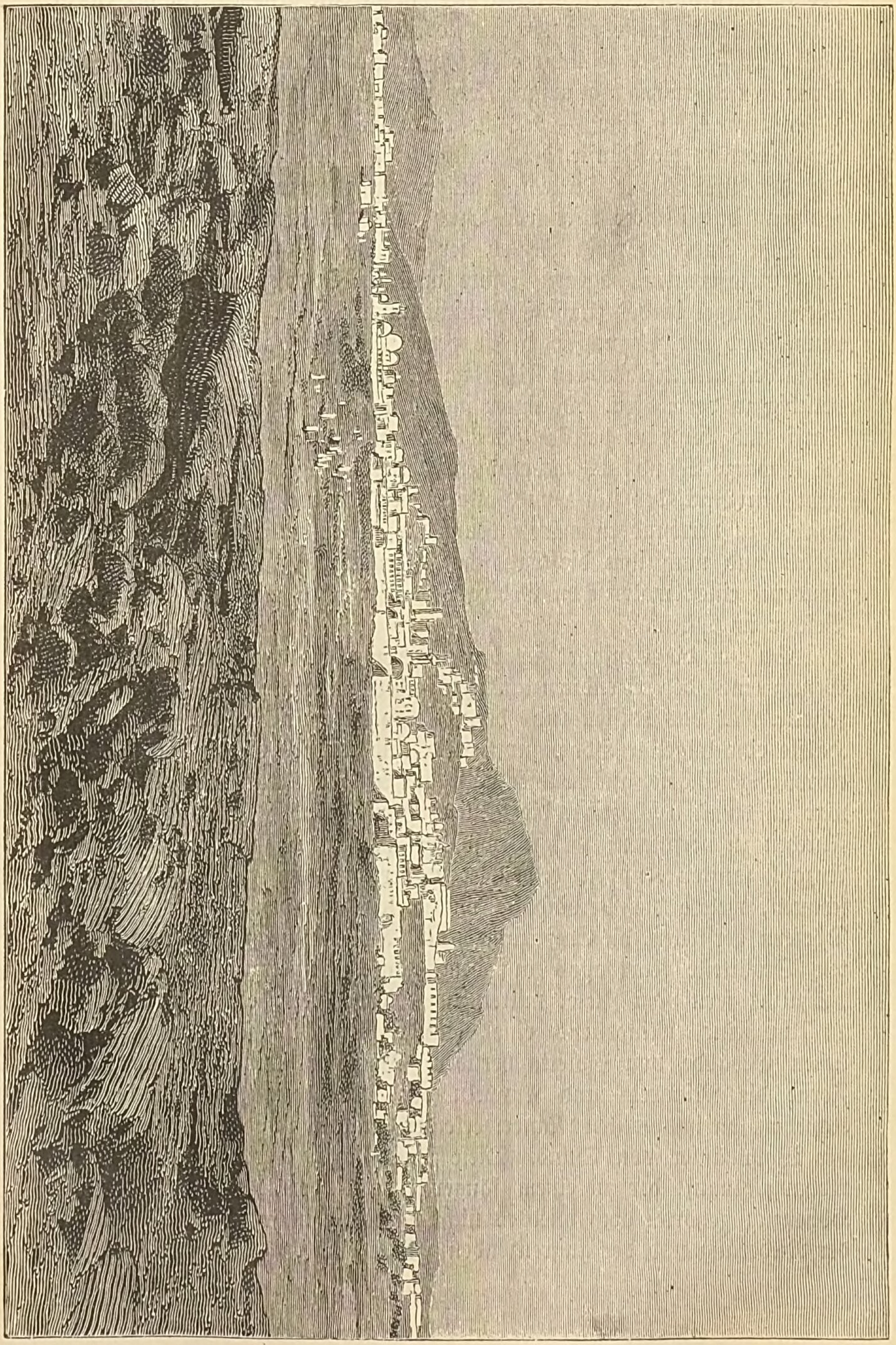
Die „Sizilia" schob sich zwischen Kap Farina und Isola Piana hindurch und schwamm im schönsten und berühmtesten Meerbusen Nord-

afrikas. In meiner Erwartung, denselben sofort in seinem ganzen Umfang überschauen zu können, fand ich mich jedoch so getäuscht, daß ich mich allen Ernstes fragte, wann und wo sich derselbe aufthun möge. Nur denjenigen, die vom Kap Bon herkommen oder gleich in die Mitte des Golfes einfahren, erschließt er sich mit einemmal; wer von Westen kommt, lernt einen größeren äußeren Halbkreis von einem kleineren inneren unterscheiden. Zur Rechten begleitete uns nur eine Zeitlang ein rauher Bergrücken, der fast gar nicht bewaldet war. Als dieser zu Ende war, hatte ein Fluß die flache Küste durchbrochen, und über demselben klammerten sich weiße Häuser mit platten Dächern an dem Südabhange des Berges an. Dieser malerische Häuserkomplex war Porto Farina, ein Dorf, das von seiner bedeutenden Mehlausfuhr den Namen hat. Der Fluß war der zweite Nordafrikas, nämlich der wegen seiner fruchtbaren Ufer und historischen Erinnerungen hochberühmte Medscharda, früher Bagradas.

Das Hochland, welches nun kam, erhob sich kaum über den Meeresspiegel. Einst herrschte Utika, soweit die Küste die südliche Richtung einhält. Damals ging jedoch das Meer einige Stunden weiter westwärts; denn Utika, dessen Ruinen jetzt vollständig im Binnenlande liegen, war eine blühende Seestadt. Das angeschwemmte Vorland stammt also aus neuerer Zeit. Da, wo der Golf sich auf einmal verengt, und zwar dadurch, daß sich von Westen die karthagische Halbinsel, von Osten der mächtige Dschebel Kurbes vorschiebt, stieg die Küste plötzlich zu beträchtlicher Höhe empor, verlor sich aber sofort wieder in ein Flachland, das nur einige Klafter über dem Meere hinlief. Jene war der Dschebel Käwi, die ehemalige Totenstadt Karthagos, dieses der Vergnügungsort el Mersa, die beliebteste Sommerfrische von Tunis. Gleich hinter el Mersa ging es in östlicher Richtung mäßig bergan, stieg eine gute Stunde ziemlich gleichmäßig und brach dann plötzlich ab. Die zweite Höhe der karthagischen Halbinsel, das Capo die Cartagine war erreicht. Erst auf dieser Strecke erfreuten Gartenanlagen und Ölpflanzungen das Auge. Abgesehen davon schied in der Niederung ein blendend weißer Streifen Meer und Land, während die Abhänge mit einem eigenen, matten Gelb bekleidet waren, als beständen sie aus unbewachsenen, hier und da von verwittertem Gesteine unterbrochenen Lehm- oder Lettenschichten. Später sah ich zu meiner Überraschung, daß der vermeintliche Lehm nichts als Rosmarin war, der unter der Glut der Hitze gelitten hatte. Schon von Kap Farina sah man auf Capo di Cartagine (75 Meter hoch) eine Art Kapelle mit weißem Anstriche und dabei zwei ragende Palmen. Dies war das Grabmal des mohammedanischen Heiligen Sidi Bu-Said, um dessen Grabstätte sich im Verlaufe der Zeit eine Anzahl Moslemin gruppiert und durch ihre Ansiedelungen einen Flecken gegründet hat, welcher den Namen

des Heiligen führt. Erst als wir hier um die Ecke gebogen, lag der eigentliche Golf von Tunis vor uns ausgebreitet. Das Gewässer, welches gleich nach Kap Farina eine lichtere Farbe angenommen hatte, wurde hier zu förmlich hellgrünem Aquamarin, der infolge der günstigsten Beleuchtung — es war $^1/_2$11 Uhr — bis in beträchtlicher Tiefe durchsichtig war. Doch machten die Dünste, die bereits aus dem Meere aufgestiegen waren, daß der Blick in die Ferne sich auf engere Grenzen beschränkte. Wohl sah man das östliche Ufer der Bucht mit wünschenswerter Deutlichkeit bis Sidi Daûd, und ein Segler, der ihm eben folgte, ließ den Rest der Landzunge erraten, dagegen konnte man im Süden den Übergang vom Meeresspiegel in das flache Land nicht unterscheiden. Um so mehr Spielraum blieb der Phantasie, das engere Becken bis zum Gebirge zurückzuschieben und die weißen Segel im Hintergrunde nach dieser Richtung beliebig zu vermehren. Dahinter stiegen nur um so deutlicher die Dschebel Tarif und Wust zu beträchtlicher Höhe empor, und über beiden schaute die schwarze Wand des imposanten Dschebel Zaghwân herab. Letzterer zieht den Blick, der sich vom Golfe losgerissen hat, so gewaltig auf sich, daß es zu verwundern wäre, wenn das Altertum ihn nicht besonders geehrt und nach ihm die Landschaft (Zeugitana) benannt hätte. Den Eindruck einer malerischen Gebirgsgegend machte auch die Dâchela-el-Beschîr im Osten.

So bot die Einfahrt in den inneren Teil der Bucht den hohen Genuß eines der reizendsten landschaftlichen Bilder. Was aber vor allem fesselte, war das Küstenland, das wir fortan zur Rechten hatten, zur Hälfte eine hügelige Höhe, zur Hälfte eine niedere Ebene. Es war die ehrwürdige Stätte, auf welcher einst die Weltstadt Karthago stand. Noch war ich damit beschäftigt, die Villen, Häuser und Zelte zu zählen, die Furchen zu verfolgen, welche von der See zur Höhe laufen und eine Anzahl sanfter Kuppen bilden, den verschiedenen Feldwegen nachzuschauen, welche die Verbindung mit diesen und den jenseits gelegenen Dörfern herstellen, die Entfernungen und Höhen zu taxieren, die berühmten Stadtteile Karthagos auf dem Plateau unterzubringen, als die „Sizilia“ fern vom Ziele, mitten im Meere hielt; es mochte mittags 11 Uhr sein. Mindestens eine Stunde westwärts schauten die stattlichen Gebäude von Goletta herüber. Dahinter schimmerten in grauer Ferne die Minarets und Kuppeln der Moscheeen, Koranschulen und Kapellen, die imposanten Mauerwerke der Citadelle und die weißen Würfel der Wohnhäuser von Tunis. Diese zogen sich in Terrassen einen kurzen Abhang hinauf, der zu einem längeren, aus dem Norden kommenden Höhenzug gehörte; doch blieb es nicht dabei, sie nahmen auch einen Teil der Niederung und der angrenzenden Hügel ein.



Tunis.

34.

Wanderung durch Neu-Tripolis.

G. Rohlfs.

Im Jahre 1875 hatte sich die Zahl der aus- und einlaufenden Schiffe in Tripolis schon mehr als verdoppelt[1]). Trotzdem veränderte sich die eigentliche Stadt in ihrem Aussehen wenig. Man führte Beleuchtung ein, aber im übrigen sind die Straßen noch ebenso kotig oder staubig, wie vordem, und die Bazarstraßen zeigen ebenfalls noch ungefähr dieselbe Physiognomie, wenn man absieht von der größeren Mannigfaltigkeit europäischer Waren, namentlich in Fayence und Glas. Neue Häuser hat Tripolis nicht bekommen, dahingegen entstand nach der Mschiaseite, vor den Thoren, eine ganz neue Stadt oder Vorstadt, welche schon jetzt der Mittelpunkt des kaufmännischen Lebens ist, und zwar mit der Aussicht, im besseren Sinne des Wortes eine wahre Neustadt zu werden.

Wenn man das stark bewachte Thor (Bab el Behar) verläßt, so kommt man zuerst zu einer ganzen Reihe arabischer, mehr oder weniger gut eingerichteter Kaffeehäuser mit je einer breiten Veranda, unter welcher Stühle, Bänke und Tische stehen. Während des ganzen Tages hocken und sitzen hier Mohammedaner und reich gekleidete Juden und oft genug auch europäische Tripolitaner. Man raucht meistens Cigaretten; denn Tschibuk (Pfeife) ist fast gar nicht mehr Mode in der Türkei, sondern die Zeit ist fast schon da, wo man nur noch die entsetzlich duftenden, die Finger bräunenden Cigaretten sieht, von deren Gehalt (das bezog sich speciell auf den türkischen Tabak) Liebig sagt, daß er dem Fusel gleiche.

Hier ist auch der Halteplatz der tripolitanischen Beförderungsmittel. Eine stattliche Reihe zweiräderiger, mit Pferden oder Maultieren bespannter Karren wartet der Auftraggeber, um Halfa zum Strand zu fahren. Etwas näher noch halten Droschken, d. h. jene entsetzlichen Fahrzeuge, welche Tripolis von Malta, als dort außer Lauf gesetzt, bekommen hat. Abseits aber steht das nationalste Fortschaffungsmittel: große und kleine Esel nebst Maultieren. Auch heute bedient sich zu seinen Gängen und Wegen der Eingeborene fast nur der Esel, und auch von den Europäern werden die Langohren gern geritten.

1) Herein kamen in diesem Jahre 1141, während 1094 ausliefen. Auch ein deutsches Schiff kam 1875 und lief aus.

Man geht weiter und kommt zu einer Straße, ganz voll von Lederstickern und Flintenfabrikanten. Beide Zweige haben in Tripolis sich sehr entwickelt. Die Flinten werden, was Läufe und Schloß anbetrifft, in Europa gemacht, aber Schaft und Zierat ist einheimische Arbeit. Jeder Eingeborene, ob arm oder reich, alt oder jung, muß nun einmal eine lange Flinte besitzen, und Tripolis hat sich ganz besonders für diesen Arbeitszweig herangebildet. Mit den Flinten hängt aber die Lederindustrie und namentlich die Stickerei auf Leder ganz genau zusammen. Der Flinte darf natürlich ein Tragriemen nicht fehlen, der aus rotem Saffian besteht, welcher für den ärmsten Mann mindestens mit roter Seide, für den Reichen aber mit Gold und Silber bestickt sein muß. Wer ein Gewehr besitzt, verlangt noch einen Ledergürtel, daran langhängend die Pulvertasche, der Kugelsack und eine Patronentasche befestigt sind, alles mehr oder minder reich gearbeitet.



Halfa-Gras.

Auch die Pferdesättel werden hier gefertigt, und von den einfachsten ohne jede Stickerei steigt es bis zu solchen, bei denen man das Leder vor lauter Gold- und Silberarabesken nicht mehr sieht; letztere werden mit Hunderten von Thalern bezahlt.

Die großartigsten Etablissements liegen aber noch etwas weiter weg. Es sind das nebst Comptoiren große Funduks oder Magazine zur Aufnahme für Getreide und Halfa.

Geht man noch weiter landeinwärts, vorbei an jenen großen, mit Halfa gefüllten Fenaduk [1]), so kommt man zum Negerviertel, das noch ebenso besteht wie vor Jahren. Es ist der Tummelplatz aller zweifelhaften Existenzen, welche sich in Tripolis aufhalten. Tag und Nacht

1) Fenaduk ist Plural von Funduk (Warenhaus, auch Wirtshaus).

wird dort von der lustigen, schwarzen, freigewordenen Bevölkerung gesungen, gespielt, getanzt und eine nicht geringe Quantität von Lakbi (Palmwein) und Schnaps konsumiert. Sieht man diese runden, aus Palmblättern und Stroh angefertigten Hütten vor sich, so sollte man meinen, in Centralafrika zu sein. Und hört man dann jene schwarzen Gestalten, hier den einen Haussa, dort den anderen Kanuri, den dritten Bagirmi oder eine andere Negersprache reden, so wird die Täuschung nur um so stärker.

Aber schnell weiter eilend, denn es duftet in und um den Hüttenort gar fürchterlich, betritt man nun das eigentliche Schnapsviertel.

Meistens sind es Malteser, die hier ihre Geschäftskenntnis entwickeln. Viele dieser Häuser, unter denen sich aber auch einige befinden, wo man Lebensmittel und Kramwaren erhalten kann, haben aber auch Eingeborene als Besitzer. Man glaubt es kaum, wie geneigt die Eingeborenen sind, die Gesetze Mohammeds hinsichtlich verbotener Getränke zu umgehen. Und da der Verdienst in Tripolis durch die Halfa-Ausfuhr seit 1870 ein sehr großer geworden ist, so herrschen dort jetzt Verhältnisse, welche oft an europäische Zustände erinnern. Es kommt vor, daß Eingeborene bis drei Mark täglich verdienen können, wenn gerade viel Halfa am Platz und Dampfer vorhanden sind, um die Ladungen einzunehmen. Dann kommen aber auch wieder Zeiten, in denen es nichts zu verdienen giebt. Von Sparen ist natürlich bei diesen Leuten keine Rede; das meiste Geld wird den Schnapskneipen zugetragen, welche in einer für Tripolis unglaublichen Zahl existieren.

So sieht Neu-Tripolis aus, welches sich jetzt schon bis zu den Palmbäumen der Mschia erstreckt, während dieser von der Natur so gesegnete Garten früher durch eine breite Sandebene von der eigentlichen Stadt getrennt war.

35.

Der Orden der Snussi.

G. Rohlfs.

Der Orden der Snussi ist verhältnismäßig neu, und wir werden wohl nicht weit von der Wahrheit abgehen, wenn wir die Stiftung desselben ins Jahr 1849 oder 1850 verlegen.

Si Mohammed Snussi oder Sidi el Hadsch Mohammed es Snussi ist im Anfange dieses Jahrhunderts oder vielleicht am Ende des vorigen geboren und starb Mitte der sechziger Jahre in Djarabub,

woselbst er auch beerdigt liegt. Früh von Algerien auswandernd, vielleicht schon ehe die Franzosen die Regentschaft eroberten, bekam er seine Erziehung in Fes und besuchte dort namentlich die berühmte Karuin-Universität. Sein Haß gegen die Christen erhielt Nahrung in Marokko, wo man mehr als in irgend einem anderen mohammedanischen Lande die Andersgläubigen verabscheut, außerdem aber dadurch, daß er den Schmerz erleben mußte, seine Heimat in den Händen der Franzosen zu sehen. Und in jenem Lande faßte er auch wohl zuerst den Plan, einen religiösen Orden zu stiften, an dessen Spitze er sich selbst stellen wollte. Marokko ist ja das Heim der religiösen Genossenschaften, und die in Westafrika verbreitetste, die von Muley Thaib, herrschte bis nach Tripolitanien mit unumschränkter Gewalt. Vor allem mußte er erst Hadsch werden und zwar durch eine Pilgerreise nach Mekka, die er auch ausführte, und wenn er, was nicht sicher erwiesen ist, nicht wirklich Scherif (d. h. Abkömmling Mohammeds) war, so machte er sich doch dazu, indem er sich von nun an „Mulei“ oder „Sidi“, d. h. gnädiger Herr, nennen ließ. Er reiste sodann nach Konstantinopel, wo er durch sein frommes Gebaren so zu imponieren verstand, daß man seinen Plan, im Osten von Afrika einen religiösen Orden zu gründen, für vorzüglich fand, und der Sultan ihn mit einem Ferman ausrüstete, wodurch er ermächtigt wurde, sich irgend ein beliebiges Stück Land zur Gründung einer Sauya (Ordens) auszusuchen. Der Scheich Snussi wählte Djarabub (in der libyschen Wüste), das nun der Hauptort und Mittelpunkt einer der mächtigsten religiösen Genossenschaften wurde. Vielleicht ließ er sich bei der Wahl durch geschichtliche Erinnerungen leiten. Denn die Oase des Jupiter Ammon ist seit Jahrtausenden religiöser Mittelpunkt gewesen. Hierher soll Herkules gepilgert sein, hierher kam wirklich Alexander der Große und selbst Kato richtete Fragen an den Gott in der libyschen Wüste.

Bald gelangte Djarabub durch die rasche Verbreitung der Lehren der Snussi weit über die Grenzen der libyschen Wüste hinaus zur höchsten Berühmtheit. Es giebt im Westen schon Anhänger dieses Ordens, und in den nordcentralafrikanischen Ländern schwört alles auf Sidi Snussi, so daß dieser große Heilige dort viel mehr verehrt wird, als der Prophet selbst, und wenn die Tebu in Kufra z. B. einen Eid ablegen, so gebrauchen sie als stärkste Bekräftigung: „el Hak Sidi Snussi“, d. h. „bei der Wahrheit Sidi Snussis“. Es kamen während unseres Aufenthalts in Kufra sogar Pilger aus dem französischen Senegambien, deren Ziel nicht etwa Mekka war, sondern Djarabub. Eine solche weite Reise, die sie für verdienstvoller zu halten scheinen, als eine Reise nach Mekka, erhob sie in den Augen derjenigen Bewohner, deren Länder sie durchzogen, zu verdienstvollen und heiligen Männern. Es ist das der beste Beweis für das außerordentliche Ansehen, in welchem Djarabub steht.

Es ist von vielen Mohammedanern, namentlich aber von anderen Ordensbrüdern, wie das ja auch ganz natürlich ist, behauptet worden, die Snussi seien Choms [1]), d. h. gehörten nicht den vier allein berechtigten orthodoxen Riten der Sunniten: den Hanbalisten, Schaffeïsten, Malekiten und Hanefiten, an. Und es läßt sich nicht leugnen, daß dieser Vorwurf eine gewisse Berechtigung hat, da die Snussibrüder die beim Beten vorgeschriebenen gymnastischen Bewegungen etwas anders machen, sowie sie auch bei den Worten des Gebetes selbst einige Silben verkürzen oder verlängern, was äußerst störend auf die Rechtgläubigen wirkt. Wie entsetzlich ist es z. B., wenn der Snussi am Ende der Fötha (ersten Koran-Kapitels) anstatt dāāālin kurzweg dălin, oder ganz am Ende anstatt aamiiin (Amen) kurzweg amin sagt! Wegen solcher Fragen fand in Bengasi verschiedenemal zwischen den Snussi und den Ordensbrüdern der Malekiten und Hanefiten ein gelehrter Disput statt, aber zu einer Einigung kam es nicht. Welch ein Lärm auch, wenn eine der Parteien in einer so äußerst wichtigen Sache zum Rückzug geblasen hätte!

Niemand aber wagte es bis jetzt, die Snussi des Chomstums anzuklagen; denn wo sie sind, da herrschen sie.

Was sie aber unter allen mohammedanischen Orden und Sekten noch besonders auszeichnet, ist nicht der bloße Fanatismus innerhalb ihrer eigenen Religion, sondern der glühende Christenhaß, der sie in dieser Beziehung zu jedem Verbrechen antreibt, wenn dasselbe außerhalb des Bereichs des irdischen Richters begangen werden kann; nur dieser allein vermag ihren Leidenschaften einigermaßen noch einen Zaum anzulegen, denn vor zukünftiger Strafe fürchten sie sich durchaus nicht, so sehr sie auch äußerlich sich den Anschein davon geben.

Der augenblickliche Scheich der Snussi, Sidi el Mabhi ben Snussi, ist der älteste Sohn des Stifters des Ordens, lebt verheiratet in Djarabub, hat mehrere Kinder, verließ noch nie das Heiligtum, thut täglich, wie sein verstorbener Vater, Wunder und kann nicht nur als der einflußreichste, sondern auch als der reichste Mann der ganzen östlichen Wüste betrachtet werden.

---

1) Choms, von chamis, fünf, weil alle die die Fünften heißen, welche nicht einer der vier orthodoxen Sekten angehören.

36.

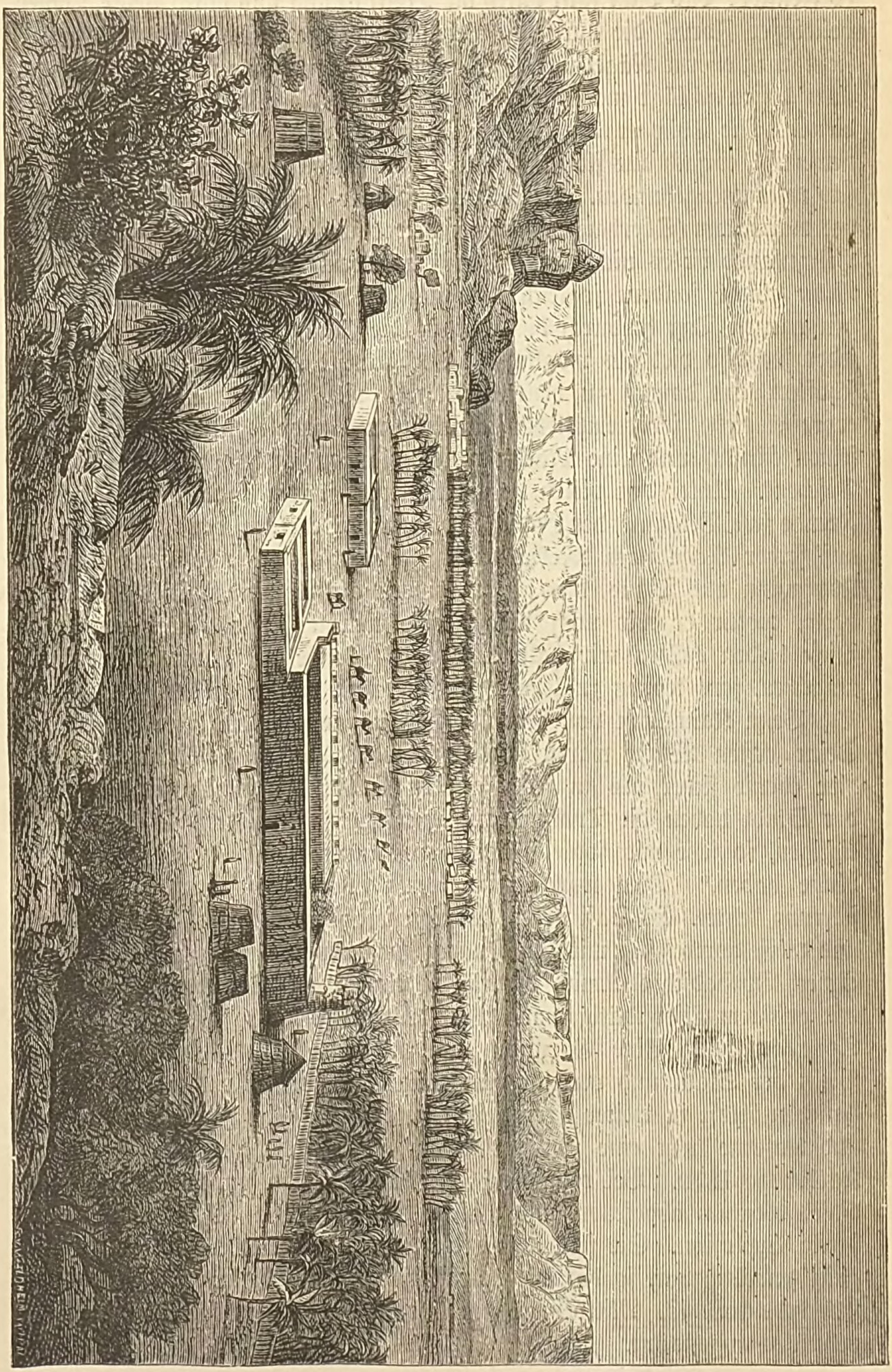
In Rhat.

Erwin von Bary.

Den 9. Oktober 1876, nachmittags 3 Uhr, hielten wir am Rande der Dünen vor Rhat, um unsere Reisekleider gegen Galagewänder umzutauschen, unser Gepäck zu ordnen und etwas zu rasten; denn die Tageshitze war unerträglich. Hadsch Mustafa, mein Begleiter, sorgte dafür, daß mein Äußeres sowie mein geringes Gepäck den Europäer nicht verriet, und empfahl mir, so wenig als möglich auf alle neugierigen Fragen zu antworten. Um 5 Uhr durchzogen wir die Ebene, welche Rhat von den Dünen trennt, und bald sah ich ein dunkles Gewirre von Lehmmauern vor mir, welches einen Hügel überdeckt, so daß die Häuser in der Mitte der Stadt weit über die anderen erhaben sind. Das Ganze hat einen festungsartigen Charakter; denn von außen sieht man nur wenig kleine Thore in den langen, braunen Lehmmauern, die ohne Unterbrechung die ganze Stadt einschließen. Große Männergestalten, in lange, weiße Gewänder gehüllt, traten aus den kleinen Thüren, wobei sie sich tief bücken mußten; hier und da sah ich einen türkischen Soldaten; im ganzen war mir die Ruhe und Stille auffallend, da wir bei Annäherung an eine Stadt jenes Getöse von vielen Menschen und Wagen gewohnt sind. Hier giebt es keine Wagen, überhaupt keine Straßen in der Stadt, sondern nur enge Fußwege, und da überall reichlich Sand vorhanden ist, hört man keinen Schritt. Wir waren schon erwartet worden; denn Hadsch Mustafa hatte seine Ankunft gemeldet, so daß wir Diener bereit fanden, die unsere Sachen in Obhut nahmen und nach Mustafas Haus schafften. Alle Thore sind von Soldaten besetzt, die dem Eintretenden seine Waffen abnehmen und beim Verlassen der Stadt wieder einhändigen. Auf der Straße begrüßten mich viele Einwohner und drückten mir ihre Freude über die Ankunft eines Arztes aus, der nun, wie sie glaubten, bei ihnen bleiben würde. Ein steiler Weg führt hinauf zu den Ruinen eines früheren Kasr (Citadelle), welches auf dem Gipfel des Hügels angelegt war, der jetzt ganz von Häusern bedeckt ist; dicht daneben liegt Mustafas Haus, wo ich vorderhand mein Quartier nahm. Die Bauart der Häuser ist ungemein einfach. Meist tritt man durch die Skifa (Vorhalle) in den viereckigen Hofraum, von dem aus nach allen Seiten kleine Thüren in die Zimmer und Magazine führen, von denen je eines der einen Seite des Hofraumes entspricht. Ein zweites Stockwerk kennt man nicht, ebenso wenig giebt

es Fenster; das Licht fällt durch die Thüröffnung und durch kleine Löcher beliebiger Form, die durch die Lehmmauern gearbeitet sind. Nirgends sieht man eiserne Nägel in den Wänden, da der Lehm zu leicht zerbröckelt; statt dessen schlägt man lange Holzpflöcke in die Wand, die viel besser dienen. Die Thür ist ebenfalls ohne Hilfe von eisernen Nägeln oder Angeln verfertigt, einfach aus flachen Stücken von Palmenstämmen mit Lederstreifen zusammengebunden. So sind alle Häuser in Rhat gebaut, auch jenes des Kaimakam (Oberhauptes) unterscheidet sich in nichts von den übrigen. Hierzulande ist es nicht Sitte, daß man dem Neuangekommenen etwas Ruhe gönnt, sondern sogleich füllt sich das Haus mit Besuchern, die nun den ganzen Tag hindurch bis spät in die Nacht aus- und einströmen; jeder sucht so viel als möglich die Verhältnisse des Fremden auszukundschaften, um danach zu beurteilen, wie viel sich etwa an Geschenken erpressen ließe, jeder empfiehlt sich selbst aufs angelegentlichste und rühmt seinen Einfluß und seine Macht; viele verlangen schon jetzt ein vorläufiges Geschenk. Unter den vielen vermummten Gestalten fand ich zu meiner Freude zwei Bekannte, den Hadsch Mohammed Dedekora, den ich in Tripolis auf seiner Reise nach Mekka kennen gelernt hatte, und einen jungen Kaufmann aus Tunis, dem ich in Tripolis als Arzt einen Dienst erwiesen hatte, wofür er mir noch immer eine warme Freundschaft bewahrte. Diese beiden halfen mir bald unter der Menge der Tuareg, die mich umgaben, jene kennen zu lernen, die für mich von Bedeutung waren.

Beim Kaimakam von Rhat, Es-Safi, fand ich die beste Aufnahme. Seine ersten Worte waren: „Diese Stadt gehört dem Sultan, du bist hier ebenso sicher als in jeder andern Stadt der Osmanli; innerhalb der Stadt haben die Tuareg nichts zu sagen; sollte dich ein Targi belästigen, so setze mich sogleich davon in Kenntnis und du sollst sicherlich Ruhe haben.“ Dies waren keine leeren Worte, wie mich spätere Erfahrung lehrte. Es-Safi ist ein ebenso energischer als intelligenter Mann und weiß vortrefflich mit den Tuareg umzugehen. Er ist der Sohn des Schech El Hadsch el Amin, der für die Annexion Rhats durch die Türken mit größtem Eifer thätig war. Was dem Vater nicht gelang, wurde dem Sohn zu teil. Eine Garnison von ungefähr 200 Mann sichert den Besitz der Stadt und verleiht dem Kaimakam großen Einfluß und hohes Ansehen selbst in weiter Ferne. Auf dem freien Platze zwischen Moschee und Kaserne steht eine Gußstahlkanone, Hinterlader, mit der Inschrift Karlsruhe 1872. Bei religiösen Feierlichkeiten und andern Festen wird dieses Geschütz abgefeuert und versetzt die Tuareg in Staunen über die starke Explosion. Sie stellen sich die Wirkung desselben im Kriegsfalle ganz gewaltig vor, so daß die moralische Wirkung dieser einzigen Kanone sehr bedeutend ist. Mit der größten Ehrfurcht wird sie von allen Vorübergehenden angestaunt.



Rhat.

Die Einwohner von Rhat, sowie die fremden Kaufleute sind begreiflicherweise über die Besetzung durch die Osmanli sehr erfreut. Vorher war man ja der Willkür der Tuareg vollständig preisgegeben, und eine Sicherheit von Leben und Eigentum gab es nicht. Der Schech jedes einzelnen Stammes mußte befriedigt werden, bevor der Kaufmann das Gebiet der Tuareg betreten konnte, und diese Schutzgelder waren recht ansehnlich; ein einziger Unzufriedener genügte, um den erkauften Schutz der andern in Frage zu stellen. In der Stadt Rhat selbst benahmen sich die Tuareg ganz als die Herren und Besitzer derselben; wurde eine Thür dem pochenden Targi nicht schnell genug geöffnet, so brach er sie in Stücke, und die Insassen durften froh sein, wenn sie ohne Schläge davonkamen. Sah er etwas, was ihm gefiel, so nahm er es ohne weiteres, und wehe dem, der protestieren wollte! Die rohesten Gewaltthätigkeiten folgten unmittelbar. Dies war früher in Rhat der gewöhnliche Zustand. Wie hat sich dies nun alles geändert! Vor dem Eintritt in die Stadt muß der Targi seine Waffen abgeben, und er erhält sie erst wieder beim Austritt. Umsonst verlangt er nach Bewirtung, selten öffnet sich ihm eine Thür, meist wird er mit Schimpfworten fortgewiesen, und läßt er sich von seinem Hang zu Gewaltthätigkeiten hinreißen, so wird ihm vom Kadi unerbittlich Gefängnisstrafe auferlegt, die für ihn unerträglich ist. Hungrig und schlecht gekleidet irrt er auf den Wegen umher, im stillen die Türken verwünschend, mit denen fremdes Gesetz und fremder Zwang in die Stadt eingezogen ist. Die Vornehmen der Tuareg sind freilich besser daran; wenn sie auch innerhalb der Stadt nichts mehr zu sagen haben, so sind sie doch noch die alleinigen Herren draußen in der Wüste und auf der Hammada, wo sie den Karawanen Abgaben auferlegen für den ungehinderten Durchzug. Um unter sich nicht in Streit zu geraten, sind die Rechte der Besteuerung ein- für allemal unter den Schechs verteilt, ja selbst durch Erbschaft übertragbar.

37.

In Mursuk.

G. Nachtigal.

Wenn man von dem Ost- oder Hauptthore — Bâb el Kebîr — der Hauptstraße folgt, so fällt der Blick vor allem auf die Hauptwache mit ihrer von Holzsäulen getragenen Vorhalle und auf eine Reihe von Verkaufsläden jederseits, vor denen ebenfalls säulengetragene Hallen zum

schattigen Aufenthalte für Käufer und Verkäufer hinlaufen. Hier wird der tägliche Markt abgehalten, der in den Nachmittagsstunden am lebhaftesten ist. Jenseits dieses Bazars endigt die Straße links mit der Wohnung des Pascha, rechts mit der des Garnisonschreibers und öffnet sich auf einen weiten Platz, auf dem die Citadelle steht, ein mächtiges, fast quadratisches Gebäude, dessen Seiten den vier Himmelsrichtungen entsprechen. An ihm vorübergehend nach Norden stößt man auf das im westlichen Teile der Nordseite befindliche Thor — Bâb el Bahäri —, während man an seiner Südseite vorüber zu dem Westthore — Bâb el Gharbi — gelangt.

Die Citadelle selbst hat innerhalb ihrer mächtigen, mit Bastionen versehenen Ringmauern rechts, zunächst dem Eingange, die Kaserne, ein schlecht unterhaltenes, doch für fessaner Verhältnisse in großartigem Maßstabe angelegtes, quadratisches Gebäude mit großem Hof in der Mitte. Ihr gegenüber liegt die in bescheideneren Verhältnissen erbaute Moschee, westlich von dieser die Garnisonbäckerei, und an die Kaserne schließt sich nach Westen ein Garten. Zwischen Garten und Bäckerei nimmt das eigentliche Kastell die Mitte des Hintergrundes ein. Wenn auch nur aus Erde aufgeführt, macht dies mit seinen mächtigen Wänden inmitten der ganzen Umgebung einen imposanten Eindruck. In seinem Innern sind geräumige Wohnungen für den Pascha und die Beamten, ein Sitzungssaal für den großen Rat, und oben auf dem platten Dache neben dem Flaggenstocke hat man einen weiten Blick über die niedrigen Häuser der Stadt und die allerdings nichts weniger als malerische Umgegend.

Sechs kleine, zum Teil schadhafte Kanonen verteidigten das feste Schloß, das allerdings Arabern, Tebu und Tuareg gegenüber als uneinnehmbar gelten konnte. Die Besatzung war auf 500 Mann berechnet, doch betrug sie augenblicklich nur etwa 300. Die kriegerischen Türken hatten überdies allmählich friedlichen Fessanern Platz gemacht, welche, meist verheiratet, in der Stadt ihrem Handwerk oder dem Gartenbau lebten.

Durch die Hauptstraße wird die Stadt in nahezu gleiche Hälften geteilt, deren jede in höchst unregelmäßiger Weise von meist engen und winkligen Gassen durchschnitten ist. Die Häuser sind alle aus Salzerde und Lehm gebaut, und zwar so, daß man, besonders bei den neueren Gebäuden, zwei abwechselnde Schichten in den Mauern deutlich unterscheiden kann; die südliche Hälfte enthielt 300 und einige Häuser, die nördliche 280 und einige, also beide zusammen ungefähr 600 Hausstände, welche, jeder einzelne zu durchschnittlich sechs Personen gerechnet, eine Einwohnerzahl von etwa 3500 Seelen ergeben würden. Früher war die Stadt nach Süden zu um ein Viertel größer gewesen. Noch

waren dort Reste der früheren Ringmauer sichtbar, welche den Râs, d. h. Kopf, wie der verlassene Stadtteil hieß, einschloß. In der Mitte der jetzigen Südseite hatte früher noch ein viertes Thor bestanden, das aber jetzt zugemauert war.

Nach der Aussage aller urteilsfähigen Personen enthielten die Gärten der Stadt ungefähr ebenso viele Einwohner, als die Stadt selbst

Fast die ganze Nordseite der Stadt ist von salzigen Wassertümpeln und Salzsümpfen begrenzt, in deren Mitte merkwürdigerweise einige Süßwasserquellen entspringen, und ebenso verhält sich das Terrain auf der Südseite. Die Thorheit, welche die Gründer der Stadt begingen, indem sie das Terrain ausgedehnter Salzsümpfe zur Ansiedlung wählten, wird ewig unbegreiflich bleiben. Die Wüste erfreut sich durchgängig eines so gesunden Klimas, daß es einer förmlichen Überlegung bedurfte, die ungünstigste, ungesundeste Stätte ausfindig zu machen, deren giftige Ausdünstungen seitdem so vielen Menschen Gesundheit und Leben geraubt haben.

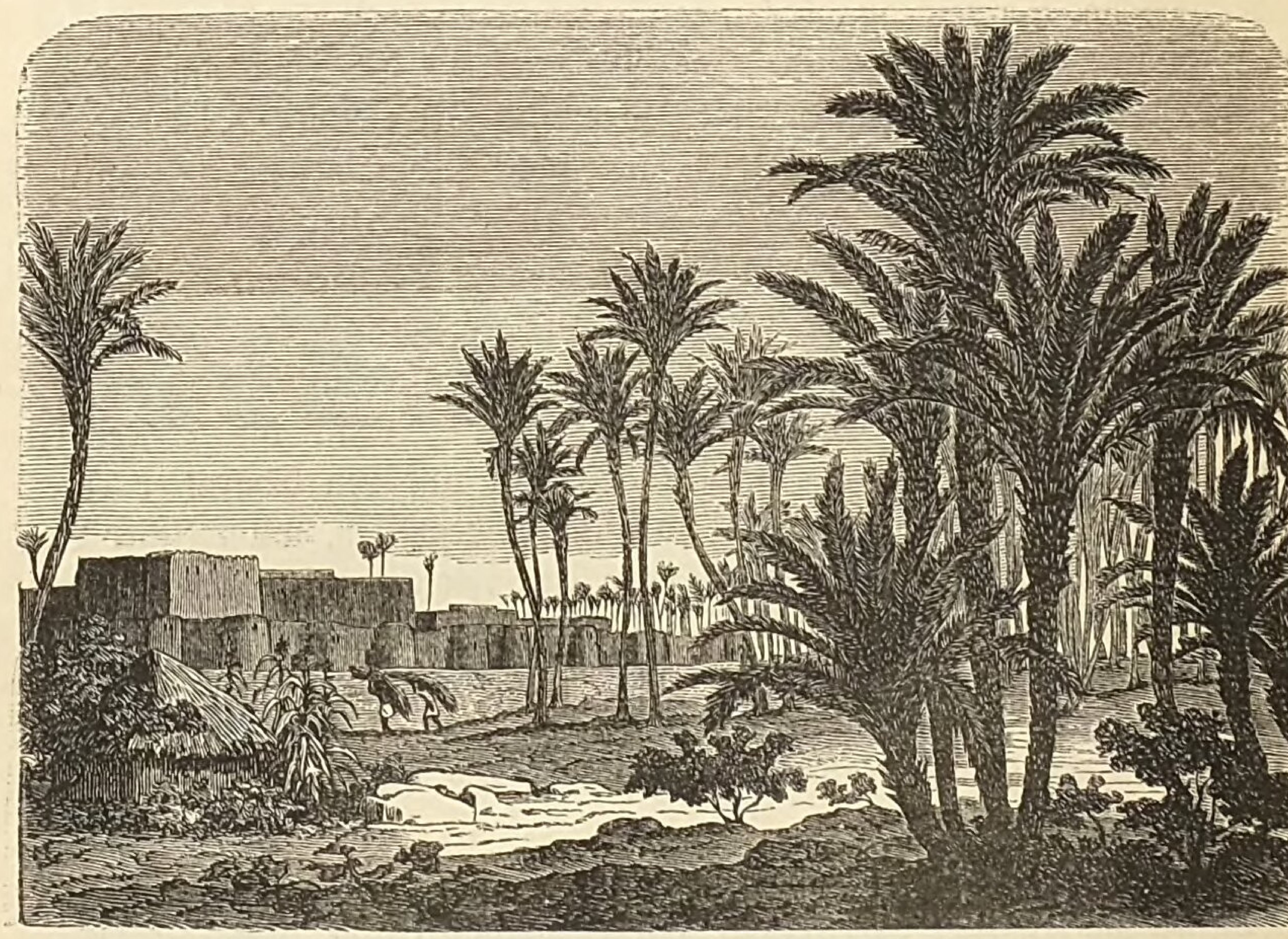
Im Süden der Stadt, in ihrer nächsten Nähe, befand sich ein Begräbnisplatz, der, uneingefriedigt und ungepflegt, ein wüstes und durch sonderbare Grabzierden auffälliges Aussehen hatte. Wenn die Seltenheit den Straußeneiern schon ein gewisses Anrecht auf den Charakter eines Zierats verlieh, so war doch nicht so leicht zu begreifen, mit welcher Berechtigung sich einige zerbrochene Töpfe, eine Flasche aus grünem Glase oder dergleichen zu monumentaler Grabausschmückung eignen könne. Selbst der etwaigen Bestimmung, gefiederten Besuchern des Friedhofes nach Regenfall Gelegenheit zum Trinken zu bieten, konnten diese Gefäße nicht dienen, da sie meistens umgekehrt, d. h. den Boden nach oben, angebracht waren.

Jenseits des Gürtels von tiefem Sande, welcher die Stadt umgiebt, begannen die Gärten, meist mit Einfriedigungen aus Palmenblättern versehen und im ganzen gut gehalten. Sie waren zum Teil von großer Ausdehnung und hatten neben der äußeren Umzäunung in ihrem Innern noch verschiedene niedrigere Umfriedigungen, welche besondere Abteilungen, wie Fruchtbaumgruppen und Gemüsegärten, abschlossen. Auf der ganzen Ausdehnung mancher Gärten bildeten Dattelpalmen einen lichten Wald, in dessen Schatten sich die Getreide-, Gemüse- und Luzernefelder ausdehnten und einige bescheidene Feigen-, Granatapfel-, Mandel- und Apfelbäume ein kümmerliches Dasein fristeten. Von Gemüse säete oder pflanzte man gerade Tomaten, Zwiebeln, Bohnen, Meluchia, Bâmia, Melonen und Gurken und hatte augenblicklich reife Radieschen und gelbe Rüben.

Das Wasser wurde in der in ganz Fessan üblichen Weise aus dem etwa vier Klafter tiefen Brunnen durch Menschen oder Tiere emporge-

zogen. In den Gärten erlabte sich wenigstens das Auge in etwa an der grünen Farbe der Bäume und Felder, wenn auch beide nur allzu oft durch dicke Lagen sandigen Staubes in ein fahles Grau gehüllt wurden. Doch in der Stadt wurde der Aufenthalt durch die Einförmigkeit ihrer Physiognomie und durch die Eintönigkeit des täglichen Lebens auf die Dauer ertötend langweilig.

Von meinem Fenster sah ich auf eine altersgraue, hohe Dattelpalme im Hofe der Moschee; sie war eine der wenigen, welche das Innere der Stadt zierten. Sonst hatte alles eine fahle Färbung, war grau in grau



Mursuk.

gemalt. Ermüdet schweifte das Auge von der Höhe der Terrasse des Hauses über die platten Dächer; vergebens suchte es Erfrischung in dem Gegensatze einer klaren Färbung des Himmels. Staub lagerte auf allem, hüllte alles in seinen grauen Schleier, und auch an klaren Tagen verlor der Himmel seine weißliche Färbung nicht. Mit der steigenden Sonne erhob sich der Wind und genügte, selbst wenn er nicht Sandtromben mit sich führte und alles mit dicken Lagen Sandes überschüttete, fast immer, den feinen Staub aufzuwühlen und mit ihm die Luft zu erfüllen. Hierbei erhielt die breite Hauptstraße einen unendlich viel trüberen Charakter, als die engen Gassen, in denen wenigstens die Augen auf den Häuser-

reihen, wenn dieselben auch gerade nichts Heiteres an sich hatten, haften konnten.

Das menschliche Leben und Treiben konnte an und für sich nicht sehr mannigfaltig sein an einem Orte, der rings von Wüste umgeben ist und seine Bedeutung als Handelsplatz seit lange eingebüßt hat. Die bedeutenden, noch aus besseren Zeiten stammenden Kaufleute der Stadt waren Fremde: Berber aus Audschila und Sokna, Araber aus Tripoli, und litten als solche von dem Sumpfklima. Erdfahl oder gallig gelb, mit bleichen Lippen und matten Augen schlichen sie kraftlos und stumpf ihren Geschäften nach und trugen durch ihre Erscheinung noch zur Herabstimmung des Gesamteindruckes bei. Selbst ihre Kleidung, die grauen und graubraunen Shawls, die fahlblauen Hemden harmonierten in ermüdender Weise mit der Physiognomie ihrer Träger und der Stadt.

Mit dem Staube begann auch die Hitze auf der Tageshöhe erheblich zu wachsen, obgleich wir erst im Anfang des Aprils waren und z. B. noch am 10 d. M. eine Morgentemperatur von nur 8° Celsius hatten. Jeder hielt sich zu Hause, soweit es seine Beziehungen irgend gestatteten, und nur die kleineren Kaufleute traf man in ihren Warenlagern im Bazar während des größten Teiles des Tages. Das einzige Kaffeehaus am Eingange des Bazars lockte mit seinem zweifelhaften Getränk, zu fünf Para, d. h. 2 ½ Pfennig die Tasse, nur die Soldaten der Garnison oder ähnliche Kundschaft an, und kein schattiges Plätzchen auf den Straßen lud zum Niedersitzen und Plaudern ein. Jeder hatte es in seinem Heim besser als draußen und zog sich dahin zurück, sobald er konnte.

Wenn nicht der Marktverkehr gewesen wäre mit der einheimischen Gartenbevölkerung und die zahlreichen fremden Elemente in der Stadt, welche, zum großen Teile südlicheren, glücklicheren Himmelsstrichen entsprossen, über der wüsten Einförmigkeit Murfuks noch nicht die Heiterkeit und Lebenslust ihrer Heimat eingebüßt hatten, so wäre die Hauptstadt Fessans allerdings noch viel eintöniger und langweiliger für mich gewesen.

Das gab denn natürlich für die Zeit des größten Marktbesuchs ein lebhaftes Treiben auf der breiten Straße, und trotz des wenig distinguierten Publikums begab ich mich um diese Zeit oft in das erwähnte Kaffeehaus, von dem aus das Auge den Markt beherrschte. Zuweilen fand ich auch wohl einen Gebildeteren oder nahm meinen Adjutanten Mohammed Ben Alua mit und konnte so einigermaßen die Marktgesellschaft in ihre verschiedenen, oft sehr ungleichartigen Bestandteile zer-
egen lernen.

Alle Hautfärbungen, von dem städtebewohnenden Türken aus Europa in seiner nordischen Weiße bis zur Ebenholzschwärze, wie sie nur bei Nigritiern gefunden wird, waren vertreten. Die rötlichen Araber oder Berber der Nordküste, die Wüsten-Berber in ihrer Bronzefarbe, die Tebu, als weiterer Übergang zu den eigentlichen Negern, und diese selbst in aller Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit bildeten eine endlose Stufenfolge. Wenn Gestalten, Köpfe und Züge der echten Araber für mich vertraute Erscheinungen und die nordischen Berber, unter gleichen Bedingungen lebend und vielfach mit jenen vermischt, kaum von denselben zu trennen waren; wenn die Bewohner der centralen Wüste mit ihren regelmäßigeren Zügen, ihren meist wohlgeformten Nasen, ihren mäßigen Lippen, sich deutlich von den Sudanvölkern schieden: so gelang es mir vorläufig nicht, die letzteren auseinanderzuhalten und in zusammengehörige Gruppen zu zerlegen. Ich konnte keinen charakteristischen Unterschied zwischen den Leuten aus Bornu, Bagirmi, Mandara, den Haussastaaten entdecken.

Hier wurde die arabische, dort die Tebu-, noch anderswo die Haussasprache gesprochen, und am meisten hörte man die der Bornuleute. Von weitem erkannte man schon die eigentlichsten Wüstenbewohner, die finsteren Tuareg und die zierlichen Teda, an ihrem gemessenen Wesen, ihrer dunklen Kleidung und dem womöglich dunklen Gesichtsschleier. Kein Lächeln schlich über die Züge der gravitätisch einherschreitenden Tuareg, und bedächtig spritzte der Tebu einen Strahl grünlicher Tabaksflüssigkeit weithin durch die Zahnlücken, ehe er eine Äußerung that oder eine Antwort erteilte. Überlegen und stolz im Gefühle ihrer fortgeschrittenen Civilisation sahen die reinen Araber und nördlichen Berber auf die Umgebung herab, und harmlos lachten und schwatzten die Neger.

Dieser schloß sich durch seine Kleidung (Burnus, Jacke, Weste, Beinkleid) an die Bewohner der Nordküste; jener hatte das bequeme Sudanhemd gegen die nordische Kleidung eingetauscht, oder umgekehrt hatte jemand jenes mit dem tripolitanischen Shawl vereinigt, und noch andere trugen das einfache Schaffell ihrer heimatlichen Wohnsitze. Die einen waren gewichtige Handelsleute, welche dem westlichen Sudan zustrebten und über Rhat in die industriellen Haussaländer zu reisen beabsichtigten; andere kamen von dort und hatten als Reiseziel Tripoli, Bengasi oder Kairo; noch andere wohnten in Fessan. Die vereinzelten Tuareg und Tebu kamen nie aus weiter Ferne und nur zu kurzem Marktaufenthalte, und die Neger waren Sklaven oder Freigelassene, welche dem Land ihrer Geburt zustrebten oder fern von demselben eine neue Heimat gefunden hatten, oder fromme Pilger, deren der westliche Sudan alljährlich so viele gen Osten sendet, und welche bisweilen ihren Weg über Fessan und das nördliche Ägypten nehmen.

Auf dem Gemüse- und Fruchtmarkte hockten in überwiegender Mehrheit Frauen hinter ihren Körben aus Palmblättern, und wenn die Männer ein mannigfaltiges Bild in Typen und Trachten bildeten, so fesselte bei jenen vorzüglich die Eigentümlichkeit der Haartracht und Schmuckgegenstände das Auge des Beschauers.

38.

Die landschaftliche Schönheit Ägyptens.

Fr. Kayser.

Ägypten ist schön, ja, in mancher Beziehung zauberisch schön. Legt man freilich den Maßstab europäischer und amerikanischer Landschaften an, die ihre Schönheit wesentlich durch Bäume und Berge erhalten, dann ist der oft gehörte Tadel nicht unberechtigt, daß Ägypten arm an landschaftlichen Reizen ist. Denn bedeutendere Berghöhen und -züge und üppige Baumkultur trifft man erst beim Eintritt in die nubische Landschaft. Über dem Nilthal unterhalb Assuan aber liegt eine gewisse Monotonie. Langsam und trübe schleicht der alte Nil zwischen den beiden durchgehends niedrigen Bergketten dahin, die meist in fernen Bogen die Ebene beiderseits umziehen. Und diese Monotonie wird eigentlich durch nichts unterbrochen; denn die allerdings landschaftlich überaus dekorative Palme findet sich selten oder nie zu Wäldern vereint, und ebenso ist's mit der herrlichen, üppigen Sykomore.

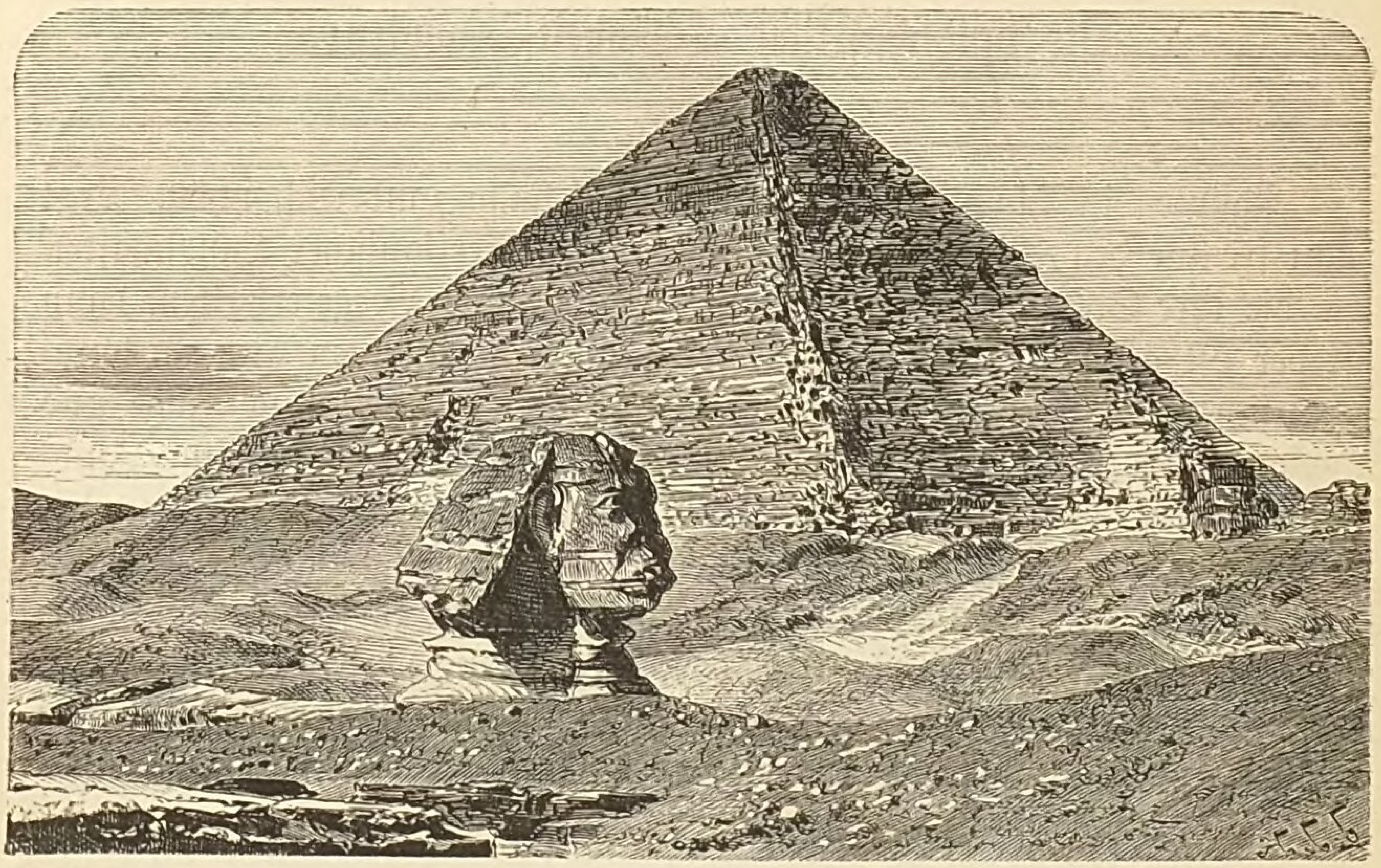
Ausnahmen von dieser Regel giebt's allerdings. Niemand wird an jenen Stellen, wo, wie bei Gebel-el-Terr, Gebel Abu-Foda oder Silsileh, das Gebirge nahe an den Fluß tritt, entschieden romantische Landschaftsschönheit vermissen.

Verläßt man aber nur eine kurze Strecke weit den Nil und wendet sich landeinwärts, so wird man oft genug staunen über herrliche, wild und malerisch zwischen die Gebirgszüge hineingesenkte Thäler. Wen hätte nicht der Anblick der Thäler von Speos Artemidos oder des Assasif ergriffen! Wer vergäße je den tiefen Eindruck, welchen die gewaltigen Pyramiden von Gise, zumal die des Cheops, sowie die geheimnisvolle Sphinx auf das Herz eines jeden ausüben!

Und malerisch schön liegen auch hier einige Nilstädte. In lebhafter Erinnerung ist mir vor allem das prächtige Panorama von Siut geblieben, und noch mehr das überaus großartige Bild von Theben. In

weitem, dunkelblauem Bogen begrenzen letzteres die arabischen Berghügel im Osten; in langen Säulenreihen zeigen sich die Monumente von Luxor und Karnak; im Westen säumt die hier hohe Wand der libyschen Gebirge die Ruinenflur ein, und mitten hindurch zieht, wie ein Silberband, der alte Nil, an dessen Ufern einsame Palmen träumerisch ihre Häupter wiegen.

Ein Landschaftsbild aber weist der ägyptische Nil auf, um das die übrige Welt ihn beneiden darf; denn Großartigeres, Erhabeneres und Schöneres zugleich giebt es nicht unter der Sonne, als das Kataraktengebiet zwischen Elefantine und Philä.



Cheops-Pyramide und Sphinx.

Schon von Silsileh aufwärts erscheinen die Gebirgszüge auf beiden Nilufern näher und vielgestaltiger, schroffer und höher; das Kolorit der Felsen wird dunkler: es sind schwarze, vulkanische Felsmassen, die wild übereinander getürmt erscheinen, und zwischen denen sich der goldgelbe Wüstenflugsand, Feuerströmen gleich, ins Nilthal ergießt. Bei Assuan beginnt dann der Katarakt, der sich bereits lange vorher dem südwärts Segelnden durch wildes Rauschen und Tosen der herabstürzenden Wasser bemerkbar macht. Auf einer Strecke von zehn Kilometern ragen dunkelglänzende, hohe Felsenmassen an den Ufern aus dem Wasser empor; in mächtigen Stromschnellen stürzt der Nil durch unzählige Felsenrisse und -spalten und -sträßchen, die er sich gebrochen, hinab, so daß das rasende und tosende Element in weißen Massen zischend emporspritzt.

Das ist majestätisch und furchtbar zugleich! Beleuchtet aber nun allabendlich, wie ich es in den Februartagen des Jahres 1877 sah, die sinkende Sonne das ganze, weite Felsen- und Wasserchaos von Rosengranit und Silberschaum, so daß diese Blöcke noch rosiger erscheinen, als die Natur sie geschaffen, dann glänzt es wie ein Meer von Purpurwellen und Purpurbergen, und wo die Felskuppen sich nähern, da winden sich, wie hastige, silberglänzende, zischende Schlangen, die Nilwasser tosend hindurch und hinab. Ja, wunderbare Schönheit und ergreifender Ernst paaren sich, um dies Kataraktenpanorama dem, der es einmal gesehen, unvergeßlich zu machen; hier redet der Schöpfer in seinem Werke zugleich von seiner Macht und Kraft und von seiner erhabenen Herrlichkeit! — Und tritt man nun aus diesem Labyrinth von Felsen und Strömen nach Süden heraus, so liegt vor den erstaunten Blicken, wie ein Idyll, das lieblichste Eiland: Philä, „das schönste Bild auf Gottes weiter Erde", wie Brugsch es nannte. Aus eigener Erfahrung und mit vollster Überzeugung setzte ich den Satz hierher, daß der landschaftliche Reiz des Katarakts von Assuan und seiner Umgebung allein die lange Nilreise herrlich lohnt!

Indessen — wie gesagt — alles das sind Ausnahmen: landschaftliche Schönheit tritt in Ägypten nur hier und da, im ganzen selten auf; aber außerdem hat das ägyptische Nilthal seine besonderen, regelmäßigen Schönheiten und Reize. Einen unbeschreiblich schönen Eindruck macht allüberall der wunderbare Kontrast des üppigen Fruchtbodens zur angrenzenden Wüste; an vielen Stellen ist dieser Eindruck geradezu überwältigend. Wer die Cheops-Pyramide erstiegen, wird nie den Blick von dieser Höhe herab vergessen: auf der einen Seite das Nilthal in üppigem, herrlichem Grün von Baum und Flur, auf der anderen die libysche Wüste, farblos, grenzenlos, lautlos hingelagert; — dort schwellendes Leben, hier starrer Tod. „Es spricht es keine Zunge aus, es malt es kein Claude Lorrain, wie diese Niederung von Licht und Äther, von Ruhe und Schweigen umschlossen ist." Dieser Kontrast aber ändert sich: Flur und Wüste wechseln die Rollen, wenn die Sonnenscheibe zum Horizont hinabsinkt: matt und tot erscheint dann das eben noch lachende, frische Grün des Kulturbodens, während die untergehende Sonne ihre ganze, nur in jenen südlichen Strichen mögliche Farbenglut der eben noch farblosen Wüste mitgeteilt zu haben scheint, die nun in allen Tönen vom zartesten Violett bis zum tiefsten Purpurrot leuchtet.

Und noch eine andere Schönheit weisen die Nilufer auf. Wie es einst ein großartiger Anblick gewesen sein muß, unmittelbar am Flusse die majestätischen, herrlichen Städte Memphis und das „hundertthorige" Theben und andere sich erheben zu sehen, so geben jetzt ihre kolossalen, imponierenden und dabei überaus schönen Trümmer der Nillandschaft

einen eigentümlichen Reiz: mag die Mittagssonne sie mit glitzerndem Lichte übergießen oder die Abendsonne sie vergolden — malerisch schön erheben sich die Ruinen des Doppeltempels von Kom-Ombos, großartig zeigt sich der Tempel von Edfu, aber die ganze Fülle von Romantik liegt auf dem Ruinenfelde von Theben.

Und nun haben wir noch gar nicht geredet von den Nächten am Nil, und doch genießt der Ägypter, wenn der Sonnenball unter den Wüstenrand hinabgetaucht, allabendlich das herrlichste Schauspiel. Es folgt dann die ägyptische Mondnacht nach überaus kurzer Dämmerung: die Sterne pflegen dann so zu funkeln, der Mond so zu glänzen, das ganze Firmament so zu leuchten, wie wir Kinder nördlicher Zone selbst in den klarsten Winternächten es nie, nicht einmal annähernd, zu sehen Gelegenheit haben. Hier am Nil, oder nie, begreift man des königlichen Sängers Wort: „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes, und das Firmament verkündet seiner Hände Werk!" Und diese Lichteffekte gewinnen noch unendlich an Reiz, wenn man sie in der Wüste schaut. Überhaupt, wer die landläufige Vorstellung von der Wüste hat, die nur Schreckhaftes, Ödes, Totes in ihr sieht, der hat nie einen Sonnenauf- oder Untergang in der Wüste erlebt, der hat nie Herz und Sinne sich erweitern gefühlt beim Anblick der weiten, grenzenlosen Wüste; der hat es nie empfunden, wie ernst und wohlthuend zugleich dies Bild des Schweigens und der Ruhe auf unsere Phantasie wirkt; der hat sie nie eingesogen die Wüstenluft, so rein und erfrischend, wie die, „die der erste Mensch am ersten Schöpfungsmorgen atmete". „Wo alle die lieblichen Reize der Natur fehlen, da hat Gott seinen süßesten, zartesten Hauch auf die Wildnis ausgeströmt, der dem Auge Klarheit, Stärke dem Körper und friedlichste, freudigste Heiterkeit dem Geiste verleiht."

So ist die Wüste dem Meere und dem Hochgebirge vergleichbar: in ihnen offenbart sich am großartigsten die Allmacht des Schöpfers, sie vermögen am eindringlichsten die Nichtigkeit des Menschen fühlbar zu machen.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so können wir mit vollem Rechte behaupten, daß es auf dem ganzen weiten Erdenrund kein Land giebt, welches sich mit Ägypten an ergreifender, eigentümlicher Schönheit messen könnte.

39.

Von Sues nach Kairo.

J. Lehnert.

Ehe wir von Sues aus die Fahrt durch das Rote Meer antreten konnten, war es notwendig, das Masten- und Segelwerk unserer Korvette wieder in guten Stand zu setzen. Dies erforderte einige Tage fleißiger Arbeit.

Eine günstigere Gelegenheit, Kairo zu besuchen, welches auf der Eisenbahn in 10 bis 11 Stunden zu erreichen ist, hätte sich kaum ergeben können.

Eine kleine Gesellschaft hatte sich in dieser Absicht gar bald zusammen gefunden. In der hier landesüblichen Touristenkleidung, mit dem schützenden, weißen Korkhute, dem lichten Sonnenschirm und einem rot eingebundenen englischen Shadwell (das ist der indische Bädeker) unter dem Arme, zogen wir dem Bahnhofe zu.

So ein ägyptischer Bahnhof ist doch ein seltsam Ding; über alle Begriffe schmutzig und vernachlässigt, kann er nur mit einer gewissen Vorsicht betreten werden.

Ursprünglich — das mag vor vielen Jahren gewesen sein — waren die meisten Bahnhofs-Häuser und -Magazine mit einigen architektonischen Verzierungen ausgestattet; die Wände der Bureaus und der Räumlichkeiten für das wartende Publikum, das in Ägypten sehr lange warten muß, besaßen Tapeten und boten angenehmen Komfort; die Waggons glänzten, ähnlich den unseren bemalt, im Sonnenschein, und ihre innere, europäischen Mustern entlehnte Einrichtung war eine würdige. So mag damals ein ägyptischer Bahnzug immerhin einen vertrauenerweckenden Eindruck auf die staunenden Araber hervorgebracht und civilisatorisch auf ihre Gemüter eingewirkt haben. Seit dieser Zeit wurde nichts mehr gethan. Die Terrassen der Gebäude verfielen oder bogen sich bedenklich hinab, die Gesimse und klaftergroße Teile des Mörtelwerkes bröckelten ab, Thür- und Fensterrahmen wie auch das Mauerwerk erhielten lebensgefährliche Sprünge und Risse, und die einst prächtigen Personenwaggons wurden entsetzlich abgenutzt, aber keine werkthätige Hand fand sich, um nachzubessern und zu helfen. Im Inneren machten sich die Spuren der Vernachlässigung noch bemerkbarer. Die lose gewordenen Papiertapeten wurden allmählich zu Fidibus verwendet, und die nackten, beschmutzten Wände dienten nun allerhand Insekten zum ungestörten Tummelplatze, während geniale Leute einige herausgebrochene Dielen des kotigen Fußbodens schon längst beim Kaffeekochen benutzt haben.

So fanden wir den Bahnhof in Sues und mit geringen Ausnahmen die Bahnhöfe anderer Stationen. Diesem Bilde der Verwüstung paßt sich das Treiben der Bahnbediensteten und des reisenden, meist barfüßigen Publikums sehr harmonisch an, so daß der traurige Eindruck des Ganzen recht unangenehm gesteigert wird. Wir wissen, daß ein „civilisierter, europäischer Kondukteur“ mitunter recht grob sein kann, aber ein arabischer übertrifft ihn jedenfalls in dieser Kunst, da er „sein Publikum“, wenn es nicht Europäer oder Reisende erster Klasse sind, geradezu mit Faustschlägen anzutreiben fähig ist. Das ist in Ägypten die Landessitte. Sprach es doch der Khedive aus, seine Unterthanen wären nur durch Stockprügel auf dem Wege der Civilisation und Humanität zu erhalten. Und des Vicekönigs Beispiel fand rasche Unterstützung.

Immerhin übt jedoch das Leben auf einem ägyptischen Bahnhofe einen gewissen Reiz auf den Fremden aus. Da treiben sich ziemlich reinlich und sehr malerisch in weiße und blaue Stoffe gekleidete Araber herum und schreien in den unschönen Kehllauten ihrer Sprache ganze Gespräche herunter. Eine ruhige Unterhaltung zwischen diesen Leuten gehört zu den Seltenheiten.

Acht- bis zehnjährige Arabermädchen bieten Wasser in thönernen Kühlkrügen feil, wobei uns ihre kindlichen Rufe: „el moje“ sehr angenehm an das bei unseren deutschen Stationen übliche „Frisch Wasser“ erinnern. Junge, kaum dem Knabenalter entwachsene, aber sehr kräftige und gut aussehende Leute bieten die ersten Aprikosen zum Kaufe an. Auch grüne Gurken hält uns ein Araber mit selbstbewußter Überzeugung ihrer Vorzüglichkeit hin und schnalzt vergnügt mit der Zunge, um unsere Eßlust zu reizen.

Die Stunde der Abreise war herangerückt; man schob uns in ein schmutziges, staubiges Coupé erster Klasse, das einbruchssicher abgesperrt wurde. Bald nachher führte uns die kräftige Lokomotive der Wüste zu.

„Um welche Zeit dürften wir in Kairo ankommen?“ fragte ich meinen Nachbar, einen jungen Griechen, der hier seit Jahren für ein Alexandriner Haus „in Baumwolle macht“.

„Das kann man nicht genau wissen“, antwortete er, „denn dies hängt vom Maschinenführer ab.“

„Wieso denn“, entgegnete ich, „giebt es hier zu Lande keinen Fahrplan?“

„Das wohl“, sagte er lächelnd, „aber man nimmt es nicht so genau. Ist zum Beispiel der Maschinist ein Araber oder ein hin und wieder betrunkener Sohn Albions, so können Sie überzeugt sein, um zwei bis drei Stunden später anzukommen, als es der Fahrplan angiebt.“

Das waren allerdings nicht die besten Aussichten für eine rasche Fahrt; sie stimmten meine Reiselust beträchtlich herab. Zudem wollte

die gelbe Sandwüste, welche unser Zug nun durchbrauste, kein Ende nehmen.

Ein heftiger, heißer Chamsin (Wüstenwind aus südlichen Richtungen) trieb große Sandwolken daher, so daß wir die Fenster schließen mußten und nun die Annehmlichkeiten eines Backofens genossen. Der Schienenweg führte längs des von Schilfrohr und Weidengesträuchern enge umsäumten Süßwasserkanals, der sich einem grünen Bande gleich durch die Wüste schlängelt. Hier und da strebten auf den Dämmen desselben junge, nach Süden geneigte Pappeln empor. Dies war das einzige Grün auf dem weitgedehnten Sandmeere. Erst in der Nähe von Ismailia, jenes gelegentlich der Sueskanalbauten gegründeten Ortes, bewunderten wir die auf einst ödem und sandigem Boden mit großem Fleiße geschaffenen Gärten der Mutter des Khedive. Durch die Ableitung des Süßwasserkanals und durch eine sorgfältige Berieselung der Sandwüste hatte man dort in kurzer Zeit ein fruchtbares Terrain gewonnen, auf dem nun reizende Anlagen in frischgrünem Schmucke prangen. So überraschende Resultate — die Schaffung einer Oase — konnte auch nur der mächtige Vicekönig erreichen, dem allein die erforderliche Wassermenge zu Verfügung steht.

Der Zug brachte uns nach ungefähr vier Stunden in die Nähe von Sagasig, eines wichtigen Knotenpunktes, von dem aus sich die Schienenwege nach Alexandrien und nach Mansurah abzweigten, wo die reichsten Baumwollplantagen Ägyptens vorkommen. Allmählich hatte sich die vorher trostlose Gegend freundlicher gestaltet. Anfangs war es nur verkümmertes Gesträuche und kurzes Schilfrohr, das hier und da an den kahlen Böschungen der Sanddünen spärlich vorkam; später erblickte man größere Flächen, wo der fleißige Fellah mit viel Ausdauer an der Urbarmachung des Wüstenrandes thätig ist. Aber die Anstrengung der Menschen scheint vergeblich; denn die Wassergräben sind trocken, und die welke Saat lechzt nach Erfrischung. Einzelne Bäume, worunter die europäische Pappel und die fein gefiederte Tamariske, welch letztere so recht eine charakteristische Zierde ägyptischer Landschaften ist, gedeihen auf diesem noch sterilen Boden, und auch kleine Gruppen der poetischen und genügsamen Dattelpalme werden sichtbar. Dieser neutrale Gürtel, wenn man ihn so nennen darf, wo Wüste und vegetabilisches Leben um den Vorrang streiten, ist von nur geringer Breite.

Alsbald umgiebt uns eine üppige Vegetation: wir erreichten das paradiesische Nilthal. Imposante Mimosen und Sykomoren entfalten ihre mächtigen Baumkronen, und malerische Palmenhaine wechseln mit prachtvollen Gärten ab. Vielverzweigte Wassergänge durchschneiden die schwarze, fette Erde, wo Baumwolle, Indigo und Zuckerrohr so vortrefflich gedeihen.

Aus grünem Laubwerke ragen die grauen, aus Schlamm gekneteten Häuschen der Fellahs empor, und wo sich einige zu einem Dorfe gruppieren, ist auch die Moschee mit dem unvermeidlichen Minaret zu sehen. Eine sogenannte, oft 7 Meter hohe Taubenburg, die bei größeren Dörfern nicht vereinzelt vorkommt, erweckt durch ihre abenteuerliche Form und durch die große Menge von Tauben, die sie beherbergt, die Aufmerksamkeit der Vorbeifahrenden. Der Mist der gezüchteten Tauben wird als Dungmittel mit Vorliebe benutzt.

Es ist die Zeit der Weizenernte. Hunderte von Fellahs arbeiten am goldenen Saume der Felder, schwerbeladene, kräftige Kamele vermögen kaum die Last der Feldfrüchte fortzubringen, welche man auf ihren hohen Rücken auftürmte. Längs der größeren Kanäle sind Tausende von Wasserhebewerken in Thätigkeit. Oft sind es fleißige Fellahs, welche das Wasser schöpfen und in die Furchen der Felder leiten, größtenteils ist dies aber die Arbeit der Haustiere, die mit verbundenen Augen das Wasserrad bewegen oder das Schöpfwerk in Gang erhalten. Auch pustende und dampfende Lokomobilen sind hin und wieder thätig. Bald aber werden sie feiern müssen; denn ein fühlbarer Wassermangel stellt sich ein, und schon mit Ungeduld wartet der besorgte Landmann auf die frohen Nachrichten aus Oberägypten über das beginnende Steigen des Nils. Eine Verspätung dieses natürlichen Wasserzuflusses bedeutet den Verlust einer ganzen Ernte; denn glühend heiß brennt die Sonne über Ägypten, und all die Naturpracht, die wir soeben bewunderten, verschwände ohne diese Zubuße an Wasser, da keine Wolke erfrischenden Regen sendet und kein Quell den Boden befruchtet.

Die Station Sagasig lag schon beträchtlich hinter uns, kaum daß man die rauchenden Schlote seiner Fabriken und Raffinerien über den Baumkronen ausnehmen konnte. Die Sonnenstrahlen brannten nicht mehr heiß; denn es war schon spät am Nachmittage. Einzelne Andächtige verrichteten, auf grober Strohmatte und gegen die Kaaba gekehrt, ihr Abendgebet; andere hingegen machten die im Koran gebotene fünfte Waschung am geborstenen Rande der Tümpel oder am Ufer noch bewässerter Kanäle. Auch die Tierwelt regte sich nach überstandener Tageshitze. Große Scharen wilder Tauben und geschäftiger Schwalben durchziehen leichten Fluges die Lüfte, nur manchmal vom grauen, nackthalsigen Geier beunruhigt, welcher hoch über ihnen kreist. Pelikane, Störche und der weiße Reiher, der Ibis der Alten und noch jetzt im Lande geheiligt, durchwühlen mit ihren langen Schnäbeln, in Gemeinschaft nach Futter suchend, den Schlamm, während die dunkele Krähe das Geäste der Bäume zum sichern Ruhepunkt auswählt.

Nach den früher erhaltenen Auskünften über den ägyptischen Bahnbetrieb zu schließen, mußte der Maschinenführer ein Araber sein; denn nur

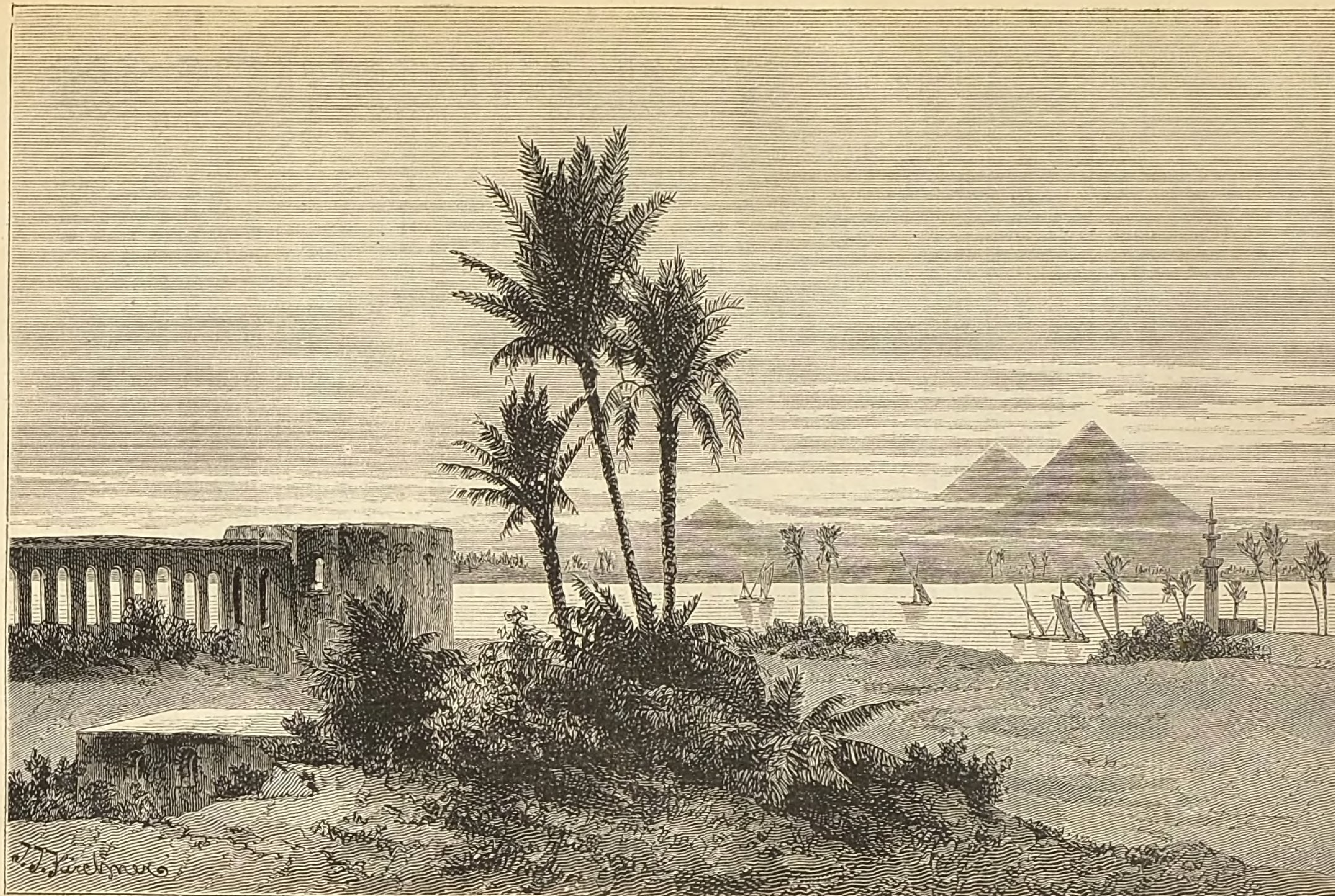
langsam schleppte sich der Zug vorwärts. Allmählich gelangten wir in die Zone der reizenden Villeggiaturen und Landhäuser, welche Kairo in breitem Gürtel umgeben.

Wohlgepflegte duftende Gärten und schattige Laubgänge umgeben die oft mit vorzüglichem architektonischem Geschmack und in allen Bauarten aufgeführten Villen. Die Besitzer derselben und ihre Familien lagerten in malerischen Gruppen in den luftigen Vorhallen und erwarteten in meist liebenswürdig bedenklicher Toilette die erste Abendkühle. Eine Tageshitze, wie sie hier im Sommer vorkommt, vermag wohl den Sinn für das Bedürfnis einer gewissen Etikette merklich abzustumpfen, woraus sich die so bequeme, patriarchialische Gleichgültigkeit auch in Bezug auf die Kleidung herausbildet.

Schon seit geraumer Zeit fuhren wir längs der graugelben Mokattamberge dahin; da sah man, ich glaube, es war bei Shabiob, einer Station vor Kairo, das westliche Ende dieser Stadt mit der alten Citadelle und den schlanken, hohen Minarets der prachtvollen Mehemed-Ali-Moschee.

Gleich darauf erschienen am nebelumhüllten Horizonte die geometrischen Figuren der berühmten Pyramiden von Gise, jene riesigen Baudenkmäler, die so zu sagen das Wahrzeichen Kairos bilden. Im Vordergrunde aber — um das Bild harmonisch abzuschließen — glitzerten in den Tausenden weichen Tönen der untergehenden Sonne die Fluten des Nil durch das Laubwerk hindurch. Fürwahr! ein prächtiges Bild, das selten zu schauen ist.

Noch einige Haine schlanker Palmen und Sykomoren, deren mächtige Kronen der Wind tüchtig schüttelte, durchfuhr der Zug, und bald waren die langen Häuserzeilen erreicht, welche die aufblühende Stadt Kairo, „die Siegreiche“, das Ziel unserer Reise, nach allen Richtungen der Windrose, lebenskräftigen Keimen gleich, ansetzt. In einem modernen und gut gehaltenen Wagen, den ein arabischer Kutscher vorzüglich zu lenken verstand, fuhren wir bald darauf völlig geräuschlos durch die ungepflasterten Straßen dem „Hotel du Nil“ zu, welches für die nächsten Tage unser vortreffliches Standquartier bildete. Vergessen waren die Beschwerden der elfstündigen Fahrt im ägyptischen Eisenbahnzwinger, nicht aber so der mächtige Eindruck jener Naturpracht, die wir bewundert hatten. (Siehe hierzu das Vollbild der nächsten Seite.)



Vor Kairo.

40.

Im Fastenmonat Ramadan.

C. B. Klunzinger.

Es naht der Fastenmonat, der heilige Ramadan. Von der Vesperzeit des Vorabends des ersten dieses Monats an ist die Bevölkerung in Spannung und Bewegung. Viele Gruppen bilden sich auf freien Plätzen und schauen gegen den abendlichen Horizont, um den neuen Mond zu suchen. Denn nur auf Zeugnis eines Moslems hin, und wäre er der geringsten einer, daß er den Mond gesehen, darf das Fest beginnen.

Sobald man zur Gewißheit gekommen zu sein glaubt, daß der neue Mond erschienen, kündigt in den Städten, wo es Kanonen giebt, ein gewaltiger Schuß der Bevölkerung den Beginn der Fastenzeit an, und von diesem Moment an ist der Moslem ein gänzlich veränderter Mensch geworden. Er führt von nun an eine mehr nächtliche Lebensweise. Am Morgen des Fastentages sieht man, wie in den großen Städten Europas, nur wenige, den untersten Klassen angehörige Menschen, Lastträger, Wasserträger, Taglöhner, Esel- und Kameltreiber, ihrem Erwerb nachgehen; die von Fasten dispensierten Kinder und Ungläubigen beherrschen die Straßen; die Märkte und Cafés sind verödet, die Buden und Amtsstuben sind geschlossen. Nach und nach erhebt sich der eine und der andere und schleicht mit schlaftrunkenen Augen wie siech dahin; die Läden beginnen sich zu öffnen.

Man macht die dringendsten Einkäufe der Lebensmittel, der Handel will sich nicht beleben, und wenn man sich Waren besehen will, so legt der Kaufmann den Koran, den er mit wiegendem Kopf laut vor sich her geleiert, mürrisch weg und würdigt den Käufer kaum eines Blickes.

Am Vormittag hatte sich mehr die um ihren Nachtschlaf verkürzte Natur geltend gemacht, von Mittag an fordern auch der Hunger und der Durst ihre Befriedigung. Kein Bißchen, kein Schlückchen, kein Düftchen darf in den fastengepanzerten Körper eindringen. Das ausgesuchteste Leckermahl wäre nicht imstande, einen fastenden Moslem zu verführen. Wenn er an einem rauchenden Ungläubigen vorbeikommt, hält er sich wohl Nase und Mund zu, und noch vor wenigen Jahren wäre es einem solchen übel gegangen, hätte er vor einem fastenden Gläubigen zu rauchen gewagt. Liegt er nicht sehr krank danieder, und dann ist er vom Fasten befreit, so nimmt der Moslem keine Arzenei während des Tages, ja er weigert sich, Augentropfen in seine wunden Augen träufeln zu lassen, und von einer regelrechten Behandlung während dieses Monats steht der Arzt von vornherein ab. Auch die Einsalbung des Kopfes,

ein Bad und selbst das Bild im Spiegel wird von manchen für sündhaft gehalten. Ein Meineid, ein Diebstahl, eine Lüge sind Kleinigkeiten gegen die Todsünde, am Ramadantage die von der Sonnenglut vertrocknete Zunge mit einem Tröpfchen zu laben. Der Ramadan ist der Prüfstein für den wahren Moslem, und es sind nur wenige, die das Fasten wenigstens öffentlich zu brechen wagen. Auch die Frauen, die doch sonst von ihrer Religion nichts wissen als Mohammed, Paradies, Höllenfeuer und Ungläubige, fasten mit (übrigens nicht in allen Gegenden); der Kranke und Reisende braucht nicht zu fasten und kann das Versäumte zu einer anderen Zeit nachholen.

Je näher der Abend, desto lebhafter wird es auf den Straßen. Komisch ist die Gier, mit welcher der Faster die Minute erwartet, die ihm die ersehnte Labung wieder gestattet. Da sieht man einen, der seine gestopfte Pfeife mit der brennenden Kohle auf dem Pfeifenkopfe, einen anderen, der ein Stückchen Dattelbrot oder ein Täßchen Kaffee einen Zoll von seinem Munde entfernt hält. Da knallt die Kanone, und das Labsal wird verschnappt. Wie der Donnerschlag der Kanone das umwölkte Himmelsgewölbe zu klären vermag, so heitert er auch die verdrießlichen Fastengesichter der Menschheit des Islam auf. Die Straßen leeren sich jetzt wieder; denn die Mahlzeit ist im Hause schon bereitet, und sie ist gut bestellt; an fettem Hammelfleisch, an Schmalz, Mannigfaltigkeit der Gerichte, an Gewürzen und Süßigkeiten aller Art ist kein Mangel am Tische des Reichen, und auch der gemeine Mann, der sonst nur selten im Jahr sich Fleisch kaufen kann, hat seit Monaten zusammengespart, um beim abendlichen „Frühstück" des Ramadan sich gütlich zu thun. Es gehört zur guten Sitte für den Reicheren, einen Gast bei diesem Mahle zu haben, und ein solcher wird oft von der Straße aufgegriffen. Der arme Bettler geht dann auch nicht leer aus. So gestärkt, ist es dem Moslem möglich, bei seinem Nachtgebet statt der gewöhnlichen drei jetzt zwanzig Bücklingssysteme (ruka) zu machen. Auf den Straßen wogt es zwar nicht auf und nieder, auch sind nur wenige Buden der Kaufleute, Krämer und Handwerker geöffnet, aber es zeigt sich doch ein sonst ungewöhnliches nächtliches Leben und Treiben; zahlreiche Verkäufer von Früchten und namentlich Zuckerwaren haben ihren Standpunkt beleuchtet und rufen bis spät in die Nacht hinein ihre jetzt von jung und alt gesuchten Waren aus; die Cafés sind sämtlich wohl mit Gästen besetzt, man bekommt jetzt außer dem schwarzen, bittern Kaffee auf Verlangen auch einen süßen oder ein Schälchen verzuckerten Ingwerwassers und zuweilen einen Scherbet von Rosenwasser, von Tamarinden, Eibeben, Johannisbrot oder einen Lakritzensaft. Ein „Dichter" erzählt dem Volk von den Thaten großer Helden und begleitet seine Worte von Zeit zu Zeit mit Gesang und mit Streichen einer einseitigen Violine. In einem

anderen Café greift ein Meister der Musik mit virtuoser Geschwindigkeit an den zahllosen Tripelsaiten seines zitherartigen Instruments herum und entlockt ihnen weiche, klimpernde Töne. Dort lauschen die Gäste einem Märchenerzähler; mit geläufiger Zunge und poetischem Schwunge weiß er die verzauberten Prinzen und Prinzessinnen, die Wanderungen des verkleideten Kalifen Harun und seiner Veziere, die menschenfressenden Ungeheuer, die jüdischen Zauberer zu schildern, welche den Stoff zu jedem Märchen bilden, deren Zahl weit mehr als 1001 ist. Der Vortrag ist frei, rein aus dem Gedächtnis.

Ebenso oder noch lebhafter geht es in den Häusern zu; jeder, der ein Haus zu machen vermag, „bereitet ein Lager", um Gäste zu empfangen, und bewirtet sie mit Kaffee. An solchen Abenden herrscht der heiterste Humor, und das ganze Jahr über erscheint der Moslem nicht so aufgelegt, wie in den Nächten des Ramadan. Von einem Hause geht er ins andere und macht die Runde bei seinen Freunden und Bekannten. Mancher Herr läßt auch Sänger und Musikanten holen, um die Unterhaltung zu beleben. Das religiöse Element repräsentiert ein in einem Nebenzimmer den Koran rezitierender, für den ganzen Monat eigens gemieteter Schulmeister, oder statt seiner ein gelehrter Sklave, oder der Sohn. Andere Festlichkeiten, wie Hochzeiten, werden nie im heiligen Ramadan begangen. Gerichtssitzungen und wichtigere amtliche Geschäfte werden in diesem Monat gern nachts abgemacht. Erst gegen Mitternacht wird's ruhig; der Türmer ruft; bald darauf hört man einen Schrei, und ein Warnungsschuß schlägt über die Stadt hin; man soll sich zum letzten Essen rüsten, bedeutet er. Wer ihn überhören sollte, den warnen die Handtrommelschläger, welche um diese Zeit einzeln die Stadt durchwandern und von Haus zu Haus herumsingen. Das „Wachessen" besteht aus den aufgewärmten Resten der großen Hauptmahlzeit oder in Butter, Gebackenem und Mehlspeisen, wie man sie sonst zum Frühstücke bereitet. Nach zwei Stunden erdröhnt abermals eine Kanone, das Fasten hat zu beginnen, und der Kreislauf hebt sich von neuem an. Das ist der heilige, der große Fasten- und zugleich Schmausmonat Ramadan, dem die Frauen noch im Laufe des folgenden Monats, wie um einen verstorbenen Geliebten, Sehnsuchtslieder nachsingen.

41.

Elefantine, Assuan und Philä.

H. K. Brugsch.

Die Insel Elefantine ist an ihrem Nordende mit üppigem Grün bekleidet, und darin hat inmitten einer reichen Palmenwaldung der nubische Fellah seine ärmliche Hütte aus losem Nilschlamm aufgebaut. Das Südende der Insel verhält sich zu dem Nordende, wie Tod zu Leben. Hier erhebt sich der mit rötlich schimmernden Scherbenstücken und Trümmern alter Monumente bedeckte Boden, auf dem das Auge vergeblich eine Spur von Vegetation sucht, allmählich zu einer Höhe von 20 und mehr Meter. Große Felsblöcke rötlichen Granits, welche ein doppelter Wall aus regelmäßigen Quadern verbindet, bilden die westliche Mauer des Flußbettes bei Assuan, während nicht minder mächtige, vorspringende Felsblöcke auf dem Ostufer den natürlichen Gegenwall bilden. Hier drängt sich der prächtige Fluß mit heftiger Strömung wie durch ein Felsenthor hindurch, als wollte das eilende Wasser vom Kataraktenweg erzählen, den es eben mit stürmischer, brausender Woge durchwandert hat. Hinter der Insel auf dem westlichen Ufer des Flusses breitet sich ein hügeliges Land aus. Der gelbe Sand, welcher die Spitzen der Berge strichweise bedeckt, je nachdem der sausende Wind diesen losen Bergbewohner vor sich hergetrieben hat, ließ mich die Wüste erkennen, das unerschöpfliche Sandmeer der Sahara. Die Felsen, welche zu beiden Seiten des Flusses ein natürliches Wasserthor bilden, sind vielfach mit hieroglyphischen Inschriften und Darstellungen bedeckt, welche die Gottheiten des Ortes erwähnen, denen meist alte Könige ihre Huldigung ausdrücken. Der Hauptgott des Landes war Num, von den Griechen Chneph genannt. Er heißt Herr von Nubien, Herr der Katarakte, Herr von Elefantine. Mit ihm werden zwei Göttinnen als Numina des Ortes genannt. Die Insel Elefantine enthält heutzutage wenig Monumente. Die Tempel, welche hier standen und bis in die Zeiten Amenhoteps III. zurückgingen, sind von den Türken zerstört und zum Bau einer Kaserne und von Magazinen verwandt worden. Die einzigen Überreste der ehemaligen Monumente bestehen aus Blöcken von Syenit mit Inschriften und Königsschildern.

Die Stadt Assuan oder Syene liegt gänzlich auf dem Ostufer des Nils zwischen Gruppen von Palmen, unter deren Schatten handelnde Araber und Barabra ihre Geschäfte treiben. Die Stadt selbst muß früher eine besondere Bedeutung gehabt haben. Die Ruinen der älteren Stadt liegen im Süden des heutigen Assuan auf der Höhe der Felsen, welche mit dem gegenüberliegenden Quai von Elefantine das Fluß-

thor bilden, wodurch es als eine natürliche Grenze zwischen Ägypten und Nubien dasteht. Von hier aus spaltet sich nach Süden hin der Nil in viele durch Inseln und Felsgruppen gebildete Arme, die sich von Klippe zu Klippe schäumend winden und mit dem Namen der Katarakte bezeichnet werden. Um die Katarakte ganz in der Nähe zu sehen, mieteten wir eine Barke und verabredeten uns, von der Insel Philä aus die Fahrt abwärts zu wagen. Vier Barabra mit dem Kapitän der Katarakten verließen mit uns zugleich morgens um acht Uhr Assuan, sie zu Wasser, wir zu Lande auf Eseln. Der Landweg führt zunächst über einen Mosleminkirchhof, der mit Moscheen, Grabkapellen und Steinen mit kufischen Inschriften aus den ersten Zeiten der Hegira reichlich bedeckt ist. Von hier beginnt eine ziemlich breite Straße, zu deren Linken die alten Steinbrüche von Suan mit einem noch nicht vollendeten, mächtigen Obelisken liegen, durch verbrannte, zackige Felsengruppen, welchen man den Namen der Sandkatarakte geben könnte, da in der That, wie das Wasser durch die Felsen von Syene, so hier der goldgelbe Sand sich durch die schwarzbraunen Klippen hindurchdrängt und einen höchst malerischen Anblick gewährt. Diese Straße, welche von der arabischen Seite her durch eine mächtige, zum Teil noch erhaltene Mauer gegen Einfälle geschützt war, stellte schon im Altertume die Länderverbindung zwischen Assuan und dem Insellande von und um Philä her. Eine große Zahl von Weihinschriften an Felswänden und Klippen melden, daß Wanderer und Fürsten zur Zeit der Pharaonen hier den Kataraktengöttern ihre Verehrung bezeigt haben. Nachdem wir eine halbe Stunde lang in dieser grenzenlosen Einöde geritten waren, vernahmen wir deutlich das ferne Geräusch eines Wassersturzes, und als wir einen engen Hohlweg hinter uns gelassen hatten, trat uns plötzlich ein nubisches Dorf mit prächtigen Sykomoren, Dum- und Dattelpalmen entgegen. Wir gelangten dann nach einem großen Platz, der ein wenig oberhalb des größten Wasserfalles liegt und den Stationsort der Schiffe im Kataraktenlande bildet, welche diese Wasserfälle teils schon passiert haben, teils zu passieren im Begriffe sind. Wir ritten um eine Felsenecke, und das schönste Bild auf der weiten Welt Gottes lag plötzlich ausgebreitet vor unseren entzückten Blicken. Da lag in einem wild romantischen Gebirgskessel, dessen steile, dunkle Felsmassen in den reinen, blauen Himmel die kahlen Häupter emporstreckten, Philä, das reizende Eiland der Göttin Isis, umspült von den dunkeln Wogen des heiligen Stromes, der hier von Nubien Abschied nimmt, um am Felsenthore von Assuan Ägypten zu begrüßen. Mächtige Pylonen, lange Säulenreihen und die Dächer der Tempel, überragt von dem Wipfel der nickenden Dattelpalme oder den dunkelgrünen Strahlenfächern der Dumpalme, lugen in blendender Weiße und in langer Reihenfolge, wie ein verzauberter Palast im Märchen, aus Gebüschen und üppig sprossenden

Grasdecken hervor. Einen würdigeren Platz konnte nirgends im ganzen nubischen und ägyptischen Lande das ägyptische Priestertum der Göttin weihen. Nachdem wir lange Zeit den herrlichen Anblick genossen hatten,



Tempel auf der Insel Philä.

mußten wir zu Fuß über glatte Felsmassen den Weg fortsetzen, während die uns folgenden Tiere bald behutsam die steilen Steinflächen hinabruschten, bald im Sprunge über klaffende Öffnungen hinwegsetzten.

Der Insel gegenüber befindet sich ein Dorf der Barabra, deren Bewohner bei unserer Ankunft neugierig ihre Hütten verließen. Die Hautfarbe der Barabra, die ein schöner Menschenschlag sind, ist ein ziemlich helles Braun, der Bronzefarbe nicht unähnlich. Ihr kräftiger Körperbau und ihre angenehme Physiognomie erinnert an den altägyptischen Typus, wie wir ihn durchgängig auf den Monumenten ausgeprägt sehen. Wir setzten von diesem Ufer aus in einer Barke nach Philä über und durchliefen die wohlerhaltenen Tempelräume, welche aus den letzten Zeiten der altägyptischen Reichsgeschichte herrühren. Nacheinander wohnten hier Ägyptier, Äthiopier, Griechen, Römer, Kopten und Araber, und jede dieser Nationen hat ihre Denkmäler aufzuweisen. Heutzutage bewohnt kein menschliches Wesen die Insel. Nur eine Schar von Turteltauben hat im Pronaos des großen Isistempels ihren Wohnort aufgeschlagen. Inzwischen war unsere Barke nach mehr als fünfstündiger Auffahrt durch die Katarakten angelangt. Befriedigt durch den ersten Besuch der reizenden Insel setzten wir uns in den schwankenden Nachen, um die Kataraktenfahrt anzutreten. Bald kamen wir in wirbelnde Wasser hinein, durch welche sich das Schiff fast ohne Ruder schnell bewegte. Bald hörten wir ein tosendes Geräusch, das vom Hauptwasserfalle herrührte. Pfeilschnell fuhren wir in die Wasserhöhle hinab, und pfeilschnell wurden wir wieder im wilden Spiel der Welle emporgehoben. Den Weg von Philä nach Assuan, zu welchem der Nachen fünf Stunden aufwärts gebraucht hatte, legten wir in fünfzig Minuten abwärts zurück.

Die Insel Philä ist mit einer Masse von Monumenten bedeckt, die sich auf einem verhältnismäßig geringen Flächenraum ausbreiten. Das Alter der Monumente beträgt im allgemeinen wenig mehr als 2000 Jahre vor unsern Tagen. Das älteste befindet sich auf dem Südende der Insel. Es ist ein verfallenes hypäthrales Gebäude. Die Hauptmasse der Denkmäler bildet der große Tempel der Isis, der von Ptolemäus II. Philadelphus (285—247 v. Chr.) angelegt und von seinen Nachfolgern erweitert ward. Der Tempel besteht seiner Anlage nach aus dem Allerheiligsten, dem Pronaos, dem offenem Portikus, dem ersten Pylonen und dem zweiten Pylonen. Die beiden Pylonen schließen einen Hof ein, dessen östlichen Teil eine Kolonnade begrenzt, dessen westliche Grenze dagegen von einem besonderen Heiligtume gebildet wird.

42.

Fahrt auf dem oberen Nil.

C. B. Klunzinger.

Es ist die Zeit des Hochsommers, wo der herrschende frische Nordwind das Schifflein mit gebauchtem Segel durch die von den Tropenregen ge-

schwellte Flut südlich treibt. Wir schwelgen im Anschauen der Landschaftsbilder, die an uns vorüberfliegen und uns weniger durch Pracht und Üppigkeit als durch ihren sonderbaren Ernst fesseln. Es wechseln kahle, schön regelrecht geschichtete Steilufer aus weichem Thon mit sanfteren Böschungen, die gleichmäßig mit eingesäeten Pflanzen bedeckt sind oder von selbst aufsprossende, dann aber stets vereinzelte Kräuter tragen, welche zur Weide dienen. Bald ist das Steilufer auf der rechten, bald auf der linken Seite, oder, wie der Eingeborene stets sich ausdrückt, auf der Ost- oder Westseite; es ist immer da, wo die größere Strömung ist, und kann mit dieser im Verlauf der Zeit sich ändern. Das Steilufer und das zunächst angrenzende Land ragt auch beim höchsten Stand des Flusses trocken über den Fluß und das überschwemmte Land hervor und ist mit Palmenhainen, oft auch mit Dörfern und Städten malerisch besetzt, aber, wo es nicht durch Steinblöcke und Steindämme geschützt ist, stets in Gefahr, bei der Sommerflut unterwühlt und abgerissen zu werden. Die Thalsohle ist durchaus Kulturboden und dehnt sich flächenhaft aus; nach außen gegen die Wüste zu ist sie meist leicht gesenkt. Der Blick dringt freilich von dem Niveau des Flusses aus nur wenig über das Ufer; die ferneren Striche werden durch Halme, Bäume und Gebüsch verdeckt. Aus der immergrünen, felderreichen, aber völlig wiesenlosen Thalebene tauchen auf erhöhten Punkten viele zerstreute kleine Palmenhaine auf, und hinter diesen dürfen wir meist menschliche Wohnstätten, einen Hof, ein Dorf oder ein Städtchen vermuten. Auf solche schließen wir auch, wenn am Ufer eine größere Anzahl Barken angelegt hat und die schlanken Töchter und stämmigen Frauen der Bauern mit dem schweren Thonhenkelkrug den jähen Uferpfad sich auf- und abwiegen. Sie bilden mit den badenden Büffeln und den Schöpfmännern die unumgängliche Staffage zu jedem Nilgemälde.

Nur wenigen ägyptischen Städtegründern gestattete es der von Zeit zu Zeit übersprudelnde Flußgott, sich unmittelbar an seinem Bette niederzulassen. Die meistenteils mehr künstlichen Erhebungen des Niveaus der Thalsohle, die sich seinen jährlichen Spenden hartnäckig entziehen konnten, genügten meist nur zur Anlage von Höfen, Dörfern und Flecken: die Wurzeln einer umfänglichen Stadt, die auch einen guten Teil des verhältnismäßig kleinen kultivierbaren Bodens in Anspruch genommen hätte, konnten nur auf dem ewig trockenen Wüstenboden sich entwickeln. Doch für die Zeit des Überflusses hat sich der zurückgestoßene Stadtbewohner eine Ader gegraben, welche die süße Flut mit allem, was darauf wogt und lebt, ruhig und sicher in das Herzinnerste der Stadt leitet, um für einige Monate daraus Labung und neue Kraft zu schöpfen, wie die arme Wüstenpflanze aus dem einzigen Winterregen. In der übrigen Zeit muß er Scharen von Trägern und Lasttieren aussenden, um sich der Gaben der fernen Wasserstraße zu bemächtigen.

Unser Hauptaugenmerk richten wir bei unserer Fahrt auf die Sand- oder Thonbänke im und am Strom, die jetzt in dieser Zeit des Hochsommers immer mehr vom steigenden Wasser überdeckt werden, im Winter und Vorsommer aber in großen Strecken entblößt sind. Hier ist der Versammlungsplatz unzähliger Wasservögel, vom Pelikan, Kranich, Reiher, Marabut an bis zu den kleinen Kiebitzen und Strandläufern. Mitten unter ihnen nagen der große Geier, der kleine Aasgeier, der Rabe friedlich zusammen an einem gestrandeten Aas. Auch wäre es nicht unmöglich, wenn wir daselbst einmal das heilige Krokodil sich sonnen sähen. Der Landmann läßt sich indes dadurch nicht abhalten, beim Rückzug des Wassers die sich entblößenden Bänke sofort mit Gurken und Melonen zu bepflanzen.

Am beiderseitigen Saum des Thales, bald fern, bald senkrecht in den Fluß abstürzend, erheben sich die Berge, die gleichbedeutend mit Wüste sind, weißgrau, ohne Baum, ohne Grün, ohne Erde fast. Diese Kalkberge gehören auf beiden Seiten des Thales der Tertiärformation an; erst im südlichen Teil Ägyptens, bei Assuan (Syene) werden sie von Urgesteinen, zunächst Syenit, gebildet. Fensterartig regelmäßig viereckige Löcher sind neben natürlichen Ritzen und Klüften oft in großer Menge hoch oben in den jähen Bergwänden eingelassen, wo heutzutage nur die Geschöpfe der Luft ein- und ausflattern. Aber wunderbar! Hier haust auch der Mensch seit Jahrtausenden in Gestalt von Mumien, und er hat sich diese unersteiglichen Grüfte zur ewigen Ruhestätte erkoren, da wenigstens sich sicher wähnend vor den profanen Forschungen schatzgräberischer Epigonen. Am Fuße der Wüstenberge aber dehnen sich an vielen Orten als erhabene Zeugen des gewaltigen Geistes jener Urbewohner Tempelpaläste mit herrlichen Säulenhallen, riesigen Statuen, reich bemalten und skulptierten Wänden weithin aus. Nicht weniger reizend und lieblich ist's, wenn, zumal in heiterer, stiller Vollmondsnacht, das Fahrzeug in der vollen Strömung abwärts gleitet, unterstützt von dem plätschernden Schlag der Ruder, unter dem friedlichen Klang der monotonen Sangweisen der Schiffer.

Stets findet sich in der Gesellschaft oder unter der Schiffsmannschaft ein begabter Sänger, der mit landläufigen oder selbstgemachten, improvisierten Liedern den Reigen beginnt, und ihm folgt, Strophe für Strophe, der Chor der Ruderer. Sinnig oder sinnlos, wechselnd oder stundenlang einerlei: kurz, der Gesang bewirkt bald eine fast rauschartige Begeisterung, welche die Ruderknechte zu dämonischer Energie anfeuert, und die Kraft der Poesie thut es der Dampfkraft gleich. Dazwischenhinein giebt ein Jünger der Klio mit beneidenswerter Beredsamkeit, wie sie bei diesem Volk durch alle Schichten der Gesellschaft natürlich ausgebildet ist, seine Erlebnisse oder allerlei Schnurren und Märchen zum besten.

Auch finden manche eine geistreiche Unterhaltung darin, unnahbar von der Mitte des Flusses aus die am Ufer befindlichen Schiffsleute, Bauern und namentlich die Wassermänner oder Schöpfer mit einer Flut der ausgesuchtesten Schimpfreden, an denen die arabische Sprache so reich ist, zu bewerfen, während diese hinwiederum jedes Titelchen verdoppelt heimgeben, all das bloß in harmlosem Humor, ein würdiges Gegenstück zu den Unterhaltungen der Musensöhne mit dem Schwarzwälder Flößer in der Tübinger Neckarhalde! Ähnliches wird auch von den Frauen der alten Ägypter erzählt, wenn sie nach Bubastis wallfahrteten. Ganz anders steht's mit der Nilfahrt zur Zeit des Winters und des trockenen Vorsommers, wenn die verschmachtenden Gewässer siechend dahinschleichen, kein frisches Lüftchen sich regen will, oder der unbeständige und widrige Wind mit dem schlaffen Segeltuch sein loses Spiel treibt. Da hilft nur die unsägliche Geduld des gottvertrauenden Muselmanns. Meilenweit schleppt die Mannschaft, durch die tausendfältig wiederholten Namen Allahs und seines Propheten angefeuert, am langen Seil die schwimmende Last das unwegsame, endlos buchtige Ufer entlang, durch die Gesträucher und die hohlen Vorsprünge des thonigen Uferabhanges, die der leichteste Tritt in die Tiefe schleudert, aufgehalten durch die gegen das Ufer einschneidenden Bewässerungsspalten: und noch ist der ersehnte Punkt lange nicht erreicht, der so nahe zu liegen schien. Tage-, ja wochenlang können widrige Winde zum Anlegen an einem öden Strich des Ufers, weit von der Menschheit und räuberischen Angriffen offen, zwingen. Und wenn endlich sich eines Tages ein kräftiges Lüftchen des Reisenden erbarmt, so steuert der Pilot sein Schiff gerade auf eine Schlammbank los, von der es erst nach stundenlangem Heben durch die Titanenschultern der Bootsleute, stets unter eintöniger Gesangbegleitung flott gemacht werden kann.

Schnell hat die erwärmende Wintersonne ihren kurzen Bogen durchlaufen, und so steht auch schon das wenig geförderte Tagewerke der Schifffahrt still. Finsternis und selbst in jenen Breitegraden sehr empfindliche Kälte treibt jedermann in einen Schlupfwinkel, wo er, in seinem Mantel oder in seiner Decke zusammengekauert, die lange Winternacht verschläft, bis ihn der grimmige Frost der Morgenröte aufstört. Am besten hat es der gemacht, der sich die Hinterkammer der Kajüte gemietet, die, obwohl sie nicht zu weitreichenden Bewegungen geeignet ist, doch einen Verschluß gewährt; nicht übel daran sind auch die Jungen, die sich, in Gesellschaft von Ratten und Mäusen, in dem Schiffsbauch unter dem Verdeck zwischen den Warenballen verkrochen haben. Wahrhaft beklagenswert aber ist der, welcher sich auf der schmalen Holzbank der Hauptkajüte niedergelassen hat. Bald rutscht die zusammengefaltete, weiche Unterlage mehr und mehr nach außen zu, den Körper nachziehend, der von kaum erlangtem Schlaf aufschreckt, wenn eben sein Schwerpunkt den Rand

der Bank erreicht hat. Zugleich entschlüpft die wärmere Decke, und der eisige Wind bläst durch die nie fehlenden Lücken und Spalten der halbzerbrochenen Fensterläden gerade auf seine entblößten Glieder los. Nur der eingeborene Bauer und der Berberiner oder Nubier, gleich stumpf gegen Sonnenglut und Winterfrost, ist imstande, in seinen Plüsch gewickelt, auf dem offenen Verdeck und der Plattform zu entschlummern. Zur Zeit des Vorsommers aber, wo Süd- und Westwind (Nau und Samum) herrschen, ist eine Nilfahrt bei Tag wegen der drückenden Hitze und der widrigen Winde, bei Nacht wegen des Ungeziefers und der einen fürchterlichen Spektakel ausführenden Ratten und Mäuse, eine Qual. Wer es daher irgend einrichten kann, macht seine Reise im Hochsommer zur Zeit der Nilschwelle.

43.

Audienz bei dem Negus Negesti von Abessinien.

G. Rohlfs.

Vor dem Palaste des Negus Negesti („König der Könige") in Samara angelangt, erreichten wir zunächst eine Plattform, wo eine Batterie mit Kanonen neuester Konstruktion, die man den Ägyptern abnahm, aufgestellt war. Hier empfing und begrüßte uns der Balata-Geta (Oberhofmeister oder Oberhofmarschall) und überließ uns einem zweiten höheren Hofbeamten, der uns in das mit konischem Strohdach versehene Thorgebäude führte. Hier mußten wir unsere Maultiere verlassen. Das runde Thorgebäude war angefüllt mit Beamten, Offizieren, Landleuten, welche Geschenke oder Steuern brachten oder vielleicht appellieren oder Berufung gegen ein Urteil einlegen wollten. Man mußte sich fast durchdrängen.

Alsdann ging es in einen ca. 100 Meter langen, 20 Meter breiten Vorraum, in welchem Soldaten vierreihig in möglichst gerader Linie aufgestellt waren, alle ohne Ausnahme mit Remingtongewehren, die man ebenfalls früher den Ägyptern abnahm; dennoch aber, trotz des kriegerischen Aussehens — die Leute, wie überhaupt die abessinischen Soldaten, machten doch den Eindruck, daß sie vor gut geschulten europäischen und selbst vor gut geführten ägyptischen Truppen nicht würden standhalten. Malerisch allerdings war der Anblick: die Offiziere mit schwarzen oder bunten Pardelfellen umhangen, andere mit kostbaren blau- oder rotsamtnen Schilden, beschlagen mit Silberplatten, auf welchen Goldfiligransterne saßen, dazu die Haltung der ohnedies so graziösen Abessinier — alles das machte einen überraschend schönen Eindruck. Man glaubte irgend einen Aufzug vor sich zu haben, und ein Aufzug, eine Parade war es ja auch. Langsam schritten wir durch die lebende Gasse buntge-

kleideter Soldaten, und eine zweite, größere, runde Halle empfing uns, in welcher der Kaiser bei regnerischem Wetter Recht zu sprechen pflegt. Wir mußten hier kurze Zeit Halt machen, da man abermals dem Negus unsere Ankunft anmeldete. Auch dieses Gebäude war voller Offiziere, Gouverneure, hoher Beamter, sowie niederer Diener. Aber man bekümmerte sich fast gar nicht um uns, sei es, daß man sich bereits an das Erscheinen fremder Gesandter gewöhnte oder auch wegen der Nähe des Negus eine größere Zurückhaltung beobachten zu müssen glaubte. Bloß einige Diener boten uns niedrige Schemel zum Sitzen.

Nun aber erschienen der Afa Negesti („Mund des Negus", weil er die richterlichen Entscheidungen des Kaisers den Parteien oder der Menge mitteilt), um uns zum Negus zu geleiten. Nach abermaliger Durchschreitung eines Hofraumes erstiegen wir auf einer sehr steilen, unangenehm glatten Treppe aus Basaltsteinen das große Gemach, in welchem der Kaiser fremde Gesandte zu empfangen pflegt. Dieser Raum, die vordere Abteilung eines speciell zur Wohnung des Negus bestimmten Gebäudes ist keineswegs eines Kaisers würdig, selbst nicht in Abessinien. Wie ganz anders wohnten da die Kaiser in den noch ziemlich gut erhaltenen monumentalen Schlössern Gondars! Die dunkle und finstere Wohnung des Negus in Samara glich ganz einer Casa di campagna, wie man sie in ihrer dunkeln Färbung auf den Bergen Umbriens und der Emilia sieht. Die unbehauenen, durch Mörtel verbundenen Basaltsteine haben mit dem niedrigen Dache nichts Imponierendes. Die Wohnung besteht aus zwei Abteilungen, einem vorderen und einem hinteren Zimmer; aus letzterem kann der Negus gleich in seine großen, runden Wohnhütten gelangen.

Das vordere, etwa 10 Meter lange und 8 Meter breite Gemach, in das man uns führte, war durchweg mit schönen, weichen persischen Teppichen belegt. Im Hintergrunde, gerade dem Eingang gegenüber, sah man eine Erhöhung, belegt mit blauem Samt, an welchem massiv silberne Fransen hingen, außerdem einen Angareb, d. h. ein abessinisches, hier mit schönen Teppichen, Fellen und seidenen Kissen belegtes Sofa. Der Negus saß nach türkischer Manier zwischen zwei Kissen. Neben ihm standen für uns zwei hübsche, weißlackierte und vergoldete Rokokostühle, mit Polster von geblümter, roter Seide. Einige nicht mit jenen vorhin erwähnten weißen Tüchern behangene Nischen enthielten prachtvolle Krüge, Vasen, Becher u. s. w. aus getriebenem Gold oder Silber, alles abessinische Arbeit. Sie würden jeden Sammler und Kunstkenner entzückt haben.

Der Negus war in abessinischer Tracht vollkommen in seinen Margef gehüllt, jenes prachtvolle Umschlagetuch, welches, weicher als Seide, aus feinster Baumwolle gewebt und an beiden Enden mit 40 Centimeter

breiten Seidenborten in wundervollen Farben durchflochten ist. Kopf und Gesicht staken ebenfalls, Augen und Stirn ausgenommen, in der Umhüllung. Aber durch das feine Gewebe des Margef bemerkte man sein nach kriegerischer Art geflochtenes Haar, aus welchem eine reizende Goldfiligrannadel hervorlugte.

Wir verbeugten uns tief, worauf der Negus uns näher zu sich heranwinkte, seine Hand aus der Umhüllung hervorlangte und, die meine schüttelnd, uns ein herzliches Willkommen entbot. Bei dieser Audienz waren nur zugegen der Budjurun-Lauti (Generalschatzmeister oder Finanzminister) und mein Begleiter Dr. Stecker und Ngdaschit Schimper (als Dolmetsch). Der Negus erkundigte sich nach der Gesundheit des Kaisers, des kaiserlichen Hauses, des Fürsten Bismarck und des deutschen Heeres. Als ich darauf zufriedenstellend antwortete und auf meine Frage nach der Gesundheit des Negus und seines Heeres ebenfalls gute Antwort erhielt, meinte der Negus, daß wir, von der langen Reise ermüdet, es wohl vorzögen, uns zurückzuziehen; unser Balderaba [1]) sei der Budjurun-Lauti. Von diesem geführt, verließen wir die Wohnung des Negus. Während der Audienz donnerten der Gesandtschaft zu Ehren die Kanonen.

Am folgenden Tage sollte die eigentliche feierliche Audienz, die Überreichung des kaiserlichen Schreibens, sowie die Übergabe meiner Geschenke vor sich gehen. Früh zogen wir daher unsere besten Kleider an, ließen unsere Maultiere besonders schön satteln, und um 8 Uhr morgens, von unserm Balderaba, dem Budjurun-Lauti, abgeholt, ritten wir, begleitet von einer Zahl unserer Diener, welche bewaffnet waren, während andere die Geschenke trugen, nach der kaiserlichen Residenz hinauf.

Der Negus emfing mich mit demselben Ceremoniell, wie tags zuvor, nur diesmal in Gegenwart des Etschege (zu der Zeit der oberste Geistliche Abessiniens). Von allen Abessiniern darf der Etschege allein sich in Gegenwart des Kaisers setzen, ohne specielle Erlaubnis dazu erhalten zu haben. Wie alle Geistlichen des Landes, trug er einen weißen Turban, der, um seine hohe geistliche Würde auch äußerlich in die Augen fallen zu lassen, von enormem Umfang und pyramidaler Höhe war. Sein übriger Anzug bestand in einem schwarzen, tuchenen Burnus; hochschnabelige Schuhe standen ihm zur Seite. Er saß auf dem Teppich, der den Fußboden bedeckte. In der Hand hielt er ein großes Kreuz aus massivem Golde.

Freudiges Entzücken malte sich auf dem Antlitz des Negus, als ich ihm den in einer rotsamten, geschmackvoll dekorierten Mappe ruhenden Brief des Kaisers von Deutschland überreichte. Der Herrscher Äthiopiens löste die schwarzweißrotseidene Schnur, welche die Umhüllung zusammenhielt, und jetzt, auf weißem Atlas liegend, zeigte sich seinen erstaunten

1) Jeder bedarf in Abessinien zur Vermittelung mit Höherstehenden eines Balderaba, welcher gewöhnlich der Vertraute dessen ist, mit dem man in Verbindung treten will.

Augen der auch äußerlich prachtvoll ausgestattete kaiserliche Brief. Der Umschlag von blauem Papier, wie alle die, welche von unserem erhabenen Monarchen ausgehen, enthielt in goldenen und buntgemalten Buchstaben die Adresse: „An Johannes, König der Könige von Äthiopien, Majestät.“ „Das ist ein kaiserliches Schreiben!“ rief der Negus entzückt aus, indem er den Brief hervorzog und das rote Siegel betrachtete, welches jedoch durch die fürchterliche Hitze ganz den Wappeneindruck verloren hatte. Der Negus, dies bemerkend, stellte dann sofort die Frage — Schimper dolmetschte wieder —: „Aber hat Deutschland denn kein Wappen, wie England und Frankreich?“ „Ja“, erwiderte ich, „aber die Hitze hat das Siegellack geschmolzen; indes werden Majestät in dem Briefe selbst das große Staatssiegel Deutschlands, welches das meines gnädigen Herrn ist, finden.“

Der Negus drehte den Brief hin und her, triumphierende Blicke auf seine abessinische Umgebung werfend, als wollte er sagen: „Seht ihr dies Schreiben, welches der mächtigste Monarch Europas dem mächtigsten König von Äthiopien[1]) sendet? Habt ihr nun alle begriffen, daß ich wirklich der von Gott Auserwählte bin? Giebt es überhaupt noch jemand, welcher an meiner Allmacht Zweifel erheben könnte?“ Das mochten sicher die Gedanken des abessinischen Monarchen sein: man konnte sie fast von seinem Antlitz ablesen.

Der Negus drehte den Brief noch einmal hin und her, jede Einzelheit daran schien ihn zu interessieren; dann übergab er ihn dem Etschege, damit auch dieser die kostbare Umhüllung bewundern könne. Endlich wagte ich die Frage, da das Bewundern gar kein Ende nahm: „Wollen Majestät nicht den Brief öffnen, damit ich ihn lese und Herr Ngdaschit ihn übersetze?“

Der Kaiser sah mich an, drehte noch einmal den Brief um, ja, er schien eine gewisse Angst zu empfinden. Fürchtete er irgend einen Zauber? Dann schnell zu Ngdaschit sich wendend, sagte er: „Bitte Herrn Rohlfs, das Siegel zu erbrechen und dann mir Satz für Satz den Brief vorzulesen.“ Ich nahm also das kaiserliche Schreiben wieder aus seinen Händen entgegen, zerbrach mit großer Langsamkeit, mit einer gewissen Feierlichkeit

1) Die Abessinier glauben, daß es drei Welten giebt: Äthiopien, Europien und Türkien, wenn es mir gestattet ist, das Reich der Türken so zu abessinisieren. Ferner: daß Europa ungefähr so groß wie Äthiopien sei, aber keinen Negus Negesti besitze; im Mittelalter sei das der römische Kaiser gewesen. Sie halten Rußland für das mächtigste Land und den Kaiser von Rußland für mindestens so mächtig wie den König von Tigre. England und Frankreich sind in ihren Augen ebenfalls mächtige Königreiche; die Macht des ersteren mußten sie ja fühlen, wie denn namentlich der gegenwärtige Negus die höchste Achtung vor England hat. Frankreich ist aber doch in ihren Augen gesunken, besonders hat die Gefangennahme Napoleons nicht verfehlt, den Wert des französischen Namens zu vermindern.

das Siegel und entfaltete den auf großen Quartseiten kalligraphierten Brief, welcher die eigenhändige Unterschrift unseres deutschen Kaisers enthielt.

Eben wollte ich mit dem Lesen desselben beginnen, als der Negus rief: „Verzeih, laß mich vorher den Brief sehen!“ Ich beeilte mich, das Schreiben dem Negus wieder zuzustellen. Jede Seite wurde nun genau untersucht, besonders aber das unten sich befindende große Staatssiegel gemustert. „Frankreich hat auch einen Adler im Wappen“, hob der Kaiser wieder an. — „Ja“, sagte ich, „es hatte vorübergehend dieses Wappenzeichen unter der Herrschaft der Napoleoniden.“

„Warum sind gewisse Worte im Briefe besonders schön und größer geschrieben?“ fragte dann der Negus, und dabei zeigte er auf die Worte „Wilhelm“ und auf seinen eigenen Namen „Johannes“. Ich erklärte ihm, daß der Künstler die Namen des deutschen Kaisers und des Königs der Könige von Äthiopien stets durch besondere kalligraphische Schönheiten hervorgehoben hätte. „Das ist eine große Aufmerksamkeit, welche früher auch in Abessinien Sitte war“, bemerkte er. — „Ihr Kaiser ist ein wirklicher Kaiser“, hob der Negus wieder an, „er ist Negus Negesti von Deutschland, wie ich es jetzt von Abessinien bin; denn man hat mir gesagt, daß viele Könige unter dem Kaiser von Deutschland regieren.“ — „Das ist vollkommen richtig, Majestät; alle Fürsten Deutschlands erkennen im Kaiser ihren obersten Kriegsherrn.“ „Das ist gerade wie bei uns in Abessinien“, erwiderte der Negus.

Am Schluß unserer Unterhaltung fragte ich den Negus, ob er gestatte, daß ich ihm einige Gaben überreiche. Nach erhaltener Erlaubnis hieß ich Schimper, die vor dem Gemach mit den Geschenken wartenden Diener hereinzurufen.

Zuerst brachte man das prachtvolle Solinger Schwert [1]). „Hat Ihnen;“ fragte der Negus, „der Kaiser von Deutschland diese Geschenke für mich mitgegeben?“ — „Nein, Majestät, diese Gegenstände sind alle von mir und sollten ein geringes Zeichen meiner Hochachtung sein für den Herrscher der Könige von Äthiopien.“

Sodann erschien der bei Gerson in Berlin gefertigte Schirm, eigentlich ein kleines Sonnenzelt, und erregte durch seine gediegene Pracht fast noch eine größere Wirkung, als das Schwert.

Von echtem grünen Samt, reich mit Stickereien echter Goldarabesken bedeckt und langen, echten Goldfransen ringsum behangen, war er inwendig mit dickem gelben Atlas gefüttert und hatte aufgespannt ca. 2 Meter

1) Die Geschenke, selbstverständlich aus kaiserlichen Mitteln beschafft, sollten allerdings ursprünglich dem Sultan von Wadai übergeben werden, sie wurden mir jedoch in Berlin schon 1878 mit dem Bemerk überwiesen, daß ich sie als Geschenk für einen anderen Fürsten verwenden könne, falls ich Wadai nicht erreiche.

Durchmesser. Die Stange und oben der Knauf waren echt vergoldet. Der Schirm ist in ganz Abessinien das Symbol der Fürsten, etwa wie bei uns das Scepter. In Abessinien ist heute noch der Besitz eines Schirmes sowie Zeltes aus rotem Stoff Privilegium allein des Negus.



Abessinischer Krieger.

Auch der Burnus aus violettem Samt, sowie mehrere Kleinigkeiten waren sehr willkommen.

Auf das huldvollste wurden wir endlich entlassen.

Amerika.

1.

Eine Bergbesteigung in Grönland.

J. Payer.

Das Lecken unsers Kessels hatte uns am 11. August 1870 genötigt, die bisherige Verfolgung des in unerforschter Weise nach West in das Innere Grönlands eindringenden Fjords (enger Meerbusen) aufzugeben. Nur die Besteigung eines dominierenden Aussichtspunktes konnte uns dafür Ersatz bieten, ja in gewisser Hinsicht eine noch mehrere Tag hindurch fortgesetzte Ausnutzung der Dampfkraft aufwiegen.

Unmittelbar nach dem Anlegen des Schiffes hatte ich daher mit Sengstacke einen gegen 1900 Meter hohen Berg von der Gestalt eines abgestutzten Felskegels bestiegen, um mich über die Wahl eines derartigen Aussichtspunktes vorläufig zu orientieren; nach elfstündigem Marsche waren wir wieder an Bord. Eine gegen 2200 Meter hohe Bergmasse im Südwesten schien allen Erwartungen zu entsprechen. Der Weg dahin führte über einen an 15 Kilometer langen, ein großes, breites Thal erfüllenden Gletscher[1]), dessen mächtiger Abfluß unweit unseres Schiffes in den Fjord mündete. Ich schlief einige Stunden und brach am folgenden Tage 10 Uhr morgens bei herrlichem Wetter mit Copeland und dem wackeren Ellinger zur Besteigung dieses Berges auf. Unsere Ausrüstung zu diesem Ausfluge bestand in Steigeisen, Bergstöcken und einem 60 Meter langen Seile.

Die Scenerie des Thales war einfach aber imposant: ungeheure Granitwände, zwischen welchen hindurch sich die Eiszungen kleiner Hochferner[2]) preßten, deren Abflüsse eine Reihe schöner Wasserfälle bildeten, mächtige Eisthore und eine Anzahl wilder Seraks (steile Gletscherwände), welche von den

1) Gletscher sind Eisfelder von großer Ausdehnung und beträchtlicher Dicke, welche sich langsam bergab schieben.

2) Mit Schnee und Eis bedeckte Berggipfel.

hohen Gletscherspitzen im Hintergrunde treppenartig herabhingen. Nahezu isoliert in dem kesselartigen, bei 10 Kilometer breiten Firngebiet[1]) ragte auf einer an 1250 Meter hohen Basis eine schlanke Eispyramide um weitere 950 Meter kühn in die Luft hinaus.

Anfangs hielten wir uns auf einem leidlichen, von Renntieren getretenen Steig oberhalb des linken Bachufers an den Abhängen des tags vorher erstiegenen Berges, welche von jenem unsern hohen Alpen auch eigentümlichen rauhen Grase bedeckt waren. Da und dort wucherten dichte Filze von Heidelbeergesträuch mit vereinzelten Beeren; auch Kriechweiden und Zwergbirken waren nicht selten, — letztere größer und stärker, als wir sie an irgend einem andern Orte in Grönland angetroffen hatten. Ein Schneehuhn, das im Schutt vor uns herlief, ließ sich weder durch Schüsse, noch durch Steinwürfe vertreiben. Eine Spinne dagegen verbarg sich hastig, da sie sich nicht für die Wissenschaft mißbrauchen lassen wollte.

Erst bei ungefähr 70 Meter Meereshöhe betraten wir den Gletscher. Seine Oberfläche, sowie die Abhänge der Berge waren völlig schneefrei; wir hielten uns an der Mittellinie, weil diese in der Regel der gangbarste Teil des Gletschers ist, und betraten dieselbe an einem Punkt, der dadurch interessant wurde, daß die bisher zusammenhängende Schuttdecke des Gletschers sich weiter aufwärts in vier Mittelmoränen[2]) verzweigte.

Das Eis dieses Gletschers war von reinster grünlichblauer Farbe. Zahlreiche Bäche flossen in tief eingeschnittenen Rinnsalen sprudelnd über denselben herab. Seine Neigung betrug gegen 4°, weiter aufwärts war sie bedeutender, stellenweise bis zu 20°; doch bedurften wir nirgends der Steigeisen.

Mit dem Betreten der Firnregion (3 Uhr nachmittags), welche in der arktischen (nördlichen Polar-)Zone schon bei durchschnittlich 1100 Meter und zwar, wie dies in den Alpen der Fall ist, in der Längenmitte der Achse des Gletschers ihren Anfang nimmt, begann derselbe infolge der zahlreichen, unter spitzen und selbst unter rechten Winkeln einmündenden Seitenzuflüsse spaltenreicher zu werden. Der größte Zufluß, einem von prächtigen, zackenreichen Granitwänden umschlossenen Thale entströmend, kam von Süd. Mehrere Mittelmoränen wurden durch das Übergreifen dieser Gletscherzweige geradezu verschlungen.

Dicht gedrängte Spaltenreihen zerrissen die langen Wellenformen; wir gerieten von Labyrinth zu Labyrinth und wurden zu vielen Umwegen genötigt. Manche große Kluft verhüllte die Firndecke; obgleich mit aller Vorsicht sondierend, versank ich doch wiederholt bis an die Achseln in

---

1) Firn heißt der im Hochgebirge seit Jahren angehäufte Schnee.

2) Moränen sind Schuttwälle, welche sich entweder an den Seiten oder in der Mitte der Gletscher finden und aus losgerissenen kleineren Felsstücken bestehen.

dieselbe, und klirrend wie Glasscherben fielen die abgebrochenen Eiszapfen in die oft ungeheure Tiefe. Die Anwendung des Seiles, an das wir uns banden, war unerläßlich; denn wer hinabstürzte, konnte nicht, wie bei einer europäischen Alpenpartie, von aus dem Thale geholten Leuten herausgezogen werden. Oft standen alle vereint auf einem schmalen Eisbande, umgeben von einer trügerischen Schneedecke, unter welcher ein schwarzer Abgrund tückisch lauerte. Wir mußten die Bergstöcke zu einer Art gebrechlichen Brücke zusammenlegen, um auf dem Bauche darüberzukriechen. Die hier vorherrschenden Nordwinde wehen Unmassen von Schnee gegen die Bergwände, an deren Fuß sie sich anhäufen. So geschah es, daß die Schneetiefe plötzlich von einem drittel auf anderthalb Meter zunahm, als wir uns der hohen Umwallung des Firnkessels näherten, und daß wir mit jedem Schritte bis zum halben Leibe versanken.

Mit vieler Mühe hatten wir uns etwa 100 Schritt weit, mehr schwimmend als gehend, durchgearbeitet; als jedoch die Schwierigkeiten noch immer wuchsen und wir uns überzeugten, daß wir die ersehnte Spitze kaum in weiteren zehn Stunden, vielleicht auch gar nicht zu erreichen die Aussicht hatten, so entschlossen wir uns, den Gletscher zu überqueren und eine andere, jenseits desselben gelegene massive Felsspitze zu besteigen, welche die höchste Erhebung des den Gletscher umgebenden Gebirges war und den Vorteil der Schneelosigkeit bot.

Am Fuße ihres letzten Aufbaues angelangt, gab eine kurze Rast dem sonst so kräftigen Ellinger, dem sein erster Gletschermarsch, sowie Hunger und Durst Übelkeit verursacht hatten, neue Kräfte. Indem wir die schroffen Schuttabhänge des Berges, durchbrochen von horizontalen Schichten eines in Glimmerschiefer übergehenden granatreichen Gneises emporstiegen, tranken wir aus jedem Rinnsal, um unseren brennenden Durst zu löschen. Copeland ermüdete und bat uns, ohne Rücksicht auf ihn weiter vorzudringen.

Um $8\frac{1}{2}$ Uhr, also nach zehnstündigem Marsche, erreichte ich mit Ellinger die klippenreiche Spitze. Wir befanden uns gegen 15 Kilometer im Westen des Schiffes; etwa 1 Kilometer entfernt, erblickten wir ein imposantes, an 2500 Meter hohes und außerhalb des Gletschers zu unseren Füßen gelegenes Eishorn. Eine von Copeland, nachdem er nachgekommen war, ausgeführte Barometermessung unserer Spitze, deren Wahl sich als eine sehr glückliche erwiesen hatte, ergab die Meereshöhe von nahezu 2200 Meter.

Weit über hundertmal war es mir bei meinen früheren Arbeiten in den Alpen vergönnt, von mehr als 3—4000 Meter hohen Gipfeln aus jene erhabene Pracht ihrer eisigen Hochregion bewundern zu können, welche in unserer Zeit das Ziel fast aller Reisenden und Naturfreunde



Kaiser-Franz-Josephs-Fjord und die Petermann-Spitze.

geworden ist. Doch welch ein Unterschied! In der umfassenden Fernsicht, welche sich uns nach jeder Himmelsrichtung erschloß, herrschte die Erstarrung des Todes, fast kein Zeichen von Naturleben unterbrach die rauhe Größe des Berglandes. Statt der üppigen Sohlen unserer Alpenthäler mit ihren Gehöften und Ortschaften lag hier der dunkele Wasserspiegel des Fjords 2200 Meter tief zu unseren Füßen. Unzählige Eisberge, in der Ferne glänzenden Perlen gleich, schwammen auf dessen Fläche umher, eine furchtbare Wand fiel anscheinend senkrecht in denselben ab. Von allen Bergstufen, aus jedem Thale senkten sich gigantische Gletscher in die Tiefe der gewaltigen Felsgasse, und von den hohen Eisbarrieren ihrer unteren Enden lösten sich jene prächtigen Eisberge ab, welche Ebbe, Flut und Strömung durch das sundreiche Hochland dem Ocean zuführen.

Mehr als irgend ein anderer Gegenstand fesselte eine ungeheure Eispyramide im Westen unsere Aufmerksamkeit. Um ungefähr 1600 Meter überragte dieselbe einen hohen Gebirgskamm, welcher sich im dritten Teile der Breite Grönlands in südlicher Richtung erstreckt. Diese herrliche Spitze konnte würdig nur mit dem Namen des hochverdienten Petermann, als des Urhebers der ersten deutschen Nordpol-Expedition, belegt werden.

Ein an 30 Kilometer langer Gletscher mit einer prächtigen Mittelmoräne erstreckte sich von derselben bis ans Meer herab. Sein Ende daselbst war mindestens $7\frac{1}{2}$ Kilometer breit.

Rings am Horizont strebte eine Alpenwelt mit unzähligen, das Niveau um 3000 Meter überschreitenden Gipfeln empor. Den Kaiser-Franz-Joseph-Fjord vermochte man noch gegen 75 Kilometer weit gegen Westsüdwest zu verfolgen. In dieser Ferne erkannten wir noch mehrere Arme, in die sich der Fjord zu verzweigen und deren größter nach Süd abzubiegen schien. Deutlich ließ sich durch die perspektivische Trennung der Landmassen die Fortsetzung dieser Kanäle jenseits der hohen Inselmassive erkennen. Das auffallende Verschwinden des Hochlandes in südwestlicher Richtung schien zur Annahme einer Verbindung des Kaiser-Franz-Joseph-Fjords mit dem Scoresby- und Davy-Sunde zu berechtigen.

Ich hatte auf dem Gipfel über zwei Stunden lang gezeichnet und mit dem auf einem sehr beengten Felsvorsprunge aufgestellten Theodolit[1]) gearbeitet. Um vor dem Ausgleiten sicher zu sein, hatte ich meine Schuhe ausgezogen und arbeitete in Strümpfen, obgleich dieselben vom langen Marsche im Schnee gänzlich durchnäßt waren und gefroren. Aus dieser Ursache litt ich diesmal mehr durch die Kälte, als während der schlimmsten Periode unserer Schlittenreise, ungeachtet wir 2,8° Celsius unter Null

1) Ein Instrument zum Messen von Höhen und Entfernungen.

hatten. Ellinger wurde abermals von einem Unwohlsein befallen; hungernd teilten wir die wenigen Reste des noch vorhandenen Proviantes.

Die gleichzeitig auf dem Schiffe beobachtete Temperatur von + 7° Celsius ergab die Wärmeabnahme von einem Grad für je 220 Meter Erhöhung.

Von den bis walnußgroßen Granatausscheidungen des unsere Spitze bildenden Gneises nahmen wir einige Handstücke mit; leider fiel das schönste derselben, als ich es abschlug, die Wände hinab.

Das organische Leben war auf ein langes Fasermoos, dann auf jene schwarzen und gelben Flechten beschränkt, welche auch auf den höchsten Alpenspitzen angetroffen werden.

Als wir um 11 Uhr nachts die Spitze verließen, wählten wir einen neuen, weitaus kürzeren Weg über den Grat des Berges. Nur im ersten Teile des Absteigens, zwischen wilden Felszacken und über einen an 50° geneigten Eishang, war es nicht ungefährlich. Das Herabkommen konnte nur dadurch geschehen, daß mittelst des Bergstockes notdürftige Stufen in das Eis gestoßen wurden, und daß wir uns mit Benutzung des Seils und der Hilfe, welche hervorragende Felszacken uns hier und da gewährten, einer nach dem andern, und zwar mit Vermeidung gleichzeitiger Bewegungen herabließen. Der Grat lief dann in verwitterte Abhänge aus, über welche wir mit Leichtigkeit auf den Gletscher in der Thalsohle gelangten.

Wir folgten dem Laufe eines in die Eisfläche tief eingeschnittenen Gletscherbaches, gerieten in ein Labyrinth von Eisschluchten, endlich auf die Fläche der Eiszunge, auf welcher wir rasch vorwärtskamen, und betraten um 5 Uhr morgens die abgeworfene Seitenmoräne ihres linken Ufers.

Um 7 Uhr waren wir nach 21stündiger Abwesenheit wieder zum Schiffe zurückgekehrt. Hier war schon alles zur Abfahrt und Rückkehr nach Europa bereit, und mit größtem Interesse wurden unsere Berichte von der weiteren Verzweigung des Fjords und von dem riesigen Berglande entgegengenommen.

2.

Schlittenreise in Alaska.

Fr. Whymper.

Wir wußten, daß der Anfang des Winters keine günstige Zeit zum Reisen ist. Der Schnee, der eben erst gefallen ist, hat sich noch nicht „gesetzt", wie dies später geschieht, und die Flüsse sind noch nicht auf ihrer ganzen Oberfläche zugefroren. Trotzdem beschlossen wir, keine Zeit zu verlieren, und begannen, unsere Vorbereitungen zu treffen. Diese bestanden in der Auswahl und dem Ankauf von Schlitten, Hunden, Geschirren und Pelzkleidern, wie in dem Verpacken der Vorräte von Mehl, Thee und Zucker, gedörrten Äpfeln, Schinken, Bohnen und Reis. Am 26. Oktober (1866) war alles zum Aufbruch fertig, und am andern Morgen begannen wir unsere Reise, indem wir unter den bekannten Straßen, welche von der Küste (Station Unalachleet am Norton-Sund) zum Yukon führen, die kürzeste wählten.

Die russisch-indianische Schlittenform, die wir anwendeten, ist ein ganz leichtes Bauwerk von Birkenholz. Bloß zu den Kufen nimmt man ein anderes Material, und zwar gewöhnlich Knochen, zuweilen aber auch Fichtenholz; hinten sind gewöhnlich zwei Stangen zum Lenken angebracht. Die Hunde standen nicht sehr merklich über dem durchschnittlichen Wert der schleichenden und knurrenden Indianer-Köter in Oregon und im britischen Kolumbia, und es war äußerst schwer, sie anhänglich zu machen. Es war mir stets gelungen, einen guten Hund zu meinem Freunde zu machen, und um so mehr ärgerte ich mich, daß ich bei diesen Tieren kein Glück hatte. Sie waren stark behaart und von allen Farben, jedoch vorherrschend eisengrau, sahen wie Wölfe aus, hatten kurze Beine und ungeheuer lange Schwänze. Im ganzen leisteten sie beim Ziehen unserer Schlitten gute Dienste, und wir machten manche lange Fahrt mit ihnen.

Am 27. Oktober, um 11 Uhr morgens, empfahlen wir uns unseren Freunden, von denen mehrere darauf bestanden, uns auf der gefrorenen Oberfläche des Flusses Unalachleet [1]) ein Stück Weges zu begleiten, während die übrigen uns mit einem großen, aber ziemlich unregelmäßigen Feuer aus Revolvern, Musketen und der alten ausgedienten Kanone des russischen Postens beehrten. Unsere Gesellschaft zählte neun Personen, darunter drei Indianer. Wir besaßen vier Schlitten; jeder wurde von fünf Hunden gezogen und war mit einer bunten Mischung von Büchsen, Fässern, Werkzeugen, Pelzen, wollenen Decken und Schneeschuhen wohl beladen. Jede Schlittenladung wog durchschnittlich 175 Kilogramm.

Der Tag war schön, ruhig und klar und die Temperatur im Augen-

1) Der Unalachleet mündet nördlich vom Yukon in den Norton-Sund.

blick des Aufbruchs 5° Fahrenheit (— 15° C.); doch wurde es später am Tage viel kälter. Da wir zu Fuße gingen, wurden uns die schweren Pelzkleider sehr lästig, und wir legten daher einen großen Teil derselben ab; aber ohne die Pelzstiefel der Eingeborenen ging niemand.

Der gefrorene Fluß, auf dessen Oberfläche wir den ganzen Tag fuhren, war meistenteils gut mit Schnee bedeckt An einigen Stellen hatte der Wind das Eis bloßgelegt, sodaß wir seine eigentliche Farbe wahrnehmen konnten. Zuweilen war es glasgrün und durchsichtig und ließ uns den mit Kieseln bedeckten, seichten Grund des Flusses sehen; an anderen Stellen war es dunkel, halb durchsichtig und farblos und gab dem im Schatten unter ihm fließenden Wasser den Anschein unendlicher Tiefe. An einigen Punkten, gewöhnlich zwischen Sandbänken oder an kleinen Stromschnellen,



Eskimo im Hundeschlitten.

wo das Wasser rasch dahinfloß, war der Fluß nicht vollständig gefroren. Nur wenige Meilen[1]) von der russischen Station (Unalachleet) entfernt wuchsen an den Ufern des Strandes Fichten und Birken in Menge, und wir sahen auch viel Treibholz, die Trümmer großer Bäume, die bei hohem Wasserstande an den Waldrändern unterwaschen und beim Aufbrechen des Eises von den tobenden Fluten mit weggerissen werden.

Um 4 Uhr nachmittags machten wir Halt um auszuruhen, verschafften uns mittelst einiger Stämme Treibholz ein tüchtiges Feuer auf dem Eise und erquickten uns an Thee und Schinken. Beim Lichte der Sterne brachen wir wieder auf. Um 6 Uhr konnten wir nicht weiter, da eine große Flußstrecke ganz offen war und kein Weg um sie herumzuführen

1) Eine Meile engl. = 1,6 Kilometer.

schien. Bei einem Versuche, längs der abschüssigen Ufer weiterzufahren, versanken unsere Schlitten bald im weichen Schnee, und da die Nacht sehr dunkel war und es leicht geschehen konnte, daß unsere Ladungen in den Fluß fielen, so beschlossen wir, hier zu lagern. Wir luden die Schlitten ab, spannten die Hunde aus, reinigten oben auf dem Ufer einen Platz vom Schnee und machten ein mächtiges Feuer. Dann verschafften wir uns durch Fichtenzweige, die auf die Erde gelegt wurden, ein Bett, breiteten unsere Decken darauf und legten uns dicht nebeneinander gedrängt schlafen, indem wir uns mit einem großen Hirschfell zudeckten.

Unglücklicherweise hatten wir uns hinsichtlich des Hundefutters auf das nächste Dorf verlassen. Der russische Posten, von dem wir eben Abschied genommen hatten, war wegen seiner Ukalis berühmt. Dies ist eine geringere Lachsart, die für die Hunde geräuchert wird; doch wollten wir davon nichts mitnehmen, denn unsere zurückbleibenden Gefährten brauchten alles für sich, und wir hatten gehofft, uns unterwegs versorgen zu können. Überdies waren unsere Schlitten bereits stark genug beladen; die armen Hunde mußten die Nacht durchhungern und heulten jämmerlich. Wir hatten alles Eßbare aus ihrem Bereich zu bringen und fanden dies nicht leicht, da sie Pelzkleider und alte Stiefel nicht verschmähen und ihr eigenes Geschirr mit Behagen verzehren.

Am nächsten Morgen zeigte sich, daß vier unserer Hunde aus Ärger und Hunger unseren Dienst verlassen hatten und mutmaßlich zum russischen Posten zurückgekehrt waren. Wir brachen an diesem scharfkalten Morgen bei 6° Fahrenheit (— 14½° C.) frühzeitig auf und erreichten das Dorf Igtigalik ohne besondere Schwierigkeiten.

Auf dem rechten Ufer standen einige indianische Sommerwohnungen, einfache hölzerne Schuppen, die man über der Erde erbaut und mit einer kleinen, zuweilen runden Thür und mit einem Loch im Dache für den ausströmenden Rauch versieht. Auf dem linken Ufer befanden sich einige unterirdische Häuser, die für den Winter bestimmt waren. Man gräbt einfache Löcher in die Erde, versieht sie mit einem Dache und beschüttet sie mit Erde. (Vergl. die Illustration auf Seite 172.) Zum Eingange dient immer ein roher Schuppen von Stämmen oder Brettern; innerhalb desselben befindet sich ein Loch in der Erde, der Anfang eines unterirdischen Ganges. In dieses taucht man ein und kriecht auf Händen und Füßen in das Haus. Amilka, der Eigentümer eines dieser Gebäude, stellte uns seinen halben Fußboden zur Verfügung, den wir von Schmutz und Abfällen reinigten und auf welchem wir unsere Felle ausbreiteten.

Die Häuser des Dorfes waren in dieser Jahreszeit mit Fischkörben, Fellen, Gestellen von Schneeschuhen und im Bau begriffenen Schlitten gefüllt. Der Gang, durch den man hineinkriechen mußte, war bei mildem und feuchtem Wetter nichts als eine Gosse. Feuer machte man auf dem

Fußboden mitten im „Zimmer“, und war es ausgebrannt, so wurden die Kohlen und halbverbrannten Scheite von innen durch das Rauchloch im Dache hinausgeworfen und dieses letztere mit einem Felle bedeckt. Durch dieses Verfahren hinderte man die ganze Wärme, aber auch viel Rauch und kohlensaures Gas am Entweichen. Auch die Mündung des Einganges wurde gewöhnlich mit einem Hirschfell zugedeckt, und es blieb mithin alles im Zimmer, was dort an Ausdünstungen von mehr oder weniger verdorbenen Fischen, Fleisch, alten Pelzkleidern, jungen Hunden, Schmutz und Rauch sich entwickelte. Die Hunde, die oben auf dem Dache umherliefen und sich bissen, fielen zuweilen durch das Rauchloch auf das Feuer herunter, warfen das ganze Kochgeschirr über den Haufen und vermehrten die bereits erwähnten Gerüche mit einem neuen, dem von verbranntem Haar. Ich brauche nicht zu sagen, daß sie sich immer mit großer Eile winselnd und heulend zurückzogen.

Zur Illustration der Reinlichkeit der Eingeborenen diene folgende Anekdote. Im vorigen Winter hatte ein Ingelete [1]) über Brustschmerzen geklagt und Herrn Frederick Smith, ein Mitglied unserer Expedition, um ärztliche Hilfe gebeten. Es wurde ihm ein kräftiges Zugpflaster verschrieben, aufgelegt und die ganze Nacht auf der schmerzenden Stelle gelassen. Man erwartete, am nächsten Morgen seine Brust als eine einzige große Blase zu finden; aber die einzige Wirkung der spanischen Fliege war die, daß die Haut da, wo sie gelegen hatte, rein geworden war.

Die kleinen Kinder sind plump und heiter, saugen an einem Stück Eis, als wenn es Gerstenzucker wäre, und sind mit dem Gebrauche des Taschentuches ziemlich unbekannt. Wenn ein Junge fiel und sich eine Beule oder Schramme holte, so sammelten sich die Frauen rings um ihn, fochten mit den Händen und erhoben ein furchtbares Geschrei. Ein kleiner Indianerknabe wurde durch ein Messer verwundet und bat uns um Hilfe. Wir legten ein breites Stück Heftpflaster auf die Wunde und sagten dem Jungen, daß er weder weinen, noch essen oder sprechen dürfe, weil er sonst den Zauber zerstöre, der ihn heilen werde. Der kleine Kerl gehorchte aufs Wort, sprach nicht eine Silbe und hungerte sich eine Woche lang halb zu Tode, so daß sein Schnitt, der nicht gestört wurde, bald ausheilte und uns in Ruf brachte.

Die Männer wie die Frauen rauchen, die letzteren übrigens bloß gelegentlich. Viele verschlingen den Rauch, und ihre Pfeifenköpfe fassen nicht mehr als eine Prise Tabak. Sie schnupfen auch und bereiten sich ihren Tabak selbst, indem sie die russischen Blätter in einem hölzernen Mörser zerstoßen. Dieser ist eine einfache runde Schale, die man aus einem Stück Holz roh geschnitten hat und in der linken Hand hält, während

1) Ingeleten nennt Whymper die Ingaliks, einen Indianerstamm an untern Laufe des Yukon.

die rechte einen derben, runden Stock führt, dessen Spitze mit einem Steine beschwert ist. Sie haben kleine, eiförmige Schnupftabaksdosen von Holz oder Knochen und ziehen den gepulverten Tabak mit einer dünnen, hölzernen Röhre in die Nasenlöcher ein.

Ehe wir dieses Dorf verließen, kaufte ich für 5 Dollar (etwa 21 Mark) und ein Beil ein kleines Boot von Fellen, das ich später auf dem Yukon[1]) benutzte und mit dem ich auf dem Flusse 1200 Meilen weit fuhr.

Am 3. November brachen wir mit vier Schlitten auf. Unser Ziel war das Dorf Ulukuk, das fünfzehn Meilen entfernt liegt. Auf unserem Marsche stießen wir auf mancherlei Schwierigkeiten. Bald versanken wir mit unseren Hunden und den Schlitten in dem weichen Schnee, bald glitten wir beim Überschreiten kleiner, nicht ganz zugefrorener Flüsse bis an die Brust in das kalte Wasser; in den Wäldern, durch welche unsere Straße zum Teil führte, rannten unsere Hunde mit den Schlitten häufig gegen Bäume und Stümpfe an und saßen dann fest, bis wir sie wieder losmachten. Spät am Abend erreichten wir den Ulukuk-Fluß[2]), der noch offen war. Es kamen in ihm viele Stromschnellen vor, und in seiner Nähe befinden sich heiße Quellen, so daß dieser Strom selten ganz zufriert. Die Ingeleten haben diesen Umstand benutzt und ihre Hauptdörfer nahe bei ihm erbaut. Das Dorf Ulukuk ist hinsichtlich der Lachse, Lachsforellen, Schneehühner und Hirsche das Paradies dieser Gegend.

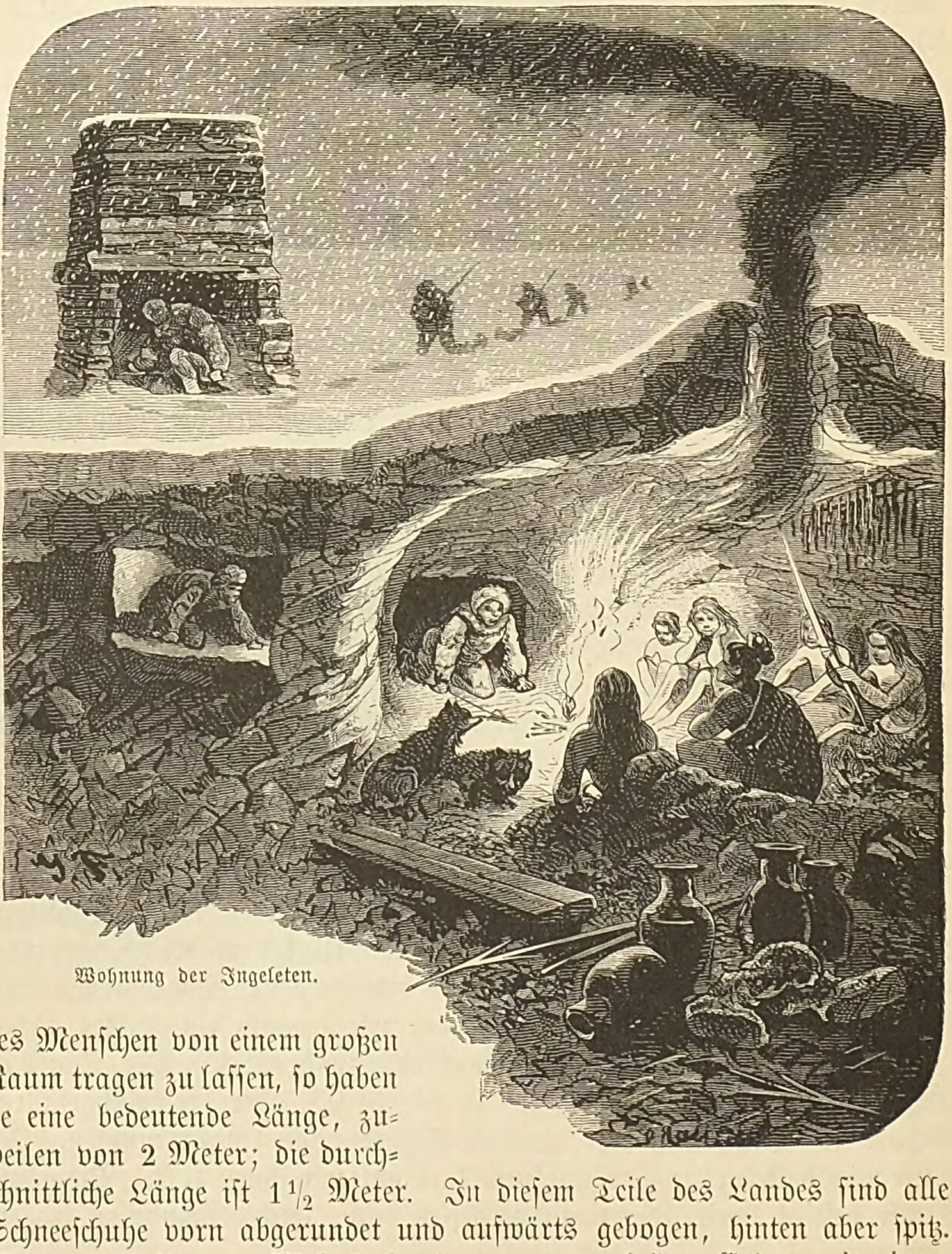
Am 4. November erhob sich ein schrecklicher Schneesturm aus Nordost. Wir saßen glücklicherweise wohlgeborgen in einem „Zimmer“ unter der Erde und verhandelten unsere Schätze an die Eingeborenen gegen getrocknete Fische für unsere Hunde. Bei diesem Tauschhandel machten wir die Beobachtung, daß die Indianer irgend welchen nützlichen Dingen vor bloßen Putzsachen den Vorzug geben.

Am 5. November morgens leistete uns unser Kahn von Fellen, den wir auf einem Schlitten mit uns führten, beim Übergang über den Ulukuk vortreffliche Dienste. Wir schafften mittelst desselben unsere Schlitten, Hunde und Wagen auf das andere Ufer. In Ulukuk machte ich den ersten Versuch mit meinen Schneeschuhen und erheiterte die Eingeborenen sehr, die sich nicht genug wundern konnten, wie jemand ein langes Leben habe hinbringen können, ohne Schneeschuhe zu benutzen. Der Tag war angenehm, die Temperatur + 23° F. (— 5° C.), aber der frischgefallene Schnee so weich, daß wir sämtlich Schneeschuhe tragen mußten. Ich hatte mich bald an sie gewöhnt und kam gut mit ihnen fort. Die ganze Kunst besteht darin, daß man vergessen muß, solche Schuhe zu tragen,

1) Der Yukon oder Kwichpak ist der bedeutendste Fluß Alaskas. Seine Quellen liegen im nordwestl. Kanada; er mündet in den Norton-Sund im Berings-Meere Vergl. auch S. 174.

2) Nebenfluß des Unalachleet. Siehe S. 167.

und genau so zu gehen hat, wie man sonst geht. Dann bewegt sich der Schneeschuh mit dem Fuße vorwärts, wird aber nicht viel über den Schnee gehoben. Die Schnüre sind so eingerichtet, daß die Fußspitze festsitzt, während der übrige Fuß sich auf die gewöhnliche Weise hebt und senkt. Da der ganze Zweck der Schneeschuhe darin besteht, das Gewicht



Wohnung der Ingeleten.

des Menschen von einem großen Raum tragen zu lassen, so haben sie eine bedeutende Länge, zuweilen von 2 Meter; die durchschnittliche Länge ist $1\frac{1}{2}$ Meter. In diesem Teile des Landes sind alle Schneeschuhe vorn abgerundet und aufwärts gebogen, hinten aber spitz. Man macht sie von Birkenholz, das man an beiden Enden mit einem feinen Geflecht von Därmen bedeckt; die Schlingen für den Fuß sind Streifen Haut. Der Unterschied, ob man solche Schuhe trägt oder nicht, ist einfach der: ohne Schneeschuhe sinkt man etwa ein Meter, mit ihnen

bloß einige Zoll tief ein. Bei manchem Wetter setzt sich aber viel Schnee und Eis an sie an, und dann muß man bei jedem Heben des Fußes eine Nebenlast von 5—7 Kilogramm mitheben. In solchen Fällen muß man die Schuhe fortwährend schütteln oder auf andere Weise reinigen.

Wir wanderten gegen Nordosten und folgten ziemlich genau dem Fuße der Ulukuk-Gebirge, die bei einer Höhe von etwa 1000 Meter sich hundert Meilen weit von Norden gegen Süden erstrecken. Einer ihrer Vorberge, der Versola Sofka, hat eine sehr anmutige runde Form.

Von Zeit zu Zeit machten wir Halt, um uns durch einen Trunk eiskalten Wassers zu erquicken. So oft ich ein Loch ins Eis machte, bemerkte ich, daß unser Indianer es stets mit lockerem Schnee füllte, ehe er sich auf Hände und Kniee niederließ, um zu trinken. Er that dies, um das Wasser zu filtrieren und um nicht gewisse kleine, rote Würmer, die in ihm leben sollen, mit in den Mund zu bekommen.

Um 4 Uhr nachmittags erreichten wir den Fuß des Versola-Sofka-Berges, wo wir einen breiten, gefrorenen Fluß fanden. Wir lagerten dicht neben ihm und machten uns von duftenden Fichtenbüschen ein prächtiges Feuer und ein Bett. Ein Schirm von Segeltuch, den wir hinter unserem Lager an Bäumen und an unseren in den Schnee gesteckten Schneeschuhen befestigten, schützte uns gegen den einzigen Feind, den wir zu fürchten hatten — den Wind. Nachdem wir unser Lager eingerichtet, die Schlitten soweit als nötig abgeladen und unsere Hunde gefüttert hatten, entledigten wir uns unserer Pelzsocken und Fellstiefel und hingen sie in mäßiger Entfernung vom Feuer zum Trocknen auf. Inzwischen griff unser Indianer zu den Töpfen, schlug ein Loch ins Eis und holte Wasser für den Thee. Einer von uns schnitt den Schinken in Scheiben, ein anderer gab ein Stück Schiffszwieback heraus, ein dritter dämpfte Hirschfleisch oder ein frisches Schneehuhn. Bald war unser Mahl vorüber und auch die Pfeife, die alle liebten, hielt nicht lange vor. Wir wickelten uns in unsere Decken und Pelze ein und schliefen, mit den Sternen über uns, binnen wenigen Minuten ein. Als wir am Morgen aufwachten, entdeckten wir, daß unser Hauch an unseren Bärten und sonstigen haarigen Anhängseln zu Eismassen gefroren war. Dies wurde uns so unangenehm, daß manche unserer Leute sich den ganzen Winter hindurch glatt rasierten. Ein Kaufmann, den ich im Sommer vorher in Petropawlowsk[1]) traf, wäre einmal von dem Eise, das sich auf diese Weise an seinem starken Barte gebildet hatte, fast erstickt worden, indem dasselbe ihm die Mundöffnung und die Nasenlöcher verstopfte. Wir mußten immer erst das zusammengefrorene Eis aus unserem Gesicht entfernen, ehe wir unsere

1) Stadt im südlichen Teile der Ostküste von Kamtschatka.

notdürftige Toilette machen konnten. Sie beschränkte sich darauf, daß wir eine Handvoll Schnee nahmen und uns das Gesicht damit abrieben. Die Operation erfrischt merkwürdig.

Nach einer zweitägigen, mühevollen Reise, die uns im ganzen nur 28 Meilen weiter förderte, und während welcher wir von Wind und Schnee viel zu leiden hatten, brachen wir am Morgen des 9. November früh auf und wanderten in nördlicher Richtung weiter. Gegen Mittag nahmen wir von einer Höhe aus einen schwachen blauen Streifen über den Bäumen wahr. Mit beschleunigten Schritten gingen wir gegen ihn hin weiter, traten bei Sonnenuntergang aus den Wäldern heraus und sahen vor uns den mächtigen Yukon.

Meine erste Bekanntschaft mit dem Yukon machte ich, indem ich, behaglich auf meinen Schneeschuhen sitzend, in Gemeinschaft mit meinen Gefährten mit der Schnelligkeit eines dahinrasenden Renners das Ufer hinuntersauste. An solchen Schneebänken ereignet es sich gewöhnlich, daß der Schlitten schneller hinunterschießt, als die Hunde, die sich dann in ihr Geschirr verwickeln und niedergerissen und in den Schnee gedrückt werden. Bei solchen Gelegenheiten laufen sie häufig davon. Der Fuhrmann wirft sich dann wohl nieder und hängt sich an den Schlitten, um als Hemmschuh zu wirken.

Der ganze Yukon war in einen Wintermantel eingehüllt. Kaum ein Fleckchen offenen Eises ließ sich sehen; an vielen Stellen waren große Haufen von Eisblöcken auf die Oberfläche gedrängt worden. Dies war vor dem völligen Zufrieren des Flusses geschehen, und noch jetzt gab es offenes Wasser, welches in einzelnen isolierten Streifen rasch dahinfloß. Von Ufer zu Ufer war nicht weniger als eine Meile, und in jeder Richtung lagen Inseln. Denkt sich der Leser einen Fluß von 2000 Meilen Länge bei einer Breite von einer bis fünf Meilen, von der Quelle bis zur Mündung als eine unter Schnee liegende Eismasse, so hat er ein Bild vom Yukon im Winter. Ich war darauf gefaßt, einen breiten Strom zu sehen, hatte aber von dem wirklichen Schauspiel, das ich erlebte, keine Ahnung gehabt. Keine Feder und kein Pinsel vermag von der furchtbaren Größe, der ungeheuren Monotonie, dem unermeßlichen Raum, der sich vor mir ausbreitete, eine Vorstellung zu geben.

3.

Volksfest bei den Eskimos.

Jacobson.

Selten mag es sich ereignen, daß in einer der nördlichen Ortschaften von Alaska sich, wie in Ignittok, die große Anzahl von zweihundert Eskimos vereint findet, um eine volle Woche lang und darüber ihre eigentümlichen Schmausereien und Festlichkeiten abzuhalten. Schon allein die Ernährungsfrage so vieler Personen spielt hierbei eine Rolle, ferner aber auch die Frage des Unterkommens und Schlafens, so bescheiden auch in Bezug auf den letzten Punkt die Ansprüche jener Leute sind.

Wir wurden sofort bei unserer Ankunft eingeladen, am Feste teilzunehmen. Ich muß gestehen, daß ich erstaunt war, als ich in das Festhaus, das sogenannte Kassigit, trat. Rings an den Wänden waren, wie in einem Amphitheater, drei Reihen übereinander befindlicher Plätze angebracht, wobei vermöge der eigentümlichen Bauart der Eskimohäuser alle vier Seiten des Innenraumes ausgenutzt werden konnten. Bekanntlich befindet sich der einzige Eingang dieser Festhäuser etwa in der Mitte des Hauses und besteht aus einem kleinen, runden Loch, welches nur so groß ist, daß von unten herauf ein Mann darin aufsteigen kann. Auf die untersten Platzreihen an den Wänden hatten sich die Eskimoweiber hingestellt, der mittlere Ring wurde von den erwachsenen Männern eingenommen und daselbst die Ehrengäste, unter anderen mein amerikanischer Goldsucher und ich selbst, placiert. Auf der Galerie über uns saß die zahlreiche, muntere, lebhaft schwatzende Kinderschar, die jungen Mädchen und Knaben. Die Tänze fanden in dem viereckigen Mittelraum des Hauses, rings um die Eingangsöffnung, statt.

Die Trommel bestand aus einem großen, schmalen Holzreifen, der tamburinartig mit durchscheinendem Fell überspannt war; sie hatte einen Handgriff und wurde in der Art benutzt, daß mit dem Trommelstock nicht auf das Fell, sondern auf den Rand geklopft wurde. An diesem Tage begann das Fest mit einem einleitenden Gesange. Alsdann traten die Tänzer, eine Anzahl erwachsener Eskimos, in den leeren Mittelraum und begannen sich vor den Augen sämtlicher Zuschauer und Zuschauerinnen zu kostümieren, indem sie ihre Pelzkleidung ablegten und dafür Kleidungsstücke, die aus weißem Kaliko [1]) bestanden, anzogen. Da bei den Eskimos jene eigentümlichen Tanzrasseln, mit welchen die Indianer der Nordwestküste Amerikas bei ihren Festen den Takt der Gesänge und

---

1) Ein ursprünglich aus Kalkutta stammender Baumwollenstoff.

Tänze begleiten, nicht gebräuchlich sind, so ersetzen diese Leute dieselben in sinnreicher Weise durch lange Handschuhe, welche aus Fischhaut angefertigt sind und bis zur Schulter hinaufreichen. Diese Tanzhandschuhe sind mit zahlreichen roten Schnäbeln des Papageientauchers verziert, welche beim Gestikulieren des Tänzers ein rasselndes Geräusch erzeugen. Diese Handschuhe werden nicht zugeknöpft, sondern durch ein gemeinsames Schulterband gehalten.

Einige der Tänzer trugen einen Kopfring mit einer oder zwei Adlerfedern, ein besonders hervorragender Tänzer hatte sogar einen ganzen Adlerschwanz an seinem Kopfring derartig befestigt, daß die Dekoration von der Stirn des Eskimos an aufwärts ragte. Als Ballfächer dienten Adlerflügel, welche während der Pausen von den Tänzern mit großer Lebhaftigkeit bewegt wurden, während sie beim Tanzen selbst auf der Brust der Leute ruhten.

Auch eine Anzahl Frauen beteiligte sich am Tanze. Diese Schönen Alaskas legten als Tanzkostüm baumwollene, vorn geschlossene Kapuzenhemden an und trugen in jeder Hand eine an einem Holzstiel befestigte Adlerfeder, die sie, wie nach dem Kommando: „Gewehr an!“ zwischen Daumen und Zeigefinger trugen, oder auch gelegentlich durch die Luft schwangen.

Das Fest war keine jener gewöhnlichen Feierlichkeiten, welche sich häufig wiederholen, sondern es hatte eine seltene und wichtige Veranlassung. Es fand zu Ehren einer Anzahl von Verstorbenen statt und legte den Hinterbliebenen die Verpflichtung auf, an diejenigen, welche die Gräber dieser Toten bis dahin in Ordnung gehalten und gepflegt hatten, ihr Hab und Gut zu verschenken. Nachdem sich die Geheimnisse der Garderobenkünste vor den Augen des versammelten Volkes entwickelt hatten, gab der Trommelschläger ein Zeichen, worauf ein Gesang zu Ehren der Toten angestimmt wurde. Es wurden in diesem Gesange die Heldenthaten der Verstorbenen gepriesen und der Reihe nach aufgezählt, in ähnlicher Weise, wie ich dieses auf den Indianerfesten in Britisch-Kolumbia gehört hatte. Nach dem Takte des Gesanges und begleitenden Trommelschlages begannen nun die Männer mit den Armen und Beinen zu manövrieren, indem sie den Boden stampften und die Arme in Fechterposition wechselseitig ausstreckten. Die Frauen blieben beim Tanzen fast auf derselben Stelle stehen, indem sie unablässig eine halbe Kniebeuge ausführten und mit den wagerecht gehaltenen Händen, in denen sie die Adlerfedern trugen, zitternde Bewegungen ausführten.

Nach drei Tänzen und begleitenden Gesängen trat eine Pause ein, welche mit einer Festmahlzeit ausgefüllt wurde. Die holde Weiblichkeit übernahm hierbei das Amt der Bedienung bei Tafel. Es wurden hölzerne Schüsseln hereingebracht, welche vollgepackt waren mit getrocknetem Lachs, schwarzen und roten Beeren, Lachsrogen u. a. m. Wie immer bei

solchen Festen, herrschte in dem Hause eine ungeheure Hitze und ein in Anbetracht der Ausdünstung so vieler pelzbekleideter Menschen erklärlicher entsetzlicher Mangel an Wohlgeruch der Atmosphäre. Während das Essen hereingebracht wurde, ergaben sich die meisten Festgenossen einem ganz eigentümlich originellen Privatvergnügen, indem sie die Pelzbekleidung ihres Oberkörpers ablegten und — ich kann es nicht delikater ausdrücken — der Niederjagd oblagen. Man mußte es wohl merken, daß man sich auf einem echten Eskimofeste befand; denn es fehlte auch nicht an anderen unsere Sinne aufs höchste beleidigenden Vorkommnissen, die von dem naiven Reinlichkeitsgefühl jener Leute Zeugnis ablegten. Wie so häufig, litt auch in dieser Versammlung der größte Teil der Eingeborenen an starkem Husten, und da nun selbstverständlich niemand ein Taschentuch besaß und die dicht gedrängte Menge kaum Platz fand, um auf den Erdboden zu speien, so bediente man sich der Wände als Spucknäpfe. Die aufgetragenen Speisen wurden nicht ohne weiteres in Angriff genommen, sondern, bevor man sie berührte, wurden kleine Stückchen davon gewissermaßen als Opfer zu Boden geworfen, wobei sich die Lippen der Eskimos wie im leisen Gebet bewegten.

Die Erleuchtung des Kassigit wurde durch etwa zehn Lampen hergestellt, welche auf hohen, hölzernen Pfosten standen. Diese Lampen bestanden größtenteils aus unbrauchbar gewordenen alten, eisernen Bratpfannen, deren Stiele abgebrochen waren; einige Lampen waren auch aus Thon gearbeitet und stammten wohl noch aus jener Zeit her, bevor die Amerikaner und Russen nach Alaska kamen und die Eingeborenen mit ihren Tauschartikeln versahen.

Nach Beendigung des Essens wurde das Oberlichtfenster in der Mitte des Daches herausgenommen, und es begann ein Schauspiel ganz eigener Art, indem nunmehr der große Akt des Verteilens der Geschenke sich abspielte. Man würde die Menge der Gegenstände kaum durch das gewöhnliche Einsteigeloch in der Mitte des Fußbodens haben hereinbringen können und versuchte dieses auch gar nicht, sondern wählte den Weg durch das Oberlichtfenster. Es bot eine hübsche Augenweide dar, als eine lange Leine von oben durch die Fensteröffnung hinabgelassen wurde, welche die Eskimos langsam herunterzogen. An dieser Leine befand sich alle paar Fuß einer der als Geschenke zu verteilenden Gegenstände. Da die dortigen Eskimos nicht nach dem dekadischen Zahlensystem, sondern nach der Anzahl ihrer Finger und Zehen rechnen, so entspricht die höhere Zahleneinheit der Zwanzig. Die Geschenke waren deshalb auch immer in Gruppen zu 20 angeordnet. Während diese Gegenstände langsam herabgezogen wurden und bald den Innenraum des Festhauses mit ihrer stattlichen Menge anfüllten, wurde ein gemeinsamer Gesang vorgetragen. Der Inhalt des letzteren besagte, daß nunmehr das Eigentum der Ver-

storbenen verteilt würde, und daß alle Anwesenden eingeladen seien, ihren Teil von der Erbschaft zu empfangen. Hierbei wurde der Verstorbene außerordentlich gelobt, indem darauf hingewiesen wurde, daß er ein großes Vermögen hinterlassen habe.

Unter den zur Verteilung gelangenden Gegenständen befanden sich Stoffe zu Kleidern, Seehundsfelle, fertige Kleidungsstücke, wie Regenmäntel, Unterhosen, Handschuhe, Stiefel, ferner Messer, Harpunen, Bogen und Pfeile, Tabaksdosen, Nähtaschen, Seehundsblasen u. s. w.

Es dauerte einige Stunden, bevor die Sachen hinabgelassen waren, und es nahm fast die ganze Nacht in Anspruch, bevor alles an die Teilnehmer des Festes verteilt worden war. Es war wohl niemand in der Versammlung, der nicht ein Geschenk erhielt; auch ich bekam eine Kamelika (Regenmantel), ein Paar Stiefel, eine Nähtasche aus Walroßkehle, eine Blase und ein Seehundsfell. Leider wurden mir diese Gegenstände späterhin in der Golowninbay (im Norden des Norton-Sundes) sämtlich gestohlen. Es war fast Morgen geworden, als ich ein Quartier aufsuchte, um wenigstens eine oder zwei Stunden lang zu schlafen. Da die wenigen Häuser in Igniktok von Eskimos überfüllt waren, so war es nicht leicht, ein Unterkommen zu finden; es half mir indessen die stets gegen die weißen Leute an den Tag gelegte Bereitwilligkeit und das Entgegenkommen über diese Schwierigkeit hinweg.

Bereits in den ersten Vormittagsstunden begab ich mich wieder ins Kassigit, woselbst die Festlichkeit wieder ihren Anfang genommen hatte. Man muß gestehen, daß die Eskimos, welche schon fast vollzählig wieder versammelt waren, es verstanden, die Festtage bis aufs äußerste auszunutzen. Der heutige Tag war ausschließlich den kulinarischen Genüssen gewidmet; ich bekam dabei einen Beweis von der ungeheuren Quantität Speise und Trank, welche ein Eskimo bei solchen Gelegenheiten zu sich zu nehmen vermag. Kolossale Mengen von getrockneten Lachsen, von schwarzen Beeren, Blaubeeren und Multebeeren[1]), sowie große Mengen von Seehundsspeck wurden herangeschafft; dazu kamen abgezogene Seehundsfelle, welche ganz mit Fischthran gefüllt waren. Die Mahlzeit dauerte ununterbrochen eine Reihe von Stunden, und namentlich imponierten mir dabei als tüchtige Esser meine eigenen Leute, welche auf unserer Herreise oben im Gebirge so sehr hatten hungern müssen. Man schnitt den rohen Seehundsspeck in Streifen, steckte diese in den Mund, so weit es ging, und schnitt sie mit einem der breiten steinernen Eskimomesser dicht am Munde ab. Ich kann übrigens aus eigener und dazu langjähriger Erfahrung versichern, daß roher Seehundsspeck, besonders wenn er etwa 14 Tage in Salz gelegen hat, ganz vorzüglich schmeckt; wenigstens habe ich ihn in meiner Heimat, in der

1) Eine Brombeerenart, Rubus Chamaemorus.

Nähe des Nordkaps, während meiner Kinderjahre viel gegessen. Jeder, der sich an eins unserer vier- bis fünfstündigen modernen Festessen erinnert, wird wissen, daß die Festtafel gegen Ende des Mahles selbst in unsern civilisierten Gegenden nicht immer den schönsten Anblick gewährt. Man denke nun aber, wie es bei den Eskimos aussah, wo nicht ein Heer von hilfsbereiten Dienern die Spuren der einzelnen Gänge beseitigte. Es dauerte gar nicht lange, so schwamm alles in Fischthran, und der Fußboden, die Holzpfeiler, die Sitzplätze, die Wände, sämtliches Speisegeschirr, sowie die Gesichter des starken und schwachen Geschlechts glänzten so prächtig von Fett, als wären sie soeben erst vermittelst eines Maurerpinsels mit Fischthran angestrichen worden.

Wie bei den Indianern der Nordwestküste Amerikas die Speisen in überreicher Fülle aufgetragen werden, so geschah es auch hier, und wie jene die Überreste der Mahlzeit mit nach Hause nahmen, so thaten dies auch die Eskimos. Ganze Schüsseln voll Eßwaren und Seehundsfelle voll Thran wurden aus dem Kassigit geschleppt; als dann alles weggetragen war und der Raum sich geleert hatte, wurde von den Festgebern eine Art oberflächlicher Reinigung des Innern vorgenommen, worüber es Abend wurde. Die Gastgeber selbst gehörten, wie ich erfuhr, fünf verschiedenen Familien an, welche sich zu diesem Feste vereinigt hatten, um gemeinsam das Andenken ihrer Verstorbenen zu feiern. Im Namen jeder Familie fungierte ein Mitglied derselben als Repräsentant beim Feste. Während das Kassigit gereinigt wurde, ging mit diesen fünf Familien-Repräsentanten eine merkwürdige Veränderung vor, indem sie sich nämlich, als ein äußeres Zeichen dafür, daß sie alles zu Ehren des Verstorbenen verschenkt hatten, sämtliche Haare vollständig abschoren. Alsdann begannen diese fünf Vertreter, welche aus zwei Männern, zwei Frauen und einem Jungen bestanden, sich dem herrschenden Gebrauch gemäß zuletzt auch noch des einzigen Besitztums, ihrer Kleidung, zu entledigen und warfen dieselbe aus dem Kassigit hinaus. Nunmehr konnten sie mit Fug und Recht behaupten, daß sie absolut gar nichts mehr besäßen. Diese bis aufs äußerste getriebene Entsagung wurde sofort belohnt, indem von unsichtbarer Hand Kleidungsstücke geflogen kamen, welche die fünf Personen sofort anzogen.

Als auf diese Weise die Angelegenheiten der Toten erledigt waren, widmete man sich in einem Schlußakt der Feierlichkeiten den Lebendigen. Es wurde unmittelbar darauf ein großes Freuden- und Tanzfest abgehalten, zu dem alle bisherigen Teilnehmer eingeladen wurden. Dieselben erschienen ganz neu gekleidet, und es nahmen die fröhlichen Gesänge mit Trommelschlag und Tanz ihren Anfang. Die Männer, welche sich am Tanze beteiligten, waren an ihrem Oberkörper unbekleidet, die Frauen hingegen trugen ihre gewöhnlichen Kleidungsstücke. In den Tänzen

selbst bemerkte ich keine Abweichung gegen früher; es war dasselbe Stampfen der Männer und dieselbe Kniebeugung der Frauen, wie ich es schon am Tage vorher gesehen hatte. Während des Tanzes fiel einer der Männer zu Boden, worauf er sich schleunigst aufraffte und das Kassigit verließ; es erinnerte mich dies, sowie einige andere Züge auf diesem Eskimofeste, an Einzelheiten der großen Tanzfeste, welche ich in Britisch-Kolumbia kennen gelernt hatte. So soll früher bei den Quakull-Indianern der Gebrauch geherrscht haben, daß jemand, welcher beim Tanzen hinfiel, sofort von den andern getötet wurde, falls es ihm nicht gelang, sich durch rasche Flucht zu retten. Es war bereits 1 Uhr nachts, als auch das Tanzfest in Igniktok sein Ende erreichte.

4.

Kriegszug der Indianer auf Vancouver.

Jacobsen.

Die Indianer auf der Westseite Vancouvers[1]) sind nicht nur gegen Fremde, sondern auch unter sich außerordentlich grausam, wovon die Berichte über frühere Kriege der einzelnen Dörfer untereinander Zeugnis ablegen. Ich will hier die mir von vielen Seiten bestätigte Erzählung eines solchen Kriegszuges nach Sproats Schilderung mitteilen, in welcher der Häuptling Setta Canim von Klayoquaht eine große Rolle spielt.

Vor längerer Zeit, als dieser eroberungslustige und grausame Mann seinem unbesiegbaren Drange, den Ruhm seines Heimatsdorfes auf dem Kriegspfade zu vermehren, Ausdruck geben wollte, bot sich ihm in der zwischen seinen Klayoquahts und den nördlicher wohnenden Kayokahts gerade herrschenden feindseligen Stimmung hierzu eine geeignete Veranlassung dar. Monatelang schürte der schlaue und boshafte Häuptling bei jeder Gelegenheit das Feuer der Zwietracht und hielt Reden gegen die Kayokahts. Aber sein Stamm gab zu bedenken, daß die Gegner sehr zahlreich und mutig seien, und daß eine Besiegung derselben außerordentlich schwierig sein würde. Nach sehr langen Debatten kam man zu dem Beschluß, daß man den Krieg unternehmen würde, wenn es gelänge, die Bewohner von Muschlaht und Noaht, deren Gebiet zwischen beiden feindlichen Parteien liegt, zu Bundesgenossen zu gewinnen. Man schickte also zunächst ein Kanoe mit den tüchtigsten Rednern des Stammes in diese Dörfer, um die dortigen Indianer für sich zu gewinnen. Dieses gelang in überraschend günstiger Weise, und die drei verbündeten Dörfer beschlossen, die Kayokahts durch einen Kriegszug zu vernichten.

Nachdem dieser Beschluß gefaßt war, entstand eine große Aufregung

1) Eine Insel an der Westküste Nord-Amerikas unter 50° n. Br., 33600 qkm groß.

im Dorfe Klayoquaht; denn jedermann rüstete sich zum Kampfe. Die Vorbereitungen zum Kriege wurden sehr eifrig betrieben, die Kriegskanoes in Stand gesetzt, Kriegspaddeln (Ruder) mit langen, spitzen Stacheln angefertigt und alles in besten Zustand gebracht, die Mannschaften der einzelnen Kanoes bestimmt und die Befehlshaberstellen verteilt. Als alles fertig war, brachen eines Morgens 22 große Kanoes, jedes mit 10 bis 15 Klayoquahtkriegern bemannt, auf. Alle diese Leute waren nach Indianerart im Gesicht schwarz bemalt und verließen ihre Heimat unter dem lauten Gesange ihrer am Ufer stehenden Weiber, welche die Davonziehenden beschworen, die Ehre des Stammes aufrecht zu erhalten und nach Vernichtung der Feinde als Sieger heimzukehren.

Mit lautem Jubel ging die Fahrt unter Anführung Setta Canims nordwärts die Küste entlang, bis man gegen Abend Hesquiaht erreichte, woselbst geankert und gelandet wurde. Setta Canim benutzte natürlich diese Gelegenheit, um, unterstützt durch seine große Kriegsmacht, seine Beredsamkeit auf die Hesquiahts einwirken zu lassen und sie zu Bundesgenossen zu gewinnen. Während dieser Nacht schliefen die Klayoquahts in ihren Kanoes, und am anderen Tage ging der Kriegszug weiter, bis man gegen Abend Friendly Cove erreichte, woselbst die Bewohner von Moaht bereits warteten.

Es wird berichtet, daß der Kriegszug unter dem lauten Gesang aller Krieger, welche ihre Schlachtgesänge vortrugen, sowie unter dem weithin schallenden Ton der Kriegstrommel bis dicht ans Land fuhr, und daß Setta Canim hierselbst, hochaufgerichtet in seinem Kanoe, nur mit einer roten Decke bekleidet, das Haar nach Kriegsweise in einen großen Knoten oben auf dem Kopfe zusammengebunden tragend, eine jener feurigen Reden hielt, mit denen er, ein geborener Redner, seine Stammesgenossen hinzureißen wußte. In der rechten Hand, mit welcher er gestikulierte, hielt er bei dieser Gelegenheit ein altes Dolchmesser. Er verstand es, wie kein anderer, seine Zuhörer davon zu überzeugen, daß der Krieg, welchen sie vorhatten, wirklich notwendig sei.

Nachdem er eine halbe Stunde lang geredet, wurde von den am Ufer stehenden Moahts eine kurze Gegenrede und Begrüßung des großen Häuptlings und seiner Krieger geleistet, worauf alle ans Land stiegen. Es begann ein großes Festmahl, bei welchem die Moahts die Wirte machten und alles in äußerst feierlicher Weise herging. Nach dem Essen nahmen die Reden und Beratungen ihren Anfang. Jeder Häuptling gab seine Ansicht kund, wie man am besten den Feind angreifen könne, und zuletzt versammelten sich alle auf dem flachen, sandigen Strand, auf dem in rohen Zügen eine Karte des Hauptdorfes der Kayokahts gezeichnet ward. Der Anfertiger dieser Karte war ein unter den Anwesenden befindlicher Kayokaht-Indianer, welcher die Häuser durch kleine Sandhäufchen

bezeichnete. Besonders genau wurde die Lage der Häuser des Oberhäuptlings Nancis und des Kriegshäuptlings Moschenik bezeichnet, damit jeder Krieger genau wüßte, wo diese gefährlichsten beiden Feinde zu erreichen wären. Bei Fortsetzung der Beratung gab jeder der Anwesenden seine Ansicht darüber ab, wie viel Bewohner in jedem einzelnen Hause von Kayokaht vorhanden seien.

Zuletzt wurde von Setta Canim folgender Kriegsplan entworfen: Die 15 Kanoes der Klayoquahts sollten das Centrum bilden, die 14 Kanoes der Muschlahts und Moahts sollten den rechten Flügel übernehmen, und noch einige Kanoes der Klayoquahts sollten im Verein mit den Hesquiahts den linken Flügel herstellen. Diese ganze stattliche Macht sollte nach Indianerweise während der Nacht, wenn alles schlief, das Dorf Kayokaht überfallen und alle Einwohner niedermetzeln. Außerdem war bestimmt, daß sämtliche Häuser verbrannt werden sollten, zu welchem Zwecke man harziges Holz mitgenommen hatte.

Nachdem der Feldzugsplan auf diese Weise festgesetzt worden war, machten sich die Bewohner von Moaht und Muschlaht daran, ihre letzten Vorbereitungen eifrigst zu beendigen. Noch während desselben Tages kam es zwischen zwei Häuptlingen der Klayoquahts zu einem heftigen Streite darüber, wer von beiden den gefürchteten Kayokaht-Häuptling Moschenik angreifen sollte. Dieser Streit wäre fast zu Thätlichkeiten ausgeartet, wenn nicht die alten und erfahrenen Krieger des Stammes sich vermittelnd eingelegt hätten. Am Abend wurde wieder ein Festmahl eingenommen, und alsdann Boten an die Mannschaften der noch ausgebliebenen Kanoes gesandt mit der Nachricht, daß am nächsten Morgen beim ersten Tagesanbruch die Weiterreise stattfinden würde. Noch vor Sonnenaufgang fuhr der große Kriegszug bei herrlichem Wetter weiter. Man paddelte (ruderte) unter dem Vortrag der Kriegsgesänge nach dem Takt der vom Trommelschläger gerührten Trommel längs der Küste nach Nordwesten. Die Muschlaht-Indianer, welche unter der Anführung ihres riesengroßen und starken Häuptlings Nissend standen, beteiligten sich am Zuge mit zwei Kolonnen, deren jede aus sieben Kanoes bestand.

Als man sich Esperanza Inlet[1]) näherte, wurde Befehl gegeben, daß die Fahrzeuge sich möglichst nahe am Ufer halten sollten, damit sie nicht entdeckt würden. Man landete beim Dorfe Chattesaht, und sämtliche Krieger schwärzten ihre Gesichter aufs neue. Die nächste Nacht war zur Ausführung des Überfalles bestimmt, und es gelang den vereinigten Stämmen, in einer Bucht an der Insel zu landen, wo sich das Hauptdorf der Kayokaht befindet. Bis Mitternacht hielt sich jedermann im Kanoe, ohne den geringsten Laut von sich zu geben. Der Angriff wurde dadurch erleichtert, daß während der Nacht kein Mondschein herrschte.

1) Inlet = schmale Bucht.

Als der Moment des Angriffs erschienen war, fuhren die Kanoes mit großer Schnelligkeit auf das Dorf Kayokaht zu, und die in den Fahrzeugen befindlichen 400 Indianer sprangen ans Land und stürmten unter Anführung ihrer Häuptlinge gegen das Dorf. Es wäre um das letztere mit allen seinen Einwohnern geschehen gewesen, wenn nicht ein Zufall die Entdeckung der Feinde herbeigeführt hätte.

Zwei fischende Kayokaht-Indianer kamen nämlich um diese Zeit früher als gewöhnlich mit ihrem Kanoe zurück und wurden gewahr, wie die Kriegsfahrzeuge sich in schneller Fahrt ihrem Heimatsdorfe näherten. Augenblicklich sprangen diese beiden Fischer in ihrem Fahrzeuge auf und schrieen mit gellender Stimme den Warnungsruf ihres Stammes aus: „Weennah! weennah!" d. h. „Fremde" oder „Gefahr". Mit Zauberschnelle wirkte dieser Ruf, und nach wenigen Sekunden, noch bevor die Kanoes das Ufer berührt hatten, ertönte das „Weennah!" von Haus zu Haus und rief alle Kayokaht-Indianer zu den Waffen. Der Kampf begann sofort, aber er traf die dort Wohnenden nicht ganz unvorbereitet, und sie verteidigten sich mit aller ihnen zu Gebote stehenden Energie und Tapferkeit. Bald mischte sich das knatternde Gewehrfeuer mit dem Geschrei der Verwundeten und dem Röcheln der Sterbenden, während einige Häuser angezündet wurden und das schreckliche Schauspiel weithin beleuchteten. Die Kayokahts gaben einen Teil ihres Dorfes preis und konzentrierten sich beim Hause ihres Oberhäuptlings. Dieser, wohl wissend, daß es sich um seinen Kopf zuerst handelte, hatte sofort, nachdem der Lärm entstanden war, in der Eile sein Haus mit allem verbarrikadieren lassen, was geschwind aufzutreiben war, und Kisten und Kasten an den Eingängen aufgehäuft. Von hier aus unterhielt er ein starkes, wenn auch wenig schädliches Feuer auf die ins Dorf eingedrungenen Feinde. Setta Canim, der die Situation sofort übersah, stürmte in verzweifelter Wut, unterstützt von seinen beiden Gewehrträgern, auf das verbarrikadierte Haus seines verhaßten Feindes los, aber er war machtlos, da er hier die gesamte konzentrierte Streitkraft seiner Gegner vereinigt fand. Der linke Flügel drang zwar in einzelne Häuser ein und tötete die dort Zurückgebliebenen, aber der Gesamterfolg des ersten Angriffs war doch ein verfehlter.

Die Folgen hiervon zeigten sich denn auch bald; die Bewohner von Muschlaht zogen sich zuerst aus dem brennenden Dorfe nach dem Strande zu ihren Kanoes zurück und bezeigten keine Lust, sich weiter am Kampfe zu beteiligen. Hierdurch wurde das Ende des ganzen Überfalls herbeigeführt; denn bald schlossen sich andere Gruppen an, und das Dorf leerte sich allmählich von Feinden. Zwar versuchte Setta Canim noch einmal, das Haus des Häuptlings zu erstürmen, aber er wurde zuletzt von seinen eigenen Leuten verlassen und mußte sich zurückziehen.

Der stolzen Ausfahrt folgte eine traurige Heimkehr; die Krieger jedes Dorfes fuhren in sehr gedrückter Stimmung schweigend nach Hause, am niedergeschlagensten von allen die Anstifter des ganzen Krieges, die Klayoquahts. Zwei Tage später erreichten die letzteren ihr Heimatsdorf wieder, sehnsüchtig erwartet von den auf dem felsigen Gestade ihrer harrenden Weiber. Aber als die Krieger in dumpfem Schweigen sich dem Ufer naheten und keinen Siegesgesang anstimmten, da wurde auch den Frauen klar, daß der Kampf für die Ihrigen unglücklich ausgefallen war, und sie stimmten laut heulend den Totengesang an. Sie hatten hierzu wohl einige Ursache; denn der Verlust der Ihrigen belief sich auf 11 Tote und 17 Verwundete, ein fast zu großes Opfer für die 34 Köpfe erschlagener Kayokahts, welche die Männer nebst 13 Sklaven als Siegesbeute heimbrachten.

Nachdem sie heimgekehrt waren, wurden zwar einige Siegesfeste gefeiert, die Feindesköpfe am Dorfgehege aufgestellt und späterhin die Skalpe der Erschlagenen an die Sieger verteilt, es erfolgten auch Rangerhöhungen und Namensänderungen einzelner besonders tapfer gewesener Krieger, aber das Siegesbewußtsein war doch verschwunden und an dessen Stelle Angst und Besorgnis in das Dorf Klayoquaht eingezogen; denn man fürchtete, daß der sehr mächtige Stamm der Kayokahts den Überfall blutig rächen würde. Hierzu kam noch, daß sie sich mit den Muschlaht-Indianern, denen sie die Schuld an dem unglücklichen Ausgang des Krieges zuschrieben, entzweiten. Täglich wurden Gerüchte ausgesprengt, daß die Kayokahts mit einer stattlichen Menge Kanoes heranrückten, um das Dorf zu überfallen, und vor allen war es Setta Canim, der aus Furcht, plötzlich ermordet zu werden, da ihn jedermann als den einzigen Urheber des Krieges bezeichnete, sein Haus nicht zu verlassen wagte. Schließlich ging man in der Furcht so weit, daß man rings um das Dorf eine Schutzwehr errichtete und einen Proviantvorrat herbeischaffte, um eine etwaige Belagerung aushalten zu können. Es dauerte mehrere Jahre, bevor sich dieses allgemeine Gefühl der Furcht in Klayoquaht verlor.

5.

Das Yosemite-Thal.

F. Ratzel.

Wir waren einen großen Teil des Tages durch die hochstämmigen Gebirgswälder[1]) gefahren, bis wir gegen Abend das Joch erreichten, das bei nahezu 2200 Meter die Scheide bildet zwischen dem Nordarme des

1) In der Sierra Nevada (Kalifornien).

Merced=Flusses und dem eigentlichen Merced=Flusse selbst, welcher das Yosemite=Thal durchströmt. Da und dort waren bereits Felsengruppen am Wege aufgetreten, aber die Klippen und Wälle, denen wir nun auf steil abfallendem Wege entgegenfuhren, waren doch nach Masse und Form unerwartet. Man nennt hier eine Stelle, wo man einen der ersten Einblicke ins Thal gewinnt, Standpoint of silence [1]), um den überraschenden Eindruck zu bezeichnen, der im ersten Augenblicke ganz und gar nicht in Worte zu kleiden ist. Wir hatten über den affektierten Namen gelacht, aber nun machten wir ihn selber wahr.

Aus der Höhe, auf welcher wir stehen, sieht man in ein Thal, das dicht mit hohem Wald bestanden und von einem vielgewundenen Bach durchflossen ist, und in dem, wenn jener Schimmer dort am oberen Ende nicht trügt, selbst die Silberspiegel einiger Seeen zu vermuten sind. Der Thalgrund liegt fast 900 Meter unter uns, und seine Wände sind durchaus nur Felsenmassen, welche meistens ohne irgend eine hervortretende Vermittelung direkt vom Grunde aus zu unserer Höhe aufsteigen und, fast ganz vegetationslos, von grauer Farbe, vorwiegend ungeschichtet und, unzerklüftet, massiv im höchsten Grade erscheinen. Mehrere Bäche, die von den höheren Bergen herabfließen, stürzen mit Fällen von 300 Meter und höher in dieses Thal. Von den Gruppen, in welche die Felsumwallung des Thales zerfällt, haben einige kühn auftürmende, klippenhafte, andere mehr gerundete Formen, welche durch den Kontrast mit den vielen steilrechten Linien des Aufsteigens besonders merkwürdig sich herausheben. Uns zunächst reckt eine dieser kühner Gestalten, dem Felsen El Capitan, einem Thorpfeiler des Thales angehörend, sich empor; ihr Scheitel ist Berg und Thal einer sanften Wellenlinie, die, statt zum zweiten Male wieder sich aufzuwölben, mit ungebrochenem Abfall mehr als 900 Meter fast senkrecht ins Thal hinabstrebt.

Die ganze Felsumrandung des Yosemite besteht aus hellem, vorwiegend graulichem, stellenweise auch rötlichem Granit, welchen teils verschiedene Arten und Grade von Verwitterung, teils ursprüngliche Lagerung in eine Anzahl von Gruppen zerteilt haben. Wie anderwärts im Gebirgsbau der Sierra Nevada, (zu deutsch: Schneegebirge) spielen auch in der Umrandung dieses Thales kuppelförmig aufgewölbte Felsenmassen eine große Rolle. Der Dom, welcher in der Benennung der Gruppen mehrmals wiederkehrt, zeigt das mehrfache Vorhandensein solcher Felsenkuppeln an, die übrigens wohl keinem Granitgebirge ganz fehlen werden. Ich erinnere mich, daß auch unsere Alpengeologen gewisse Strukturverhältnisse der Centralalpen auf früher vorhandene kuppelförmige Aufwölbungen zurückführen, welche später durch Verwitterung und Zerfall unkenntlich geworden sind. Von diesen Gruppen

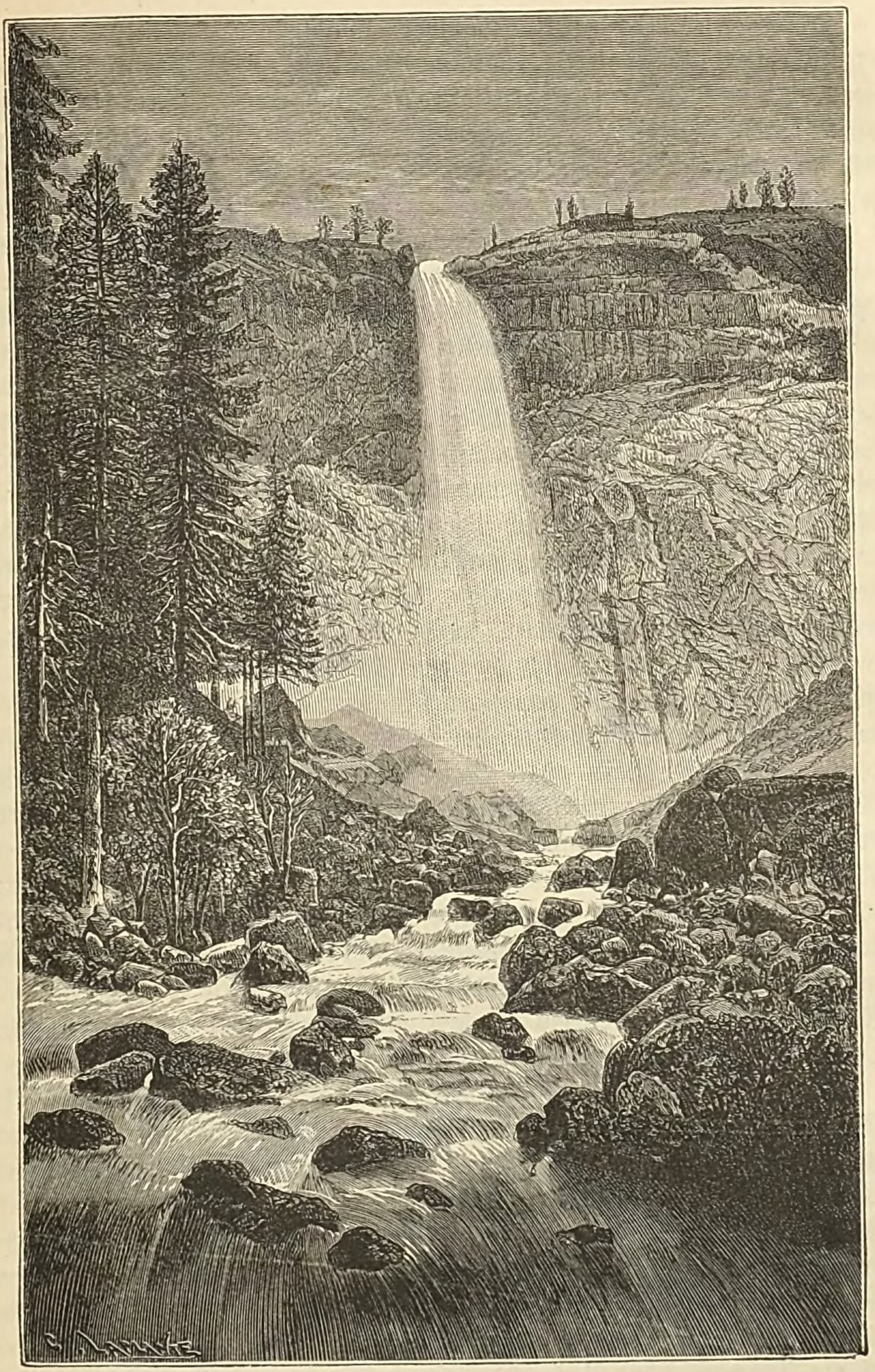
---

1) Standpunkt des Schweigens.

können El Capitan und die Kathedralfelsen, jener auf der Nord=, dieser auf der Südseite des Einganges ins Thal stehend, gleichsam als die Thorpfeiler angesehen werden, die verkündigen, was im Innern und in der Tiefe des Thales zu erwarten ist. Ihnen reihen sich auf der Nordseite die drei Brüder, dann die lange steile Wand, über die der Yosemite=Fall herabkommt, und die regelmäßige Flachkuppel des Nord=Doms an, auf der südlichen die hohen spitzen Klippen der Kathedraltürme, der Wächterfelsen (Sentinel Rock) und ein zweiter Flachdom, der diese hoch überragt. In der Tiefe des Thales schließt die seltsam halbierte hohe Kuppelform des Half Dome und weiterhin das Cap of Liberty (Freiheitsmütze), das wieder an El Capitan erinnert, den Kreis.

Bei jedem Gange durchs Thal bietet der Thalgrund mit seinen Wäldern, der helle Rauschbach in seinem felsumsäumten Bette und vor allem die Bilder, die, je nachdem man geht, das Ineinanderschieben und Auseinanderrücken in den verschiedenen Gruppen vor Augen bringen, eine Fülle schöner Ansichten. Der Gegensatz der heiteren Thalfläche zu ihrer starren, klippigen Felsumrandung ist in allen diesen Bildern ein hervortretender Zug, und indem die Bäche, die vom Hochgebirge herabkommen, ihn mit ihren Wasserfällen auf mannigfach verschiedenen Wegen überwinden, kommt Leben und Bewegung in diese vorwiegend ernsten und großartigen Scenen, wie in demselben Maße in kein Alpenthal. Leider haben aber diese Wasserfälle gerade in der Reisesaison am wenigsten Wasser, da schon früh im Sommer der Regen selbst im Gebirge auf ein Minimum reduziert wird und der Schnee zum größten Teile schon anfangs August geschmolzen ist. Das Wasser ist im Yosemite noch viel mehr als in anderen Gebirgslandschaften ein wesentliches Element der Schönheit, und man sollte daher das Thal womöglich im Mai oder Juni besuchen, wenn in dieser Richtung noch kein Mangel herrscht. Vom Juli an werden die Wasserfälle und wird der Merced=Bach selbst beständig seichter und schmäler, und gegen den September gehen einige der ersteren ganz ein.

Das Thal hat fünf große Wasserfälle, deren höchster 815 Meter hoch vom Felsrand herabkommt, während der niedrigste nicht unter 125 Meter hoch ist. Man braucht kaum zu bemerken, daß keiner von ihnen zu denen gehört, die durch ihre Wassermassen Großartiges bewirken; denn es sind ja alles nur Gebirgsbäche, die wesentlich vom schmelzenden Schnee genährt werden. Da aber der Schneefall in der Sierra viel geringer ist, als in den europäischen Gebirgen, und keine Gletscher (vergl. S. 161) vorhanden sind, die in ihren Eismassen gleichsam Reservoirs für die trockene Zeit des Sommers anlegen, sind im ganzen die fließenden Gewässer hier selbst zur Regenzeit kaum so wasserreich, wie sie bei uns fast immer (die kältesten Wintermonate ausgenommen) zu sein pflegen. So sind diese Fälle vor=



Der Nevadafall.

wiegend schmal und dünn und werden erst durch die Umgebung und die Art, wie sie fallen, in so hohem Grade schön und anziehend.

Neben den Cathedral Rocks, einer Zwillingsgruppe steiler Felsen in der Südwand des Thales, kommt der Bridal Veil-Fall (Brautschleierfall) herab, der 198 Meter hoch frei herabfällt und die weiteren 100 Meter seines Weges in einer Reihe herrlicher Kaskaden über Trümmerwerk vollendet, das sich am Fuße des Felsens aufbaut. Ein starker Wind treibt oft den oberen, frei fallenden Teil, der in schneeweißen Staub aufgelöst ist, zur Seite, daß er wie ein Schleier am harten Felsen hinweht. Daher sein Name. Eine Stunde weiter oben kommt über die Nordwand des Thales aus noch bedeutenderer Höhe ein anderer, der eigentliche Yosemite-Fall, der in einer Meilen und Meilen ohne Zugang, ohne eine Stufe, wo Leben Halt und Raum fände, ohne den Lichtblick einer dichter bewaldeten Schlucht hinziehenden Felsenwand, die von zerstreuten Bäumen nur wie bemoost erscheint, eine ungemein wohlthuende Unterbrechung bildet. Schneeweiß kommt das Wasser über die Kante, zerstäubt dann an der Wand des ersten, 470 Meter hohen, schier senkrechten Absatzes zu einem Schleier, der aus der Ferne silbergrau, langsam herabzuschweben scheint; er wird wieder zu einem weißen Wasserfaden, wo die Felswand weniger steil vorspringt, und wieder schleierhaft, wo sie steiler wird. Dann kommt eine Vorwölbung, durch die er sich in tiefer Schlucht einen engen, mühseligen Pfad gebahnt; dann fällt er wieder über eine steile Wand, und endlich braust er über den Schutthügel, den er sich selbst vor den Berg hingebaut, in den Thalgrund hinab. 815 Meter ist seine Gesamthöhe. Mit Recht erklärt man ihn für einen der Glanzpunkte der ganzen kalifornischen Alpenwelt. Meines Wissens ist ein höherer Wasserfall nirgends auf der Erde bekannt. Der vielgepriesene Gavarnie in den Pyrenäen ist nur 397 Meter hoch, die klassischen Wasserfälle der Alpen und Norwegens sind alle niedriger, und Umgebung und Hintergrund können nirgends großartiger sein, als hier. Daß, wie gesagt, das Thal in der Mitte so eben, an den Wänden so steil und nur da, wo beide aneinanderstoßen, voll wilder Trümmer ist, erhöht die Wirkung dieser so hoch herabstürzenden Bäche.

Bei jedem Gange am Rande des Thales treten uns bemerkenswerte Eigentümlichkeiten entgegen, welche diesem ursprünglich ganz unvermittelten Aufsteigen der Bergwände aus dem Thalgrunde entspringen: Felsenthore als Mündungen jeder Schlucht, welche mit zerklüfteten Wänden ein Bild des Thales einfassen, wie es gerade in ihrer Richtung liegt und den Fernblicken den großartigsten Rahmen verleihen; gewaltige Anhäufungen geborstener, abgestürzter Felsen, von denen viele größer als haushoch sind, als Terrassen voll kleiner, wilder Schluchten und Bäche vor jedem Wasserfall, am Ausgang jedes Baches, der von oben kommt; Verhüllungen des Thalgrundes durch die hohen Föhren, Cedern und Fichten, welche besonders dicht am Rande der Felskolosse stehen, so daß nichts von den Mißformen und dem unharmonischen Geräusch, welches die Bewohnung hereinbringt,

in die erhabenen Bilder bringt. Zwei Fälle, die der Merced-Fluß selber im sogenannten Kleinen Yosemite bildet — die vorgenannten gehören Zuflüssen an — ehe er in das Thal eintritt, stehen an Höhe zwar weit hinter jenen zurück, sind aber durch Wassermasse und Pracht der Umgebung in ihrer Art kaum weniger ausgezeichnet. Es ist der Vernalfall und der nur eine halbe englische Meile von ihm entfernte, 220 Meter hohe Nevadafall. (Siehe Abb. S. 187.)

Man übersieht das ganze Thal von dem Wege, der zum Glacier Point (Gletscher-Punkt) führt und vom Glacier Point selber am besten. Schaut man von jenem nach Westen, so sind die Cathedral Rocks gleichsam herabgesunken und treten als Mittelpunkt in das Bild des äußeren Thales ein, welches rechts El Capitan und links Sentinel Rock einfassen. Sie scheinen bedeutend ferner zu sein als El Capitan, mit dem gemeinsam sie uns beim Eintritt ins Thal die Thorpfeiler zu bilden schienen; denn sie sind in diesem Anblick viel weniger hoch und massig, als sie vom Thale aus sich dargestellt hatten; aber sie sind in Wirklichkeit eine kleinere Gruppe. Wir schauen von einem nordöstlichen Punkte nach Südwesten. In dieser Himmelsrichtung liegt das äußere Thal im vollsten Mittagssonnenschein vor uns: der Thalgrund, voll hoher Föhren und Tannen, die rechts und links an sanften Abhängen hinaufstehen, zieht die scharfen Rahmen dieses Bildes. Der Merced-Bach windet sich durch sie hin und schimmert stellenweise so tief grün und blaugrün wie Libellenflügel. An seiner linken Seite wird der Thalgrund felsig, indem er ansteigt, und Klippen, die mit scharfen Zackenstufen sich steil erheben, tauchen hervor. Wieder ein Stückchen sanften Abhanges mit dichtem Wald. Dann plötzlich steigt fast senkrecht der Cathedral Rock aus dem Thalgrund auf, steigt mit grauen, kahlen Wänden, die an wenig Vorsprüngen und Spalten wenig Nadelholz tragen, das ihn nur eben bemoost, in drei imposanten Massen empor, deren größte, mittlere sich an der Spitze rundlich abflacht, während die nähere, die mit dieser zusammenhängt, bei ebenso steilem und etwas höherem Aufsteigen steilschräg gegen die Bergwand abfällt, die mit Tannengrün sich über beiden hinzieht. Der dritte, fernere Block erscheint niedriger, steigt steil schräg und in zwei Absätzen auf und fällt in sanfterer, gewölbter Linie gegen den Hauptblock (850 Meter über dem Thalkessel hoch) ab, bis dessen aufsteigende Linie diese absteigende aufnimmt. Die Bergwand, zu der sich die sanfteren Abhänge erhoben haben, zieht etwa 100 Meter mit besänftigend milder Kammlinie über diesen Kolossen hin und läßt weiterhin vereinzelte Klippen und Wände aus ihrem Waldesdunkel hervortreten. Sie fällt sehr sanft zum Merced-Thale ab, und ähnliche Linien und dunkle Abhänge, wie sie den waldreichen Vorbergen zukommen, ziehen gen Westen hinaus, bis eine blasse, wolkenhafte, sehr ferne Erhebung, ein Stück Küstengebirge ohne Zweifel, den Horizont abschließt.

6.

Sociale Zustände in den westlichen Territorien Nord-Amerikas.

R. von Schlagintweit.

Nicht bloß in Neu-Mexiko, sondern auch im südlichen Colorado, in Arizona, ja in allen westlichen, vom Missouri bis zum Gestade des Stillen Meeres sich ausdehnenden Territorien[1], wie Dakota, Idaho, Montana, Oregon, Washington Territorium u. s. w. ist leider noch immer eine nicht ganz unbedeutende Anzahl von unsauberen Elementen anzutreffen, deren ruchloses, Sitte und Anstand hohnsprechendes Treiben der ruhigen, gesetzliebenden Bevölkerung Furcht und Schrecken einjagt. Das verworfenste Gesindel aus dem weiten, weiten Gebiet der Vereinigten Staaten findet sich hier zusammen. „Birds of a feather fly together"[2], sagt in dieser Hinsicht treffend ein amerikanisches Sprichwort.

Manche dieser wilden, den Abschaum der Menschheit bildenden Charaktere, der „noted outlaws" (soviel wie „Geächtete", „Vogelfreie"), wie sie in Amerika heißen, haben durch ihre zahlreichen, mit unerhörter Kühnheit und unglaublicher Frechheit unternommenen Überfalle auf Bahnzüge und Postkutschen und deren Insassen, ferner durch ihre gelungenen Einbrüche und Diebstähle, sowie ihre häufigen Schießereien und Morde eine traurige Berühmtheit sich erworben.

Geradezu zahllos sind insbesondere die von den „James boys" (James-Buben), den Gebrüdern Frank und Jesse James, seit einer Reihe von Jahren in den Staaten Missouri und Kansas verübten Schandthaten. Im Sommer 1880, wo die beiden Brüder noch lebten — Jesse James wurde von einem Verwandten am 3. April 1882 in seinem eigenen Hause erschossen; Frank James hat sich im Herbst 1882 freiwillig der Staatsbehörde von Kansas ausgeliefert, die ihm leider den Kopf nicht vor die Füße legen ließ, wie er dies in jeder Hinsicht verdient hätte — verkauften die die westlichen Eisenbahnzüge begleitenden fliegenden Buchhändler eine ziemlich dicke Broschüre, die reißenden Absatz fand, da diese in einer dem amerikanischen Geschmacke geschickt angepaßten Weise eine eingehende Schilderung der von diesen Mordbuben begangenen Hauptthaten enthielt.

Unter Führung eines gewissen Billy the Kid, eines jungen Menschen von kaum 23 Jahren, hat in der zweiten Hälfte des Jahres 1880 eine

1) Territorien heißen in den Vereinigten Staaten diejenigen abgegrenzten Gebiete, welche noch nicht die zur Erhebung in den Staatenrang erforderliche Anzahl Einwohner haben.

2) „Vögel von einem Gefieder fliegen zusammen" = Gleich und gleich gesellet sich gern.

Mordbrennerbande das östliche Neu-Mexiko vielfach unsicher gemacht. Billy the Kid war geradezu eine Geißel für das Territorium, überhaupt einer der furchtbarsten Banditen, die jemals daselbst ihr Unwesen getrieben haben. Ende Dezember 1880 endlich gefangen genommen, dann in gesetzlicher Weise zum Tode verurteilt, gelang es ihm, aus dem Gefängnisse zu entspringen, nachdem er zwei Beamte erschossen hatte. In wenigen Wochen seit seiner Flucht hatte er drei Morde begangen. Die Freude war allgemein, als dieser Unmensch, der aus New-York gebürtig war, am 14. Juli 1881 in der Nähe des Fort Sumner von Pat Garrett, dem Sheriff [1]) des Lincoln Kreises, wie ein toller Hund niedergeschossen wurde. Garrett bekam als Belohnung die 500 Dollars, die von seiten des Gouverneurs des Territoriums für die Unschädlichmachung dieses schrecklichen Unmenschen ausgesetzt waren.

Wild Bell, ein anderer Bandit, hatte die Gewohnheit, am Schafte seines Revolvers für jeden von ihm Erschossenen eine Kerbe einzuschneiden; nach seinem gewaltsamen Tode fand man an seiner Waffe 26 Kerben!

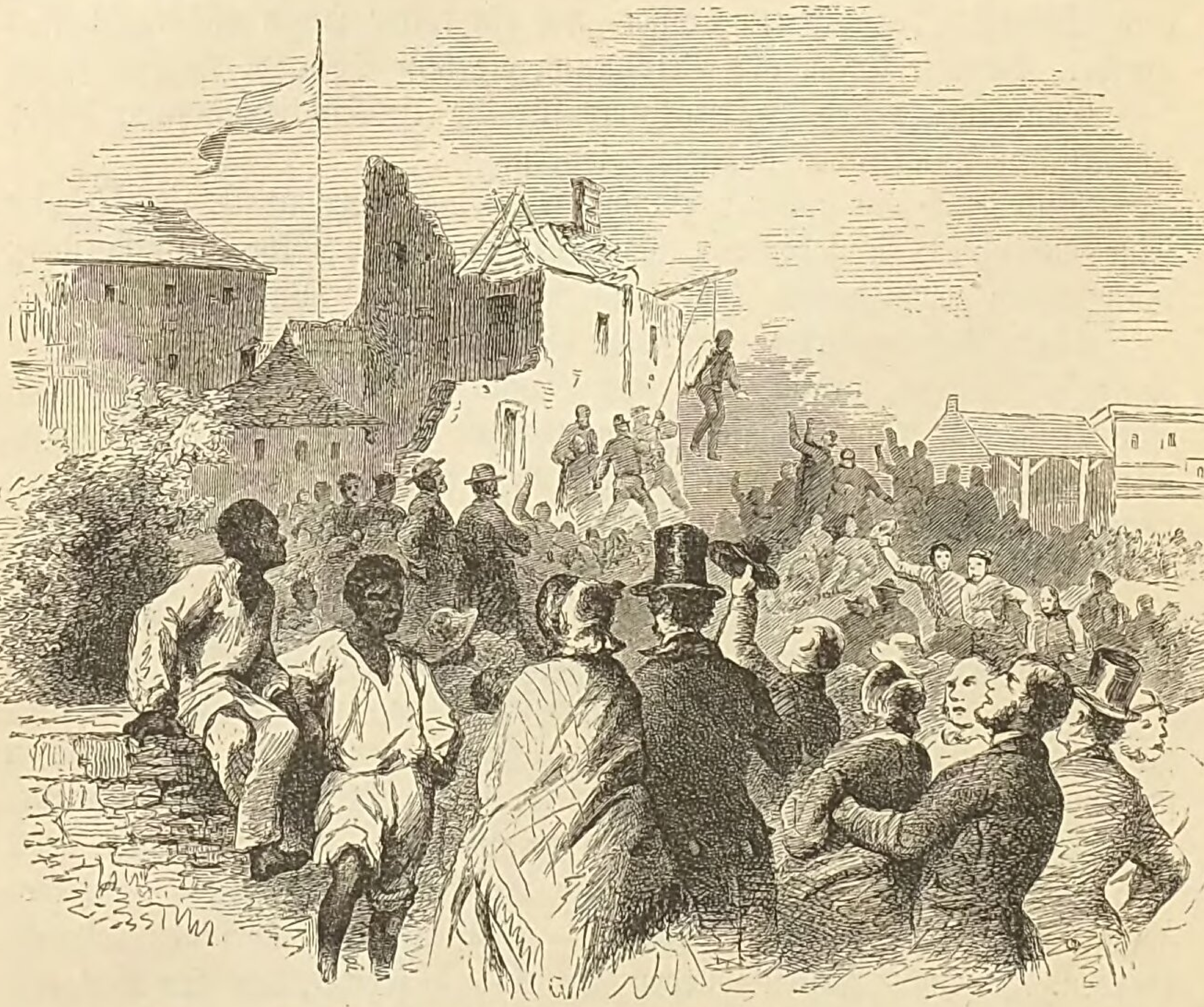
Curly Bill ermordete im Jahre 1881 den Marshal White zu Tombstone in Arizona, drang mit seiner Bande zu Charleston (Arizona) in eine Kirche ein, während daselbst Gottesdienst gehalten wurde, und zwang den Geistlichen vor der von seinen Spießgesellen im Zaume gehaltenen Gemeinde zum Tanzen auf dem Altar; überdies verübte er verschiedene Räubereien und Gewalthaten.

Daß die Mehrzahl dieser Schandbuben ihr Leben nicht auf natürliche Weise enden, sondern daß sie gewaltsamen Todes sterben, oder wie in Amerika der technische Ausdruck hierfür lautet, „with their boots on", zu deutsch „mit ihren Stiefeln an", ist nicht zu verwundern. Unter solchen wüsten Gesellen findet „Richter Lynch" (d. h. die Volksjustiz) Arbeit genug, dessen Jurisdiktion freilich gesetzlich nicht anerkannt ist. Im Jahre 1882 sind innerhalb des weiten Gebiets der Vereinigten Staaten — richtiger gesagt, in seinen westlichen Teilen — insgesamt 57 Personen gelyncht worden. In zwölf Fällen wurden zwei und in vier Fällen vier Personen zu gleicher Zeit gelyncht; 35 der auf diese Weise Verurteilten waren Weiße, 21 Neger und einer ein Indianer.

Teeren und Federn eines Verbrechers, eine nicht nur äußerst schimpfliche, sondern aus nachstehenden Gründen auch mit großen körperlichen Schmerzen verbundene Strafe, kommt sehr selten mehr vor, — allenfalls noch hier und da in Nevada und Colorado. Durch das mittelst eines Besens bewerkstelligte Bestreichen des bloßen Körpers mit Teer wird die Thätigkeit der Hautporen wesentlich unterdrückt und hierdurch ein Zustand der Beängstigung herbeigeführt, der, zu lange fortgesetzt, den Tod

1) Oberster Beamter und Civilrichter eines Bezirkes.

herbeiführen müßte. Auch überzieht der Teer die feinen Haare, die den Körper bedecken, so fest, daß eine Änderung der Stellung das Gefühl verursacht, als ob dieselben nach und nach ausgerissen würden. Nicht minder schmerzhaft ist die mittelst Öls, Besen und Bürsten zu bewirkende Entfernung des Teers; sie nimmt geraume Zeit in Anspruch und läßt, wenn auch mit größter Behutsamkeit ausgeführt, den Körper in einem Zustande der Blutrünstigkeit zurück, der erst nach Wochen eine völlig schmerzlose, freie Bewegung der Glieder wiederum gestattet.



Amerikanische Volksjustiz.

Lynchhinrichtungen sind im amerikanischen Westen namentlich deshalb so häufig, weil es überaus schwierig ist, von den zuständigen Gerichten die Vollstreckung eines Todesurteils zu erwirken. So sind im Staate Colorado in dem Zeitraum von 1863 bis 81 nur sieben Personen gesetzlich hingerichtet worden, während in derselben Zeit daselbst mindestens 50 Verbrecher gelyncht wurden, von denen jeder zweifach den Galgen verdient hatte.

Die Redakteure der in diesen entfernten Gegenden erscheinenden Zeitungen erlangen nach und nach eine wunderbare Geschicklichkeit, in

zuweilen geistreicher Weise Lynchhinrichtungen durch die Blume zu unserer Kenntnis zu bringen. Wir können in einem solchen Blatte z. B. lesen: „Der in unserer Stadt als falscher Spieler, Rauf- und Trunkenbold erster Klasse, gelegentlicher Einbrecher, Räuber und Mörder wohlbekannte Herr N. N. ist seit gestern auf eine geheimnisvolle Weise verschwunden. Wir sahen ihn zuletzt unter einem Baume stehen und gewahrten in seiner unmittelbarsten Nähe einige unserer angesehensten Mitbürger — an ihrer Spitze unsern hochgeehrten Herrn Bürgermeister — die alle aus einer uns unbekannt gebliebenen Ursache kräftig an einem Seile zogen."

Ein andermal überraschte uns folgende Feinheit des Stils: „Der auch in unserer Stadt nicht besonders vorteilhaft bekannte Herr N. N. unternahm neulich von seinem Wohnorte aus eine Reise, um Pferde zu holen, die ihm nicht gehörten. Er kam aber nicht mehr nach Hause, weil er plötzlich nicht mehr imstande war, mit seinen Füßen den Erdboden zu erreichen."

Hierher reiht sich passend folgende Bekanntmachung, die sich an der Thür eines kleinen Gasthofes in einem Orte, dessen Namen mir leider entfallen ist, angeschlagen fand:

„Dieses Hotel ist auf unbestimmte Zeit wegen einer Zwistigkeit zwischen dem Eigentümer und dem Koch geschlossen; dieselbe ist zwar durch Revolver geordnet, hat jedoch den Eigentümer unter das Gras und den Koch hinter Schloß und Riegel gebracht."

Ein Seitenstück zu dieser Bekanntmachung bildet das lakonische Telegramm, das der Gouverneur des Territoriums Montana im Frühjahr 1883 dem Generalpostmeister in Washington geschickt hat und welches folgendermaßen lautet:

„Das Vigilanzkomitee (Sicherheitsausschuß) zu Green Horn in Montana hat den Postmeister durch Aufhängen beseitigt. Das Brennmaterial muß der Regierung knapp sein, da er beim Anzünden einer Scheune betroffen wurde. Das Amt ist verwaist."

In diesen entfernten amerikanischen Gebieten haben zuweilen die Behörden, und zwar nicht bloß die unteren, sondern sogar die höheren, eigentümliche Rechtsanschauungen, wie sie bei uns nicht gang und gäbe sind. So saß in Arizona eine Amerikanerin wegen Totschlags, der nach deutschen Begriffen als Mord bestraft worden wäre, im Gefängnis; infolge einer Bittschrift der Bewohner von Yuma jedoch, die vom verurteilenden Richter mit unterzeichnet war, wurde sie im Februar 1881 vom Gouverneur des Territoriums begnadigt und freigelassen, weil — „ein würdiger Mann sie zu heiraten wünsche!"

Lynchhinrichtungen östlich vom Missouri erachte ich als eine überaus traurige, jetzt glücklicherweise äußerst selten vorkommende Erscheinung, die auf das strengste geahndet werden sollte; aber westlich vom Missouri

sind sie auch heute eine noch durchaus berechtigte Eigentümlichkeit, die nachweislich die besten Erfolge erzielt hat.

Wie anders, als sie gethan, hätten die Bewohner von Weeksville in Montana verfahren sollen? Sie wurden zu Anfang des Jahres 1883 während mehrerer Wochen durch eine Anzahl Banditen in Schrecken gesetzt. Täglich kamen Raubanfälle vor, und es war fast lebensgefährlich geworden, sich am hellen Tage allein auf die Straße zu wagen. Die Gerichte erwiesen sich diesem Zustande gegenüber machtlos und ohnmächtig. Es blieb also den gutgesinnten Bewohnern unter so bewandten Umständen keine andere Wahl, als entweder die Rechtspflege selbst in die Hand zu nehmen oder den Ort ganz zu verlassen. Sie wählten das erstere. In aller Stille wurde im Februar 1883 ein Vigilanzkomitee gebildet, das bald so zahlreich war, daß man energisch an die Ausrottung des Räuberwesens gehen konnte. Zuerst wurde einer der rohesten Gesellen gefangen genommen, mit Kugeln durchlöchert und seine Leiche in den Fluß geworfen. Einige Tage später bemächtigte man sich dreier anderer Desperados[1]), von denen der eine unter dem Namen „Ohio Dan", der andere unter dem von „Bloody Enright" bekannt war. Die beiden wurden ohne weiteres gehängt, während der dritte zu Pulver und Blei „begnadigt" ward. Ungefähr zur selben Zeit wurden in Y, einem zwei Meilen von Weeksville entfernten Lager, drei dem Namen nach unbekannte Desperados eingefangen und gleichzeitig an ein und demselben Baume aufgeknüpft. Nicht mit Unrecht giebt man sich jetzt der Hoffnung hin, daß die Luft von Weeksville und seiner Umgebung den Halunken nicht mehr zuträglich erscheint, und die ihrem gerechten Schicksale bis jetzt Entgangenen einen anderen Schauplatz für ihre Thätigkeit aufsuchen werden.

Die gesetzlichen Hinrichtungen finden in Nordamerika, wenn auch nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise an einem Freitage statt. Da es in keinem nordamerikanischen Staate oder Territorium einen gesetzlich angestellten Henker oder Scharfrichter giebt, wie bereits seit einer längeren Reihe von Jahren in den meisten Staaten Europas, so hat ein in Nordamerika zum Tode Verurteilter die Ehre und das zweifelhafte Glück, von einem Gentleman[2]) gehängt zu werden, der freilich meistens alles andere besser versteht, als dies traurige Geschäft. Die Folge davon ist, daß sich in Amerika hier und da die schauderhaftesten Scenen bei Hinrichtungen ereignen, wie zu beobachten ich selbst einmal Gelegenheit hatte.

Wer den amerikanischen Westen kennen lernen will, muß von vorn-

1) Wörtlich: „Verzweifelte", sonst Subjekte, welche mit der bestehenden Ordnung unzufrieden sind und selbst zu den verzweifeltsten Mitteln greifen, dieselbe umzustürzen.

2) Mitglied des höheren Bürgerstandes.

herein auf Luxus verzichten, da in den kleineren Orten, vorläufig wenigstens, keine Spur davon zu entdecken ist. Hier bleiben selbst die bescheidensten Ansprüche an behagliche Bequemlichkeit vielfach unerfüllt. Man fand es z. B. ganz natürlich, daß ich zwei Nächte lang mit einem allerdings höchst achtbaren, mir aber bis dahin völlig unbekannten Manne in einem Bett schlief weil der kleine Gasthof des Örtchens mehr als besetzt war und man überhaupt kein weiteres Bett mehr aufzutreiben vermochte. Namentlich im Sommer 1880, wo der Andrang der Reisenden auf allen westlichen Bahnen ein ungewöhnlich starker war, sah ich mich in die große Unannehmlichkeit versetzt, Tag für Tag, oder richtiger gesagt, Nacht für Nacht im Gasthofe mein Zimmer mit einem, ja sogar mit zwei, mir völlig unbekannten, zuweilen geradezu verdächtig ausschauenden Individuen teilen zu müssen. Nur dadurch konnte ich hier und da dieser unerquicklichen Lage entgehen, die mich nach und nach ganz nervös machte, daß ich es vorzog, mich in eine Herberge unteren Ranges zu begeben, wobei ich es denn allerdings stets geraten fand, unmittelbar vor dem Schlafengehen mein äußerst bescheiden, ja dürftig eingerichtetes, fast immer jedoch mit einem guten Bett versehenes Zimmerchen und seine vier Pfähle und Wände einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen. Dabei machte ich gar manche unerwartete Entdeckung. Daß die Thüren oder Fenster nicht ordentlich verschließbar waren, störte mich nicht; ich hatte sehr praktische Nachtriegel bei mir. Eines Abends sehe ich, daß — natürlich nur aus Nachlässigkeit, wie ich meinte — meine große, blecherne Waschschüssel auf dem Boden steht, statt auf dem Waschtisch. Bin ich auch nicht gerade ein Mann der peinlichsten Ordnung, so bückte ich mich doch, um die Waschschüssel an ihren richtigen Platz zu stellen. Aber kaum hebe ich sie auf, so pralle ich zurück, denn ein Einschnitt gähnt mir entgegen von einem Durchmesser, daß durch ihn selbst ein korpulenter erwachsener Mann ganz bequem hindurchschlüpfen kann. Natürlich schlage ich sofort Lärm, aber man beruhigt mich; der Einschnitt sei nur deshalb im Fußboden angebracht, „um dem Tabaksrauch aus der unter meinem Zimmer liegenden Wirtsstube den Ausgang zu erleichtern und sei absichtlich durch die Waschschüssel zugedeckt worden, damit mich besagter Rauch nicht belästige!“ Es mag ja sein, daß es sich in Wahrheit und Wirklichkeit so verhielt, nichtsdestoweniger fand ich es doch angezeigt, meine Waschschüssel wieder in den Einschnitt zu setzen und mit Wasser vollzugießen und überdies durch meinen Handkoffer, Auflegen eines Stuhles und auf andere Weise so zu befestigen, daß sie ohne starkes Geräusch, das mich wohl aus dem Schlafe geweckt hätte, nicht beseitigt werden konnte.

Selbst größere Orte gewähren im fernen amerikanischen Westen keineswegs immer absoluten persönlichen Schutz. In Las Vegas ging am 26 Juni 1882 ein sehr anständiger Herr mit seiner Frau auf der

Straße spazieren. Da warf ein berittener Indianer dem nichts Ahnenden den Lasso (Fangriemen) um den Hals und sprengte davon, den Mann ungefähr hundert Meter weit den steinigen Weg entlang schleifend. Erst als auf den verruchten Übelthäter geschossen wurde, schnitt er den Lasso dicht am Sattel ab. Es gelang, den Indianer einzufangen, der tags darauf von der erbitterten Volksmenge aus dem Gefängnisse gezerrt und an einem Laternenpfahl aufgeknüpft wurde — meiner Ansicht nach mit vollem Recht.

In der Minenstadt Tombstone (Arizona) und seiner Umgebung hatte im Frühjahre 1882 das Banditen- und Viehhirten-Element so die Überhand genommen, daß das ganze dortige Geschäftsleben darunter litt und der Gouverneur von Arizona ernsthaft daran dachte, den südöstlichen Teil des Territoriums in Belagerungszustand zu setzen. Richter Peel, dessen Sohn den Desperados zum Opfer fiel, erließ damals in einer Zeitung Tombstones folgenden Ausruf, der die zu genannter Zeit herrschenden Zustände (die sich übrigens inzwischen wesentlich gebessert haben) treffend charakterisiert:

„An die Bevölkerung von Tombstone!

Ich bin vielleicht nicht in der Lage, eine klare, unparteiische Meinung auszudrücken, allein ich habe den guten Bürgern des Cachise-Kreises zu sagen, daß sie dreierlei thun können. Es lebt unter euch eine Klasse von Halsabschneidern, die ihr nie gerichtlich eines Verbrechens überführen könnt. Ihr müßt zusammenhalten und euch dadurch beschützen, daß ihr sie vertilgt, oder ihr müßt das Land ihnen überlassen, oder ihr werdet einer nach dem andern umgebracht, wie mein Sohn."

In Denver, der 60000 Einwohner zählenden Hauptstadt Colorados, ereignete sich am 4. August 1882 folgendes. Als am genannten Tage, kurz nach 10 Uhr abends, ein Herr Namens Richard von einer in einem leichten Wagen unternommenen Ausfahrt zurückkehrte und sich an der West-Larimerstraße, nahe der 10. Straße befand, sprang plötzlich ein Mann mit einem gespannten Revolver auf ihn zu, faßte das Pferd am Zügel und schwang sich dann zu Richard, der selbst kutschierte, auf den Sitz. Die Mordwaffe auf ihn richtend, befahl er ihm, nach dem nicht sehr fernen Platteflusse hinauszufahren, was dieser auch that. Hier angekommen, sprang der unheimliche Geselle herunter und beorderte hierzu auch Richard. Er plünderte dann dessen Taschen, nahm ihm etwa 250 Dollars ab und gebot ihm, jetzt nach der Stadt zurückzukehren. Der in so brutaler Weise Behandelte weiß von dem frechen Räuber nur, daß er ziemlich groß und stark gebaut ist und eine Narbe über dem linken Auge hat.

Diese der neuesten Zeit entnommenen Beispiele, denen leider noch eine Menge anderer aus früheren, aber keineswegs längst vergangenen Tagen

angereiht werden könnten, dürften wohl zur Genüge erkennen lassen, daß auch heute noch hier und da in den entlegenen westlichen Territorien und Staaten Zustände zu finden sind, die für ein sonst so hochkultiviertes Land als ein Schandfleck bezeichnet werden müssen.

7.

Die Geiser-Region des Yellowstone-Parks.

E. von Hesse-Wartegg.

Michalet schreibt: Asien hat tote Seeen, Afrika schlummernde Seeen, Amerika Frischwassermeere, und nur Europa hat jene bezaubernden Seeen, die alle Welt besucht und bewundert. — Es ist wohl wahr, daß Amerika in seinen kanadischen Seeen wahre Frischwassermeere von gewaltiger Ausdehnung besitzt; aber dabei hat es vielleicht ebensoviele und ebenso bezaubernde Binnenseeen, wie Europa. Schon der Yellowstone-Park [1]) allein ist hierin eine wahre Schweiz. Mehrere der herrlichsten Wasserspiegel schlummern auf den Plateaus oder zwischen den Felsengebirgen verborgen; ihr schönster ist der Yellowstone-See, den man, am gleichnamigen Flusse aufwärts ziehend, in der Mitte des Parks vorfindet. Mit Ausnahme des Titicaca-Sees in Süd-Amerika ist er der höchstgelegene große See der Welt, nahezu 2400 Meter über dem Meeresspiegel befindlich. Für Meilen und Meilen dehnt sich die ungeheuere Wasserfläche nach allen Seiten hin aus, hier in tiefen Einlässen, dort in dem dunkeln Laub der undurchdringlichen Fichtenwaldungen verschwindend, die ihn auf weite Strecken umgeben. Eingeschlossen von den höchsten Spitzen der nördlichen Felsengebirge, überhöht von den drei schneebedeckten Tetons, [2]) kann er den größten Naturschönheiten Amerikas beigezählt werden. Seine südlichen Ufer, von langen, engen und tiefen Buchten in ähnlicher Weise unterbrochen, wie die Fjords (vgl. S. 161) von Norwegen und Island, zeugen von der kolossalen Gewalt der Elemente, die sie hervorbrachten. An anderen Stellen bilden goldiggelbe Sandbänke seine Ufer, an denen die Wellen schäumend hinaneilen. Unzählige, smaragdgrüne Inselchen bedecken die Oberfläche des Sees, und die Winde, eingeengt in ihrer Passage durch die Berge, wüten über die weite Fläche, sie in hohe, schaumspritzende Wellen peitschend. Verschiedene Wasservögel spielen und

---

1) Der Yellowstone-Park, der nordwestlichste Teil des Territoriums Wyoming wurde durch Kongreßakte vom 1. März 1872 seiner prächtigen Naturschauspiele wegen unter den Schutz der Landesregierung genommen und vor Besiedelung geschützt.

2) Die Tetons erreichen eine Höhe bis zu 3300 Meter.

wiegen sich auf ihnen, riesige Forellen von eigentümlichem aber gutem Geschmack wimmeln zwischen den Fjords. Die Wälder in der Umgebung sind gefüllt mit Hochwild, Elentieren, wilden Schafen und Bären.

Aus der Ferne gleicht der See einer Hand mit ausgespreizten, nach Süden gewendeten Fingern. Das Wasser des etwa 100 Meter tiefen Sees ist durchaus mit Schwefel imprägniert; an seinen Ufern entspringen zahllose heiße Quellen, den im Innern der Erde erzeugten Dampf pfeifend und pustend, wie aus Lokomotiv-Ventilen hervorblasend. Selbst unter dem eiskalten Wasser des Sees — zwanzig Schritte am Ufer entfernt, entspringen siedend heiße Quellen, aus kleinen Nebenkratern emporschießend. An einigen Uferstrecken ist der Boden mit kleinen Obsidianstückchen,[1] Chalcedonen[1] und Bergkrystall, an andern mit kurios geformten Schieferstückchen bedeckt, die bisher vielfach für Werke primitiver menschlicher Kunst gehalten wurden. Becher, Lanzenspitzen, Knöpfe, Teller u. s. w. liegen hier umhergestreut; allein sie stammen nicht von der schaffenden Hand des Indianers, sondern von der vereinigten Thätigkeit der zwei mächtigsten Elemente: Feuer und Wasser — das erstere rauh formend, das letztere polierend.

Im Westen des großen Yellowstone-Sees liegt die hier niedrige, nur wenige Meilen breite Hauptkette der Felsengebirge, zugleich die Wasserscheide zwischen den beiden Amerika bespülenden Oceanen. Jenseits dieser Kette, nur etwa zehn Meilen von den Ufern des Yellowstone-Sees, liegt die zweitgrößte Wasserfläche des wunderreichen Parks, der Shoshone-See, dessen Abfluß der große Schlangenfluß ist. In der Umgebung dieses Sees befinden sich die großartigsten und merkwürdigsten Geiser (heiße Springquellen) der Welt, selbst jene von Island und Neuseeland in jeder Hinsicht übertreffend. Die wunderbarste Region ist das obere Thal des Madisonflusses, dem man den wohlverdienten Namen „Feuerlochfluß“ gegeben. Das viele Meilen lange und etwa zwei bis drei Meilen breite Thal enthält Hunderte von Geisern, heißen Quellen und Fontänen, welche Strahlen bis zu 80 Meter Höhe auswerfen. Die Atmosphäre ist stets mit heißem Dampf und schwefeligen Gerüchen erfüllt, die den Klaffungen im Erdboden entströmen. Der letztere ist stellenweise mit weißem Sinter[2]) überdeckt, an anderen Stellen aus einer heißen, übelriechenden Schlammkruste bestehend, deren Tiefe unergründlich ist. Blasen stehen auf ihrer Oberfläche, und Dampfstrahlen schießend pfeifend aus Hunderten von wandernden Öffnungen empor. Der Boden giebt unter dem Fuße des Besuchers nach, und aus den Fußstapfen treten gelbe, dicke, übelriechende Massen hervor. Die Quellen haben dasselbe diabolische Aus-

1) Glasartige Minerale, Produkte vulkanischer Thätigkeit.
2) Ausscheidung und Ablagerung von Kalk- oder Kieselsäure.

sehen wie der Hexenkessel in Shakespeares Macbeth; sie bedürften nur der Gegenwart Hekates[1]) und ihrer wilden Bande, um diese Schöpfung poetischer Phantasie zu verwirklichen. Alle Öffnungen brodeln, pusten und werfen ihren flüssigen Inhalt, wie von teuflischer Gewalt getrieben, an die hundert Meter empor und auf das umliegende Terrain. Einige erscheinen wie ungeheure Kochkessel von infernalischem Aussehen und unergründlicher Tiefe. Steine und Felsentrümmer, in diese Teufelsrachen geworfen, steigern nur die furchtbare Aufregung des flüssigen Elementes. Baumäste werden in kürzester Frist mit dicken Schichten bleifarbenen Schleimes überzogen. Die Farbe des Wassers in den einzelnen Kesselgeisern ist verschieden, jedoch stets schreiend grellrot, schwefelgelb, milchweiß, azurblau und krystallhell — selbst die verschiedensten Nüancen von Grün sind vorhanden, und in einigen klaren, kühleren Öffnungen sieht man an den Seitenwandungen des Kessels kleine Ventile, aus denen das Wasser hervorströmt, während die Wände selbst, so tief man sehen kann, mit rosenkohlartigen, schneeweißen Krystallen bedeckt sind. In den kleinen Strömen, die an den Quellen des Firehole-(Feuerloch)-Flusses sprudeln, sieht man große Massen von weißen, seidenartigen Fäden. Andere Ströme, sowie der Feuerlochfluß selbst, enthalten warmes, alles tierische Leben tötendes Wasser.

Der Feuerlochfluß strömt aus dem Madison-See, einem der schönsten Wasserspiegel des wundervollen Yellowstone-Parkes, und sein Volumen wird durch zahllose Bergströme bei jedem Schritte vergrößert. Von hohen, mit Fichtenwaldungen bedeckten Bergen eingeschlossen, beherbergt sein Thal die großartigsten und höchsten Geiser der Welt. Das obere oder „große" Geiserbassin, am oberen Laufe des Feuerlochflusses gelegen, ist das bemerkenswerteste. Hier liegen die größten Krater und die großen „Pyramid Punchbowl", „Bath Tub", „Grotto", „Giant", „Giantess", „Bee hive", „Castle" und „Old Faithfull" genannten Geiser.

Der Giant (Riese) ist der größte der genannten Geiser. Sein konischer Krater ist rauh und auf einer Seite niedergebrochen. (Siehe die Abbildung auf Seite 200). Die Seitenwände der Öffnung bestehen aus kieseligen Rückständen, die man bis auf 30 Meter Tiefe unterscheiden kann. Die Öffnung selbst ist grundlos und ohne Wasser; allein man kann deutlich das Rauschen und Brodeln desselben in großer Entfernung hören. Plötzlich steigt es aus der unheimlichen Tiefe empor, kochend und zischend und große Dampfmassen vor sich herschießend, wie durch die Explosion einer Höllenmaschine emporgeschleudert. Sind die ersten Dampfwolken verzogen, dann sieht man das Wasser in der weiten Röhre auf- und niedersteigen, wie erwärmtes Quecksilber. Die Oberfläche ist unruhig, brodelnd

1) Die Göttin des Spuk- und Zauberwesens.

und mit Blasen bedeckt. Kleine Strahlen steigen über die Wasserfläche empor und erreichen nahezu die Mündung. Auf einmal erscheint die ganze Wassersäule wie durch Flammenzungen gespalten. Beide Arme werden mit unglaublicher Schnelligkeit emporgehoben und wie aus einer gigantischen Kanone geschossen; so hebt sich unter furchtbarem Donner ein dampfender Wasserstrahl von mehr als 6 Meter Durchmesser bis auf 18 Meter Höhe, und durch diese grandiose Säule schießen fünf bis sechs dünnere Strahlen, einer aus dem andern, teleskopförmig bis zu Kirchturmhöhe empor, so daß der oberste Strahl eine Dicke von $^1/_4$ Meter zu haben scheint. Durchschnittlich dauert diese großartige Eruption eine halbe Stunde. Das Schauspiel ist unvergleichlich in seiner Schönheit. Die einzelnen Wassersäulen spielen in den Lüften, bald steigend, bald fallend, aber fortwährend innerhalb des Großartigen bleibend. Regenbogen spielen und jagen in den Wolken von feinem Sprühregen auf und nieder, bald am Fuße der Wassersäule, bald an ihrer Spitze erscheinend, während die niederfallenden Tropfen, in welche die flüssigen, krystallenen Massen endlich durch den Dampf zerrissen werden, wie ein Diamantenregen gegen die Erde blitzen. Und wie das Bild einer Gottheit, so ist auch diese großartige, strahlende Fontäne



Der Giant (Riesengeiser.)

in einen Rahmen lichter, runder Dampfwölkchen gehüllt, deren Ränder von der Sonne wie Heiligenscheine erleuchtet werden. —

Dem Giant-Geiser an Großartigkeit, aber nicht an Schönheit nachstehend ist der Fächer-Geiser, nahe am Eingange des großen Bassins. Aus verschiedenen, nebeneinander befindlichen und in ihren Öffnungen konvergierenden Kratern strömen hier die Wasserstrahlen empor, die, sich auf ihrem luftigen Wege kreuzend, sich endlich zu einem Fächer ausbreiten. Eine kurze Strecke oberhalb des Fächer-Geisers ist der Grotto-(Grotten-) Geiser, seines sonderbar geformten, mehrfach durchlöcherten Kraters wegen so genannt. — Ein dritter, gleich merkwürdiger Geiser, mit Auswürfen bis zu 80 Meter Höhe, ist der „Castle" (das Schloß), in der Nähe des „Giant", im sogenannten „Feuerbassin" gelegen. Die Mündung seines konischen, burgartig geformten Kraters ist mit orangegelben, kugelförmigen Massen besetzt und stößt fortwährend Dampfwolken und Rauch aus. Nur von Zeit zu Zeit wütet es in seinem Innern, aber dann kommt dieses Höllenschauspiel auch ans Tageslicht. Wie von den Furien der Höllenwelt emporgetrieben, so drängen sich die brühend heißen Wassermengen aus der engen Öffnung hervor, von einem Getöse begleitet, das unbeschreiblich ist. Wie ein Gewittersturm in des Teufels Rachen, so äußert sich der Krieg der Elemente in dem Krater; dazu kommt noch das Zittern und Beben der Erde, das Hervorquellen schwefliger Massen aus den Rissen, wie das grelle, pfeifende Ausströmen des Dampfes aus den engen Ventilen des Unterweltfeuers. Die Mehrzahl der Geiser des oberen Beckens sind intermittierend bei verschiedenen Zeiträumen. So springt der „Old Faithful", (der alte Getreue, Beständige) einer der größten Geiser, durchschnittlich jede Stunde einmal, und der Wasserauswurf dauert gewöhnlich 4 Minuten, obschon der Strahl auf der höchsten Höhe von 40—45 Meter nur wenige Sekunden verbleibt und dann allmählich zusammenbricht. — Die Wassersäule des „Bee hive" (Bienenkorb) erreicht 70 Meter Höhe, jene der „Gianteß" (Riesin), die allerdings nur alle 14 Tage einmal springt, sogar 80 Meter, also eine respektable Kirchturmhöhe.

Das untere Geiserbassin enthält eine bei weitem größere Zahl von heißen Quellen, als das große Bassin, allein sie erreichen nicht deren Größe und Höhe. Es ist das Revier der Schlammvulkane. Die Krateröffnungen variieren im Durchmesser von $^1/_2$ bis 12 Meter; ihr Inhalt gleicht einem siedenden, brodelnden Brei von verschiedener Dicke und Farbe, je nach der Quantität Eisen, Schwefel, Kalk oder vegetabilischer Stoffe, die sie enthalten. Es ist eine ungeheure Palette mit allen möglichen Farben beklecksten. Aus all den schlammigen, kotspritzenden Öffnungen brechen Dampfblasen empor, den Schlamm mitunter zu bedeutender Höhe emporpuffend, oder, wo er besonders dick ist, zu einer glockenförmigen Öffnung mit auswärts gebogenen Rändern emporhebend.

Außer diesen beiden großartigen und einzig dastehenden Geiserbassins des Feuerlochflusses besitzt der Yellowstonepark deren noch andere in den verschiedensten Teilen. Auch der Shoshonefluß mit seinen herrlichen Cañons [1]), Wasserfällen und Stromschnellen durchströmt eine Geiserregion, deren bedeutendster Geiser der „Union“ ist. Es ist in der That unmöglich, auch nur eine Meile weit in diesem anscheinend von den guten und bösen Geistern gleich begünstigten Wundergarten umherzuschweifen, ohne auf irgend eine Naturmerkwürdigkeit zu stoßen, die zu sehen, man in der alten Welt Hunderte von Meilen reisen würde. Die größten dieser Wunder bleiben jedoch entschieden die Geiser; denn man findet sie nirgends in solcher Großartigkeit. In dem ganzen Bassin des Fireholeflusses allein erheben sich mehr als tausend Quellenkrater über die Erdoberfläche, im Durchmesser von 1 bis 40 Meter. Ihre Temperatur steigt von + 4° R. bis zum Siedepunkt. Jeder Geiser hat seine regelmäßige Thätigkeitsperiode. Bei einigen finden die Eruptionen in Zeiträumen von 10 Minuten, bei andern von einer oder mehreren Stunden statt, während wieder andere alle 24 Stunden oder in noch längeren Unterbrechungen spielen. In ihren Ruhepausen sind die meisten fortwährend kochend und brodelnd, und nur wenige haben eine ruhige Oberfläche. Der Krater ist bei allen bis auf etwa 8 Meter Tiefe konvergierend, und von diesem Punkte aus wieder kegelförmig auseinanderlaufend, so daß er im Durchschnitt wie zwei mit den spitzen Enden gegeneinandergreifende Trichter aussehen würde. Die Tiefe ist bei allen unergründlich. Während ihre hauptsächlichsten mineralischen Bestandteile Silicate [2]), Magnesia [3]) und Kalk sind, findet man jedoch auch in ihrer unmittelbaren Nähe Schwefelquellen und klare, reine Kaltwasserquellen ohne jeden Beigeschmack.

Schon aus dem wenigen hier Mitgeteilten wird man erkennen, welch zahlreiche Naturwunder auf dem verhältnismäßig kleinen Gebiet des Yellowstoneparks vorhanden sind. Nur der Mensch fehlte bisher, all diese reichen Gaben, welche die Natur in diesem Teile der Felsengebirge ausgestreut hat, zu genießen. Sie sind noch nicht bekannt genug, und ein Besuch derselben ist wegen der mangelnden Verkehrsmittel noch mit zu vielen Schwierigkeiten verbunden. Aber die Zukunft wird Eisenbahnen und Hotels mit sich bringen; alsdann wird der Yellowstone-Park einer der berühmtesten Wallfahrtsorte der Menschheit werden.

1) Schluchten mit fast senkrechten Wänden. — 2) Kieselsäuresalze. — 3) Talkerde, Bittererde.

8.

Salt-Lake City in Utah.

E. Herzog.

Die Rückfahrt von San Francisco nach dem Osten erfuhr eine angenehme Abwechselung durch einen Abstecher nach Salt-LakeCity, der Mormonenstadt, sowie dadurch, daß wir von Cheyenne nicht auf dem früheren Wege über Omaha, sondern über Denver und Kansas City dem Mississippi zustrebten, um hier in St. Louis „den Vater der Gewässer“[1]) zu erreichen. Indes war auch der erste, schon bekannte Teil der Fahrt bis Ogden nicht ohne neuen Reiz, da mit dem Vorrücken der Jahreszeit die Bergreihen auf der großer Hochebene sich mit Schnee bekleidet hatten und dadurch bei dem hellen Wetter, das uns begünstigte, die ganze Landschaft einen Schimmer von Frische bekam, der die Öde der Wüste fast vergessen machte.

Die Eisenbahn nach Salt-Lake City zweigt von Ogden in südlicher Richtung ab nach dem Thale des Großen Salzsees, dessen östlichem Ufer entlang zwischen dem See und dem Wahsatch-Gebirge sie hinführt. Dieses Gebirge teilt den Staat Utah in zwei ziemlich gleiche Teile. Zwei Fünftel des Landes sind von rauhen Bergen bedeckt, 20000 engl. Quadratmeilen von Alkali- (Salz-)Wüste; zum Ackerbau sind nur die schmalen Streifen Landes längs der Flüsse geeignet, neun Zehntel der Gebirgsthäler mögen als Weideland benutzbar sein.

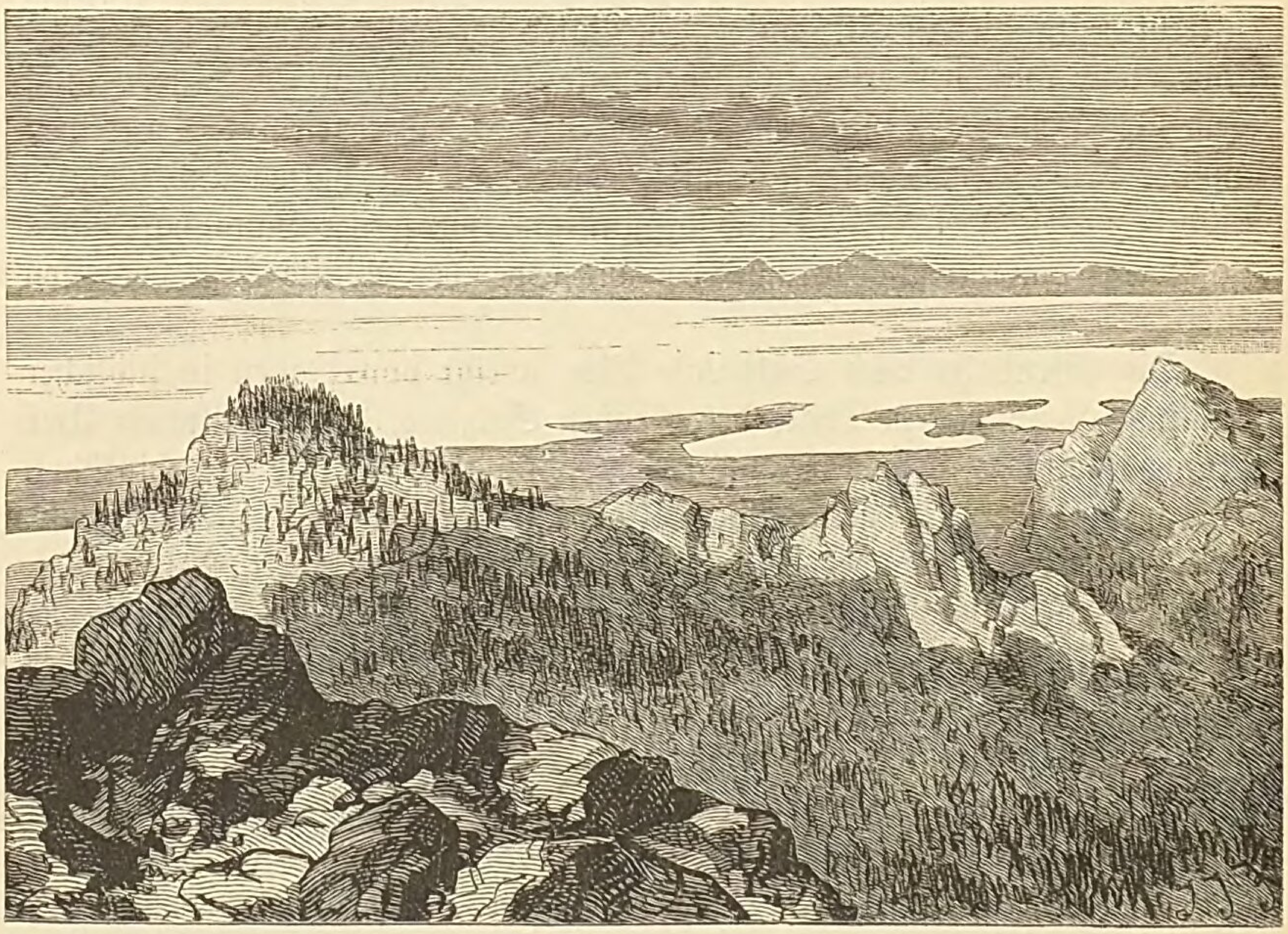
Immerhin konnten die Mormonen[2]) nach ihrem Zuge durch die Wüste das Thal des „Großen Salzsees“ als das Land der Verheißung begrüßen. Zur Zeit besteht das Utah der Mormonen aus einer schmalen Linie von Niederlassungen um die Mitte des Landes, selten mehr als 10 Meilen (1 Meile = 1,609 Kilometer) breit, aber beinahe 700 Meilen lang, von Oneida in Idaho bis zum Rio Virgen in Arizona. Die von ihnen in das vorher wüste Thal gebrachte Kultur offenbart sich in zerstreuten Ansiedelungen und wohlgebauten Weizenfeldern, die sich zwischen Gebirge und See längs der Eisenbahn breiten.

Der Große Salzsee ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen des großen Beckens, das in weiten Flächen von Salz durchtränkt ist und zahlreiche salzhaltige Seeen aufweist. Er bedeckt zur Zeit eine Fläche von einer Längenausdehnung, nach der geringeren Annahme von 34 Meilen bei 17 Meilen Durchschnittsbreite, während andere seine Länge auf 75 Meilen bei 30 Meilen Breite angeben. Dagegen ist die Tiefe durchweg gering; sie er-

1) Deutsche Übersetzung des indianischen Namens „Mississippi“.

2) Anhänger einer Sekte, welche die Vielweiberei gestattet.

reicht auf weiten Strecken kaum einen Meter und soll 11 Meter nirgends übersteigen. Nach den Bodenverhältnissen ist anzunehmen, daß ein Ausfüllungsprozeß seit langer Zeit sich vollzieht; es wird behauptet, daß der See in der Zeit von 1852 bis 1868 sich um 4 Meter gehoben und sich um die Hälfte der Fläche vergrößert habe, daß er aber seit 1868 nur unbedeutende Schwankungen zeige. Er erhält bedeutende Zuflüsse aus dem Osten und Süden durch den Jordan River, welcher die in den südlich gelegenen Salzseeen von Utah gesammelten Wasser ihm zuführt, ist



Der große Salzsee in Utah.

aber selbst ohne erkennbaren Abfluß. Das Wasser hat nach den Ermittelungen von L. D. Gale ein spezifisches Gewicht von 1,17 und 22,4 feste Bestandteile, von denen 20,2 aus Kochsalz bestehen, es ist also eine natürliche Soole von außergewöhnlicher Dichtigkeit, mit Eigenschaften, von denen nach der Bemerkung eines Beobachters niemand, der es nicht gesehen hat, sich eine Vorstellung machen kann. Ein Mann kann darin auf dem Rücken schwimmen, indem er die Beine eingezogen, Kopf und Hals und die Arme bis zu dem Ellbogen vollständig außer Wasser hat. Nimmt er eine sitzende Stellung ein mit ausgebreiteten Armen, so ragen die Schultern aus dem Wasser. Das Schwimmen ist jedoch nicht ohne Schwierigkeit infolge des Bestrebens der Gliedmaßen, auf die Oberfläche

zu kommen. Der Salzgehalt ist so stark, daß beim Verschlucken von Wasser die Gefahr der Erstickung eintritt, und daß ein Tropfen, der ins Auge dringt, heftige Schmerzen verursacht. Ein Bad im Wasser des Sees mit Vorsicht gebraucht, ist stärkend und erquickend, doch muß der Körper demnächst mit süßem Wasser abgewaschen werden.

Auf der Fahrt sieht man den See nur aus wechselnder Entfernung, indem seine Ufer streckenweise weit von der Bahn zurücktreten. Salt-Lake City selbst ist etwa 12 engl. Meilen von dem Südostufer des Sees entfernt, am Fuße eines Ausläufers des Wahsatch-Gebirges, das sich zu einer durchschnittlichen Kammhöhe von 3000 Meter erhebt und wie eine steile Mauer gegen das Ufer des Großen Salzsees und des Utah-Sees abfällt. Unzählige kleine Wasseradern, die aus seinen Flanken das Schmelzwasser des Schnees unmittelbar in das Längenthal führen, bilden für dieses das befeuchtende Element, ohne welches es unbewohnbar sein würde.

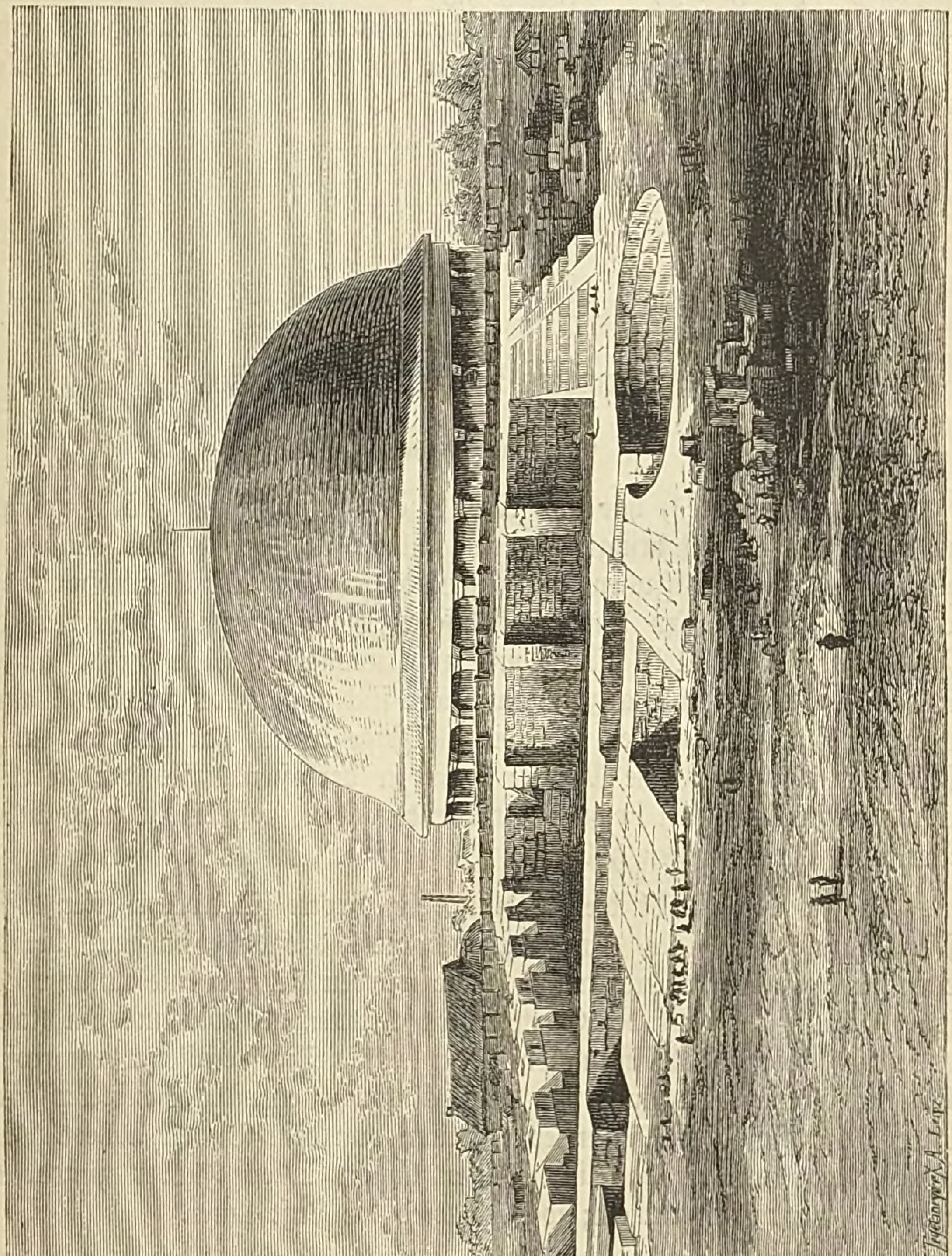
Man nähert sich der Stadt mit der Empfindung einer besonderen Neugier, die vornehmlich auf die socialen Verhältnisse der Bewohner gerichtet ist. Auf Grund der Annahme, daß jeder Mormone mehrere Frauen habe, glaubt man schon in dem Äußeren der Stadt etwas Absonderliches erwarten zu dürfen, was die Verschiedenheit des Familienlebens erkennen lasse, vielleicht auch im Vorübergehen einen verstohlenen Blick in das Innere des Haushaltung werfen und von der schwierigen Kunst, mehrere Frauen zu regieren, etwas profitieren zu können. Diese Erwartung wird jedoch nicht erfüllt, wenigstens nicht bei flüchtigem Besuche. Zunächst ist die Voraussetzung, daß jeder Mormone mehrere Frauen habe, nicht zutreffend; nur eine Minderzahl kann sich diesen Aufwand gestatten; die Mehrzahl begnügt sich wie anderwärts, wo Polygamie (Vielweiberei) erlaubt ist, z. B. in der Türkei, wegen Mangels an Vermögen oder wegen der mannigfachen Unbequemlichkeiten, welche das Leben mit mehreren Frauen im Gefolge hat, mit einer Frau und lebt daher auch in entsprechender häuslicher Einrichtung. Sodann sind nicht alle Bewohner von Salt-Lake City Bekenner des Mormonismus, vielmehr ist ein wachsender Prozentsatz der Bevölkerung Gentils oder Heiden. Jedenfalls merkt man an der äußeren Einrichtung der Stadt oder deren Gebäude zunächst und ohne besondere Belehrung nichts, was sie von anderen christlich-amerikanischen Wohnplätzen unterschiede, und ebensowenig an dem Wesen und Verkehr der Bevölkerung. Eingeweihte machen darauf aufmerksam, daß manche Häuser unter demselben Dache auffallend viele Hausthüren oder besondere Eingänge haben, was damit erklärt wird, daß die Gatten einer Mehrzahl von Ehefrauen diese Einrichtung zur Erhaltung des Hausfriedens für vorteilhaft halten; unbefangenen Gemütern aber würde ohne besonderen Hinweis dies nicht auffällig sein.

Bei der Wahl des Platzes für die Stadt und bei ihrer Anlegung ist mit großer Umsicht verfahren. Die Hauptstraßen sind von stattlicher Breite — über 30 Meter —, alle Wege mit Bäumen besetzt und von lebendigem Wasser in Rinnen durchflossen. Bei der Verteilung des Landes sind die einzelnen Lose so reichlich bemessen, daß für jedes neben dem Hause Raum für einen Obstgarten blieb. Da nach den Vorschriften des Mormonismus nur Früchte die Hauptnahrung seiner Bekenner bilden sollen, ist die Obstzucht Gegenstand besonderer Sorge und trotz der hohen Lage der Stadt, welche 1320 Meter über dem Meere beträgt, von günstigem Erfolge belohnt So kommt es, daß die Stadt in einem einzigen Garten zu liegen scheint, dessen Laub ungeachtet der vorgerückten Jahreszeit noch nicht gänzlich gefallen war. Die Straßen sind reinlich gehalten und machen einen sehr freundlichen Eindruck. Die meisten Häuser sind von Adobes — ungebrannten Ziegeln — aber sauber; doch fehlt es auch nicht an stattlichen Gebäuden von Stein, namentlich sind die größeren Warenhäuser von massivem Bau. Viele der Stores (Kaufläden) und offenen Geschäfte waren am Abend mit elektrischem Licht beleuchtet.

Das Gebäude, welches in erster Linie das Interesse des Fremden in Anspruch nimmt, ist das „Tabernakel", der „Tempel der Heiligen der letzten Tage", in welchem sie zum Gottesdienst, zu Vorlesungen und sonstigen Versammlungen sich zusammenfinden. Der Bau hat schon von weitem das Auge gefesselt durch die eigentümliche Konstruktion des Daches, das die Gestalt eines in der Länge halbierten Eies hat und auf hohen Sandsteinpfeilern (46 an der Zahl) ruht, die es tragen und vor den Wänden des gleichfalls eiförmigen Gebäudes vortreten. Das Dach, wie das ganze Gebäude im übrigen ist von Holz; das Innere ist schmucklos; nur eine Orgel von ungewöhnlicher Größe erinnert an die geistliche Bestimmung des Saales, welcher einschließlich der breiten Galerie, welche ihn umgiebt, für mehr als 12000 Menschen Sitzplätze enthalten soll. Wird auf der Erhöhung vor der an dem einen schmalen Ende stehenden Orgel, wo die Stühle der Prediger oder sonstigen Redner stehen, auch nur mit gewöhnlicher, nicht lauter Stimme gesprochen, so ist in allen Entfernungen bis an das andere Ende des Saales, ja bis auf die letzte Bank der Galerie, also auf einen Abstand von mindestens 60 Meter, jedes Wort klar zu verstehen; worauf dies beruht, auf der ovalen Form des Daches, der Resonanz des Holzes, der Stellung der Redner im Brennpunkte der Ellipse, lasse ich dahingestellt; aber zu wünschen wäre, daß die Baumeister von Parlamenten und Kirchen sich darum kümmerten, um gleiche Wirkung zu erreichen.

In der Nähe des Tabernakels steht ein anderes einfaches Gebäude von nicht minder ernster Bestimmung, das Endowment House, in welchem die „Ansiegelungen" (Trauungen) und sonstige Akte von religiöser

Bedeutung vorgenommen werden, das aber der Fuß eines Ungläubigen nicht betreten darf. Ich kann daher über das Innere nichts berichten. Obwohl am Ende der Tage das „neue Jerusalem“ nicht hier, sondern



Das „Tabernakel“ in Salt-Lake City.

in Jackson Ohio errichtet werden soll, hat Brigham Young, der verstorbene Präsident der Mormonen, doch einen neuen Tempelbau begonnen, nicht weit von dem Tabernakel, aus Granit, mit Mauern von ungewöhnlich mächtiger Stärke. Doch ist dieser Bau kaum zur halben

Höhe gediehen, und es soll bei den enormen Kosten, welche er verursacht, und der behaupteten Erschütterung des Mormonismus wenig Aussicht bestehen, daß er jemals werde vollendet werden. Brigham Youngs Haus ist ein zweistöckiges, schmuckloses Holzgebäude mit allerdings vielen Nebenhäusern und Dependenzen, unter welchen Amelia Palace, das Haus seiner Lieblingsfrau, in welchem gegenwärtig sein Nachfolger, John Taylor, residiert, mit Vorliebe gezeigt wird.

9.

Die Mammut-Höhlen in Kentucky.

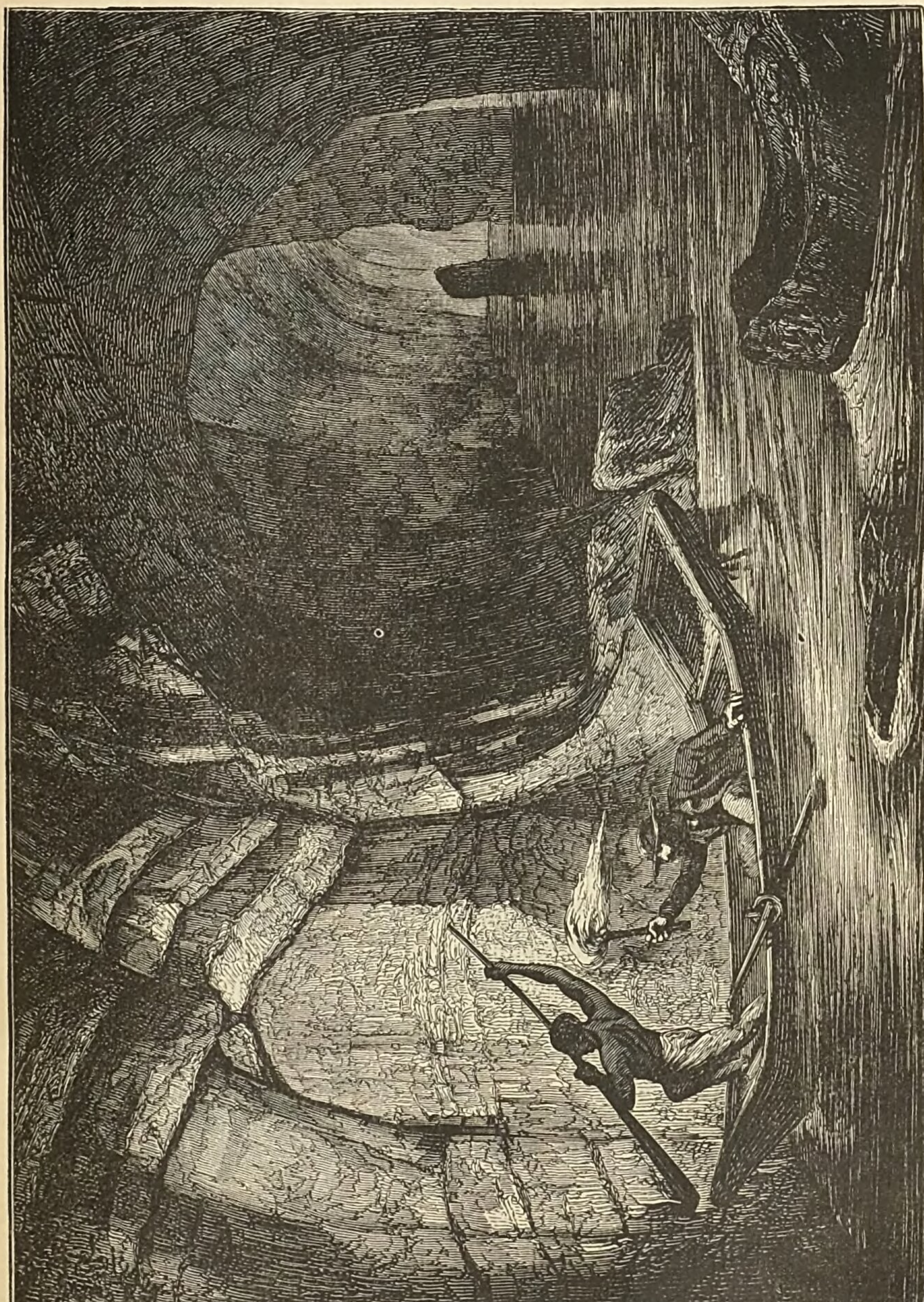
L. und G. Verbrugghe.

Von Louisville[1]) hat uns eine Eisenbahn nach Cave-City geführt, und von Cave-City bringt uns ein schlecht in den Federn hängendes Kariol (zweirädriges Fuhrwerk) auf grundlosem Wege nach dem Hotel, das vor dem Eingang zu den unterirdischen Gängen erbaut ist. Auf der Fahrt stark durchrüttelt, ist es mir nicht unangenehm, an diesem äußerlich anständigen Hause anzuhalten; wir sind unser drei in dem Wagen, denn ein junger Bostoner, den wir im Zuge trafen, hat sich uns angeschlossen, um uns keine Minute mehr zu verlassen. Als der Wirt so wenig Gäste sieht, ruft er in hochtrabendem Ton, daß er für zweihundert Personen Unterkommen habe.

Wir wechseln nicht die Kleidung, die Grotte ist trocken; wir lassen selbst unsere Mäntel in dem großen Saale des Hotels hangen; bei der ewig gemäßigten Temperatur der Höhle würden sie nur eine unnütze Last sein. Kaum haben wir den Garten durchschritten, als wir uns am Rande einer trichterförmigen Öffnung sehen; ein leichter Dunst entsteigt dem großen Loche, während ein Bach vor dem Eingange einen kleinen Wasserfall bildet, der sich als glänzender Streifen von dem Dunkel abhebt. Wir steigen etwa dreißig wackelige Stufen hinab, unser Führer zündet die Lampen an; wir treten ein; sogleich wird die Luft lauer.

Wir blicken um uns; wir sind vor allem betroffen durch die Höhe und die weite Ausdehnung dieser Höhlungen; wir sind nicht gezwungen, halb gekrümmt zu gehen, ein geräumiger Gang führt uns unter eine hohe Kuppel. „Sie werden sogleich dort oben zu Nacht essen", sagte unser

1) Louisville liegt auf dem linken Ufer des Ohio, im Staate Kentucky.



Partie aus der Mammuthöhle. (Der Styx).

Führer. In der That befindet sich diese Rotunde genau unter dem Speisesaal des Hotels.

Ein wenig weiterhin senkt sich die Wölbung, und ich fühle meine

Pelzmütze etwas Weiches streifen. Ich trete einen Schritt zurück und sehe einen schwarzen Punkt, ähnlich einem dicken Champignon. Ich strecke die Hand aus, um ihn loszureißen, ich finde einen warmen Körper ohne Widerstand, weshalb ich ihn, kaum gefaßt, wieder fahren lasse; es war eine Fledermaus, die, den Kopf nach unten, dort hing. Ich rufe meinen Führer, um sie ihm zu zeigen; er sieht mich höchst mitleidig an und sagt mir, die Achseln zuckend: „Ich habe deren Millionen hier." Er log nicht; denn diesen ganzen Gang entlang habe ich schwärzliche Massen gesehen, die, an die Felsen gepreßt, in Klumpen herabhingen. Diese ekelhaften kleinen Tiere schlagen in diesem großen, unterirdischen Palast alljährlich ihr Winterquartier auf. Der Schein unserer Lampen weckt sie halb, und bei unserm Vorübergehen stoßen sie mißtönende Schreie aus; aber sie haben nicht die Kraft, sich aus ihrer Erstarrung völlig aufzurütteln und fallen schwer zu Boden, wenn wir sie in die Luft werfen, um zu versuchen, ob sie fliegen.

Unser Führer ist ein alter Neger von höchst fröhlichem Gemüt; er versteht übrigens sein Handwerk vollkommen und setzt uns mit einem Ernste, der sonst nur wirklichen Geologen eigen ist, die verschiedenen Naturerscheinungen auseinander, welche bei der Krystallbildung obgewaltet haben; lieber aber giebt er sich Scherzen hin und wiederholt die Bonmots (Witzworte), die er von seinen zahlreichen Kunden aufgeschnappt hat, kurz, er belustigt uns höchlichst. Übrigens habe ich stets eine gewisse Sympathie für die Schwarzen gehegt; diese großen Burschen freuen sich über ein Nichts wie die Kinder, und ich habe sie oft so herzlich lachen hören, daß ich mich nicht enthalten konnte, mit einzustimmen.

Der unsere hielt oft an, um loszuplatzen, indem er seinen ungeheuren Mund voll glänzender Zähne öffnete. „Meine Herren", sagte er, auf ein Lager von Kalksteingebilden zeigend, „das ist die Teufelskanzel; aber nur ruhig, heute ist er nicht da!" und er lachte sich halb tot.

Man mußte ihn sehen, wie er sich seitwärts in einen Durchgang, „des Dicken Not" genannt, hineinschob. Er erzählte uns unter krampfhaftem Lachen, wie eines Tages ein ungeheurer Yankee[1]) es versucht habe, da hineinzukommen; wie er selber ihn bald gezogen, bald gedrückt habe, ohne ihn zwischen den Felsen platter bekommen zu können. „Des Dicken Not" ist ein imposanter Engpaß zwischen zwei hohen Wänden; die, welche mehr als hundert Kilogramm wiegen, müssen, heißt es, auf die Hoffnung verzichten, den Rest der Höhle zu sehen: ihre Korpulenz verbietet ihnen den Durchgang.

Die außerordentliche Trockenheit der Höhle („Es regnet hier niemals", bemerkt gescheit der Neger) erklärt die Seltenheit der Krystallbildungen;

1) Scherz- oder Spottname der Nordamerikaner.

es sickert kein Wasser durch die Wölbungen, und es können also nicht durch Verdunstung jene durchscheinenden Niederschläge sich ablagern, die nach und nach zierliche kleine Säulen bilden. Immer gewissenhafter im Erklären, spart uns der Führer kein einziges Detail; er zeigt uns die sonderbaren Formen, welche die dunkeln Flecke von Eisen-Oxyd an der Decke bilden; er lenkt unsere Aufmerksamkeit auf einige wunderbare Ähnlichkeiten dieser Flecke mit Tieren oder menschlichen Wesen: dies hier ist ein Riese, der mit Kindern Gaukeleien treibt; weiterhin das ein Ameisenbär und noch vieles andere mehr.

Es wäre höchst überraschend gewesen, wenn das Nützlichkeitsgenie des Amerikaners außer dem Zeigen selbst nicht auch nach einer praktischen Verwendung der Höhlen gesucht hätte. Ein Doktor, durch ihre stets gleiche Temperatur verleitet, kam auf den Gedanken, dort schwindsüchtige Kranke zu behandeln. Er ließ mehrere kleine Häuser ohne Mörtel bauen und installierte da seine Patienten; es waren fünfzehn. Einer von ihnen starb nach wenigen Wochen eines unterirdischen Todes; sogleich wanderten die anderen in Masse aus, zum Lichte empor; in weniger als Monatsfrist waren sie wieder ins Dunkel zurückgeschickt, und dieses Mal um nicht wiederzukommen. Die armen Menschen mußten weniger krank sein, als sie selbst dachten, daß sie selbst auf kurze Zeit einer derartigen Lebensweise hatten Widerstand leisten können.

Wir dringen in Seitengänge vor, wir klettern natürliche Abhänge hinan, wir ersteigen Leitern und Treppen. Dieser erste Teil der Höhle ist überall bemerkenswert durch seine Höhe und seine Weite, bietet aber nur wenig Säulen und zierliche Bildungen; ich hatte mir andere Wunder vorgestellt. Bald sollte ich eins sehen, das ich niemals vergessen werde.

Wir befanden uns in einem großen, kreisrunden Saale. — „Setzen Sie sich!", sagt unser Führer und wies auf ein Brett, das, über zwei Felsblöcke gelegt, eine primitive Wand bildete. Er trägt die Lampen fort und stellt sie so auf, daß ihr uns fast unsichtbares Licht voll auf die Decke des Steinsaals fällt. — „Blicken Sie aufwärts!" ruft er uns zu; „Sie werden den Himmel sehen." Wir richten den Blick nach oben und sehen eine dunkelblaue Wölbung, von der sich in hellen Umrissen eine darunter herlaufende Galerie abhebt. Sterne funkeln in lebhaftem Glanz an dem fast schwarzen Hintergrund: es ist offenbar der Himmel, den man durch eine Spalte sieht.

„Schelm!" rufen wir dem Neger zu, „es ist eine Öffnung im Felsen."

„Nein, meine Herren, es ist keine Öffnung vorhanden!" Und er lachte wie toll. — „Sehen Sie, ich werde Ihnen eine Wolke vorzaubern!" Und unter fortwährendem Lachen streckt er die Hand langsam über die Lampen hin, wir sehen allmählich eine dicke, schwarze Wolke den ge-

stirnten Himmel verdunkeln. — „Jetzt", fährt der Neger fort, „werde ich Ihnen das Schauspiel eines Sonnenaufganges vorführen."

Er verschwindet mit allen Lampen und läßt uns in der völligsten Dunkelheit; niemals hatte ich bisher den Eindruck eines so tiefen Schwarz gehabt, die Finsternis war so undurchdringlich, daß sie so zu sagen greifbar schien.

Plötzlich wird ein schwacher Lichtschimmer am äußersten Ende eines Ganges sichtbar: das ist die Morgenröte. Die Wirkung ist hübsch, doch weit entfernt von erreichter Täuschung; die schweren Tritte des Negers, wie er näher kam, genügten, sie zu zerstören; endlich kommt er bei uns an: es ist heller Tag. „Haben Sie den Sonnenaufgang gesehen?" fragte er triumphierend. — Wir hatten ihn vernehmlich gehört.

Unter anderen Merkwürdigkeiten der Höhle läßt er uns ein ganz gewöhnliches Echo vernehmen, das aus der Tiefe eines Brunnens kommt. „Pah!" sage ich, „dies Echo ist nicht halb das von Killarney in Irland. Wenn jemand ihm zuruft: »Wie gehts Ihnen?« so antwortet es: »Sehr gut, danke, und Ihnen?«" Der Neger sieht mich einige Sekunden verdutzt und staunend an. Endlich sagt er: „Wir haben hier ein ähnliches, ich werde es Ihnen zeigen." Sogleich neigt er sich über die Tiefe und ruft: „Wie geht's Ihnen?" Das Erstaunen war an mir, als ich ein sehr schwaches Echo antworten höre: „Sehr gut, danke, und Ihnen?" — Mein Neger war Bauchredner.

Was für Geschichten erzählt uns nicht dieser unerschöpfliche Schwätzer unterwegs: die der drei Paare, welche von Louisville kamen, um sich in den Höhlen zu verheiraten, da sie, sagte er, ihre Vereinigung im Angesicht der Sonne nicht wagten; die jenes unglücklichen jungen Mannes, welcher seinen Hut vergessen hatte und der sich beim Wiedersuchen in dem Labyrinth verirrte; er lief sechsunddreißig Stunden in den Gängen umher; die Angst machte ihn toll, und als seine Führer laut nach ihm riefen, schwieg er und verbarg sich; als sie ihn endlich entdeckten und ihn greifen wollten, floh der arme Unsinnige weit hinweg, eine Beute höchsten Entsetzens.

Ich würde nicht enden, wollte ich alle die Merkwürdigkeiten aufzählen, die mythologischen Plätze, den Styx (Siehe die Abbildung auf S. 209.), den Lethe-See, die grundlosen Schlünde, die Abgründe, in welche unser Neger brennende Papierstückchen hineinwirft, die ihnen eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Höllenrachen verleihen; das Cleveland-Kabinett, dessen Wände mit anmutigen, blendendweißen Krystallisierungen ausgeziert sind, Blumen von wunderbarer Durchsichtigkeit und Feinheit, Kamelias, Rosen und Fliederblüten.

Der Fluß ist Gegenstand gelehrter Abhandlungen über seine Bewohner geworden: seine Fische und Krebse entbehren des Sehorgans. Die Fische sind unsern Gründlingen sehr ähnlich, aber sie sind farblos

und durchscheinend; die Krebse, gleichfalls farblos, sind höchst sonderbar anzusehen, wenn sie noch leben.

Endlich, nachdem wir an dem äußersten Ende der Grotte angelangt sind, kehren wir auf demselben Wege zurück und machen diesen langen, großartigen Gang noch einmal. In diesen Höhlungen und Verzweigungen, deren Netz hundertundfünfzig Meilen mißt, haben die Wasser, wenn sie nicht zu feinen Spitzen, zu schlanken Säulchen, zu Kapitälen und wunderbaren Karniesen krystallisiert sind, gigantische Dome, riesige Gänge, unergründliche Schlünde ausgehöhlt. Die Mammuthöhle ist durchaus kein Gnomen-Palast; sie ist die furchtbare Wohnung der Cyklopen. Diese Grotten, die weitesten der Welt, sind das würdige Seitenstück zu den Niagarafällen.

10.

Die East River-Brücke.

A. von Schweiger-Lerchenfeld.

Kaum in den Hafen von New-York eingelaufen, erblickt der aus Europa Ankommende die grandiosen Pfeiler jenes in der gesamten modernen Brückentechnik unerreicht dastehenden Wunderwerkes — der East River-Seilhängebrücke — welche den gewaltigen Strom[1]) mit einer einzigen, 486,6 Meter weiten Spannung übersetzt und die beiden Schwesterstädte New-York und Brooklyn miteinander verbindet. In schwindelnder Höhe, groß genug, daß die höchsten Masten ungehindert passieren können, zieht die Brückenbahn über den breiten Strom mit seinem reichen Leben, seinem Gewirr von Dampf- und Segelschiffen, Dampffähren und unzähligen Booten, ein Bild des großartigsten Existenzprozesses. Die Riesenbrücke ist bekanntlich das Werk J. A. Röblings, eines deutschen Ingenieurs, der schon vor dreißig Jahren (1855) die erste für den Eisenbahnbetrieb bestimmte Drahtseilbrücke über den Niagara spannte. Sie galt lange Zeit hindurch als ein Wunderwerk der Technik. Mit einer Spannung von 250 Meter übersetzte diese Brücke den Riesenstrom, eine englische Meile unterhalb der weltberühmten Fälle. Die „Suspensionsbrücke" Röblings ist auch deshalb in aller Welt berühmt geworden, weil sie kein zweites Brückenwerk zur Seite stehen hat, das einen ähnlich großartigen landschaftlichen Rahmen aufweisen könnte. In diese Zauberwelt, welche einen ernsten Eisenbahnfachmann — M. M. von Weber — zu einem landschaftlichen Hymnus begeistert hat, wie ihn bisher noch niemand geschrieben, hatte Röbling sein aus Draht gesponnenes Riesenwerk eingefügt — „ein eiserner Gedanke, welcher über den gähnenden Abgrund hinweg England und die Union verbindet."

1) Der East River ist ein Mündungsarm des Hudson und trennt die Insel Long Island, auf welcher Brooklyn liegt, vom Festlande.

Und nun zur East River-Brücke. Sie hat eine mittlere Öffnung von 486,6 — die bis jetzt erreichte größte Spannweite einer Brücke — und zwei Seitenöffnungen von je 283,3 Meter. Sie vermittelt den Straßen-, Tramway (Pferdebahn) - und Eisenbahnverkehr. Da die Ansicht der amerikanischen Ingenieure dahin geht, daß eine Unterfahrung des East River mittelst einer Tunnelanlage dem Zwecke weit mehr entsprochen hätte und die Kosten verhältnismäßig niedriger zu stehen gekommen wären, scheint hier die amerikanische Ingenieurkunst es in erster Linie auf die Schöpfung eines Werkes abgesehen zu haben, das nicht der reinen Notwendigkeit entspringt, sondern vielmehr die Absicht bekundet, selbst auf Kosten der Ökonomie ein Werk zu schaffen, welches, unübertroffen von anderen, durch seinen Bestand dem Ehrgeiz der Nation Befriedigung gewähren soll. Die Kosten dieses Riesenwerkes sind demgemäß auch thatsächlich bedeutend genug. Sie wurden — nach dem fachmännischen Berichte des Ingenieurs Fr. Steiner, dem wir die nachfolgenden Daten entlehnen — von Röbling (Vater) entgegen der ursprünglichen Schätzung von 4 Millionen Dollar auf 7 Millionen angegeben. Röbling Sohn revidierte drei Jahre nach Beginn des Baues (1872) die Rechnungen seines Vaters und gab als wahrscheinliche Totalkosten 9 1/2 Millionen Dollar an. Auch diese Summe erwies sich als zu niedrig, und 1873 stellten sich die Kosten bereits auf 13 Millionen. Die Schlußrechnungen dürften einen Kapitalaufwand von rund 20 Millionen Dollar aufweisen.

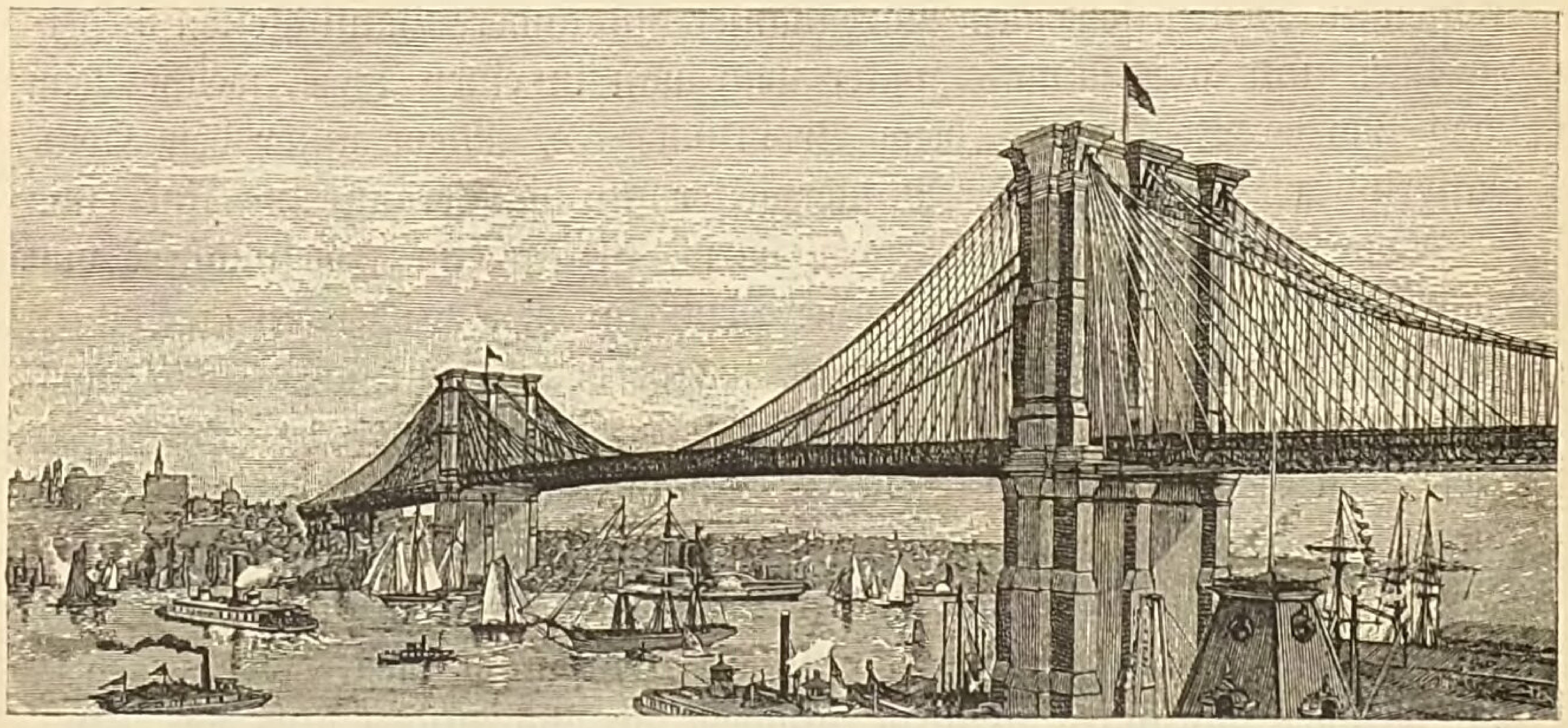
Die Brücke hat zwei äußere Fahrbahnen für Straßenfuhrwerk und Pferdebahnverkehr von je 5 Meter Breite, zwei schmalspurige Schienenwege für Lokomotivbetrieb von je 4 Meter Breite und in der Mitte einen erhöhten, 2 1/2 Meter breiten Fußweg. Die Gesamtbreite zwischen den äußeren Geländern beläuft sich also fast auf 26 Meter. Da die Brückenbahn in enormer Höhe liegt, — in der Mitte 41, an den Pfeilern 36 1/2 Meter — war die Anlage von ungemein langen Zufahrtsrampen notwendig (476 1/2 und 296 Meter), die überdies im bedeutenden Neigungsverhältnis von 32 per tausend an die eigentliche Brückenbahn anschließen. Jedes der 4 riesigen Drahtseile besteht aus 19 Bündeln. Die Drähte sind aus Stahl hergestellt, gehärtet, temperiert und schließlich verzinkt und haben einen Durchmesser von 4,31 Millimeter. Die Zerreißungsfähigkeit des Einzeldrahtes durfte nicht weniger als 1,5 Tonnen betragen, was einer Inanspruchnahme von 7,4 Tonnen für den Quadratcentimeter gleichkommt. Der Durchmesser des Drahtes wurde mit Rücksicht auf den Umstand größer als bei den andern bedeutenden Hängebrücken gewählt, weil sich hierdurch die Arbeit verminderte, ein schwerer Draht dem Winde mehr Widerstand und dem Roste eine kleinere Oberfläche darbietet. Andererseits aber bildete das gewählte Maß gerade noch die Grenze, bei welcher es mit Rücksicht auf die Steifheit noch handlich erschien. Die 4 Kabel, welche

aus je 6000 Drähten bestehen, haben den enormen Durchmesser von 40 Centimeter; das Gewicht pro laufenden Meter 2,8 Tonnen, das Gewicht der Fahrbahn pro laufenden Meter 10 Tonnen. Die Kabel haben ein Tragvermögen von 10000 Tonnen, doch wird dasselbe für kaum den zehnten Teil dieser Last in Anspruch genommen. Die beiden Pfeiler, welche noch ein bedeutendes Stück über der Fahrbahn emporragen, haben eine Gesamthöhe von 87 Meter, so daß sie die höchsten Kirchtürme von New-York weit überragen.

Mit ganz besonderer Sorgfalt wurde die Verankerung in den riesigen Pfeilern vorgenommen. Diese Manipulation war aber auch von ganz hervorragender Wichtigkeit; denn die Verankerung mußte außerordentlich fest und widerstandsfähig sein, da sie eine enorme seitliche Zugkraft auszuhalten hat. Am 7 Mai 1875 wurde damit begonnen, die an den betreffenden Stellen stehenden Warenhäuser und andere Baulichkeiten niederzureißen, und drei Monate später war man in einer Tiefe, welche beim New-Yorker Pfeiler 28,8, beim Brooklyner 13,7 Meter unter dem Hochwasserspiegel erreichte. Die Mauerpfeiler für die Verankerung sind etwa 27 Meter hoch. Jeder der beiden Türme ist auf einer Grundfläche von 1590 Quadratmeter fundiert, und der Druck auf dieselben beträgt 71 Tonnen pro Quadratmeter. Die Bohrungen, welche bereits im Jahre 1867 angestellt wurden, ergaben auf der Brooklyner Seite in 24 bis 30 Meter Tiefe Gneisfelsen, mit wechselnden Schichten von Sand, grobem Kies und Thon, in welchen Findlinge[1]) eingebettet waren, überlagert. Das Material erwies sich aber schon in der Tiefe von 15 Meter so kompakt, daß man sich gleich von vornherein entschied, nicht unter diese Tiefe zu gehen. Ein weniger günstiges Resultat ergaben die Bohrungen auf der New-Yorker Seite. Hier bestand das Material aus zum Teil mächtigen Schlamm-, Sand- und Schwemmsand-Schichten, auf welche erst in einer Tiefe von 24 bis 28 Meter fester Felsboden folgte. Die Fundierung der Pfeiler geschah zunächst durch Legung eines Rostes aus einer Lage kreuzweis übereinander geschichteter Fichtenstämme. Auf diese Basis kamen sodann zwei Steinlagen von riesigen Kalksteinblöcken und hierauf die Ankerplatten, vier auf jeder Seite. Diese riesigen Platten sind kreisförmige Gußstücke; eine jede hat ein Gewicht von 23 Tonnen. Sie sind am rückwärtigen Teil des Fundaments eingesenkt, und zwar zwei in der Mitte hintereinander und eine an jeder Seite mittelst Cement in eine dritte Steinlage eingebettet. Durch die in der Mitte der Platten befindlichen Öffnungen wurden die ersten Glieder der Zugkette gebracht und durch einen 7 Zoll dicken, schmiedeeisernen Bolzen festgehalten. Jedes Kettenglied besteht aus zehn schmiedeisernen Stäben, die ungefähr 4 Meter lang sind und einen

1) Felsblöcke, deren Gesteinsart auf ferne Herkunft deutet.

Durchmesser von circa 20 Centimeter haben. Nachdem die ersten Kettenstäbe mit den Platten verankert waren, wurde das Kalksteinmauerwerk weiter aufgeführt, indem unmittelbar über jede Platte ein Block im Gewichte von 10 Tonnen aufgelegt ward. Mit der fortschreitenden Erhöhung des Mauerwerkes wurden hierauf successive immer mehr Kettenglieder aneinandergefügt und die Kette immer von neuem mit Granitblöcken umgeben, bis das Mauerwerk die Höhe von 28 Meter erreicht hatte. Die letzten Kettenglieder bestehen aus doppelt so vielen Stäben, als die vorhergehenden, aber damit sie keinen größeren Raum beanspruchen, sind sie nur halb so dick. Diese Stäbe sind abwechselnd unter einem spitzen Winkel auf- und abwärts geneigt, und mit je zwei Mauern ward endlich ein Strang des großen Drahtseilkabels verbunden, in der Weise, daß



Die East River-Brücke.

das in eine große Schleife geteilte Ende desselben um einen hufeisenförmigen, mit einer Rinne versehenen schmiedeisernen Schuh gelegt ward, der hierauf mittelst zweier gewaltigen Zapfen oben und unten in das an den Köpfen angebrachte Lager geschoben und befestigt wurde. Auf diese Weise sind im ganzen 19 Seilstränge mit den Kettengliedern jeder Ankerplatte verbunden worden. Von den über die Türme geführten Hauptkabeln gehen kurze Vertikal- und von den Türmen Diagonalkabel ab, welche die Fahrbahn tragen; die Zahl der letzteren beläuft sich auf 24 an jedem Ende der Hauptöffnung; die Länge des von diesen Tauen unmittelbar getragenen Teiles der Fahrbahn mißt 100 Meter, — doppelt so viel wie bei der Niagara-Brücke.

Die Großartigkeit dieses Bauwerkes erfaßt den Beschauer erst dann in vollem Maße, wenn er sich auf die luftige Höhe des Strombrückenfeldes begiebt und auf die breite Spiegelfläche des East River mit seinem

vollpulsierenden Leben hinabblickt. Welch ein verkörperter Riesentrotz in dieser Kraftleistung menschlichen Könnens liegt, erfaßt man erst hier oben mit dem Ausblicke auf das unendliche Häusermeer der glänzenden Weltstadt mit ihren, durch gewaltige, Meeresarmen gleichende Flußläufe voneinander geschiedenen Städteteilen. Wir haben zur linken Seite das eigentliche New-York mit seinem in die Länge gezogenen Häusermeere, das weit im Hintergrunde der Insel Manhattan[1]) sich verliert. Über die Südspitze der Großstadt hinweg sehen wir, jenseits des mächtigen Hudson die Vorstadt Hoboken — richtiger eine Stadt für sich — in den Rahmen des Bildes hereinragen; weiter Newark, etwas tiefer hinab Jersey-City und das grüne Juwel Staten Island mit seiner idyllischen Abgeschiedenheit — eine romantische Wehr vor dem unendlichen Ocean, der dort zwischen den Hafenfortifikationen, an Brooklyn vorüber dem Hudson entgegenflutet. Und dieses Brooklyn selber, auf das wir rechter Hand hinabblicken — ist es nicht für sich eine Großstadt, ein ungeheures steinernes Meer, an Größe und Pracht mit der alten stolzen Stammstadt wetteifernd? Bis in weite Ferne, wo im Weichbild der Schwesterstadt New-York der steinerne Ocean in Häusergruppen sich auflöst und zuletzt grünes Land folgt und Schienenwege nach allen Richtungen Long-Island durchfurchen, bringt der Blick des Beschauers, der, abwechselnd nach den vier Weltrichtungen gewandt, ein Bild umspannt, wie sich großartiger, herrlicher, lebensvoller, die Leistungsfähigkeit und Lebensthätigkeit in höchster Potenz bekundend, auf dieser Welt kein zweites wiederfindet. ... Und Mittelpunkt dieser Welt ist das gigantische Riesenwerk Röblings, das eiserne Gespinst der Drahtseilbrücke, ein Wunder, das selbst die pharaonischen Pyramiden in Schatten stellt.

11.

Washington.

Fr. Bodenstedt.

Am folgenden Morgen lockte uns die Sonne schon früh ins Freie, um Washington bei der günstigsten Beleuchtung zu sehen. Während der Nacht hatte ziemlich starker Frost eingesetzt, der auch den Tag über anhielt und das Umherwandern auf den trockenen, luftigen Straßen unter wolkenlosem Himmel zur Freude machte.

Das völlig Eigenartige der Stadt, wodurch sie sich von allen übrigen namhaften Städten der Union wesentlich unterscheidet, springt gleich beim ersten Überblick in die Augen und besteht darin, daß sie ihren städtischen

---

1) Eine durch den Hudson und seine Mündungsarme gebildete Insel.

Charakter nur durch die monumentalen Regierungsbauten erhält, welche den einzigen Grund ihres Daseins bilden. Die Bodengestaltung zeigt verschiedene mäßige Erhebungen, und auf der höchsten derselben ragt das imposante Kapitol hervor, weithinschimmernd, aus herrlichen Parkanlagen aufsteigend. Etwa eine Viertelstunde nordwestlich davon entfernt, erhebt sich auf einer geringeren Erhöhung das Weiße Haus, die Residenz des Präsidenten. Es liegt ebenfalls in parkartiger Umgebung, in der Mitte eines großen Platzes, dessen vier Ecken die Paläste der Ministerien des Auswärtigen, des Krieges, der Marine und des Schatzes bilden. Als überraschend stattliche Paläste sind noch zu erwähnen das ganz aus weißem Marmor gebaute Generalpostamt, dem der Tempel des Theseus als Vorbild gedient hat, und das kolossale Patentamt, nach dem Muster des Parthenon aufgeführt.

In Amerika sind Nachahmungen des antiken Stils bei öffentlichen Gebäuden an der Tagesordnung, und Washington zeichnet sich darin vor allen anderen Städten in so hervorragender Weise aus, daß es eben dadurch sein eigentümliches Gepräge erhalten hat. Ständen diese prächtigen Staatsbauten zerstreut in Weltstädten, wie New-York oder Philadelphia, oder auch in Chicago oder Saint-Louis, so würden sie dort neben den Monumentalbauten des Handels und der Industrie wohl bewundernde Blicke auf sich ziehen, aber den Charakter der Stadt nicht ändern, der wesentlich durch die Nährquellen der Bevölkerung bestimmt wird und Ausdruck gewinnt. Washington hingegen würde ohne sein Kapitol und was damit zusammenhängt, bald wieder in das Nichts versinken, aus dem es kurz vor dem Beginn dieses Jahrhunderts erstanden ist durch sein Kapitol.

Warum man gerade diesen ungesunden Fleck Landes, an den sumpfigen Ufern des Potomac, zum Sitz der Unionsregierung erkoren hat, würde unbegreiflich erscheinen, wenn man nicht wüßte, daß zur Zeit, als General Washington die Anlage der nach ihm genannten Stadt plante, die durch zwei Arme des Potomac gebildete Landzunge wirklich der ungefähre Mittelpunkt der Unionsstaaten war, deren Zahl sich damals nur auf 13 belief, während sie heute 38 beträgt und dem Unionsgebiete eine Ausdehnung gewonnen hat, deren Mittelpunkt 400 deutsche Meilen weiter im Westen zu suchen ist.

Mit einem so wunderbar raschen Wachstum der Vereinigten Staaten konnte die Bundeshauptstadt nicht Schritt halten, zumal keine einzige der Voraussetzungen sich erfüllen sollte, welche ihr Gründer an sie geknüpft hatte. Zunächst hielt er sie für einen strategisch wichtigen Punkt, gesichert durch ihre Lage, und im August 1814 wurde sie von einigen tausend Engländern, die teils zu Lande, teils zu Schiffe auf dem Potomac langsam gegen sie vorrückten, ohne erheblichen Widerstand zu finden, unter

General Roß leicht genommen und schnell verwüstet, wobei das Kapitol, das Weiße Haus und alle Ministerien in Flammen aufgingen. Dann hielt er den Potomac für eine vortreffliche Wasserstraße, geeignet, die Stadt zu kommerziellem Aufschwung zu bringen. Auch daraus ist nichts geworden; denn der Fluß hat der Stadt nichts gebracht als fiebererzeugende Ausdünstungen. Endlich hat Washington längst aufgehört, Mittelpunkt des Staatenbundes zu sein, und damit auch seine ehemalige politische Bedeutung verloren.

So erklärt sich's, daß die Stadt, seit Beginn dieses Jahrhunderts Sitz der Bundesregierung und des Kongresses, über alle Erwartung in ihrer Entwickelung zurückgeblieben ist und, verglichen mit dem Plane, nach welchem sie ausgebaut werden sollte, noch überall einen unfertigen Eindruck macht und gleichsam nur als ein zerrissenes Anhängsel des sie schimmernd überragenden Kapitols erscheint. Nur die Hälfte des ursprünglichen Planes ist zur Ausführung gekommen, und die andere Hälfte liegt im Rücken des die Stadt in zwei Teile scheidenden Kapitols, dessen prächtige Fassade ins Leere hinausschaut. Die allen amerikanischen Städten eigene schachbrettartige Regelmäßigkeit der Straßen mit ihren Blocks oder Häuserquadraten wird in Washington unterbrochen durch breite Avenuen, welche vom Kapitol strahlenförmig nach allen Seiten auslaufen. Dazu kommen eine Menge zum Teil noch wüst liegender Plätze und ein großer, wohlgepflegter Park. Straßen mit mehr oder minder geschlossenen Häuserreihen gehören zu den Ausnahmen.

Natürlich fehlt es in der Bundeshauptstadt, wo außer den Herren von der Regierung auch alle Gesandtschaften ihren ständigen Sitz haben, viele Senatoren in ihren eigenen Häusern wohnen und noch mehr Kongreßmitglieder eine geraume Zeit des Jahres hindurch ihren Aufenthalt nehmen müssen, an eleganten Quartieren und Luxusbauten nicht; allein der weitaus größere Teil der Stadt macht einen nichts weniger als großstädtischen Eindruck. Um so imposanter heben sich die einzelnen Prachtbauten von den weitum zerstreuten Häusergruppen, Strauchanlagen und Rasenplätzen ab, zwischen welchen es auch an wüsten Flecken nicht fehlt, und diese überall ins Auge springenden Gegenstände sind es, welche der Stadt ihr eigenartiges Gepräge geben. Sie ist groß genug, um Hunderttausende von Einwohnern zu umfassen, und sie zählt deren kaum 80000, worunter 30000 Neger.

Wir bemerkten bald, daß wir bei den großen Entfernungen mit unserer Fußwanderung, die uns zunächst durch den schönen Park führte, nicht weit kommen würden, und nahmen einen Wagen zu Hilfe, um eine weitere Umschau zu gewinnen. Dann suchten wir Karl Schurz in seinem Ministerium auf, wo wir ihn in einer Weise in Anspruch genommen fanden, daß ich nicht begriff, wie er es anstellen werde, sich, wenn auch

nur auf kurze Zeit, für uns freizumachen, was doch entschieden seine Absicht war, als er uns bat, in seinem Geschäftszimmer so lange Platz zu nehmen, bis er einige aus dem fernen Westen angekommene Deputationen abgefertigt und die dringendsten Depeschen und Briefe erledigt habe, von denen ganze Stöße auf seinem Tische lagen, und wozu immer noch neue kamen. Mit fliegender Feder beantwortete er selbst einige Briefe, gab dazwischen mündliche Weisungen zur Beantwortung anderer, hatte dann bald in dieser, bald in jener Fensternische Unterredungen mit den Deputierten, nahm mit ihnen Pläne und Karten durch, die teils an der Wand hingen, teils auf dem großen Tische lagen, und entwirrte das Knäuel seiner Geschäfte für den Augenblick mit erstaunender Ruhe und Geschwindigkeit. Darauf sagte er zu einem Beamten: „In einer halben Stunde bin ich wieder hier", gab noch einige Weisungen und führte uns endlich zum Finanzminister Sherman, einem hochgewachsenen, stattlichen Herrn, der uns sehr freundlich empfing, aber auch seine liebe Not hatte, ein paar freie Minuten für uns zu finden, die nach kurzer Unterhaltung dazu benutzt wurden, einige Zeilen auf ein Blatt Papier zu kritzeln, das uns alle Sehenswürdigkeiten des Schatz- und Patentamtes erschließen sollte. Es wurde uns zudem ein kundiger Führer mitgegeben, und Schurz begleitete uns ebenfalls, solange seine Zeit es erlaubte.

Das Schatzamt (the Treasury) oder, wie wir sagen würden, der Reichsfinanzpalast, ist ein ungeheures, in altgriechischem Stile nach dem Muster des Tempels der Minerva ausgeführtes Gebäude mit endlosen Reihen jonischer Säulen. Man bedarf eines Führers, um sich darin zurechtzufinden. Um einen kleinen Begriff von der Größe dieses Palastes zu geben, bemerke ich nur, was mir am lebhaftesten in der Erinnerung geblieben, daß in den oberen Räumen 900 Menschen beiderlei Geschlechts von früh bis spät mit der Anfertigung von Banknoten (greenbacks nach ihrer grünen Rückseite genannt) beschäftigt sind, deren hier täglich ich weiß nicht mehr wie viele Millionen aus der Presse kommen, um bald darauf durch alle Lande zu wandern. Eine Schilderung der Manipulation in der Herstellung dieser Greenbacks, wobei alles mit der Regelmäßigkeit einer Maschine ineinandergreift, würde mich hier zu weit führen. Obgleich es in den Räumen so heiß war, wie in römisch-irischen Badestuben, verweilte ich doch lange darin, um mir alle Einzelheiten in der Thätigkeit des mit fabelhafter Geschwindigkeit einander in die Hände arbeitenden Menschengewimmels genau anzusehen, die Armut bei der Fabrikation des Reichtums.

Diese oberen Räume mit den daranstoßenden Speise- und Erfrischungshallen bilden eine kleine Stadt für sich, wo für alle Bedürfnisse gesorgt ist; denn von den Arbeitern darf niemand hinaus, solange die Arbeitszeit währt.

Nachdem wir noch das Patentmuseum besichtigt hatten, wo die Orginalmodelle aller Erfindungen der Amerikaner aufgestellt sind, deren Zahl einige 50000 betragen soll, fuhren wir nach der Privatwohnung von Schurz, wo seine liebenswürdigen Töchter, die ich schon von Wiesbaden her gut kannte, uns zum Frühstück erwarteten. Der vielbeschäftigte Hausvater kam etwas später, aber doch früh genug, um noch ein halbes Stündchen gemütlich mit uns verplaudern zu können. Er hatte wieder alle Taschen vollgepfropft mit Depeschen und Briefen, bestimmt, auf der Her- und Rückfahrt durchgesehen zu werden; allein als er die Papiere beiseite legte, merkte man ihm nichts mehr an von der Arbeitsfülle, die auf ihm lastete.

Gleich nach dem Frühstück eilte er wieder in sein Ministerium, während wir mit den jungen Damen nach dem Kapitol fuhren, wo wir so lange blieben, als es das Himmelslicht des wunderbar hellen Wintertages gestatten wollte. Bei dieser Beleuchtung schienen mir alle in antikem Stil erbauten Paläste in Washington ganz an ihrer Stelle zu sein, wenn sie hier auch ganz anderen Zwecken dienen müssen, als bei ihren Vorbildern im alten Hellas der Fall war.

Besonders das hochgelegene Kapitol gewinnt bei näherer Betrachtung von innen wie von außen. Was auch feine Kenner der Baukunst an Einzelheiten zu tadeln finden mögen: das Ganze macht einen überaus großartigen Eindruck als ein harmonisch gegliederter Prachtbau, der in allen Teilen zeigt, was er sein will, nämlich der monumentale Ausdruck eines jugendrüstig aufstrebenden Volksstaates, der dadurch groß geworden, daß er schnell alles Beste sich angeeignet, was ältere Kulturstaaten der Nachwelt hinterlassen haben.

Der von einer Kuppel gekrönte Mittelbau, das Hauptgebäude des Kapitols, ist aus behauenen Sandsteinen aufgeführt und ältern Ursprungs, als die beiden aus schimmernd weißem Marmor angefügten Flügel, in deren Hallen der Senat und die Volsvertreter tagen. Die Kuppel, die das von Crawford geformte Erzbild der Freiheit trägt, ragt etwa 100 Meter über dem Boden empor, und dem entsprechend sind die Größenverhältnisse des Ganzen, die ich mich scheue, in Zahlen wiederzugeben, ohne meine Quelle zu nennen, da ich selbst keine Messungen vorgenommen habe und mich deshalb an den mir persönlich als zuverlässig bekannten Ernst von Hesse-Wartegg halte, der die Länge des Ganzen angiebt als 235, und die Breite der Flügel, an ihren Ost- und Westfronten, als 110 Meter betragend. Im schönsten Verhältnis zu dieser Größe stehen die drei gewaltigen Freitreppen, welche über breite Stufen zu den mächtigen Pforten des Mittelbaues und der beiden Flügel emporführen. Die Front des Mittelbaues schmückt ein Porticus von ein paar Dutzend korinthischen Säulen, und weiterer Schmuck von Säulen und Pilastern

zieht sich um das ganze Gebäude hin, dessen Inneres freilich nicht ganz im Einklang steht mit der stilvollen Hülle, weil es, besonders in dem Senatsflügel, von einem Luxus starrt, in welchem sich mehr blendender Prunk als guter Geschmack offenbart. Der Baumeister hat redlich das Seinige gethan, das Innere des Palastes dem Äußern entsprechend zu gestalten durch marmorne Treppenhäuser, wie man sie schwerlich sonst schöner findet, sowie durch wohlproportionierte Hallen und Gemächer, zum Teil mit Marmorwänden von ganz besonderer Pracht. Aber farbenbunte Malerei, geschmacklose Vergolderei und überladener Zierat aller Art drängen sich störend vor. Für die Senatoren hat der Decorateur des Guten entschieden zu viel gethan. Weit einfacher ist die Einrichtung des Flügels, wo die Volksvertreter tagen, obwohl es auch hier an Bequemlichkeiten nicht fehlt. Alles in allem genommen, wird wohl in keinem anderen Parlamentsgebäude der Welt den Vätern und Vertretern des Volkes mehr Spielraum und Komfort geboten, als im Kapitol zu Washington, und nirgends wird auf die Berichterstatter so viel Rücksicht genommen, wie hier, um ihnen ihre schwierige Aufgabe zu erleichtern. Sie haben die besten Plätze auf der Galerie und gleich dahinter einen so behaglich, wie zweckmäßig eingerichteten Saal zu ihrer Verfügung, um in Ruhe ihre Notizen ausarbeiten oder sich von ihren Anstrengungen erholen zu können.

Das Kapitol ist auch der Sitz des obersten Gerichtshofes, der einzigen hohen Körperschaft in der Union, deren Mitglieder auf Lebensdauer ernannt werden. Die Volksvertreter werden nur auf zwei Jahre, die Senatoren auf sechs Jahre gewählt.

Die große Rotunde im Mittelgebäude des Kapitols ist mit sieben Wandbildern ausgeschmückt, welche denkwürdige Monumente aus der Geschichte des Landes veranschaulichen, wie: die Ankunft Columbus' in Amerika, die Entdeckung des Mississippi, die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten u. s. w. Darüber spannt sich ein riesiges allegorisches Deckengemälde aus, welches den ganzen höchsten Raum der Rotunde einnimmt. Von größerem Kunstwert, als diese Gemälde, ist die von Randolph Rogers geschaffene mächtige Bronzethür, welche den Haupteingang zur Rotunde schließt und in neun Hauptfeldern hervorragende Ereignisse der amerikanischen Geschichte darstellt. Diese Thür ist in Italien entstanden, nach dem Vorbilde der Thüren des Florentiner Battisterio (Taufkapelle) von Ghiberti, und der Künstler hat sich ein würdiges Denkmal dadurch gesetzt.

Westlich von der Rotunde, im hinteren Teile des Mittelflügels, befinden sich die großen Säle der Kongreßbibliothek, welche über 300000 Bände zählt.

Auffallend für den Fremden, wenn auch keineswegs unangenehm,

ist die vollkommene Freiheit der Bewegung, mit welcher jedermann das Kapitol betreten und durchwandern kann. Vor den Thüren stehen keine Posten, und auch im Innern macht sich keinerlei Überwachung bemerkbar. Natürlich fehlt es nicht an Angestellten, welche eine gewisse Aufsicht zu führen haben; allein man bemerkt sie nur, wenn man sie sucht, um sich Auskunft über dieses oder jenes zu erbitten, die dann immer freundlich gegeben wird. Von Trinkgeldern ist keine Rede und ebensowenig vom Ablegen der Überzieher, Stöcke und Schirme. Auch wird man nicht aus einem Zimmer ins andere getrieben, sondern man kann wandern, rasten und sogar schlafen, wo man will. Ich sah im Vorübergehen ein paar ältere Männer, die auf ihren Sitzen sanft entschlummert waren, der eine mit vor-, der andere mit zurückgebeugtem Kopfe, und ich konnte nicht bemerken, daß dies irgendwem sonderlich auffiel. — Wer beim Eintritt durch die Pforte keine Lust hat, die hohen Treppen zu übersteigen, setzt sich in den Aufzug, welcher nach oben führt, und in demselben Aufzuge kann man auch wieder nach unten kommen. Kurz, es kann den Besuchern des gewaltigen Staatspalastes nicht bequemer gemacht werden, als es ihnen geboten wird.

Ich thue hier noch eines der zahlreichen Institute Erwähnung, welches als die höchste wissenschaftliche Anstalt in Amerika gilt und durch einen Privatmann gegründet wurde, der seinen Namen dadurch verewigt hat. Es ist dies das berühmte Smithsonian-Institute, welches, den Centralpunkt des ganzen wissenschaftlichen Lebens in Amerika bildend, den Verkehr mit den gelehrten Vereinen in Europa vermittelt und zugleich durch seine antiquarischen, naturhistorischen und litterarischen Sammlungen der gelehrten Forschung ein reiches Material bietet. James Smithson hat der Gründung dieses Institutes über eine halbe Million Dollar geopfert, gewiß eine würdige Art, sich die Unsterblichkeit zu erkaufen.

12.

Fahrt auf dem Mississippi.

E. v. Hesse-Wartegg.

So schwimmen wir denn auf dem breiten, gelben Strombett, — halb durch die Kraft der Maschine getrieben, halb von den reißenden Wassermassen fortgeschwemmt gegen Süden. Die Reise ist ebenso einförmig und reizlos, wie es der Strom und seine Uferlandschaften sind. Wohl befreundet man sich bald mit der trüben, gelben, vollständig undurchsichtigen Wasserfläche, allein nur der Wechsel der Beleuchtung und Tageszeit ver-

leiht ihr einigen Reiz und gewinnt uns das einzige Interesse ab. Der breite Strom ist ruhig, ohne Wellen, ohne sichtbare Bewegung. Die weit entfernten Ufer zeigen sich auf beiden Seiten während der ganzen Reise als niedrige, gelbe Sandflächen mit dunklem, ebenso niedrig scheinendem Walde. Selten erscheint eine Insel mit Wald oder Röhricht bedeckt, eher sieht man ein losgerissenes Stück Land mit Baumwuchs stromabwärts schwimmen, und dort in der Mitte des Flusses eine niedrige Sandbank, die vielleicht morgen verschwunden ist, um sich an einer anderen Stelle wieder anzusetzen. Der Ausblick stromauf und abwärts wird durch die unzähligen Krümmungen verhindert, so daß der ungeheure Strom, von allen Seiten Ufer zeigend, eigentlich mehr einem Landsee ähnelt. Am trostlosesten ist der Anblick des Stromes bei Kairo, wo sich die Wasser des mächtigen Ohio in den Vater der Ströme [1]) ergießen. Im Vergleich zu dieser Stelle erscheint die ödeste Gegend, welche wir bisher passierten, voll von Interesse. Die Ufer sind hier weit ins Land hinein so flach, niedrig und sumpfig, daß sie zu gewissen Zeiten bis an die Hausdächer überflutet sind. Es ist eine Brutstätte von Fiebern, Krankheiten und Tod, ein trostloser Sumpf, in welchem die halb unfertigen Blockhäuser halbwilder Neger verrotten. Hier und da zeigt sich ein Fleckchen spärlicher Vegetation, ein bißchen Wald. Aber zwischen den Bäumen spiegelt die Wasserquelle hindurch, die hier das Land monatelang im Jahre bedeckt, anderwärts ein Segen, hier ein Fluch, die aufkeimende Vegetation erstickend und das Land aller Kultur fernhaltend. Aber desto großartiger war der Sonnenuntergang, den wir hier genossen: zuerst die wunderbaren Färbungen des Firmaments in allen roten und goldenen Tinten, die sich getreu auf der Wasserfläche wiederspiegelten und die Wellenkämme mit Sonnenlicht durchglühten. Ist die Sonne endlich hinter dem Horizont verschwunden, dann werden Gebüsch und Wald an den Ufern zu zwei schwarzen, horizontalen Linen, welche wie niedrige Zäune die breite Straße des Mississippi einfassen, die sich im Wiederschein des letzten Abendsrots wie flüssiges, schimmerndes Gold darstellt, dessen Glanz man noch hier und da in einzelnen Punkten in den Wäldern verfolgen kann, wo den Boden das ausgetretene, stagnierende Wasser bedeckt. Mit dem Fortschreiten unseres Schiffes verschwinden die Lichteffekte hinter den Baumstämmen oder tauchen, Irrlichtern gleich, an neuen Stellen wieder auf, verfolgen uns in der Ferne auf dem ganzen Wege, immer schwächer, immer blässer werdend, bis sie endlich verschwinden. Dann ist auch die Wasserfläche des Stromes farblos, einförmig grau, und nur in den Wellen, welche das Schiff mühsam aufpeitscht, erscheint noch das blasse Goldlicht. So

1) Siehe Note 1, Seite 203.

ziehen wir ruhig durch die Wassereinöde hin, und wenn wir in die Fluten hinabblicken, so erscheinen sie uns wie die Dunkelheit selbst.

Aber jetzt kommt auch schon der Mond hervor und badet das ganze Bild wieder in derselben Weise in sein silbernes Licht. Wieder erscheinen die hellen Punkte, die Irrlichter, wieder kräuseln die Wellen hinter dem Dampfschiff und verschwinden, immer schwächer werdend, in der Ferne; aber wie es früher goldiges Abendrot war, so ist es jetzt das magische Weiß des Mondes. Die Spiegelung ähnelt manchmal dem Phosphoreszieren des Meeres, nur daß sie hier als glattes, glänzendes Silber auf der Oberfläche erscheint und nicht aus der Tiefe emporkommt, wie beim Meere.

Der Mississippi führt eine unglaubliche Masse von allerhand Gegenständen in seinen trüben Fluten mit sich: Baumstämme und Äste, tierische Leichname, schwimmende Inseln und Grasflächen, Pflanzen aller Klimate, Früchte. Das kleinere Treibholz wird gewöhnlich schon oberhalb St. Louis' von Negern weggefischt, die einen eigenen einträglichen Handel damit treiben. Die häufigste und gefährlichste freischwimmende Ladung des Mississippi sind jedoch die Baumstämme aus den Urwäldern des oberen Flußlaufes.

Diese sind es, welche schon Tausenden von Schiffen, groß und klein, den Untergang bereiteten und den größten Schrecken der Mississippi-Schiffahrt bilden. Sie führen den Namen „Snags" und verraten sich, unter dem Wasserspiegel verborgen, auf diesem nur durch kleine, dem Unerfahrenen kaum erkennbare Wirbel. Die großen, vom Strome entwurzelten Bäume schwimmen eine Zeitlang auf der Oberfläche des Wassers, bis ihre Wurzeln sich auf dem schlammigen Grunde fangen und durch den am Grunde stets fortlaufenden Triebsand fest verankert werden. Die Krone des Baumes wird durch die Strömung fortgerissen und dessen Stamm endlich vollständig zugespitzt, während er sich gleichzeitig in der Richtung des Stromes, also stromabwärts neigt, Verderben jedem Dampfer bringend, der ahnungslos sich einem dieser „Snags" nähert. Er reißt sich selbst ein Leck in den Boden und geht unter, ehe an eine Rettung gedacht werden kann. Hauptsächlich sind sie ihrer stromabwärts gerichteten Neigung wegen den stromaufwärts fahrenden Schiffen gefährlich.

13.

Der Popocatepetl.

Freiherr M. v. Thielemann.

Der einzige größere Ausflug, welchen wir von der Stadt Mexico aus unternahmen, galt dem höchsten Berge des Landes, dem halbwegs zwischen Puebla und Mexico gelegenen Popocatepetl [1]). Der Ausgangspunkt für die Besteigung dieses Bergriesen ist das am Fuße des Sattels zwischen diesem Berge und dem Iztaccihuatl in 2480 Meter Meereshöhe belegene große Dorf Amecameca, neun deutsche Meilen von der Stadt Mexico entfernt.

Am Tage unseres Aufbruchs, dem 21. Februar, ging keine Postkutsche nach Amecameca, und wir hatten deshalb einen Wagen mit einem Fünfgespann von Maultieren gemietet; ein leichtes, offenes Gefährt war zu unserm Bedauern in der ganzen Stadt nicht aufzutreiben gewesen, und wir mußten mit einem gänzlich geschlossenen, schwerfälligen Kasten fürlieb nehmen. Die Straße führte zunächst längs des Tezcocosees; solange dieselbe im Überschwemmungsgebiete des Sees blieb, bestand sie aus einem wenngleich sehr holprigen, so doch mindestens festen Steindamm; kaum trat sie jedoch in den Bereich der vulkanischen Hügel, welche die Seeen von Tezcoco und Chalco trennen, als ein mahlender Sand begann, durch den unsere Maultiere bei der steigenden Hitze des Tages die Kutsche nur im langsamsten Schritt fortschleppen konnten. Erst mit Einbruch der Dunkelheit erreichten wir Amecameca. Ein Gasthof bestand dort nicht; doch fanden wie die liebenswürdigste Aufnahme bei dem Kaufmanne des Ortes, Don Juan Noriega, einem aus Asturien gebürtigen Spanier.

Die Besteigung des Popocatepetl wird nicht häufig unternommen, obgleich sie fast gänzlich gefahrlos und kaum schwierig zu nennen ist; allein Fremde kommen selten hierher, und die Einheimischen bezeigen zu wenig Interesse für ihr eigenes Land. Professionelle Führer fehlen zwar, doch wissen die Indianer, welche den Schwefel aus dem Krater zu Thal schaffen, auf dem Berge gut Bescheid, daß man sich ihnen ohne Bedenken anvertrauen kann. Verarbeitet wird der Schwefel in dem Rancho [2]) Tlamacas, an der Nordseite des Berges in etwa 3750 Meter Meereshöhe, unfern der Baumgrenze gelegen. Dieses Gehöft dient zugleich als Ausgangspunkt für die Besteigung des Gipfels; es ist von Amecameca in vier Stunden zu Pferde zu erreichen, und so hatten wir am 22. Februar nur einen leichten Marsch. Das Thal von Amecameca

1) Popocatepetl, d. h. rauchender Berg.

2) Rancho ist ein Gehöft, eigentlich eine Hirtenwohnung.

erinnert mich an manche Stellen in Oberitalien, vorzüglich an die Thäler südlich der Monte-Rosagruppe; die Vegetation ist hier freilich ungleich farbenreicher, als dort. In einer kleinen Stunde erreichten wir vom Dorfe aus den Fuß des Popocatepetl. Hier begann der Wald, aus mächtigen Kiefern und Fichten bestehend; das Unterholz bildeten Büsche und Sträucher, deren weiße, gelbe und rote Blütenpracht jeder Beschreibung spottet. Zudem ist der würzige Duft des Nadelholzes dem Deutschen stets eine Erinnerung an seine Heimat und zieht ihn in der Fremde weit lebendiger an, als das betäubende Aroma der Tropenwälder. Auch ein historisches Interesse bot unser Ritt durch das Holz: denselben Weg entlang war Cortez mit seiner kleinen Schar von Tlascala hergezogen, um Tenochtitlan (die jetzige Hauptstadt Mexico) zu erobern. Für die mangelnde Aussicht auf das Thal von Mexico, über welchem dunstige Luft lagerte, entschädigte uns der Blick auf das freundliche Gelände von Amecameca und auf die mächtigen Schneefelder des Iztaccihuatl. Der Name dieses Berges bedeutet in der Aztekensprache[1]) „Weiße Frau", und es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß sein langer, in mehrere schroffe Gipfel auslaufender Rücken eine auffallende Ähnlichkeit mit der im Munde des Berner Volkes gleichfalls „die weiße Frau" genannten Blümlisalp zeigt. Wenig unterhalb des Sattels zwischen beiden Vulkanen verließen wir den Weg nach Tlascala, und ein enger Saumpfad führte uns in einer kurzen Stunde zu dem genannten Rancho.

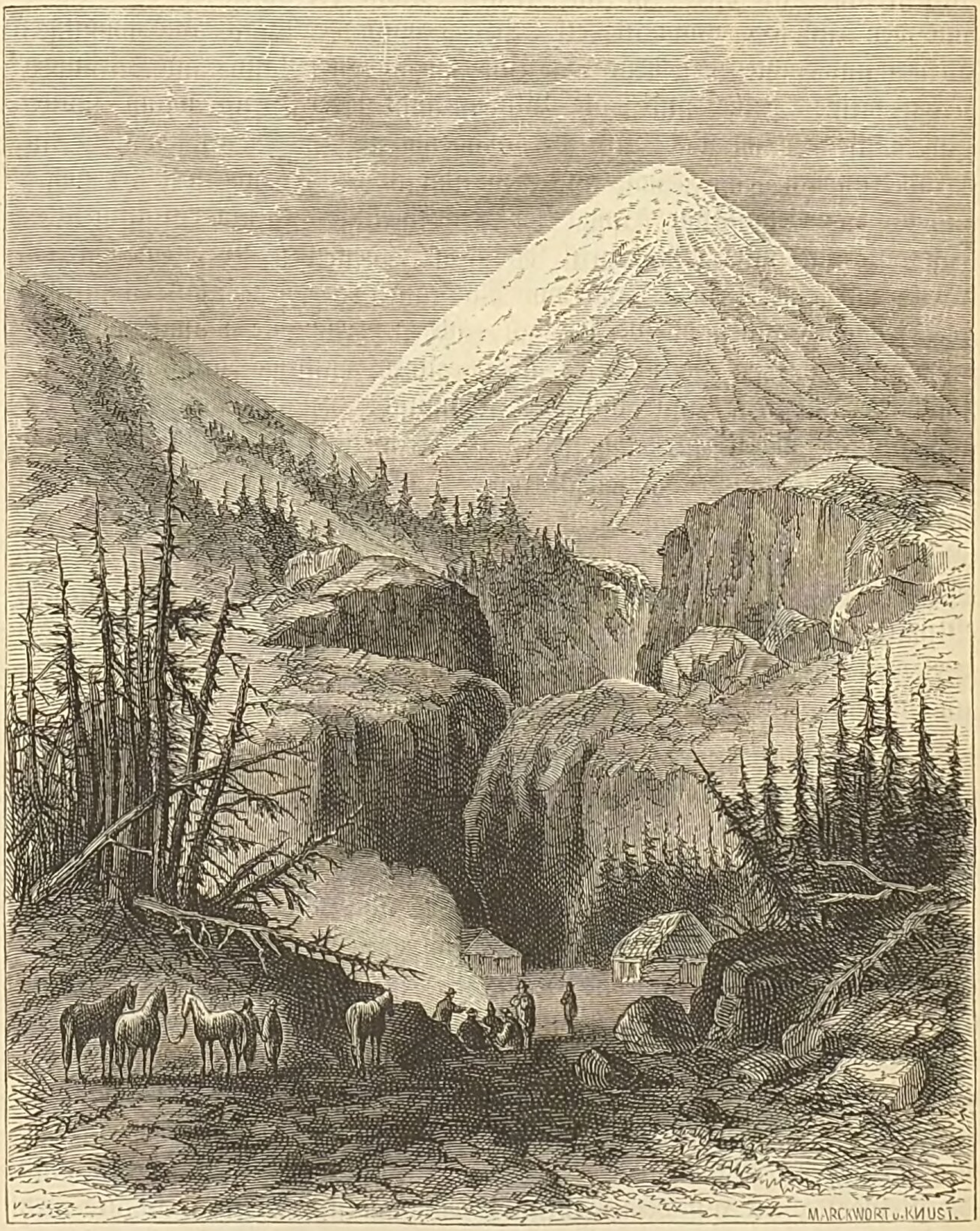
Das Gehöft besteht lediglich aus einem Schuppen, in welchem der im Krater des Vulkans gewonnene Schwefel durch Schmelzen gereinigt wird, einem kleineren Schuppen zur Behausung der Arbeiter und einer in Verschläge abgeteilten Baracke, welche dem Aufseher zur Wohnung dient. In einer Abteilung dieser nicht sehr einladenden Wohnstätte fanden wir Platz zum Niederlegen, sonst aber, außer sehr freundlicher Aufnahme seitens des Aufsehers, nicht das Geringste. Da die Maultiere mit den Vorräten sich verspäteten, so blieb uns reichliche Zeit zu einem Ausfluge auf eine benachbarte Höhe, welche einen malerischen Blick nach Osten bot. Hier herrschte der hellste Sonnenschein, und von einem Rahmen grüner Nadelhölzer eingefaßt, zeigten sich Puebla und Cholula so deutlich, daß das bloße Auge die Bäume auf dem Paseo (Promenade) von Puebla und die kleine Kapelle auf dem Teocalli[2]) von Cholula erkennen konnte; den ernsten Hintergrund bildeten die Malinche mit ihrem schroffen Gipfel und in weiter Ferne der Pic von Orizaba, letzterer bei Sonnenuntergang im herrlichsten Rot erglühend.

---

1) Azteken hießen die Ureinwohner Mexicos.

2) Tempelbauten der alten Mexikaner, meist mit quadratischen Pyramiden als Unterbau.

Das Leben, welches die indianischen Bergknappen hier oben führen, ist wahrlich ein hartes. Jeden Tag müssen sie mit dem ersten Morgen=



Der Popocatepetl, von Tlamacas aus.

grauen bis zu dem tiefsten Punkte des Kraterrandes hinauf, etwa 5150 Meter über dem Meere, und dann über 300 Meter in den Krater hinabsteigen, über Tag die Schwefelkrystalle an den Solfataren [1]) sammeln und dieselben

1) Öffnungen, welche Schwefelwasserstoff ausdünsten, und an welchen sich infolgedessen gediegener Schwefel niederschlägt.

nachmittags zum Rancho hinunterschaffen. So leben sie sechs Stunden täglich auf dem Schnee und achtzehn Stunden im Bereiche der erstickenden Schwefeldämpfe der Solfataren oder des Schmelzhauses. Auch für uns machten diese das Nachtlager nicht gerade erquicklich. Dabei beschränkt sich die Nahrung der Indianer auf zähes Maisbrod (tortillas) und Bohnen, und trotzdem ist ihr Aussehen frisch und kräftig. Ihr Tagelohn ist dagegen auch so reichlich, daß sie einen großen Teil des Jahres in ihren Dörfern am Fuße des Berges leben können und sich nur einige Monate der schweren Arbeit zu widmen brauchen. Der gewonnene Schwefel wird hier oben durch einfaches Schmelzen auf einem sehr primitiven Herde von den anhaftenden Steinen und Schlacken gesäubert und dann in Blöcken von $12\frac{1}{2}$ Kilo Gewicht durch Maultiere in das Thal geschafft, wo er einer nochmaligen Reinigung und weiteren Verarbeitung unterliegt.

Der Aufbruch wurde für den nächsten Morgen auf 4 Uhr festgesetzt, und nachdem wir noch die praktische Erfahrung gemacht hatten, daß auf 3750 Meter Höhe weder Fleisch noch Kartoffeln gar werden, wurde zeitig zur Ruhe gegangen. Es hielt allerdings etwas schwer, die Führer zur festgesetzten Stunde in Marschbereitschaft zu bringen, allein um halb fünf konnte die Besteigung beginnen. Die ersten 500 Meter absoluter Höhe wurden zu Pferde auf einem Zickzackwege zurückgelegt; die feine vulkanische Asche, mit welcher die Wände des Kegels bedeckt sind, machte den Tieren das Steigen recht sauer, und als wir bei Sonnenaufgang das Ende des Reitweges bei einem auf Lavablöcken errichteten Kreuze erreichten, waren sie völlig erschöpft. Die Grenze des Baumwuchses hatten wir in 3980 Meter Höhe hinter uns gelassen. Das Wetter war nicht ungünstig, die Luft frisch, der Berg völlig wolkenfrei, ebenso wie sein Nachbar Iztaccihuatl und der ferne Pic von Orizaba; in den Thälern wogten allerdings dicke, weiße Nebel. Als die Sonne stieg, war das Bild ein herrliches; der Dom des Popocatepetl erglänzte über uns im blendenden Weiß, und gleich Inseln stiegen die beiden andern hohen Gipfel aus dem leuchtenden Wolkenmeere empor, eine Erscheinung, von der keiner sich einen Begriff machen kann, der die Wolken nur von unten gesehen hat. Nun begann die eigentliche Ersteigung. Zunächst war noch ein kurzes Aschenfeld zu passieren, und dann wurde die Schneewand betreten, welche in gleichförmig steilem Anstieg von wenig unter 40 Grad zum Gipfel führt.

Der Zustand des Schnees war günstig; nur wenig verglaste Stellen ließen den Eispickel vermissen, sonst genügte ein festes Einsetzen des benagelten Bergschuhes zum sicheren Tritt. Die beiden Führer und die begleitenden Indianer stiegen sicher und schnell auf ihren mit Lappen umwundenen Sandalen, um so mehr, als der Schnee vom Winde leicht gefurcht

war und kleine Vorsprünge das Aufsetzen des Fußes erleichterten. Wo dies nicht der Fall, ist der benagelte Bergschuh bei weitem vorzuziehen. Mit Schleier und blauer Brille zum Schutze der Augen gegen das gefährliche Blenden des Schnees hatten wir uns wohlweislich versehen. Bis zum Kraterrande war der Anstieg ziemlich eintönig; trotz der beträchtlichen Steilheit und ungeachtet wir seit Monaten keinen Berg betreten hatten, nahmen diese 940 Meter Höhenunterschied nur drei Stunden in Anspruch. Den Indianern schien es völlig gleichgültig zu sein, ob sie auf ebenem Boden oder an steilen Wänden gingen; sie bezeichneten die Entfernung stets nach dem geradlinigen Abstand und nicht nach der Höhe.

Um 9 Uhr war der Kraterrand erreicht. Ganz unvermittelt und ungeahnt erschloß sich der Blick in den schauerlichen Felsenkessel, dessen gelbgraue Wände uns gegenüber bis zu 620 Meter senkrecht aus der Tiefe emporstiegen. Der Anblick hat etwas überwältigend Grausiges, das kein Bild und keine Beschreibung wiedergeben kann. Der in der Tiefe aus den Solfataren aufsteigende Dampf, die eigentümliche Mischung von Schwefelgelb und Aschgrau im Kessel, der blendend weiße Schnee auf den Rändern der Wände und der tiefblaue Himmel darüber vereinigen sich zu Lichteffekten, welche man gesehen haben muß, um sie für möglich zu halten. Wir verweilten hier zunächst nur kurze Zeit, um alsbald zur Besteigung des Gipfels zu schreiten. Dieser befindet sich an der Südwestseite des Kraterrandes, dessen Neigung von Südwest nach Nordost eine ziemlich gleichförmige ist; der Höhenunterschied zwischen den gegenüberliegenden Punkten des Randes mag an 375 Meter betragen. Unsere Führer weigerten sich anfangs zwar weiterzugehen und schützten gefährliche Stellen und schlechte Beschaffenheit des Schnees vor; sie mußten aber nachgeben, da wir andernfalls ohne sie gegangen sein würden. Die Sache gestaltete sich nicht so schlimm; den Kraterrand entlang ansteigend, abwechselnd auf den Felsblöcken selbst und an den steilen Schneelehnen längs derselben klimmend, wurde in fünf Viertelstunden die Spitze erreicht. Gefährliche Stellen hatten wir kaum zu passieren, doch war Schwindelfreiheit und ein ganz sicherer Tritt an manchen Orten erwünscht. Der Gipfel selbst besteht aus einer sanft gewölbten Schneefirst, deren höchste Stelle nur etwa 10 Meter vom Rande der senkrecht abfallenden Kraterwand entfernt ist. Die Meereshöhe der Spitze beträgt nach der neuesten trigonometrischen Messung 5391 Meter. Die Schneewände ringsum sind von den Sturmwinden in ein Schollenmeer zerwühlt worden, dessen Furchen eine Tiefe von 2 Meter erreichen. Abgesehen von einzelnen kurzen Windstößen, war es zur Zeit völlig still und so sonnig warm, daß wir volle drei Viertelstunden am Kraterrande sitzen und das großartige Schauspiel mit Muße bewundern konnten. Über dem Thale von Mexico lagerten freilich noch Wolken, aus denen nur der Pic von Toluca

hervorragte, doch hatten sich im Osten die Nebel gebrochen und gestatteten manchen schönen Blick in das Land um Puebla. Der Pic von Orizaba und der Iztaccihuatl schauten fortwährend klar und heiter auf die wogenden Nebel herab, auch der Süden war gänzlich wolkenfrei, und bis in die endlose Ferne zogen sich die Berge und Thäler der Tierra caliente[1])

Zu unserer angenehmen Überraschung blieben wir während des Steigens und auf dem Gipfel gänzlich verschont von allen den üblen Wirkungen, welche man der dünnen Luft zuzuschreiben pflegt; weder Schwindel noch Brechreiz, Atembeschwerden, Flimmern der Augen oder Blutandrang nach dem Kopfe stellte sich ein. Erst beim Abstieg, der um 10 Uhr begann, machte sich eine vorübergehende Übelkeit und dumpfer Kopfschmerz bemerkbar. Die einzige körperliche Erscheinung, welche uns hier auf den Schneefeldern in höherem Grade entgegentrat, als ich sie in den Alpen empfunden habe, war die Unfähigkeit, eine Entfernung auch nur annähernd genau zu schätzen; während unsers letzten kurzen Haltes vor Erreichung der Spitze glaubten wir noch mindestens zwanzig Minuten Steigung vor uns zu haben, während der Gipfel in Wirklichkeit nur durch ein 16 Meter breites, mäßig geneigtes Schneefeld von uns getrennt war.

Auf dem Rückwege wurde am Rande des Kraters ein Frühstück eingenommen; ein Hinabsteigen in die Tiefe unterblieb jedoch wegen eintretenden Nebels und wegen der sehr lästigen Schwefeldämpfe. Zudem hatten wir die schauerliche Großartigkeit des Schlundes von oben her sattsam bewundern können. Schwierig ist der Abstieg in den Krater übrigens nicht, da behufs der Schwefelbeförderung ein leidlicher Zickzackpfad angelegt ist. Sobald die Indianer auf diesem die Ausbeute von den Solfataren erst bis zum Rande hinaufgeschleppt haben, ist ihre Hauptarbeit gethan; denn den Bergabhang hinunter bis zur Grenze des Schnees fahren sie mit ihren centnerschweren, in Strohgeflecht verschnürten Schwefelpacken in einer bequemen und gänzlich gefahrlosen Schneeschurre. Auch wir sausten in dieser, ein jeder hinter seinem Führer auf einer Strohmatte sitzend, mit Windeseile dem Thale zu; etwa 800 Meter senkrechter Höhe wurden in wenig über eine Viertelstunde zurückgelegt. In einer ferneren Stunde war der Rancho wieder erreicht.

---

1) Das warme Land, diejenigen Länderstrecken, welche sich längs der Küsten hinziehen und wegen ihrer wärmeren Temperatur den Anbau von Baumwolle, Zuckerrohr u. dgl. gestatten.

14.

Vera-Cruz.

Th. Kählig.

An der flachen, unfruchtbaren Küstenniederung vor uns, so knapp am Meere, daß die brandenden Wogen den Fuß seiner gerade nicht sehr viel Respekt gebietenden Befestigungsmauern umspülen, breitet sich, umgeben von einer einförmigen Sandwüste mit verstreut liegenden Lagunen von mephitischer Ausdünstung, der wichtigste Hafenort Mexicos aus, La villa nueva de la Vera-Cruz, oder kurzweg Vera-Cruz genannt, in welchem sich fast der ganze Handel Mexicos mit der Fremde konzentriert. Die Stelle, an welcher Vera-Cruz 1580 vom Vicekönig, Grafen Monterey, gegründet wurde, ist insofern von hohem geschichtlichen Interesse, als hier am 21. April 1519 der Eroberer Mexicos (Ferdinand Cortez) den Fuß zum ersten Male ans amerikanische Festland setzte und von hier aus seinen berühmten Zug zur Unterwerfung des mächtigen Aztekenreiches[1]) unternahm.

Der Hafen selbst ist mehr ein offene Reede[2]) von geringem Umfange, die den ankernden Schiffen wenig Sicherheit bietet. Ein Wrack, das wir etwa eine Seemeile südlicher vom Hafen aus dem Meere herausragen sehen, giebt ein sprechendes Zeugnis davon. Gegenüber dem Hafenort und etwa eine halbe Seemeile (1 Seemeile = 1,855 Kilometer) vom Festlande entfernt, liegt auf einer kleinen, sich nur gering über die Meeresfläche erhebenden Felseninsel das Fort San Juan de Ulloa, welches Hafen und Stadt beherrscht und daher als Schlüssel zum Lande angesehen werden kann. Auf seiner der Stadt zugekehrten Seite zeigt das Fort einen gewaltigen Mauerriß, der von einem Erdbeben herrühren dürfte.

Unser Dampfer hält dicht am Molo[3]), um rasch und bequem seine Ladung zu löschen, und wir haben somit Gelegenheit, das tolle Treiben um uns aus nächster Nähe zu betrachten. Auf dem Meere, auf dem Molo, am Ufer, überall herrscht das regste Leben, überall treten uns neue Erscheinungen entgegen; wohin sich auch das Auge wenden mag, alles ist fremd und das Interesse in hohem Grade erweckend. Die gewaltige Scenerie des Hintergrundes, die Umgebung der Hafenstadt, die Anlage der Befestigungswerke, die eigentümliche Bauart der Häuser, die mächtigen Kuppeln vieler Kirchen und Klöster, deren glatte Flächen in der Sonne

---

1) Vergl. Note 1, Seite 227.

2) Reede, der seewärts liegende, geräumigere und weniger geschützte Teil eines Hafens.

3) Hafenbrücke, Steindamm.

glänzen wie polierter Stahl, das Wogen einer bunten Menschenmenge am Molo, der weit ins Meer hineinragt und dessen bewegliche Kräne wie die Fühlhörner einer Riesenschnecke in die Luft sich strecken, die unbekannten Laute, die gedämpft zu uns dringen, die drückend heiße Luft, welche das Land herüberatmet, die zahlreichen Kähne, die ab und zu vom Ufer stoßen oder mit Massen erbeuteter Fische der sonderbarsten Formen beladen heimkehren und ihre Ladung am Molo löschen, von neugierigen Pflastertretern umringt, endlich das lärmende Treiben auf unserem Schiffe selbst verwirrt und betäubt uns, und das Auge, das unstät von Punkt zu Punkt geeilt und die Gesamtheit des lebendigen Bildes nicht zu fassen vermochte, bleibt mit Vorliebe auf jenen stillen, himmelan strebenden Bergriesen haften, deren ferne Regionen nur vorüberziehende Wolkenheere zu beleben scheinen. Endlich schlägt für uns die Stunde der Erlösung, und bald haben wir den Boden Amerikas betreten.

Die Stadt Vera=Cruz ist für den ersten Hafenort eines gewaltigen Landes nicht bedeutend und von verhältnismäßig geringem Umfange; sie zählt nicht ganz 10000 Einwohner, ein Umstand, der beredt genug die Verderblichkeit des Klimas kennzeichnet. Das gelbe Fieber sorgt teils direkt, teils indirekt dafür, daß die Bevölkerung nicht anwächst; denn wen nicht Verhältnisse und Lebenserwerb binden, der meidet gern diesen Platz und seine Umgebung, wo das Vomito (das oben genannte Fieber) in der Zeit seiner Periode jährlich Hunderte von Opfern fordert. Die Sucht nach Reichtum kommt hier vielen teuer zu stehen. Und doch verlockt der leichte und reiche Gewinn viele Europäer, namentlich Deutsche, die einen großen Teil des Handels mit dem Auslande besorgen, dem mörderischen Klima Trotz zu bieten. Wem es glückt, den Fingern des Vomito negro zu entgehen, der wird hier binnen wenigen Jahren reich. Aber wie viele gehen dabei zu Grunde! Im Jahre 1875 hat hier das gelbe Fieber seine verderbliche Thätigkeit besonders entfaltet; der größte Teil der jungen Deutschen, die hierher kamen, ihr Glück zu machen, wurde dahingerafft; nur wenige, die sich noch rechtzeitig nach dem höher gelegenen und gesünderen Orizaba geflüchtet, blieben von dieser Geißel der mexicanischen Küstenniederungen verschont.

Das gelbe Fieber scheint auch auf die Bevölkerung einen nachhaltigen Einfluß zu üben. Der Charakter des Veracruzaners erscheint dir beim ersten Begegnen mürrisch und unfreundlich, und unter normalen Verhältnissen siehst du selten ein Lächeln über sein Gesicht gleiten. Wenn du dich aber an diese Leute gewöhnst und sie in ihrem Treiben beobachtest, so wirst du in ihnen ein ausgelassenes, vergnügungssüchtiges Völkchen erkennen, das nur dem Momente zu leben scheint, von heute auf morgen; denn wer weiß, was das Morgen bringt! — vielleicht ein kühles, enges Plätzchen außerhalb der Stadt im schattigen Pantheon. —

Die Straßen von Vera-Cruz sind meist sehr regelmäßig und zum größten Teile gepflastert und mit höher gelegenen Trottoirs versehen, die Häuser fast durchweg einstöckig und mit flachen Dächern, die miteinander durch Stufen in Verbindung stehen, je nach ihrer ungleichen Höhe, so daß man leicht ganze Straßenviertel oben abgehen kann. An den Ecken vieler Straßen sind alte, unbrauchbare Kanonen mit den Mündungen nach unten in den Boden eingelassen, und die alten Rohre, die einsmals trotzig von Befestigungswällen herabgeschaut oder aus den Luken stolzer Schiffe Respekt gefordert, die manches hoffnungsvolle Leben niedergestreckt und bald für Freiheit, bald für Völkersklaverei gedonnert, erfüllen nun den Zweck — harmloser Ecksteine.

Hervorragende und interessante Bauten zählt Vera-Cruz nur wenige: das kolossale Zollhaus, das knapp am Molo liegt, sieben Kirchen, darunter einige von gewaltigen Dimensionen, mit mächtigen Kuppeln, vier Klöster, ein Amphitheater für Stiergefechte, ein kleines Theater, und damit wären wir mit der Aufzählung schon fertig. Dagegen besitzt Vera-Cruz eine ansehnliche Zahl von Vergnügungsorten in und außerhalb der Stadt, die genug Gelegenheit bieten, heidenmäßig viel Geld anzubringen: zahlreiche Cafés, Ballhäuser, öffentliche Anlagen 2c.

Das Leben in den Straßen von Vera-Cruz beginnt mit dem frühesten Morgen; man muß sich sputen, seinen Beschäftigungen nachzugehen, denn die höher steigende Sonne entwickelt eine solche Glut, die durch die weißen Häuser noch erhöht wird, daß bereits nach 9 Uhr vormittags der Aufenthalt in den Straßen sehr unangenehm wird und diese sich zu leeren beginnen und bis zu den Nachmittagsstunden ziemlich leer bleiben; denn wer nicht hinaus muß, bleibt gern zu Hause, namentlich da die Sonnenstrahlen sehr gefährlich sind und das Ausgehen in der Tageshitze wesentlich zur Bildung der tödlichen Krankheit beiträgt.

Zu dieser Zeit ist der Aufenthalt unter den Verandas der Häuser noch am angenehmsten, wo die ungehindert streichende Luft die Hitze einigermaßen lindert. Dafür aber, wenn die fünfte Nachmittagsstunde sich nähert und die Schatten sich zu verlängern beginnen, eilt alles hinaus, die wenigen Stunden im Freien zu genießen, und bald füllen sich die Spaziergänge mit einer zahlreichen Menschenmenge. Welch ein buntes Durcheinander von interessanten Trachten und Erscheinungen! Die europäische Kleidung ist allerdings noch vorherrschend, sie ist jedoch nicht imstande, das vorderhand noch vereinzelt auftretende prächtige Nationalkostüm des Mexicaners vollends zu verdrängen, das durch seine reichen Farben und seinen Gold- und Silberglanz aus der Masse hervorsticht: schwere, gold- und silberverbrämte Sombreros [1]) von riesigen Dimensionen,

1) Breitkrempiger Hut.

die kurze mexicanische Jaquetta', Hosen von ganz eigentümlichem Schnitt, nicht selten mit einer Unmasse silberner Knöpfe oder Silbermünzen bis zur Größe eines Guldenstückes verziert, um die Hüften die helle, seidene Schürze und über die Achsel den faltenreichen Zarape [1]. Hingegen erscheint das schöne Geschlecht ganz der Landessitte gemäß — ohne Hut, in der spitzenreichen spanischen Mantilla, herrliche Erscheinungen, mitunter von schlankem Wuchse, mit blitzenden Augen und jenem matten, blassen Teint, der eine Eigentümlichkeit der Kreolen [2] ist. Uns Nordländer mit dem kalten Blute weht die überall herrschende leichtlebige Stimmung ganz eigentümlich an; unwillkürlich werden wir mitgerissen und folgen dann ihrer Strömung gar so gern; wir leben förmlich auf und streifen jene Zurückhaltung und jenes gemessene Wesen ab, das für diese Himmelsstriche nicht taugt; ein anderer, elastischer Geist ist in uns eingezogen.

Die beliebteste Promenade ist der Hauptplatz, ein wirklich reizender Ort unweit des Meeres, wo sich der distinguierte Teil der Bevölkerung allabendlich versammelt. Er bildet einen reizenden Garten voll exotischer Gewächse, von der schlanken Palme herab bis zu jenen halbversteckten unansehnlichen Blümchen, die zur Abendzeit die Kelche öffnen, um einen fast betäubenden Wohlgeruch auszuatmen, ein reizendes Ensemble von Baumgruppen, blühendem Strauchwerk und herrlichen Blumen.

Die wohlgepflegte Anlage durchziehen breite, gepflasterte Wege, mit Bänken eingesäumt, und hier ergeht sich die Menge bei lustigem Geplauder, bis die Nacht heraufzieht und der südliche Nachthimmel seine Millionen Sterne entzündet. Es wird Mitternacht, bevor sich die Spaziergänge leeren; denn man muß der Nacht das abringen, was der unerträglich heiße Tag versagt.

Nicht minder lebhaft geht es unter den geräumigen Verandas der den Hauptplatz begrenzenden Häuser zu. Hier sind einige der ersten Cafés etabliert, und unter den hell erleuchteten Lauben sitzt es sich bei einer duftenden Havanna gar behaglich, und während wir mit unseren Freunden traulich plaudern oder mit Interesse das Auf- und Abwogen der vergnügten Menschen betrachten, vergeht uns die Zeit unglaublich rasch bei vollem Glase, dessen Inhalt: Grossia, Limonade oder Menyul, wir behaglich vermittelst eines dicken Halmes schlürfen. Ich kann dem geehrten Leser das Rezept des letztgenannten Getränkes nicht vorenthalten, das ein Präservativmittel gegen den gefürchteten gelben Unhold sein soll: Wasser, frischer Salbei, Madeira, Sherry cordial, bittere Tropfen und Eis, das alles in einem silbernen Kelch durcheinandergeschüttet und dann ins Glas geleert, während der Salbei zurückbleiben muß, ein

1) Bunte, wollene Decke, mit einem Loch in der Mitte zum Durchstecken des Kopfes.

2) Eingeborene von rein spanischem Blut.

recht angenehmes, aromatisches Getränk, das freilich etwas nach Medizin schmeckt. Grossia hingegen ist eine Mischung von Himbeersaft, Wasser und Eisstückchen. Eis wird überhaupt in großen Mengen konsumiert und ist bei der Wärme des Wassers zur Abkühlung desselben unentbehrlich.

Bei meiner Ankunft in Vera-Cruz fragte ich einen Bekannten nach den Merkwürdigkeiten der Stadt. „Hm“, sagte er mit bedeutsamem Lächeln, „das ist die Teuerung, das gelbe Fieber und unsere wackern Zopiloten.“

Bevor ich mit den beiden ersteren Bekanntschaft gemacht, hatte ich die hohe Ehre, schon bei meinem ersten Gange durch die Stadt jene Geschöpfe kennen zu lernen, die mein Freund mit einem so schmeichelhaften Prädikate bezeichnete.

In den Straßen der Stadt fielen mir sofort schwarzgraue, häßliche Bestien auf, von der Größe einer mächtigen Truthenne, die sich mehr noch durch ihr arrogantes Benehmen, als durch die Vorzüge ihres zerzausten, schmutzigen Äußeren meiner Aufmerksamkeit aufdrängten. Kaum daß sich ein solcher unvorteilhaft aussehender Gesell sich dazu bequemte, uns auszuweichen.

„Unsere Sanitätspolizei“, sagte mein Freund, gleichsam entschuldigend. „Bah“, meinte ich, „immerhin zu wenig respektabel, um ihre Zudringlichkeit ungestraft zu lassen.“ Ich holte zu einem Gertenhiebe aus, um einem dieser daherhopsenden Geschöpfe über den unreinen Schnabel zu fahren, als es sich mit kecker Miene uns in den Weg stellte. Aber schon fiel mir mein Begleiter in den Arm. „Willst du für die handgreifliche Beleidigung dieses nützlichen Vogels 5 Piaster zahlen?“ raunte er mir erschrocken zu. Da ich ihn verblüfft ansah, gab er mir die nötige Erklärung.

Vera-Cruz besitzt keine Kanalisierung, und die Bevölkerung ist viel zu bequem, um sich betreffs Wegräumung von verschiedenem Unrat, Küchenabfällen &c. sonderliche Sorge zu machen. Sie überläßt es zum Teile lieber den Zopiloten, einer Geierart, die sich hauptsächlich vom Aase nährt und die Vertilgung der auf die Straße hinausgeworfenen Abfälle mit Vergnügen besorgt, dafür aber von der Bevölkerung den vollkommensten Schutz genießt, ein Umstand, welcher das zuversichtliche Auftreten des sonst scheuen Vogels hinreichend erklärt. — Wenn zu gewissen Tagesstunden der Kehricht &c. in Behältern vor die Hausthür gestellt wird, um von eigens dazu bestimmten Wagen abgeholt zu werden, kommt es hin und wieder zu ernsten Zänkereien zwischen den in großer Zahl sich einfindenden Zopiloten, die sich um den ekeln Fraß raufen, ja so keck sind, über den einsammelnden Wagen herzufallen und auf demselben die unterbrochene Mahlzeit fortzusetzen. Staunenswert ist der Geruchssinn dieser Vögel, welche tote Körper und Blut auf unglaubliche Entfernung spüren.

Auf Schlachtfeldern finden sie sich oft ein, noch bevor der Kampf eingestellt ist, und dort, wo zuvor am ganzen Horizonte keiner dieser Vögel zu erblicken war, streichen sie bald in rasch anwachsender Zahl über den Köpfen der Kämpfenden, ungeduldig des Momentes harrend, bis der Kampf verstummt ist und sie sich auf die Leichen werfen können.

Komisch anzusehen sind die Zopiloten, wenn ein Regenguß ihr grauschwarzes Gefieder durchnäßt hat. Dann sieht man sie auf sonnigen Gesimsen oder Dächern in ganzen Reihen unbeweglich sitzen, die Fittiche wie zum Fluge ausgebreitet und wie verzückt zur Sonne blickend, in ihrer Regungslosigkeit ausgestopften Vögeln täuschend ähnlich.

15.

Ein Landschaftsbild vom Meeresboden bei den Bahama-Inseln.

A. Brassey.

Etwas nach 1 Uhr nachts warfen wir in dem hübschen kleinen Hafen von Nassau [1]) Anker. Der Hafenmeister, welcher gegen Morgen an Bord kam, versprach uns einen tüchtigen Schwammfischer zu senden, der uns nach den Korallenriffen führen und uns Gelegenheit geben sollte, die wunderbaren Gärten der Tiefe zu schauen. Richtig legte nach einer kleinen Weile Sampson Stamp, ein wahres Prachtexemplar von einem Neger, mit seinem kleinen Kutter [2]) Triton bei uns an, und bald darauf befanden wir uns unterwegs.

An Potters Cay und Montague Fort vorüber, näherten wir uns den Korallenriffen, zwischen welchen das klare, frische Süßwasser emporquillt. Zur Zeit der Ebbe kann man die Quellen deutlich sehen und das Wasser schöpfen da, wo es aus dem Boden emporsprudelt. Die Inselbewohner benutzen diesen Umstand zur Anlegung einer Art selbstthätigen Filters und Leitungsrohres, indem sie Fässer ohne Boden aufeinander befestigen und mit Sand füllen, und zwar ist die Lage der Fässer derart, daß, während das unterste zwischen dem Riffe selbst liegt, das oberste zur Zeit der Flut über den Wasserspiegel hervorragt. Natürlich ist diese Art der Leitung nicht von großer Dauerhaftigkeit, vielmehr muß sie nach Verlauf von einem oder zwei Jahren erneuert werden; trotzdem halten die Bewohner der Bahamas mit eigensinniger Beharrlichkeit daran fest, ihren Bedarf an Trinkwasser nur auf diese Weise zu beziehen.

---

1) Nassau, die Hauptstadt der Bahama-Inseln, liegt auf der zu dieser Gruppe gehörigen Insel New Providence.

2) Einmastiges, schnellsegelndes Küsten- und Fischerfahrzeug.

An demselben Riffe war es, wo sich uns mit Hilfe unserer „Zaubergläser" [1]) ein Blick auf die Wunder der Tiefe erschloß. Es war ein entzückendes Bild, welches sich hier vor uns enthüllte. Ausgebreitet lagen vor uns die herrlichen Gärten des Meeres, so nahe erschienen sie, daß man sich versucht fühlte, hinabzusteigen in die krystallene Flut und umherzuwandeln in Aphroditens [2]) Zauberreich. Welche Fülle eigenartiger Formen und Gestalten, die hier, in buntem Wechsel sich nebeneinander reihend, zwischen merkwürdigen Korallenbildungen hervorlugen oder dicht an zackige Felsen sich schmiegen! Samtschwämme, zart gelbbraun, in leuchtendem Scharlach prangende Handschuhschwämme, deren riesige Finger sich dicht bis zur Oberfläche des Wassers emporrecken, daneben die kleinen, schwarzen Bälle der Riffschwämme, Drahtschwämme, zart und lieblich, wie die Blüte einer Allamanda, graue Venusbecher in Gruppen zusammenstehend, nicht unähnlich einer Anzahl von Stengelgläsern, einige winzig klein, andere groß genug, um mit ihrem Inhalte dem durstigsten Trinker an dem heißesten Tage auf der heißesten Insel Westindiens zu genügen, und dazwischen anmutige Gorgonias, köstliche Anemonen und zarter Seetang — ein Bild so eigenartig, so wunderbar! — erschlossen in seinem ganzen zauberhaften Reize das geheimnisvolle Reich der Wassergeister.

In besonderer Schönheit gedeiht hier die Hirnkoralle (Diploria), so genannt wegen ihrer Ähnlichkeit mit der Form des menschlichen Gehirns. Ich hatte das Glück, vermittelst des Glases ein selten prächtiges Exemplar zu entdecken, und zeigte es Buddy, dem Taucher, welcher sofort seine schon notdürftige Bekleidung auf das möglichste Minimum verringerte, sein Beil ergriff, über Bord sprang und in die Tiefe sank, wo er sich mit den Zehen festhielt, bis es ihm gelungen war, die Koralle von dem Felsen loszulösen. Nachdem dies geschehen, zeigte es sich, daß sie zu schwer war, um von ihm allein gehoben und an Bord gebracht zu werden. Ein Tau, mit einer Schlinge am Ende, wurde hinabgelassen, und mit Hilfe des zweiten Tauchers wurde meine ersehnte Kostbarkeit endlich aus der Tiefe empor befördert. Die Fülle der entzückenden Formen und Gestaltungen wirkte fast verwirrend; neben den prächtigen Hirnkorallen breiteten Pilze, purpurfarbene und gelbe Fächer, Sterne und Bäume sich aus, und über ihnen wehten, duftigen Farnen gleich, die rosen- und fliederfarbenen Seefedern. Von der wunderbaren Schönheit der Korallen vermag man sich keine Vorstellung zu machen; die trockenen, ausge-

1) Die Verfasserin meint eine Vorrichtung, welche aus einem Kasten ohne Deckel mit gläsernem Boden besteht. Dieselbe wird in das Wasser gesenkt, um bei unruhiger Oberfläche desselben ungehindert in die Tiefe schauen zu können.

2) Aphrodite, nach der griechischen Mythologie die aus dem Schaume des Meeres geborene Göttin.

bleichten Skelette, denen wir in allen Sammlungen begegnen, sind, so entzückend ihre Form auch sein mag, doch nur ein schwacher Abglanz dessen, wie sie hier dem Auge sich zeigen; es fehlt ihnen die Farbe und das Leben, welches ihnen hier einen so hohen Reiz verleiht, hier, wo kleine, zarte, fiederige Fühlfäden, nach Beute haschend, aus jeder Öffnung sich hervorstrecken.

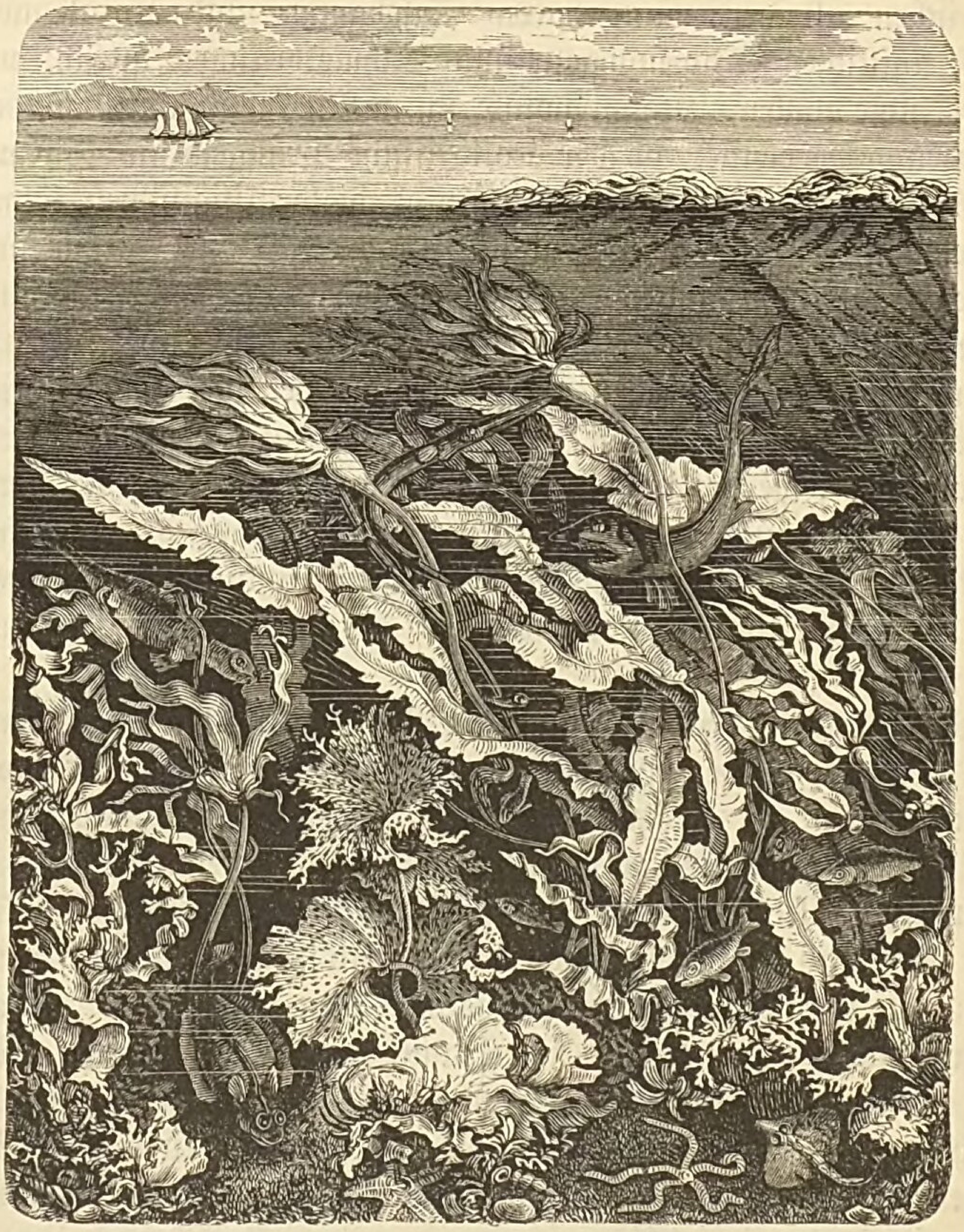
Zwischen all den wunderbaren Schwamm- und Korallengebilden huschten, köstlichen Tropenvögeln und Schmetterlingen gleich, prächtig gefärbte Fische umher. Kaum wußte ich, welcher von ihnen am meisten Bewunderung verdiente, ob der Kolibrifisch, prangend in Purpur und Gold, oder der leuchtend blaue, welcher an die brasilianischen Schmetterlinge gemahnte. Schön sind auch die schwarz- und orangefarbenen spanischen Engelfische, und wie Schwärme von Kanarienvögeln nahm die in Zügen umherschwimmende kleine gelbe Abart sich aus. Entzückend waren auch die fliederfarbenen und grünen Fische, aber fast war ich versucht, den Preis der Schönheit dem Samtfische zuzuerkennen, von dessen tiefschwarzem Kleide die drei orangefarbenen Flecken an jeder Seite des Kopfes leuchtend sich abhoben. Unter den größeren Arten befand sich eine mit schwarzen und weißen Streifen; ebenso blau und weiß gestreifte Pilote, die zuverlässigsten Verkünder von der Nähe eines oder mehrerer Haie.

Auch Muscheln waren in großen Mengen sichtbar — aber es ist umsonst, daß ich es versuche, das wunderbare Schauspiel in Worten zu schildern. Selbst die lebhafteste Phantasie, wenn sie auch vermöchte, die herrlichsten Korallen, Madreporen, Schwämme, Seetang, Seeanemonen, Seelilien und alle die andern wunderbaren Erzeugnisse der Tiefe in reichster Fülle sich vorzustellen, würde doch mit dem so geschaffenen Bilde nicht im entferntesten an dasjenige heranreichen, welches hier unter dem köstlichen blauen Himmel und überstrahlt von dem goldenen Lichte der Sonne, in überwältigender Großartigkeit sich vor uns ausbreitete. Lange Jahre hindurch war es mein sehnlichster Wunsch gewesen, das Wunder mit eigenen Augen zu schauen, aber die kühnsten Gebilde sehnsüchtiger Träume, sie sanken in nichts zusammen vor dem berückenden Zauber der reizvollen Wirklichkeit. Unbeschadet meiner Vorliebe für Tahiti muß ich doch, der Wahrheit die Ehre gebend, bekennen, daß die Korallenriffe der Bahamas diejenigen des Stillen Oceans an Schönheit bei weitem übertreffen.

Irgend ein früherer Reisender hat die Bemerkung gemacht, daß jeder, der nicht vollständig hingerissen sei von der entzückenden Pracht der Korallenriffe der Bahamas, farbenblind sein müsse — sicherlich konnten wir zu jenen nicht gerechnet werden; die Ausbrüche unserer Begeisterung, unsers Entzückens wollten gar kein Ende nehmen, und mit wahrhaft

fieberhafter Aufregung schauten wir durch unsere „Tropenlorgnons“ hinab in die schimmernde Tiefe, jeden Augenblick ein neues, überraschendes Etwas entdeckend.

Erstaunlich schien mir die Sicherheit, mit welcher unsere Taucher diejenigen Gegenstände erkannten, welche wir ihnen bezeichneten, und die



Untersceische Landschaft.

Gewandtheit und Schnelligkeit, mit welcher sie sich in der Tiefe bewegten, obgleich sie, so oft sie wieder an die Oberfläche kamen, von der Anstrengung erschöpft schienen. Überrascht war ich dagegen, bei ihnen ein so geringes Maß von Kenntnis hinsichtlich der Dinge zu finden, mit welchen sie doch jeden Tag zu thun haben. Als ein großer Wurm, eine Nereide von etwa 15—18 cm Länge, aus einer soeben dem Wasser entnommenen Koralle hervorkam, rief Sampson aus: „O Missy, Sie sind glücklich; ich habe nicht oft das Tier gesehen, welches die Korallen macht!“

Ich gab mir redliche Mühe, ihm über die Entstehung der Korallen einigen Aufschluß zu geben; aber ich fürchte, es war vergebliche Liebesmühe.

Unser Vergnügen, verborgene Schätze der Tiefe zu heben, hatte leider eine Schattenseite; die interessanten Gegenstände nämlich, welche wir den feuchten Gründen der tiefblauen Flut entnahmen, verbreiteten, sobald sie der glühenden Tropensonne ausgesetzt wurden, einen wahrhaft unerträglichen Geruch und beleidigten unsere Nasen ebenso sehr, als sie unsere Augen entzückten.

16.

Urwald am Magdalenenstrom.

Freiherr M. von Thielemann.

Bis vor einem Jahrzehnt standen die Bezirke von Giron und Socorro (der jetzige Staat Santander[1]) fast außer Verbindung mit dem Küstenlande, wiewohl gerade diese Landschaft zu den wohlhabendsten und bestbesiedelten der Republik (Columbia) gehört. Wollten die Einwohner nicht über öde Hochgebirge auf weitem Umwege nach Ocaña im Norden ihre Waren senden, so mußten sie die reißenden Berggewässer wählen, welche zum Magdalena strömen. Auf dem brausenden Zogamozo schoß das Kanoe in fünf Stunden zum Strome hinab; allein rastloser Mühe durch volle zehn Tage bedurfte es, um aufwärts die kurze Strecke zurückzulegen. Dabei verschlangen die Strudel oft Fahrzeug und Mannschaft. Im Laufe der sechziger Jahre wurden daher zwei Wege durch den Urwald geschlagen. Der meinige geht von Bucaramanga aus und erreicht das Tiefland bei Puerto Paredes, unfern der Dampferstation Paturia an einer Lagune belegen; der andere läuft südlich des Zogamozo nach Barranca Bermeja am Magdalena. Dieser letztere wäre der nähere und bequemere, wenn nicht ein Hindernis den Verkehr hier hemmte, an welches der Reisende auf dem Magdalenendampfer (Vergl. die Abbildung auf S. 244) sicher am wenigsten denkt. Zwischen dem Strome nämlich und den Anfängen der Ostcordillere hausen an den Ufern des Carare und des Opon wilde Indianerstämme, noch jetzt eben so unbekannt, wie zur Zeit der spanischen Eroberung. Ihre Heimat ist das Dunkel des Waldes, in welches kein Strahl der Sonne dringt und in welchem sie, noch jetzti m Urzustande der Menschheit, ihr trauriges Dasein fristen. Man kennt weder ihre Zahl, noch Genaueres über ihr Wesen und nennt sie schlechthin die Carare-Indianer. Die einzigen sicheren

1) Einer der neun Staaten, woraus sich die Republik Columbia zusammensetzt.

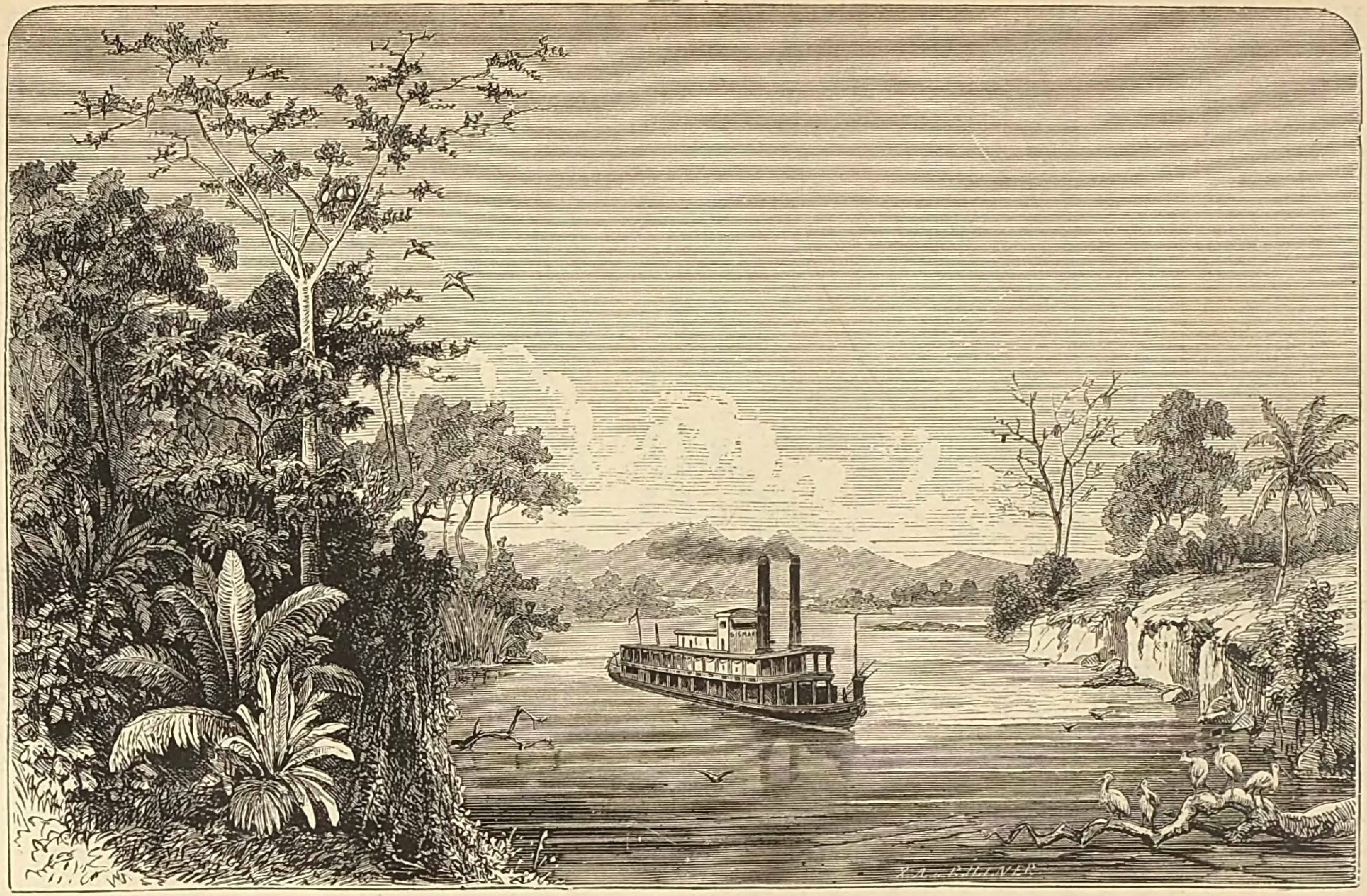
Mitteilungen, welche mir über dieses Volk wurden, verdanke ich Herrn von Lengerke in Bucaramanga. Er besitzt eine Zuckerpflanzung an der Grenze ihrer Heimat und ist öfters mit ihnen in Berührung gekommen — meist in unangenehmer Weise, indem seine Knechte von ihren Pfeilen getötet wurden. Er selbst glaubt keine Gefahr zu laufen, wenn er, von Hunden begleitet, zu Pferde durch ihr Gebiet zieht; ganz wie zu Zeiten der spanischen Eroberung erfüllen Hund und Pferd die Wilden mit größerem Schrecken, als der Mensch und sein Feuergewehr. Zur Sicherheit verscheucht er sie außerdem mit Trompetenstößen aus seiner Nähe. Ein Lager, welches er einst im Walde fand, war aus Palmwedeln hergerichtet und mit Lianen (Schlingpflanzen) dauerhaft befestigt; frisch geschossene Aras (Papageienart) und Waldhühner zeigten, daß es soeben erst verlassen worden war. Ein enger Pfad, nur dem Indianerauge erkennbar, führte durch das dichte Unterholz dahin. Sie schießen stehend von mannshohen Bogen Rohrpfeile von anderthalb Meter Länge, deren Spitze ein geschärftes Stück harten Holzes bildet. Der Gehilfe des Schützen trägt das Bündel unter dem Arm und reicht fortwährend neue Pfeile zu. Ein junger Deutscher, der vor kurzem ermordet worden, trug mehr als sechzig Pfeile in seinem Leibe. Nie treten diese Indianer in Verkehr mit der Außenwelt; das Eisen kennen sie nur, weil sie fleißig stehlen, wenn eine der wenigen Hütten an jenem Wege nach Baranca Vermeja unbewohnt steht. Das Salz muß ihnen ganz unbekannt sein. Ein elenderes Dasein, als sie, führt selbst der Samojede nicht. Von Luft und Licht abgeschlossen, sehen sie täglich dem Hunger ins Auge, wenn der Fischfang mißglückt oder der Vogel in der Baumkrone vom Pfeil verfehlt wird. Schlangen und stechende Insekten sind ihre Lagergenossen. Ihr Leben ist der wahre Kampf ums Dasein.

Um die Sonnenglut zu vermeiden, bestieg ich noch denselben Abend das Kanoe, welches mich nach Puerto Parédes bringen sollte. Wunderbar erhebend war das Hingleiten über die stille Fläche; zauberhaft schien der Mond durch die Zweige und Ranken, welche die verschlungenen Kanäle wie in eine Laube einhüllten. Doch bald sollte ich daran erinnert werden, daß Prosa und Poesie sich hierzulande auf Schritt und Tritt berühren. Ein sumpfiges Röhricht schloß das Gewässer ab, und stundenlang hatten die vier herkulischen Neger mit Aufbietung aller Kräfte den Kahn durch Binsen und Schlamm hindurchzuschleifen. Was ich an dieser Stelle von Moskitos (Stechmücken) gelitten, werde ich nicht wieder vergessen. Weder Tabaksrauch, noch Einreibung mit flüchtigen Ölen vermochte das geringste gegen die Quälgeister auszurichten — nur Geduld, oder besser gesagt stumpfe Ergebung. Als endlich das Kanoe die weite Lagune erreichte, war ich so erschöpft, daß ich erst bei hellem Sonnenlichte aus einem bleiernen Schlummer erwachte. Die Maultiere von Bucaramanga standen

schon bereit; bald war aufgepackt und das neue Bild des unendlichen, jungfräulichen Waldes ließ die Qualen der Nacht verschwinden.

Drei volle Tage ritt ich durch Urwald und Urwald. Ländliche Hütten in einer kleinen Lichtung bezeichnen das Ende eines jeden Tagemarsches; ein Indianerpaar ist hier angesiedelt und bereitet zuvorkommend ein einfaches Mahl — so einfach, daß ich auf der ganzen Strecke kaum einen Bissen genossen habe. Ich lernte aber bald minder anspruchsvoll sein und habe mich schließlich bei der Landeskost mit Zusatz von etwas Reis und einigen Eiern stets wohl befunden. Die über einen Holzrahmen straff gespannte Ochsenhaut liefert bei den warmen Nächten ein weit erquicklicheres Lager, als ein Bett es könnte. Andere Möbel sind unbekannt. Schränke bedürfen die Glücklichen nicht; sie hätten ohnehin nichts hineinzuthun. Mit dem Grauen des Tages treibt der Arriero (Maultiertreiber) die Maultiere aus der nahen Umzäunung zusammen, wo sie über Nacht gegrast haben, und wieder geht es durch Wald und Wald, bis am Abend die nächste Hütte die kleine Karawane aufnimmt. Was ich in diesen Tagen Staunenswertes gesehen, vermag die Feder nicht zu schildern; was sich wiedergeben läßt, sind einzelne Eindrücke, abgerissene Bilder, nie das Ganze.

Vom Magdalena bis zum Fuß der Ostcordillere steigt der Boden allmählich an; er ist wellig, und wenn die Erhebungen auch unbedeutend bleiben, so fallen sie doch steil genug ab. Gerade dieser Umstand verschaffte mir bessere Einblicke in die Geheimnisse des Waldes. Der Weg nämlich, dessen Trockenhaltung sonst unmöglich wäre, läuft stets auf den Kämmen der Wellen und durchschneidet die Thäler nur, wo die Züge der Hügel zu sehr von der Richtung des Zieles abweichen. So bieten sich dem Auge Reihen von Einblicken und Seitenblicken, während auf völlig ebenen Strecken das Unterholz den schmalen Pfad mauergleich einschließt. Dies Hindernis verschwindet, wenn der Reiter auf dem Kamme der steilen Wand, nahe an den Kronen der Palmen, vorüberzieht; was unten seinen Blick hemmte, erscheint von hier wie ein wogendes, grünes Meer, aus welchem die mächtigen Stämme gen Himmel streben. Das Gewebe der Schmarotzer bildet hier oben zierliche Ranken und Kränze, ohne das Bild völlig zu verschließen. Auffallend dunkel zeigt sich das Blattwerk. Es ist nicht allein der Schatten, welcher das Gehölz füllt; das Laub dieser Wälder ist durchweg von tiefer Farbe, oft lederartig glänzend. Der Wuchs am Boden selber erscheint fast schwarz. Freundlich dagegen leuchten die saftigen Blätter der Helikonien. Sie gleichen durchaus den Bananen, nur fehlt ihnen der Stamm. Selbständig scheint jedes Blatt dem Boden zu entsprießen, und in zierlicher Neigung wölbt es sich über dem engen Pfad. Lange Strecken ritt ich unter dem Dache der klafterlangen Blätter wie in einer Laube. In brennendem Rot und



Der Magdalenenstrom.

Gelb erglänzten ihre zweizeiligen Blütenbüschel, daneben hin und wieder die scharlachrote Blume eines Solanum; sonst hebt selten eine farbige Blüte das ewige Grün. Mochte es sein, daß gerade die Jahreszeit ungünstig oder mein Blick ungeübt war, ich fand hier nicht entfernt die bunte Pracht der Orchideen und sonstigen farbenreichen Schmarotzer, die mir an andern Stellen entgegentrat. Den reichsten Schmuck zeigten die Blüten der Luft, die Schmetterlinge. Handgroße, himmelblaue Falter wiegten sich langsam die Lichtung auf und ab, und mit kleinerem Getier waren die Blätter wie mit Edelsteinen besät.

Wo hier und da leichterer Boden dem schweren Waldgrunde folgt, da herrscht eine Palme vor, welche das Volk palma de resina oder rabo de caballo nennt — ersteres nach ihrer harzreichen Rinde, letzteres nach dem vollen Fruchtbüschel, der gleich einem Pferdeschweife herabhängt. Ich erinnere mich nicht, diese Palmenart anderswo wieder angetroffen zu haben. Anfänglich glaubte ich, zwei verschiedene Bäume vor mir zu haben: einen stammlosen Palmbusch mit zwölf Meter langen Wedeln und eine schlanke Säule mit zierlicher Blätterkrone. Als ich jedoch die Übergangsformen gewahrte, wurde mir klar, daß beide ein und derselbe Baum seien. Es ist ein merkwürdiger Gegensatz, der zwischen dem Stamm und den Wedeln einer Palme obwaltet. Wo letztere in der Familie Raphia bis 18 Meter Länge erreichen, da bleibt der Stamm winzig oder verschwindet ganz; wo die Säule von Humboldts Oreodoxa sancona oder einer Iriartea sich dagegen 60 Meter hoch in die Lüfte erhebt, vermögen die Wedel nicht mehr eine schattenspendende Krone zu bilden — wie Straußenfedern kräuseln sie sich zu einem nickenden Busch. So wendet auch die junge palma de resina all ihre Kraft auf die mächtigen Wedel, die alte auf den Wuchs des Stammes und die Ernährung der schweren Fruchttraube. Minder beschränkt in ihrem Gebiete ist eine überaus zierliche Euterpe, welche sich hier der palma de resina zugestellt. Kaum 15 Meter erreichend, zeigt sie jenes vollendete Ebenmaß der Formen, welches als das Ideal der Palme gelten muß. Wie bei der cubanischen Königspalme, umschließt die lichtgrüne Scheide des ältesten Blattes den Stamm; aus ihr entfaltet sich erst die gefiederte Krone, gleichsam als ob diese verschmähte, auf dem holzigen Stamme zu ruhen.

Am Rande der Bäche, im schweren Marschboden, wächst die wunderliche Stelzenpalme, Iriartea und verwandte Familien. In dem weichen Grunde würden die fadenförmigen Wurzelstränge ihr nicht genügenden Halt gewähren, und einer Pfahlwurzel entbehren die Palmen bekanntlich. Alsbald nach dem Keimen der Pflanze senken sich daher Seitentriebe zum Boden, und mit den Jahren bildet sich aus ihnen ein hohes, kegelförmiges Stelzengerüst, von welchem die schlanke Säule aufsteigt, oft so geräumig, daß man unter und zwischen den Stelzen sein Lager aufschlagen kann.

Ähnliche Formen zeigen manche Waldbäume. Sie ruhen zwar nicht völlig auf solchen Luftwurzeln, wie die Mangrovien in den brakigen Sümpfen des Küstenlandes, allein ihr Stamm entsendet schmale, hohe Stützen in die Runde, die ihn gleich Strebepfeilern tragen helfen. Wiewohl sie viele Klafter weit ausladen und eine entsprechende Höhe erreichen, so bleiben diese Stützen doch so schmal, daß der Indianer mit seinem Waldmesser sich aus ihnen eine Thür für seine Hütte herausschlagen kann. Und hart neben diesem Riesen, dessen massige Säule mit ihren Strebepfeilern gleich einer Festung im Walde dasteht, schießt ein wunderliches Gebilde in die Lüfte: ein dünner, nur armdicker Stamm erhebt sich, wie ein Pfropfenzieher gewunden, weit über Haushöhe, und gänzlich astlos trägt er nur auf seiner Spitze einen spärlichen Kranz eschenartig gestellter Blätter. Den Namen dieses grotesken Geschöpfes konnte ich nicht erfahren; denn hierzulande darf man überhaupt von niemand irgend welche Auskunft erwarten.

Wer im Urwalde Jaguare, Tapire und Ameisenbären jagen will, dem steht eine gründliche Enttäuschung bevor. Das Wild ist nichts weniger als selten, allein durch das Unterholz ihm zu folgen, ist nur dem Indianer möglich. Ein Glücksfall mag ein Raubtier wohl zu Schuß bringen; doch würde ich niemand raten, auf diese ungewisse Aussicht einen Jagdausflug hierher zu machen. Affen sind häufig, und öfters habe ich sie in nächster Nähe gesehen; ihre Jagd besitzt indes kaum einen Reiz für den Weidmann. Früher hatte ich mir wohl den Kopf zerbrochen, woher der Ameisenfresser, ein Tier, so groß wie ein Hühnerhund, seine Nahrung nehmen möchte; ich konnte nicht begreifen, daß er von einer so winzigen Speise die genügende Menge finden könnte, selbst wenn er den lieben langen Tag nichts thäte, als Ameisenhaufen plündern. Hier wurden meine Zweifel gelöst. So unendlich der Makrokosmus[1]) des Waldes, so überreich ist der Mikrokosmus seines Feindes, der Ameise. Auf Schritt und Tritt kreuzt man die Gänge der fleißigen Tiere. Eine jede schleppt das ausgeschnittene Blattstückchen dem Baue zu; oft ist die Beute zehnmal so lang und breit wie das Tier selber. Wie wunderbar ihr Instinkt ist, konnte ich an einem einzigen Blatte zur Genüge ermessen. Aus der großen Fläche hatten sie völlig regelmäßig und schachbrettförmig die Vierecke ausgeschnitten, ein jedes etwa einen Centimeter im Geviert. Hätten sie ungeordnet die Blattfläche nach allen Richtungen zersägt, so würde das Blatt schließlich abgefallen und verdorben sein; so jedoch konnten sie jedes geringste Teilchen bis auf die letzte Spitze nutzbar verwenden. Andere Ameisen zernagen die Bäume selber, wieder andere mögen sich von faulenden Körpern nähren. Daß alle Größen unter ihnen

1) Makrokosmus, die Welt im großen, im Gegensatz zum Mikrokosmus, der Welt im kleinen.

vertreten sind, daß es schwarze, weiße, rote und graue giebt, will ich kaum erwähnen. Jedenfalls kann ein Ameisenfresser in einer Stunde Arbeit sich für eine volle Woche den Magen verderben. Den Menschen belästigen die Ameisen hier weniger, einige giftige Arten ausgenommen; in allen Gebäuden jedoch sind sie eine dauernde Plage. Außer dem Holze der Cedrelen[1]), dessen aromatischen Geruch sie scheuen sollen, zerstören sie eben alles. Decken darf ein Zimmer nicht besitzen; sie würden unvermutet einstürzen. Der Dachstuhl ist deshalb frei aufgesetzt, so daß man seine Balken jederzeit prüfen kann. Dem Forscher werden seine Sammlungen, die Frucht jahrelanger Mühen, in einer Nacht zernagt und zerfressen. Stets muß er sie durch Gifte oder scharfriechende Öle schützen, zur größeren Sicherheit auch durch Wasser isolieren, indem er die Füße des Tisches in gefüllte Töpfe stellt. Dem Kaufmanne zerschneiden sie die Warenballen wie mit einem Messer. Stark geteerte Packtücher halten sie allerdings ab, doch genügt die kleinste Lücke in der Umhüllung, um den Inhalt ihnen preiszugeben.

Auch sonst kriecht und fliegt so manches zu des Menschen Verzweiflung. Giftige Wesen aller Art stechen ihn; gegen die Wespen der Tropen sind die unseren harmlose Geschöpfe. In die Haut der Füße vergräbt sich die nigua (Pulex penetrans, der Sandfloh). Die Mengen seiner Eier bilden eine erbsengroße Geschwulst; anfangs schmerzlos, verraten sie sich erst nach Tagen durch ein leichtes Jucken. Werden sie nicht rechtzeitig und vorsichtig mit einer Nadel entfernt, so sind bösartige, oft gefährliche Geschwüre die Folge. Die zeckenartigen garapatas streift der Wanderer bei Schritt und Tritt von den Zweigen; sie saugen sich fest und können nicht abgerissen werden, ohne schmerzhafte Wunden zu hinterlassen. Maultiere und Hunde leiden noch mehr von ihnen. Der Stolz einer Sammlung einheimischer Scheusale, die ich in Bucaramanga sah, war eine garapata, die sich an einem Hunde bis zu Walnußgröße vollgesogen hatte. Gern würde man die funkelnden Schmetterlinge und glühenden Leuchtkäfer opfern, wenn man dadurch Rettung vor ihren Verwandten erkaufen könnte.

Eine Gefahr wird jedoch stets übertrieben: die Schlangen. Vorhanden sind sie freilich, und giftige Arten giebt es in Menge; allein nur selten kommt ein Mensch durch sie zu Schaden. Solange man sich ihnen gegenüber auf dem Fuße gegenseitiger Achtung befindet, hat man nichts von ihnen zu fürchten; ungereizt greifen sie nicht an. Ein deutscher Orchideensammler, welcher fünf Jahre lang die Urwälder durchstreift hatte, teilte mir mit, daß nur ein einziger seiner Knechte an Schlangenbiß gestorben sei, und dieser hatte die Schlange mutwillig angegriffen. Ich selbst habe auf meinem viermonatlichen Cordillerenritte nicht eine lebende

1) Aus diesem Holze werden die Cigarrenkistchen gefertigt.

Giftschlange gesehen. Tote fand ich häufiger, und vor allen fiel mir die wunderbar schöne Korallenschlange auf. Sie ist nur ellenlang und kaum fingerdick; allein ihre Färbung läßt sie schon von weitem erkennen. Regelmäßige daumenbreite Ringe von Schwarz und Scharlachrot, durch einen schmalen weißen Streifen getrennt, laufen wechselnd vom Kopf bis zum Schwanz; der rote Ring ist mit zierlichen schwarzen Sternchen in diagonaler Schachbrettstellung (quincunx) besät. Ihre Pracht ist aber vergänglich; im Weingeist verbleicht das Rot, und es bleibt nur ein mattes Grau. Die Korallenschlange scheint durch das ganze tropische Amerika verbreitet zu sein; doch herrscht der größte Widerspruch darüber, ob sie tödlich giftig ist oder völlig harmlos; vermutlich giebt es mehrere verwandte Arten. Gleichsam ihr Gegenstück fand ich in einer kleinen Eidechse mit leuchtend himmelblauem Schwanze, die zu mir auf eine Bank kroch und zutraulich sich bewundern ließ.

Oft ist behauptet worden, daß der Tropenwald der Sänger entbehre. Dies ist nur zur Hälfte wahr. Vorhanden sind die Sänger wohl; allein das laute Geschwätz der Papageien, das Gekreisch der Aras, das betäubende Zirpen und Schnarren unzähliger Grillen übertönt ihre Stimmen. Wer achtgiebt, kann gleichwohl entzückende Laute vernehmen. Der Glockenvogel, dessen Ton wie eine rasche Folge von Schlägen an ein Weinglas klingt, ein anderer, welcher mit elegischer Stimme die chromatische Tonleiter ebenso rein wie anmutig abwärts pfeift, der drosselähnliche schwarzgelbe Turpial, der in der Gefangenschaft trotz unsern besten Dompfaffen schlagen lernt, sie alle sind Kinder dieser Wälder. Wenn in der Abenddämmerung die Aras zum Neste geflogen sind, und wenn das Ohr sich an die Grillen gewöhnt hat, wie am Meeresstrande an das Rauschen der Brandung, dann vernimmt es so manchen schönen Sang. Zu sehen bekommt man die Künstler freilich nicht, und oft war ich unentschieden, ob es Vögel waren oder musikalische Unken (Krötenart). Denn auch unter diesen giebt es melodische Künstler. Bei Tage erblickt man nur die größeren Vögel; die kleineren verschwinden zu sehr im Laube. Aras und Papageien sind überaus häufig; gemeiner sind fast noch die dickschnäbeligen Tukans, die Harlekine der Vogelwelt. Mit ihrem hastigen Flügelschlage strichen sie oft so nahe an mir vorüber, daß ich mit den Händen nach ihnen greifen wollte. Ihr Bild ist der gerade Gegensatz zum Ara: dieser schwebt hoch durch die Lüfte, den runden Kopf dicht vor den Schwingen, den langen Stoß als Steuer gebrauchend; jene schwirren von Baum zu Baum, den grotesken Schnabel mit dem Halse weit vorgestreckt; hinter den Flügeln ist der Leib schon zu Ende. Jagdbares Federwild in unserm Sinne mangelt nicht; der truthahnähnliche Pauji (Hokkohuhn) ist häufig. Allein selbst hierfür lohnt es sich dem Reisenden kaum der Mühe, ein Gewehr zu tragen, falls nicht gerade wissenschaftliche Zwecke ihn hierher

geführt haben. Will man nicht tagelang am Orte verweilen oder die wenigen freien Stunden zum Sammeln verwenden, so mangelt bei den langen Ritten zur Jagd die Zeit. Auch das Klima tritt hinderlich dazwischen; ehe man die Festigkeit seines Körpers zweifellos erprobt hat, soll man nicht neue Mühen zu den ohnehin großen Strapazen hinzufügen.

17.

Die Jivaros-Indianer in Ecuador.

W. Reiß.

Überall im Walde, zuweilen kaum eine Viertelstunde von Macas [1]) entfernt, liegen die großen Tambos der Jivaros-Indianer. Schmale Pfade führen durch den dichten Wald, denen folgend man ganz plötzlich und ohne vorherige Anzeichen einer Kultur den freien, das Haus rings umgebenden Platz betritt. Jedes Haus liegt einzeln für sich wie verloren im Walde und wird meist von einer, selten von mehreren Familien bewohnt. Bei der Annäherung müssen Vorsichtsmaßregeln beobachtet werden, um sich einen freundlichen Empfang zu sichern. Schon aus großer Entfernung wird durch Rufen der Besuch angekündigt, in der nächsten Nähe des Hauses aber im tiefsten Schweigen marschiert. Es geschieht das, um die friedliche Absicht zu dokumentieren; denn bei einem Überfalle schleicht der Jivaro still durch den Wald, stürmt aber mit lautem Kriegsgeschrei über den freien Platz auf das Haus los.

Die Häuser, die Tambos, sind wahre Waldpaläste, äußerst sauber und regelmäßig aufgerichtet, mit glücklicher Benutzung des vom Walde gebotenen Materials. Das hohe, schön aus Palmblättern geflochtene Dach wird durch mehrfache Reihen schlanker Säulen, den untadelhaften Stämmen riesiger Palmen getragen; das Sparrenwerk ist zierlich angeordnet, so daß es als Verzierung gelten kann. Die Wände ringsum, aus gespaltenem Bambus enge gefugt, füllen kaum den halben Raum zwischen Boden und Dachraum, so daß die Luft freien Zutritt findet und doch gegen einen ersten Angriff Schutz gewährt wird. Zwei Thüren weist jedes Haus auf, die eine an der geraden Vorderwand, die andere in der Mitte der halbkreisförmig ausspringenden Rückseite. Das Haus eines jungen Häuptlings war 27 Meter lang, 19 Meter breit und etwa 8 Meter hoch, ein luftiger, schöner Bau. Das vordere Drittel diente gewissermaßen als Empfangssalon. An den das Dach tragenden Palm-

1) Am Oberlaufe des Rio Upano, eines Nebenflusses des Marañon, etwa 370 Kilometer nordöstlich von Cuenca.

stämmen war Schild und Trommel aufgehängt; besondere Vorrichtungen gestatten die sichere Aufstellung der Lanzen und Blasrohre, deren Pfeilköcher neben den Feuern Platz finden. Einige aus Holz geschnitzte niedrige Sitzbänke vertreten die Stelle der Stühle, niedere aus gespaltenem Bambus gefertigte Bänke sind an den Wänden angebracht, und mehrere Gestelle derselben Art dienen als Ruhebetten für die Männer, damit diese während des Tages Siesta (Mittagsruhe) halten können. Eigentümlich sind diese letzteren Vorrichtungen, indem der Körper nur etwa bis zum Knie darauf Platz findet, der Fuß aber zur Stütze des frei hervorragenden Beines auf einem dünnen, durch zwei Gabeln getragenen Querstabe ruht. Unmittelbar vor diesem Fußgestell brennt fortwährend ein stark rauchendes Feuer, fast die Sohlen des Ruhenden versengend. Der Qualm des Feuers soll Schutz gewähren gegen die hier fast unerträglichen Moskitos. — Der mittlere Teil des Tambos ist Küche, Speise- und gemeinsames Wohnzimmer, in welchem Geräte und Töpfe in schönster Ordnung aufbewahrt werden. Im rückwärts gelegenen, halbkreisförmig ausgebauten Teile endlich liegen die Schlafräume der Familien. Eine Anzahl von Betten, ähnlich dem beschriebenen Ruhebette, jedes mit einem während der ganzen Nacht wohl unterhaltenen Feuer, sind symmetrisch an den Seitenwänden angebracht. Jedes einzelne Bett ist an drei Seiten durch ziemlich hohe Bambuswände begrenzt und nur nach dem Fußende zu offen, so daß gewissermaßen kleine, voneinander unabhängige Schlafzellen gebildet werden. Jede das Haus bewohnende Person hat ihre eigene Zelle, an deren Wänden das Privateigentum, bei Frauen namentlich Putz- und Schmuckgegenstände, sorgfältig in zierliche Taschen verpackt, aufgehängt sind. Was vor allem beim Besuche eines solchen Hauses auffällt, ist die Reinlichkeit und Nettigkeit, mit der das Ganze gehalten ist; jedes Ding steht an seinem bestimmten Platze, ist leicht und sicher zu erlangen und ist dabei so angebracht, daß es dem Raum zum Schmucke dient. — Der Boden ist eben und festgestampft wie eine Tenne und absolut rein. Ließ ich bei meinem Besuche Cigarrenasche fallen, so kam sogleich eine der Frauen, um den Boden wieder rein zu fegen.

Reinlich wie die Wohnungen sind auch die Menschen; doch ist allerdings dieser Luxus im warmen Klima bei halbwilden Menschen weniger kostspielig als bei uns. Es genügt im wesentlichen, daß die ganze Familie des Morgens zum Bade nach dem benachbarten Bache geht; denn die Kleidung spielt eine sehr untergeordnete Rolle. Die Männer tragen ein etwa $2\frac{1}{2}$ Spannen breites Tuch, Stipe genannt, um die Lenden, welches meist durch einen breiten, aus Menschenhaaren geflochtenen Gürtel festgehalten wird. Die Frauen sind in ein größeres Tuch (Tarache) gehüllt, welches von der Brust bis etwa zu den Knieen reicht und um die Hüften durch ein Band gehalten wird. Diese Gewänder, wenn man

einfache Stücke Zeug so nennen darf, werden von den Jivaros gefertigt aus selbst gezogener Baumwolle und sind alle gleichmäßig dunkelbraun gefärbt. Das Gewebe ist sehr fest und dicht; der Wert eines Stückes ist groß; denn bei den primitiven Webegeräten gebraucht eine Frau lange Zeit zur Anfertigung. Den Mangel an Kleidern ersetzen die sehr eiteln Indianer durch Bemalung. Das Gesicht wird durch querlaufende, oft mit Auszackungen versehene Linien in roter und schwarzer Farbe verziert, Brust und Unterleib mit schwarzen Zeichnungen, meist Quadraten oder einfachen Linien. Hier und da findet sich auch ein quer über die Brust sich erstreckendes, mit fortlaufenden Ornamenten versehenes Band, dessen scheinbar mühsame Herstellung auf die einfachste Weise bewirkt wird. Man bedient sich dazu etwa 7 Centimeter langer und 2 Centimeter dicker Holz-Cylinder, auf welchen die Zeichnung tief eingeschnitten ist. Die Vertiefungen werden durch die mit Vogelfett angeriebene Farbe gefüllt und der Cylinder alsdann unter festem Aufdrücken mit der Hand über den nackten Körper hinweggerollt. Die Zeichnungen am Körper, deren Anfertigung längere Zeit erfordert, werden mit einem nach und nach schwarz werdenden Pflanzensaft aufgetragen; die Farbe hält sich 8—10 Tage lang und widersteht selbst energischen Reinigungsversuchen. Die roten Linien müssen dagegen stets erneuert werden, zu welchem Zwecke jeder Indianer in einer zierlich geflochtenen Tasche eine kleine Büchse mit Farbe und den zugehörigen Pinseln bei sich führt. In derselben Tasche fehlt auch nie der aus langen Stacheln elegant zusammengesetzte Kamm, und ein kleines Stückchen Spiegel bildet nebst Eisengerät die wertvollste Habe. Schenkt man einem Indianer einen noch so kleinen Spiegel, so wird er denselben sofort zertrümmern, um die Bruchstücke an seine Frauen zu verteilen oder an seine Bekannten zu vergeben. In den durchbohrten Ohrläppchen tragen Männer wie Frauen gewöhnlich ein oder mehrere Rohrstäbchen; die Frauen außerdem unter der Unterlippe in einer wie ein Nadelstich erscheinenden Öffnung einen zahnstocherartigen, horizontal hervorstehenden Stift (Tucun), wozu mit Vorliebe Nähnadeln benutzt werden. Hierzu kommen noch Hals- und Armbänder, zum Teil mühsam aus Pflanzensamen, aus Muschelstückchen, von welchen jedes einzeln durchbohrt werden muß, oder aus europäischen Porzellanperlen; auch die Männer verschmähen nicht ganz diesen Schmuck.

Sicher und stolz, im Gefühl seiner Freiheit bewegt sich der Jivaro. Schön sind die nackten, ebenmäßig gebildeten Gestalten der Männer; die Frauen dagegen sind klein und gedrungen, in der Jugend anmutig, aber bei zunehmendem Alter abschreckend häßlich. Die Farbe der wohlgepflegten Haut ist bei allen von einem helleren Rotbraun, als es den Indianern des Hochlandes eigen ist. Der Gesichtsausdruck ist meist gutmütig und intelligent. Die Frauen werden mit Güte behandelt, auch bei fast allen

Verhandlungen um Rat gefragt; die Kinder dürfen machen, was sie wollen. Selten begnügt sich ein Jivaro mit einer Lebensgefährtin, er hat deren zwei oder drei, auch wohl vier. Manchmal leben mehrere Frauen mit ihren Kindern in ein und demselben Hause, manchmal hat



Indianer in Ecuador.

der Herr und Gebieter mehrere weit voneinander entfernte Häuser und in jedem derselben seine Frau. Das Band der Ehe wird heilig gehalten; bei Ehebruch hat der Mann das Recht, seine Frau zu töten. Die Männer fällen die Bäume, richten das Haus und bereiten ein Stück Land zur Ur=

barmachung vor; das Bebauen des stets in einiger Entfernung von der Wohnung im Walde liegenden Feldes fällt, wie alle andere Arbeit, den Frauen zu.

Eine Sitte bei der Wahl der Frauen verdient Erwähnung. Ein Mann kann nämlich ein kleines, gar noch an der Mutterbrust liegendes Kind zur Frau nehmen; er hat dann den Vorteil, das Mädchen nach seinen Neigungen zu erziehen, kann dafür aber auch verpflichtet werden, die Mutter mit allen übrigen Kindern zu sich nehmen und zu ernähren.

Die schreckliche Sitte der Blutrache herrscht bei den Jivaros mit unerbittlicher Strenge. Für jedes erschlagene Glied einer Familie sind die nächsten Verwandten, für jeden gefallenen Krieger ist der ganze Stamm verpflichtet, Rache zu nehmen. Entweder muß der Sieger selbst ermordet werden, oder ein Stammesgenosse, ein Verwandter muß als Opfer fallen. Der geschädigte Teil rüstet sich heimlich zu einem Überfall; lautlos wird der Wald durchzogen mit Vermeidung aller Wohnungen, um in der Dunkelheit einen plötzlichen Überfall auf die unvorbereitete Behausung ausführen zu können. Wenn möglich, wird das Haus in Brand gesteckt und die Insassen ermordet. Selten wird ein Überfall so vollständig gelingen, daß nicht einem der Bewohner Zeit bliebe, das Alarmzeichen mit der Lärmtrommel zu geben. Dann ziehen die in den benachbarten Tambos wohnenden Familien zur Unterstützung ihrer Freunde herbei, verfolgen die sich nun zurückziehenden Angreifer, wobei nur allzu leicht neue Glieder in die unendliche Kette der Blutrache verflochten werden.

Immer neue, immer mehr Opfer wird die schreckliche Sitte verlangen, alle Sicherheit muß schwinden, jeder einzelne lebt fortdauernd in der Gefahr, überfallen zu werden; der Kriegszustand ist allgemein und permanent. Daher auch die Einrichtung der Häuser, deren eine Thür zur Flucht benutzt werden kann, während an der andern der Kampf wütet; daher auch die eingangs erwähnten Gebräuche bei Annäherung an eine Wohnung, zu deren Schutze noch außerdem eine Schar halbwilder Jagdhunde gehalten wird. Der Streit zweier Familien muß Kämpfe ganzer Stämme herbeiführen, größere Gruppen von Stämmen werden gegeneinander in Feindschaft geraten, Krieg und Kampf wird zur Gewohnheit, zur Lebensaufgabe des Mannes. Eine längere Periode der Ruhe, des Friedens muß einer solchen Nation von Kriegern unerträglich sein. Ehrgeizige, kühne Anführer werden leicht Gefährten zu gemeinsamen Kriegszügen finden, die benachbarten Nationen werden überfallen und ausgeplündert. So führen diese Indianer unter sich einen Vernichtungskampf, der nach und nach ihren eigenen Untergang herbeiführen muß. Schon macht sich eine starke Entvölkerung in Gebiete der Jivaros bemerkbar, welche noch beschleunigt wird durch die zeitweilig mit großer Heftigkeit auftretenden Epidemieen der durch die Europäer eingeführten Krankheiten.

Sei es nun, daß die Jivaros unter sich nicht allzu großes Vertrauen in die Wahrhaftigkeit der eigenen Kampfberichte setzen, oder daß andere Gründe vorliegen, einen thatsächlichen Beweis der vollführten Blutrache und der Tapferkeit zu verlangen, so viel steht fest, daß als Sieger nur derjenige angesehen wird, der den Kopf des Feindes als Trophäe aufweisen kann. Das ganze Streben geht also dahin, den Gegner zu enthaupten. Bei einem Überfalle ist dies leicht, bei einem regelrechten Kampfe aber schwieriger. Die Streiter sind bewaffnet mit Schild und Lanze, neuerdings mit großen Waldmessern. Der kreisrunde Schild, aus einem einzigen Stück weichen und leichten Holzes geschnitzt, hat etwa halbe Mannshöhe; die Lanze, aus dünnem, hartem Palmschaft (Chonta) mit einer aus Knochen oder Eisen gefertigten Spitze versehen, ist etwa 2 Meter lang. Die Scharen rücken dicht aneinander heran, jeder Mann in gebeugter Stellung hinter seinem Schilde geschützt; in der rechten Hand ruht die Lanze, dicht an der Spitze gefaßt. Durch eine leise, regelmäßige Bewegung des rechten Armes wird der lange, horizontal gehaltene Schaft in vertikale Schwingungen versetzt, um beim plötzlichen Vorstoß der Waffe Stetigkeit und Gewalt zu verleihen. Schild an Schild gedrängt, kämpft unter lautem Kriegsgeheul Mann gegen Mann; jeder sucht sich zu decken, jeder sucht eine Blöße des Gegners zu erspähen, ohne sich dabei den Steinwürfen der Weiber und Kinder allzu sehr auszusetzen. Trifft ein Lanzenstoß, ist der Feind verwundet und wendet sich zur Flucht, so wird der Schild fortgeworfen, denn nun gilt es, den Kopf zu erlangen. Deshalb tragen die Männer langes Haar. Der tapfere Krieger bietet seinem Besieger die Möglichkeit, ihn beim Schopfe zu fassen. Langes Haar gilt somit als Zeichen des Kriegers, des freien Mannes; Weiber, Kinder und die wenigen Kriegsgefangenen müssen das Haar abschneiden. Ist ein Kopf erbeutet, so wird er im Triumph nach der Behausung gebracht, woselbst die Trophäe eine kunstgerechte Zubereitung erfährt. Dies ist eine wichtige, religiöse Ceremonie. Die Kopfhaut wird abgezogen, Augen und Mund werden zugenäht. In den so erlangten Hautsack werden heiße Steine eingeführt, wodurch die Haut austrocknet und zusammenschrumpft; immer kleinere heiße Steine kommen zur Benutzung, bis der Kopf, völlig eingetrocknet, auf die Größe einer Faust reduziert ist. Acht Tage lang soll eine solche Präparierung, welche der glückliche Besitzer selbst ausführen muß, in Anspruch nehmen. Während dieser ganzen Zeit darf er seine Hände zu keiner andern Verrichtung benutzen; wie einem Kinde muß ihm Nahrung gereicht werden.

Ist die Trophäe fertig, so wird ein großes Fest bereitet, zu dessen Abhaltung eine eigene Festhalle errichtet wird; alle Freunde und Bekannte helfen beim Bau, bringen Geschenke zur Bewirtung. Vor allem

gilt es, das berauschende Getränk aus Yuccawurzel [1]) zu bereiten, um dann tagelang in sinnlosem Rausche zu verbringen. Die Yucca wird von Weibern gekaut und in großen Gefäßen der Gärung überlassen. Das so erlangte Getränk ist anfänglich von lieblichem Geschmack, die Mitte haltend zwischen Limonade und Mandelmilch, wird aber bei vorschreitender Gärung stark und berauschend.

Von nah und fern versammeln sich die Freunde zum Feste, aufgeputzt mit bunten Federn, mit langen, aus den glänzenden Flügeldecken großer Käfer angefertigten Ohrgehängen, mit schön geflochtenen Hüten oder besser Stirnbändern, mit Hals- und Armbändern aus Zähnen von Affen und wilden Tieren. Die Weiber tragen reich verzierte Binden um die Hüften, an deren Fransen Rasseln und Klappern befestigt sind, so daß beim stampfenden Tanzen ein großer Lärm entsteht. Ein Waffentanz wird aufgeführt, bei welchem alle vorhandenen Zanzas (so heißen die Trophäenköpfe) im Triumphe mitgeführt werden. Die durch Tanz, Musik und Getränk erregte Begeisterung soll oft einen so hohen Grad erreichen, daß der Tanz in blutigem Ernst endet.

Sind die Vorräte zu Ende, ist der Rausch ausgeschlafen, so wird das zum Feste gebaute Haus verlassen und verfällt — wenn nicht nach einiger Zeit eine andere Familie einzieht und die Ausbesserung übernimmt.

Wie nach einem solchen Feste, so muß auch nach einem Todesfalle das Haus verlassen werden. Um der Unbequemlichkeit des Umzugs enthoben zu sein, und wohl auch aus abergläubischer Furcht vor Sterbenden, werden Todkranke rücksichtslos im Walde ausgesetzt. Man baut ihnen eine kleine Laubhütte, legt einige Nahrungsmittel bei und überläßt sie ihrem Schicksale.

Soll ein Kriegszug unternommen, soll ein wichtiger Beschluß gefaßt werden, so werden die höhern Mächte angerufen, und deren Eingebungen entscheiden. Der Jivaro zieht sich in die Waldeinsamkeit zurück, berauscht sich in dem Aufguß giftiger Lianen (Schlingpflanzen) und hält dann das Resultat seiner schweren Träume für einen Befehl der Götter. Zu dieser Ceremonie wird ein hervorragender Punkt gewählt, von welchem der Blick auf den Sangay [2]) fällt, der in den religiösen Anschauungen dieser Indianer eine große Rolle zu spielen scheint. Und wie könnte das Wunder nehmen bei dem furchtbar schönen Schauspiel, welches der schwarze, kahle, frei den höchsten Bergkämmen aufgesetzte Kegel bietet. Ununterbrochen arbeitet der 5323 Meter hohe Vulkan. Dichte schwarze Aschenwolken werden unter donnerartigem Getöse ausge-

1) Palmenlilie, eine zur Familie der Liliaceen gehörende Pflanze.

2) Etwa 250 Kilometer südöstlich vom Chimborazo.

stoßen, des Nachts begleitet von den prächtigsten Feuergarben. Vom höchsten Gipfel bis zur Region der Wälder zieht sich ein glühend leuchtender Feuerstreifen den Abhang herab, wie ein Strom geschmolzenen Metalles sich fortwälzend. Furchtbare Verwüstungen haben die Wassermassen angerichtet, welche, hervorgerufen durch das Schmelzen der Gletscher beim Austritte eines neuen Lavastromes, das niedere Land von Macas erreichten. Auch von Erdbeben werden diese Distrikte nicht selten heimgesucht.

Die Sprache der Jivaros klingt schön und hat etwas männlich Ernstes. Beim Zählen werden die fünf Finger der Hand als Grundlage benutzt, dann eine Hand + 1 ꝛc. gerechnet. Inwieweit höhere Zahlbegriffe vorhanden sind, konnte ich durch meine ungebildeten Dolmetscher nicht erfahren.

18.

Vom unteren Amazonas.

D. Freiherr von Schütz-Holzhausen.

In der Umgegend von Santarem[1]) ist das Land nicht mit dichten Urwäldern bedeckt, wie man es sonst fast überall in Amazonien findet. Es ist ein Savannenland, mäßig hoch und wellenförmig; mit kleinen Wäldern oder einzelnstehenden Bäumen sind nur wenige Stellen bewachsen, die von den Brasilianern „Ilhas de Mato“ (Waldinseln) genannt werden. Sie werden von sehr verschiedenartigen Bäumen gebildet, die, wie in den großen Wäldern, mit Schlingpflanzen überwachsen sind; nur parallel mit dem Flusse und dicht bis an das Ufer herantretend zieht sich ein schmaler Streifen dicht am Walde hin.

Das Aussehen der Savannen oder Campos wechselt je nach der Jahreszeit; sie bieten nicht, wie die tropischen Urwälder, das ganze Jahr hindurch denselben Anblick. In diesem Teile der Amazonenregion sind die Jahreszeiten scharf getrennt; aber die Verschiedenheit ist nicht so groß, wie in manchen andern tropischen Ländern, wo während des trockenen Monsuns[2]) Insekten und Reptilien ihren Sommerschlaf halten und zu gleicher Zeit die Bäume ihre Blätter abgeworfen haben. Hier verdorrt das Gras auf den Campos, sowie die trockene Jahreszeit vorrückt (August, September); jedoch ist diese Periode keine vollständige Ruhezeit für das Pflanzen- und Tierleben. Man sieht zwar nicht so viele Vögel wie zur Regenzeit; doch brüten jetzt einige Arten, unter andern die Erdtaube (Chamaepelia). Die Bäume behalten ihr Laub, und einige derselben

1) Stadt am Amazonenstrom, etwas unterhalb der Einmündung des Tapajos.
2) Periodischer, aus einer bestimmten Richtung wehender Wind.



Mündung des Amazonenstroms.

blühen sogar in den trockensten Monaten. Die Eidechsen erstarren nicht, und Insekten sieht man im Larvenzustande sowohl, als voll entwickelt; einige Schmetterlinge, deren Raupen auf Bäumen sich ernähren, erscheinen sogar erst, wenn die trockene Jahreszeit ihren Höhepunkt erreicht hat. Die Regen treten oft plötzlich gegen Anfang Februar ein, zugleich mit heftigen Stürmen aus Westen, also aus der entgegengesetzten Richtung, von woher der Passatwind [1]) hier weht. Gewöhnlich sind diese Stürme von furchtbaren Gewittern begleitet. Gleich beim Ausbruche des Gewitters fällt der Regen in wolkenbruchartigen Strömen, die allmählich nachlassen und zuletzt in einen feinen Landregen übergehen, der auch den nächsten Tag oft noch anhält. Nach einer oder zwei Wochen Regenwetter erhält das Land ein total verschiedenes Aussehen. Der ausgedörrte Boden bekleidet sich wie durch Zauber mit einem saftigen Grün; die welken, staubigen Bäume legen, ohne daß sie alle ihre alten Blätter abgeworfen haben, ein neues Kleid von zartgrünem Laube an; verschiedene Arten schnellwachsender Leguminosen[2]) erscheinen überall, und blattreiche Kletterpflanzen überdecken den Boden, die Büsche und Baumstämme. Auf den Campos ist nun neues Gras, und viele Savannenbäume, besonders die Myrten, beginnen durch den Duft ihrer Blüten allerlei Insekten anzuziehen, weshalb dann manche Vögel, die sonst nur in den Wäldern leben, die Savannen besuchen. Nach einem oder zwei Monat Regenwetter tritt gewöhnlich im März einige Wochen trockenes Wetter ein. Die stärksten Regen fallen im April, Mai und Juni, wo es aber auch nicht beständig regnet, sondern hin und wieder hübsche, sonnige Tage vorkommen. Im Juni und Juli ist in den Campos die Üppigkeit der Vegetation auf ihrer Höhe, die meisten Vögel haben dann auch ihre Mauser vollendet und prangen in glänzendem Federschmucke; viele Gebüsche sind mit Blüten bedeckt.

Bald nachdem man die Mündung des Xingu und das Dorf Gurupá passiert hat, beginnt das große Süßwassermeer des Amazonas. Der Fluß erweitert sich plötzlich zu einer ungeheuren Bai, die an ihrer breitesten Stelle ungefähr 70 Stunden breit sein mag. Man könnte sie ganz gut die Bai der tausend Inseln nennen, zwischen denen ein Gewirre von unzähligen großen und kleinen Kanälen sich befindet. Die große Insel Marajó, die weit größer ist als das Königreich Würtemberg, nimmt ungefähr die Mitte dieser Bai ein und teilt den Fluß in zwei Hauptarme; der Hauptstrom ergießt sich nördlich von Marajó in das atlantische Meer; der kleinere südliche Arm, der noch den mächtigen Toccantins aufnimmt, heißt der Para-Fluß. Das Mündungsgebiet des Amazonas ist keine Deltabildung; denn die zwischen seinen Mündungen gelagerten Inseln sind keine

1) Der beständig auf der nördl. Halbkugel aus NO., auf der südl. Halbkugel aus SO. wehende Wind.

2) Pflanzen aus der Familie der Schmetterlingsblütler.

von Flußschlamm gebildeten Anschwemmungen, sondern bestehen aus festen Lehm- und Sandsteinbänken und müssen als Trümmer der ehemals viel weiter reichenden Küste angesehen werden. Die tausend Inseln, die alle flach und mit einer ungemein üppigen Vegetation bedeckt sind, liefern den meisten Kautschuk, der nach Pará auf den Markt kommt; manchmal erblickt man, wenn man durch die vielgewundenen oft ungemein schmalen Kanäle fährt, auf diesen Inseln in kleinen Lichtungen eine Hütte, umgeben von Kakaobäumen [1]), Kokos- und anderen Palmen, unter denen sich namentlich die schlanke Miriti durch ihre Schönheit auszeichnet. Plötzlich tritt man aus einem dieser engen Kanäle in die fünf Stunden breite Bucht von Limoeiro, in die der mächtige Toccantins mündet. Man sieht einen weiten Wasserhorizont vor sich, ein Süßwassermeer liegt vor dem Reisenden; ja, so sehr gleicht dieses Meer dem großen Ocean, daß es, vom Winde oder von der einlaufenden Flut erregt, nicht Wellen, sondern hohe Wogen aufwirft und die großen Dampfer auf und absteigen läßt, wie auf offener See.

Der Toccantins bildet bei seiner Mündung ein vollkommenes Delta, breite Arme nach verschiedenen Richtungen ausstreckend. Im Anfange glaubt man gar nicht, daß man es mit einem der riesigsten Ströme des Amazonengebietes, einem Strome von 2500 Kilometer Länge, zu thun hat. Am linken Ufer dieses gigantischen Flusses, etwa 15 Stunden oberhalb der Mündung, liegt Cametá, eine ziemlich bedeutende Stadt, rings umgeben von einer prachtvollen Tropenvegetation, mit wunderschöner Aussicht auf den unten vorbeiströmenden, grünen Fluß, der hier immer noch zwei Stunden breit ist.

Die Ufer des Pará-Flusses, der stellenweise über 30 Kilometer, bei der Stadt Pará aber, wo er durch Inseln eingeengt wird, nur 20 Kilometer breit ist, sind ungemein schlammig. Einen eigentümlichen Anblick gewähren, je mehr man sich der Stadt nähert, die vielen mit einem Strohdach bedeckten und mit Kajüten versehenen Kanoes, sowie die kleinen Flußbarken mit ihren hohen Spindelmasten und dünnen Baumwollsegeln, welche einige Ähnlichkeit mit chinesischen Dschunken (Fahrzeugen) haben. Der Haupttransport auf dem Flusse wird — trotz der Dampfschiffe — noch immer mit diesen Kanoes betrieben, die beständig ankommen und absegeln, und von denen die Küste in der Nähe der Stadt buchstäblich wimmelt. Sie bringen die Landeserzeugnisse von überall her und kommen zuweilen aus Entfernungen von mehr als dreihundert Stunden den Fluß herab. Bei dieser Schiffahrt sind namentlich Indianer beteiligt, von denen man ganze Familien in den Kanoes erblickt. Auf den größeren Kanoes sind Hängematten angebracht, und in diesen kann man im Hafen von Pará

1) Aus ihren Bohnen wird die Schokolade bereitet.

die Kanoe-Männer liegen und sich schaukeln und den ganzen Tag rauchen und schmausen sehen.

Die Stadt Pará liegt immer noch über 100 Kilometer von der Mündung des Flusses entfernt; sie ward im Jahre 1615 von den Jesuiten gegründet und soll heute ungefähr 35000 Einwohner enthalten. Obgleich so nahe am Äquator gelegen (1° 28′ südl. Breite), hat die Stadt doch kein übermäßig heißes Klima. Die größte Hitze des Tages — nach 2 Uhr nachmittags — schwankt zwischen 24 und 27° R.; dabei ist aber die Luft auch nie kühler als 17°, so daß sich die Durchschnittstemperatur auf etwa 21° stellt. Pará, welches früher den Ruf einer besonders gesunden Stadt besaß, ist in den letzten Jahren vielfach von Epidemieen, namentlich vom gelben Fieber heimgesucht werden.

Im ganzen ist Pará ein sehr langweiliger Aufenthalt; die eigentliche Stadt macht einen ziemlich düsteren Eindruck. Die Straßen sind in rechten Winkeln zu einander angelegt, aber sehr eng. Natürlich werden die Straßen weder beleuchtet noch gereinigt, und nach dem Flusse zu sind sie besonders schmutzig. Die Häuser, gemeiniglich zwei Stockwerke hoch und von mäßiger Größe, haben statt der Fenster vergitterte Blenden, welche die düstere Wirkung des Ganzen noch erhöhen. Doch ist die Stadt Pará nicht ohne öffentliche Gebäude, unter welchen die Kathedrale den Vorrang einnimmt; ihr folgen acht Kirchen, ein Palast, ein Zollhaus u. s. w. Die Kathedrale ist in der Form eines lateinischen Kreuzes gebaut, und ihre Struktur sowie ihre Verzierungen, weder zu prunkend, noch zu einfach, sind ganz hübsch. Der Palast, die Wohnung des Präsidenten der Provinz, ist ein hübsches Gebäude; er liegt an einem offenen, großen Platze am Südwestende der Stadt. Läden und Magazine sind zahlreich und ziemlich gut mit Waren versorgt. Das Schönste von Pará sind die schattigen Spaziergänge in seiner Umgebung, die einen angenehmen Erholungsort für die Einwohner bilden. Es giebt indes auch in der Stadt selber, in der Nähe des Palastes, eine öffentliche Anlage, die in den kühlen Abendstunden stark besucht wird; die andern Spaziergänge sind hauptsächlich mit Reihen hoher Bombaceen bepflanzt, die einige Ähnlichkeit mit unsern Roßkastanien haben. Der Mangobaum mit seiner hängenden Frucht und die gemischt untereinanderstehenden Orangen- und Limonen- (Citronen)Bäume bilden die Seiten der Promenaden und bieten köstlichen Duft und angenehmen Schatten. Die Landschaft in der unmittelbaren Nähe der Stadt ist schön und echt tropisch; Wege dahin giebt es in Menge. In den Vorstädten befinden sich mehrere elegante Villen mit ausgedehnten Gärten, die reich sind an allen Arten tropischer Erzeugnisse. Die Wege sind mit großen, weit sich ausbreitenden Bäumen besetzt, unter denen man da und dort eine kleine Hütte oder ein ganz in immergrünes Laubwerk gehülltes Häuschen, oder auch eine hübsche Villa

in abgeschlossener Einsamkeit, die Landwohnung eines fremden Kaufmannes, sehen kann. Hier ist die Luft mit balsamischen Düften erfüllt, anmutige Palmen, die so sehr von den übrigen Waldbäumen abweichen, verleihen der Scenerie Großartigkeit und Erhabenheit.

19.

Umgegend von Rio de Janeiro.

F. v. Hochstetter.

Wir waren im Winter in Rio. August im Süden ist der Februar des Nordens, nur daß der Winter unter 23 Grad Breite etwa gerade so warm ist, wie der Sommer in 48 Grad Breite. Nichtsdestoweniger ist der Winter unter den Tropen gewiß durch einen ebenso charakteristischen Stillstand der Natur bezeichnet, wie im Norden. Auch unter den Tropen fangen Bäume und Sträucher im Frühlinge zu blühen an, und Insekten und anderes Getier kommen erst dann wieder zum Vorschein, wenn die Sonne mit heißeren Strahlen dem Scheitel sich nähert. Wir hatten freilich diesen winterlichen Eindruck nicht; denn uns Neulingen unter den Tropen erschien auch das verhältnismäßig wenige, was nicht in Winterschlaf versunken war, als ein Reichtum, der uns zur Bewunderung der Üppigkeit und Fülle tropischer Natur hinriß. Unglücklicherweise aber für uns war es doch nicht mehr ganz Winter, sondern früher als gewöhnlich zeigten sich die Symptome des beginnenden Frühlings. Während der Winter für Rio die trockene Jahreszeit ist, die einen wolkenlosen Himmel über der schönen Bucht wölbt, und der Sommer die eigentliche Regenzeit, hatten wir in einzelnen kleinen Gewittern, denen eine starke Abkühlung der Atmosphäre und mehrere volle Regentage zu folgen pflegten, den Anfang des Frühlings zu erfahren. Vierzehn Tage von unserm 3½wöchentlichen Aufenthalt waren bei einer bis auf 15° C gesunkenen Lufttemperatur naßkalte Regentage, die vielfach unsere Pläne zu Ausflügen in die Umgegend vereitelten.

Indes habe ich einen wolkenlosen, herrlichen Tag zu einem Ausflug auf den Corcovado gehabt und habe auf dem hohen Felskegel (750 Meter) einen Anblick genossen, so märchenhaft, als hätte ich ein Zauberstück aus „Tausendundeine Nacht“ gesehen. Ich bin zufrieden. Und wenn auch, als ich mich am Fuß der Serra (Gebirge) mit einem guten Freund und kundigen Führer auf den Weg machte, um die Wunder eines brasilianischen Urwaldes (Mato-virgem) zu sehen, alle Berge voll Nebel und Wolken hingen und der Regen fortwährend durch die Blätter

rieselte, — ich war so gut in wasserdichten Stoff eingemacht, daß ich auch da mit vollen Zügen genießen konnte.

Einen der Glanzpunkte bildete eine Fahrt durch die herrliche Bai von Rio de Janeiro. Der kleine Fleck, der auf den Karten diese Bai bezeichnet, er nimmt riesige Dimensionen an, wenn man an Ort und Stelle ist. Die größte Insel der Bai, die Gouverneurs-Insel, mag etwa so groß sein, wie das Fürstentum Liechtenstein, während die Bai selbst von Norden nach Süden 25, und in ihrer größten Breite 22 Kilometer mißt. In diesem großen, durch viele kleinere Buchten schön gegliederten, lichtgrünen Wasserbecken liegen zahlreiche größere und kleinere Inseln zerstreut, — Inseln, nur von einem großen, rundabgewaschenen Granitblock gebildet, auf dem nichts wächst, den aber Tausende von Seevögeln in dicht gedrängter Schar besetzt halten; Inseln, üppig bewachsen mit undurchdringlichem Buschwerk und mit Kokospalmen, dazwischen ein kleines Haus, das unbeschränkte idyllische Königreich einer Fischerfamilie, dann aber auch Inseln mit Bergen, Wäldern und Bächen, mit ganzen Ortschaften, samt Kirche und Schule und mit kleinen Häfen, in denen Fischerflottillen stehen, und endlich Inseln mit Mauern und Türmen, bespickt mit Kanonen. (Siehe die Abbildung auf S. 264.)

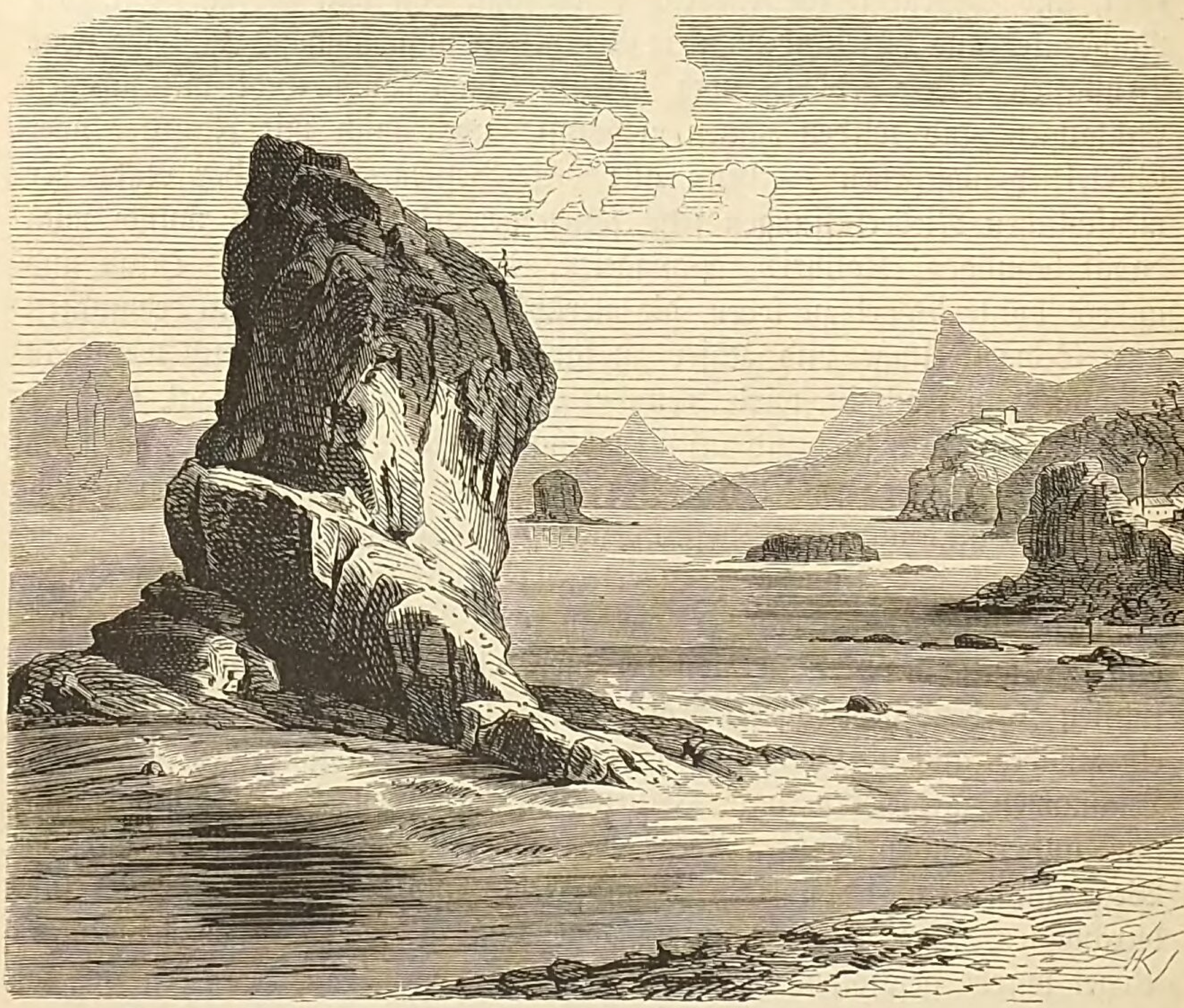
In diese inselreiche Bai münden zahlreiche Bäche und Flüsse, zum Teil groß genug, um eine Strecke aufwärts noch mit Dampfern befahren werden zu können; am Gestade der Bai liegen Städte, Dörfer und einzelne Facienden (Landgüter), eine große Welt- und Kaiserstadt und ihr gegenüber eine Hauptstadt, die Hauptstadt der Provinz Rio, Praya grande, oder indianisch Nictheboghy; vor diesen Städten ein unabsehbarer Wald von Masten mit bunten Wimpeln in den Farben der Nationen der ganzen Welt; hinter dem Mastenwald und hinter Städten und Dörfern Hügel und Berge, mit dem üppigen, dunklen Grün einer tropischen Vegetation bedeckt, mit Wäldern, durch die noch keine Pfade für den menschlichen Fuß existieren, und über Berg und Wald ungeheure, steil aufragende nackte Felsgipfel von so wunderbar abgerundeter, regelmäßiger Kegel- und Zuckerhutform, als wären sie künstlich zugemeißelt; im Hintergrunde aber in blauer Ferne eine 12—1600 Meter hohe Gebirgskette und an deren östlichem Ende in Reih' und Glied die Felsobelisken der Orgelberge. Dazu nimm die Klarheit und Durchsichtigkeit einer mit Wasserdämpfen gesättigten Atmosphäre, das helle Licht und die dunkeln Schatten eines tropischen Himmels, und du hast alle die Elemente, welche die Bucht von Rio de Janeiro zu einem der schönsten Punkte der Welt machen. Von jedem Berggipfel, den man besteigt, von jeder veränderten Position auf einer Fahrt durch die Bai treten Formen und Farben zu immer neuen Bildern zusammen, die man mit Entzücken betrachtet.

Einen Begriff von einem brasilianischen Urwalde kann man schon

in der nächsten Nähe von Rio de Janeiro bekommen, wenn man den Corcovado besteigt oder die Wasserfälle der Tejuca besucht; will man ihn aber in seiner ganzen ursprünglichen, unangetasteten Pracht und Herrlichkeit sehen, so muß man einen Ausflug in die Serra da Estrella und in die Gegend von Petropolis machen. Ich hatte die Wälder am Corcovado und in der Tejuca gesehen und war doch noch überrascht, als ich in die Serra kam. Beschreiben läßt sich der Eindruck nicht; denn man ist in einer solch fieberhaften Aufregung, wenn man all das Fremdartige zum erstenmal sieht, und zugleich so fortwährend beschäftigt, daß man zu sich selbst, zum Nachdenken und zu selbstbewußtem Gefühl gar nicht kommt. Ich habe zwar Brüllaffen weder gehört, noch gesehen, habe auch nicht mit giftigen Schlangen und wilden Katzen gekämpft, noch mich mit Faultier oder Gürteltier abgegeben — denn alle diese Bestien sind in der Nähe der menschlichen Niederlassungen sehr selten geworden; — ich mußte mich damit begnügen, Kolibris, Papageien, den dickschnabeligen Tukan und andere bunte Vögel zu sehen, die merkwürdige Vegetation zu bewundern und Schmetterlinge und Käfer zu fangen. Ich glaube, auch wer nicht Zoologe von Fach ist, wird, wenn er nur Sinn für Natur hat, letzteres Geschäft unwillkürlich und instinktmäßig betreiben. Wenn an schattigem Ort neben rauschendem Quellwasser der große Tagfalter Morpho Eurylochus plötzlich auffliegt, wahrhaftig! man greift unwillkürlich nach der Büchse, um das Ungeheuer zu erlegen; denn für unsere europäischen Schmetterlingsnetze scheint er viel zu groß. Und wenn man alle seine buntscheckigen Kameraden von der merkwürdigsten Form und der herrlichsten Farbenbracht vorbeifliegen sieht, so läuft man ihnen nach wie ein Knabe, auch wenn man sich hundertmal in Sammlungen an ihren Leichnamen sattgesehen hat. Einen brasilianischen Urwald kann man nur auf einem gebahnten Wege betreten. Will man vom gebahnten Wege auch nur einen Schritt nach rechts und links, so muß man sich durchhauen. Das war für unsere Jäger eine fatale Sache; denn mancher Vogel wurde geschossen, wenn er aber nicht gerade auf den Weg fiel, so war alle Anstrengung, ihn zu finden, vergeblich. Ich kann dieses verwirrte und auch den Beschauer verwirrende Pflanzendickicht nicht im Detail beschreiben, ich kann nur einzelne besonders auffallende Erscheinungen hervorheben.

Wie es für geologische Formationen „Leitmuscheln" giebt, welche für die Formation charakteristisch sind und sich sonst nirgends wieder finden, so giebt es für den brasilianischen Urwald einen „Leitbaum", das ist der „Armleuchterbaum", nach seinem eigentümlichen kandelaberartigen Ansehen so genannt, brasilianisch Imbauba, botanisch Cecropia (in mehreren Species). Er ist einer der häufigsten Bäume im Urwald und gewiß der erste, der durch seine ganz fremdartige Form, sowie durch seine

silberweiß glänzenden Blätter auffällt. Wenn man von der Spitze des Corcovado auf die Wälder herabblickt, sieht man diesen Baum deutlich hervorschimmern, als hinge er voller Blüten. Der Baum ist interessant auch deswegen, weil nur auf ihm und von seinen Blättern das Faultier lebt; beide, die Pflanze und das merkwürdige zugehörige Tier, kommen nur in Südamerika vor. Die Imbauba hat noch einen kultivierten Verwandten, den Mamaobaum (Carica Papaya), der in den Gärten von Rio de Janeiro dem Fremden ebenso auffällt, wie im Wald die



Bai von Rio de Janeiro mit dem Corcovado und dem Zuckerhut.

Cecropien. Seine melonenartige Frucht wird von den Negern viel gegessen, mundet aber einem europäischen Gaumen sehr wenig. Da ich nur die frappantesten Erscheinungen des Urwaldes erwähnen kann, so komme ich von einem selbständigen Baum auf eines der unselbständigen Schlinggewächse, auf den Cipo matador, zu sprechen, die stärkste und grausamste aller Cipoarten. Man sieht zwei Stämme nebeneinander aufsteigen, der eine rund und voll auf festen, pfeilerartig ausgebreiteten Wurzeln stehend, der andere an die Form des ersten platt angedrückt, auf ganz dünnen Wurzeln, welche die Last über ihnen nicht tragen könnten, wenn nicht von

dem platt angedrückten Stamme von Stelle zu Stelle Luftwurzeln ausgingen; diese umfassen wie künstlich angebrachte Klammern den Hauptstamm und sind nicht nur an ihren Enden zu vollständigen Ringen, sondern ebenso mit dem Hauptstamm innig verwachsen. Der auf solche Weise Umarmte stirbt in dieser Umarmung ab, der Mörder aber wächst an dem Leichnam üppig fort und breitet an dessen Stelle seine Laubkrone aus, bis er mit dem morsch gewordenen Stamme zugleich fällt und zu Grunde geht — ein wahres Sinnbild falscher menschlicher Freundschaft und Liebe. Ich erwähne als dritte auffallende Erscheinung noch die baumartigen Farnkräuter, das übriggebliebene Kind einer früheren Welt, deren Natur der Geologe in Steinkohlen-Flözen studieren muß. Mit wahrer Andacht betrachtet man die niedliche Krone auf schlankem, 3 Meter hohem Stamme. Der Blütenschmuck, von dem im Sommer die Urwälder prangen, war für uns nicht da. An Stämmen und Ästen wucherten überall Bromeliaceen, Orchideen und Schmarotzer aller Art, aber die Farbenpracht ihrer Blüten fehlte ihnen noch.

So unbezwinglich ein brasilianischer Urwald in seiner ganzen Üppigkeit und Fülle auch erscheint, so wird der Mensch doch leicht Herr über die wilde Natur. Mit dem Schwerte haut er sich einen Weg hindurch und mit Feuer macht er den Wald zum Acker. Die Urwaldstrecke wird abgebrannt, mit dem Spaten ein Loch gegraben, der Same hineingeworfen, das Loch mit dem Fuße wieder zugedrückt und der Fazendeiro (Gutsbesitzer) hat nun für nichts mehr zu sagen, als nach der abgelaufenen Zeit die Ernte von seinen Sklaven einholen zu lassen. Auf so einfache Weise werden die Nahrungspflanzen erzeugt, von denen der uncivilisierte wie der civilisierte Mensch in Brasilien fast einzig lebt. Da ist in erster Linie die Mandioca (Jatropha Manihot L.), deren Wurzel geschabt, mit Wasser ausgepreßt und geröstet in feinerer Pulver- oder in gröberer Sägespänform als Farinha das brasilianische Brot darstellt. Die zweite Pflanze sind die „schwarzen Bohnen", Feijaos, von derselben Bedeutung in Brasilien, wie bei uns die Kartoffeln. Farinha und schwarze Bohnen, das Brot und die Kartoffel der Brasilianer, sind so sehr zur Nationalspeise geworden, daß sie selbst in den reichen Seestädten, wo alle europäischen Leckerbissen in reicher Fülle zu haben sind, auf der Tafel des geborenen Brasilianers niemals fehlen. Die dritte Pflanze ist Mais, die jedoch hauptsächlich als Futter für Pferde und Maultiere kultiviert wird. Es giebt außer diesen drei Nahrungspflanzen wohl noch viele andere, namentlich Knollengewächse, die sogenannten Bataten und Baumfrüchte aller Art: Banane, Manga, Caju, Goyava u. s. w., aber sie sind alle von untergeordneter Bedeutung. Der Boden, welcher auf die oben angegebene Art kultiviert wird, giebt nur zwei- bis dreimal nacheinander den gewünschten Ertrag; der Fazendeiro läßt dann eine andere Wald-

strecke niederbrennen, und auf dem früheren Ackergrund wächst ein junger Buschwald auf, Copoeira genannt, der nach 20 Jahren erst von neuem abgebrannt und in Ackerland verwandelt wird. Das ist die Wechselwirtschaft in Brasilien.

20.

Der Sertão der Provinz Alagoas in Brasilien und die Fälle von Paulo Affonso.

J. G. Repsold.

In jenem Teile der Nordprovinzen Brasiliens, d. h. Alagoas, Pernambucos, Parahibas, Rio Grandes do Norte, Piauhys und hauptsächlich Cearas, welchen man den Sertão nennt und der den innern, vom Meere entfernten Teil derselben bildet, und sich mit Ausnahme weniger, zum Ackerbau dienender Oasen nur zur Viehzucht eignet, war seit drei Jahren kein Regen mehr gefallen, und die entsetzliche Dürre mit ihrem Gefolge von Seuchen aller Art hatte den ganzen Viehstand zerstört, Tausende und aber Tausende von Menschen getötet, den Wohlstand des ganzen Landes vernichtet und die wenige überlebende Bevölkerung zur Massenauswanderung gezwungen. Es war eine entsetzliche Kalamität gewesen, und schauerliche Geschichten von Müttern, die ihre eigenen Kinder verzehrt hatten u. s. w., machten die Runde durch die Zeitungen. Millionen wurden von der Regierung verausgabt, um dieses grenzenlose Elend einigermaßen zu mildern, aber die reichen Spenden verwöhnten das Volk, und die schließliche Wirkung war die, daß der übriggebliebene Teil der Bevölkerung in dem Bettel eine bequemere Existenz fand und fortfahren wollte, sich von den andern, glücklicher situierten Provinzen ernähren zu lassen. Um den Leuten Gelegenheit zu geben, sich durch Arbeit ihren Unterhalt zu erwerben, griff die Regierung ein längst geplantes Eisenbahnprojekt wieder auf, welches den Zweck hatte, die 150 engl. Meilen von der Mündung des San Francisco liegenden Fälle von Paulo Affonso zu umgehen und so den Fluß für die Schiffahrt nutzbar zu machen. Die Versorgung dieses Schienenweges mit deutschem Baumaterial führte mich in diese Gegend, die mir bis dahin unbekannt gewesen war und nun mein Interesse in mehrfacher Beziehung erregte.

Das Ziel meiner Reise war Piranhas, eine kleine Stadt an dem denkbar ungünstigsten Platze, den man sich zur Gründung einer Stadt hätte auswählen können. Sie liegt in einem engen, kahlen Felsenkessel, ohne jegliche Vegetation, ohne Wasser als das des Flusses, welches übrigens außerordentlich wohlschmeckend ist, und ohne natürliche Wege, um aus diesem Loche herauszukommen. Die Stadt hat ihren Namen von einem

Fisch, welcher sich in einigen Flüssen des Nordens, hauptsächlich im San Francisco, aufhält. Dieser Fisch, Piranhas, Teufelsfisch, genannt, ist das Schreckbild der Indianer, wie der heutigen Bewohner, und kein Mensch ist zu bewegen, durch ein Wasser zu gehen, in welchem er den Piranhas weiß oder vermutet. Derselbe, ein kleiner Raubfisch von etwa 30 Centimeter Länge, aber mit außerordentlich zahlreichen und scharfen Zähnen, kommt bei Hochfluten vorübergehend in bedeutenden Mengen vor, und zu solcher Zeit geht kein Mensch auch nur bis an die Kniee in den Fluß. Man erzählt fabelhafte Geschichten, daß Leute, welche ins Wasser gefallen, in einigen Minuten von der Menge der ihn überfallenden Raubfische skelettiert wurden, desgleichen Ochsen, Pferde ꝛc. Nichtsdestoweniger wird dieser menschenfresserische Fisch von den Leuten verzehrt, obgleich sein Fleisch nicht viel wert sein soll.

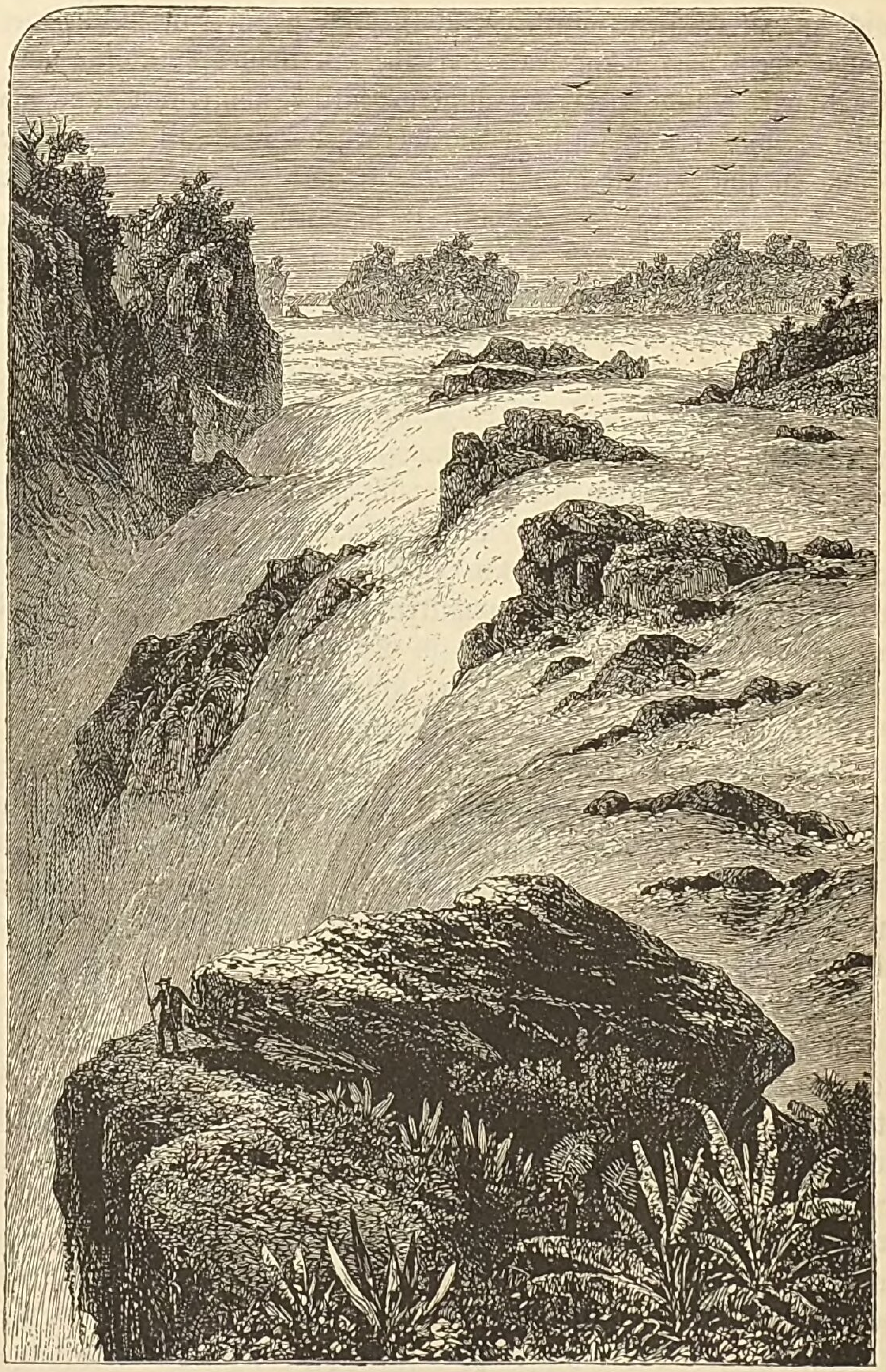
Die Abwesenheit des Oberingenieurs machte mir die Erledigung meiner Angelegenheit vorläufig unmöglich, und so entschloß ich mich denn, da die Angestellten der Bahn mich mit Reittieren und einem Führer zu versehen versprachen, die Tour nach den Wasserfällen, welche etwa 14 Leguas (1 L. = 6,200 km) entfernt sind; zu machen. Zu diesem Zwecke hatte ich mich mit Lebensmitteln für mich, den Führer und die Tiere zu versehen, sowie Wasser in Schläuchen mitzunehmen, da der Sertão eine vollständige Wüste, aller Hilfsmittel bar, ist.

Um 4 Uhr morgens des 30. Septembers, bei finsterer Nacht, nachdem ein Treiber mit einem beladenen Maultiere schon um Mitternacht vorausgegangen, wurde ausgeritten, bis wir nach dreistündigem Marsche an der Station Olho d'agoa anlangten. Wir wurden von dem Ingenieur der Bahn freundlich aufgenommen, und nachdem wir frisches Fleisch gekauft, unsere Tiere getränkt und die Wasserschläuche neu gefüllt hatten, setzten wir unsere Reise fort.

Die Ingenieure hatten mir einige nicht angenehm klingende Geschichten von einem die Gegend unsicher machenden Räuberhauptmann João Calanga erzählt, was mich veranlaßte, den größten Teil meines Geldes dort in Verwahrung zu geben, jedoch nicht abhalten konnte, meinen Plan durchzuführen. Besagter João Calanga ist ein eigentümlicher Typus eines brasilianischen Banditen und wohl wert erwähnt zu werden. — Vor Jahren, vor der Dürre, hatte der Viehraub auf dem Sertão derart zugenommen, daß die Behörde mit den gewöhnlichen, ihr zu Gebote stehenden Mitteln machtlos war und zu außerordentlichen Maßregeln ihre Zuflucht nehmen mußte. Zu jener Zeit war João Calanga ein junger Bursche von zwanzig Jahren, bekannt wegen seiner Tollkühnheit und seiner Geschicklichkeit, mit dem Messer umzugehen.

Er war gerade der Mann, für irgend einen Rechtsrichter, dem selbst oder dessen Freunden Vieh gestohlen war, Rache zu nehmen; denn wei-

teres war doch nicht zu erlangen; er bekam also heimlich den Auftrag dazu. Da ihm die Sache vollständig zusagte, ihm auch die Diebe be-



Paulo-Affonso-Fälle.

kannt waren — es lebten ganze Familien vom Raube — versammelte er eine Anzahl gleichgesinnter Genossen und zog mit diesen, wohlbewaffnet,

wenn nicht als offizieller, doch als offiziöser Bandit zu seinem Vorhaben aus. Er besorgte die Sache auch sehr gründlich, brachte sämtliche Mitglieder der Räuberfamilien, deren er habhaft werden konnte, um, brannte ihre Häuser nieder und wurde in kurzer Zeit der Schrecken des ganzen Sertão. Schließlich nahm die Sache überhand, und dieselben Behörden, die ihn ausgesandt, mußten nun gegen ihn auftreten. Der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan und sollte nun gehen; er ging aber nicht, sondern erklärte den Krieg gegen alle und führte diesen mit solcher Verwegenheit, daß selbst die gegen ihn ausgeschickten Truppen nicht imstande waren, seinem verbrecherischen Treiben Einhalt zu thun.

Von Olho d'agoa kamen wir nach Talhado, wo wir unter der Veranda des Ingenieurs unsere Hängematten aufschlugen und eine kurze Rast genossen. Um 3 Uhr nachmittags ging es weiter denselben öden mit Kaktus und Dornen bewachsenen Weg, hin und wieder an eigentümlich gestalteten Sandstein- und Felsenpartien, fast alten Burgruinen gleichend, vorbei, die Einöde nur zuweilen durch das Erscheinen einer einsamen Kuh oder einiger Ziegen, die Stille durch das Geschrei von Schwärmen langschwänziger Papageien unterbrochen, bis wir um 8 Uhr zu einem einsamen Hause, Salgado genannt, gelangten.

Nach einer ziemlich unruhig verlebten Nacht brachen wir um 6 Uhr des Morgens auf, und um 9 Uhr hörten wir schon das Brüllen des Wasserfalles, den wir nach einer halben Stunde erreichten. In der Nähe desselben liegt ein Haus, von einem Vaqueiro (Viehwärter), dem Eigentümer des Bodens, bewohnt. Da wir jedoch seit der letzten Nacht vollständig genug hatten von Häusern und deren mannigfachen Bewohnern, wurden ein paar Bäume gesucht, welche möglichst viel Schatten gaben und sich eigneten, meine Hängematte aufzuschlagen. Das Packtier wurde abgeladen, die Tiere wieder bestiegen, und hinunter ging's einen steilen, sandigen Weg, der zu den Fällen führte. Plötzlich hörte dieser auf und endigte in einer engen Schlucht, von schwarzen, zerrissenen Felsen auf beiden Seiten eingefaßt, in denen das Wasser des Flusses aufbraust und sich zurückzieht wie Meereswellen.

Man nennt diese Schlucht den Vai-Vem da Cachoeira, das Kommen und Gehen des Falles, ein sehr bezeichnender Name. In dieser Schlucht sah man nichts von den Fällen, nur am Ende derselben eine in rasender Geschwindigkeit vorbeieilende Wassermasse, welche, von einer gewaltigen Welle in dieselbe hineingeworfen, sie anfüllte, im nächsten Augenblick sich aber wieder zurückzog.

Anfangs scheuten die mittlerweile abgesattelten Tiere vor dem Kommen und Gehen der Wellen; aber es war Wasser, klares Wasser, welches sie lange nicht gesehen, noch getrunken, und hinein ging's mit lang ausgestrecktem Halse und rückwärts geneigtem Körper, schnarchend und

schnaubend. Auch ich konnte der Lust nicht widerstehen, ein Bad zu nehmen, und köstlich war es in dem frischen, weißschäumenden Naß; aber vorsichtig muß man sein, um von dem gewaltigen Wasserschwall nicht die Schlucht hinaus und die Fälle hinuntergerissen zu werden. In solchem Falle würde man kaum Zeit gehabt haben, „Ade, schöne Welt!“ zu rufen, und von keinem menschlichen Auge je wieder erblickt worden sein.

Nachdem der Treiber mit den Tieren fortgeschickt war, um diese abzusatteln und den Lagerplatz herzurichten, stieg ich mit dem Führer die rechts die Schlucht begrenzenden Felsen hinauf, und wir sahen uns, in der Höhe angekommen, auf einem wild zerklüfteten Steinfelde, auf welchem die gewaltigsten Blöcke, chaotisch durch und übereinander geworfen, lagerten. Es hieß hier, vorsichtig klettern, da die Ecken der Steine alle rund abgewaschen und wie mit Graphit bedeckt waren. Endlich erreichten wir das Ende, und vor uns zur Rechten lag der erste Fall, nicht hoch aber imponierend durch seine Breite und die gewaltige Wassermenge, welche in ihm hinunterstürzt. (Siehe die Abbildung S. 268.) Die Höhe mag wenig mehr als 5 Meter, die Breite 50 Meter betragen; doch nach kurzer Entfernung findet der Strom mitten in seinem Wege einen gewaltigen Felsen, gegen den die Wasser anbrausen und sich zum größten Teile rechts durch ein enges Thor hinunterstürzen müssen. Dieser Felsen ist der im rechten Winkel gegen ihn sich öffnenden Schlucht des Vai-Vem gerade gegenüber, und mir wurde das Phänomen der Erscheinung von Meereswellen an einem Flußufer vollkommen klar. Es war ein herrlicher Anblick, diese gigantischen, tiefschwarzen, vielfach zerrissenen und zerklüfteten Felsmauern, welche Fluß und Fall einfassen, betäubend das Brausen und Donnern des Wassers, das gegen den unten liegenden Felsen anstürmte und denselben in eine weite Staubwolke hüllte, welche in herrlichen Regenbogenfarben erglänzte.

Zurückgekommen zum Lagerplatze fand ich diesen schon ganz wohnlich eingerichtet. Bald kam auf Besuch der nahe wohnende Vaqueiro, schier beleidigt, daß wir den Schatten der Bäume seinem Dache vorgezogen hatten; es diktierte aber nicht die reine, menschenfreundliche Gastfreiheit die Vorwürfe des Mannes, sondern die Freude an landesüblicher Münze, welche er in seinem Hause von mir zu erlangen gehofft hatte. Als ich ihm dann eine Bestellung auf Milch und Käse gab und diese mit einer fürstlichen Belohnung von zwei Milreis[1]) begleitete, wurde er eitel Lust und Freundlichkeit, verzehrte einen großen Teil unsers Spießbratens und zeigte, daß Cognak ihm durchaus kein fremder, ungeläufiger Gegenstand sei.

Dann wurden wieder, wie gewöhnlich, unter Vaqueiro, Führer und

1) 1 Milreis = 1000 Reis, etwa 4,85 Mark.

Treibern Räubergeschichten ausgetauscht, welche natürlich wieder João Calanga betrafen. Da ich von diesem jedoch allmählich genug gehört hatte, zog ich es vor, mein und des Führers Reittier auf 4 Uhr zu bestellen und bis dahin den Schlaf des Gerechten zu schlafen.

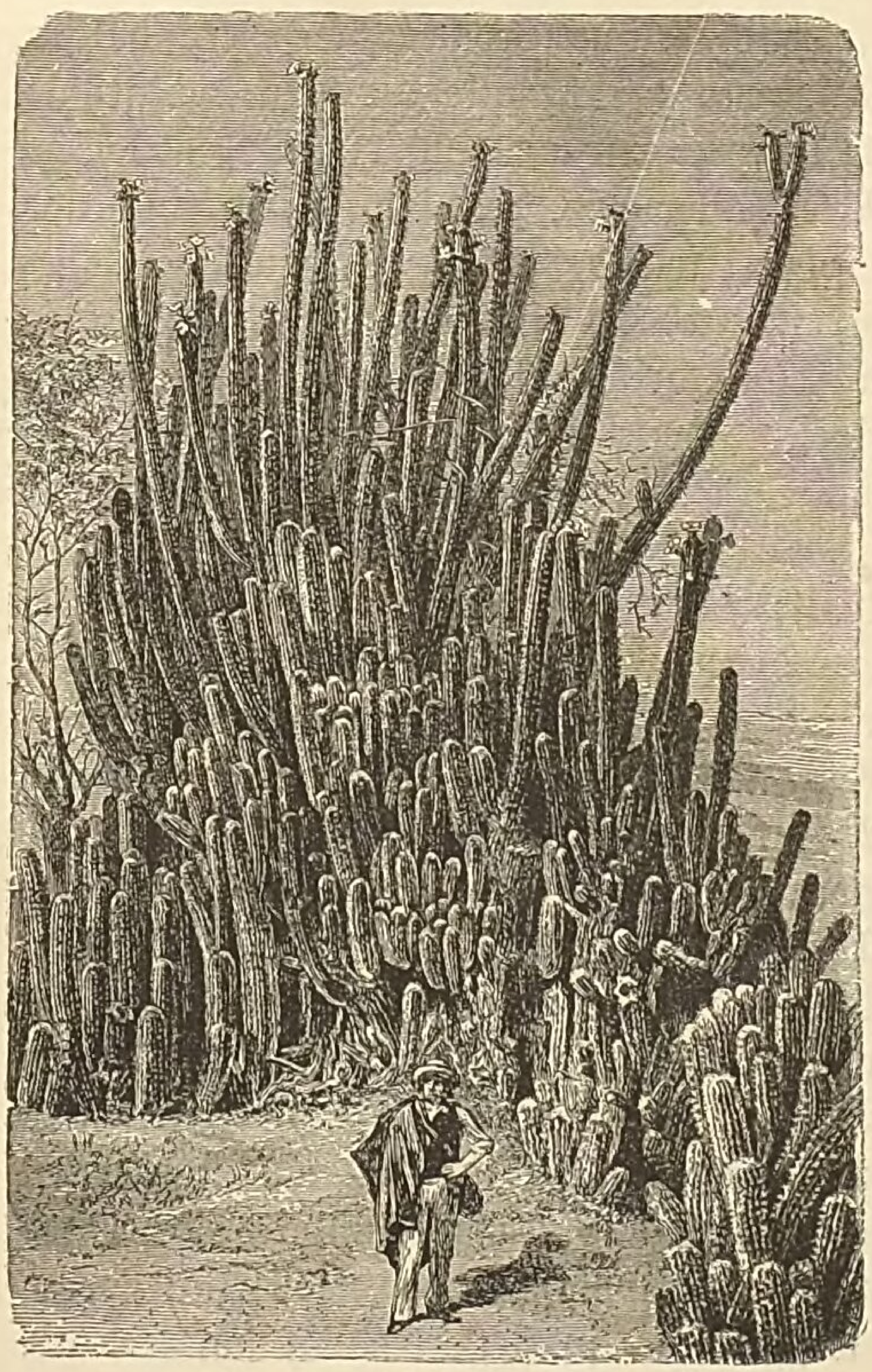
Gegen 4 Uhr ging es dann nach den unteren Fällen, vorbei an einer gegossenen Gedächtnistafel, welche den Besuch des Kaisers Dom Pedro II. verewigte, bis dahin, wo der Reitweg aufhörte und wir den Jungen des Vaqueiro fanden, um die Maultiere zu halten. Wieder fanden wir vor uns eine Felsenwildnis, unterbrochen von Geröllhalden, Schluchten, ausgetrockneten Flußbetten, welche alle zur Zeit der großen Wasser gefüllt und überströmt sind, bis wir uns auf einem Plateau befanden, unter welchem, 125 Meter unter uns, der Fluß durch eine enge, schwarze Schlucht sich stürzt. Nähertretend hatten wir einen herrlichen Anblick. Gerade uns gegenüber stürzte sich ein von Pahia kommender starker Nebenfluß des San Francisco in die Tiefe, wurde jedoch in halber Höhe seines Falles von diesem, welcher im rechten Winkel daherbrauste, erreicht, und in hoch aufbäumender Umarmung stürzten beide in die Schlucht.

Der Anblick war prachtvoll; doch war mir ein noch herrlicherer vorbehalten. Zwischen diesem und dem oberen Falle sind nämlich noch eine Reihe zusammenhängender anderer Fälle, und diese bilden den Glanzpunkt der Cachoeira von Paulo Affonso. — Nachdem wir noch im Grunde der Schlucht, in senkrechtem Absturze des Felsens, eine tiefe Höhle bewundert hatten, zu welcher leider nicht zu gelangen war, die sich tief in den Berg hinein erstrecken soll, und wo der San Francisco sich augenscheinlich schon seit Jahrhunderten bemüht haben muß, einen direkten Abfluß zu erzwingen, gingen wir wieder zurück, jetzt in seitlicher Richtung dem oberen Falle entgegen. Wieder eine gigantische Steinöde, Felsen in den nur immer möglichen Formen übereinander getürmt, die Eintönigkeit nur selten von einem halbtrockenen Stachelgewächs unterbrochen, der Lieblingsaufenthalt der Cascavel, der Klapperschlange, deren eine, zornig klappernd, mir vor dem Fuße wegglitt, — so kletterten wir auf und ab, wohl eine halbe Stunde lang, bis wir auf ein freiliegendes Felsenplateau gelangten, wo sich vor uns ein wunderbarer Anblick ausbreitete. Wohl zehn Wasserfälle, vor, über und nebeneinander, wälzten sich in brausendem Gischte die Felsenpartie hinunter, trennten sich hier, einten sich dort, stiegen hier die schwarze Felsenwand hinauf, um gleich in weitem Bogen wieder zurückzufallen, bis sie sich, in grauer Masse geeinigt, den engen Felsenkanal hinunterstürzten und weiter unten in nochmaligem Absturz mit dem aus Pahia kommenden Nebenfluß vereinigten. Es war ein großartiges Bild, dem ein zweites nicht leicht auf Erden zur Seite gestellt werden mag, und schwer fiel es mir, mich von demselben zu

trennen, da der Anblick und die Farbenreflexe der sich in der über den Fällen befindlichen Staubwolke spiegelnden Sonnenstrahlen ewig wechselnde, ewig neue waren.

Indes die sinkende Sonne mahnte zum Aufbruch, und der Mond stand schon hoch am Himmel, als ich nach Hause, d. h. unter meine zwei Bäume gelangte und recht müde mich in meine Hängematte warf.

Am nächsten Tage wurde die Rückreise angetreten. Es war ein glutheißer Tag, und die Sonne brannte uns regelrecht auf die Köpfe. Was Wunder, daß mir die Lust verging, mich mit den Leuten zu unterhalten, da ihre Erzählungen immer auf Räubergeschichten, die ich nun vollständig satt hatte, hinausliefen; ich hatte daher vollauf Muße, meine Aufmerksamkeit der Gegend zuzuwenden. Die Flora ist recht dürftig und besteht vorwiegend aus Mimosaceen (Sinnpflanzen) und Kakteen, letztere allerdings in den verschiedensten Varietäten und stellenweise in der herrlichsten Kandelaberform sich 12—15 Meter hoch erhebend. Am Boden findet sich spärliches, dürres Gras und verschiedene ananasartige Pflanzen. Eine Eigentümlichkeit der Bäume und Sträucher des Sertão ist die, daß fast alle ohne Ausnahme mit Stacheln und Dornen jeder Form und Art und bisweilen recht giftiger Natur versehen sind, daher es vollständig gerechtfertigt erscheint, daß der Sertanejo (Bewohner des Sertão) sich von Kopf bis zu Fuß in Leder kleidet. Solch ein Kerl mit rotbraunem, ledernem Hut, gleicher Jacke, gleicher, die Weste ersetzenden Schürze und Beinkleid sieht nicht übel aus, wenngleich das lange, spitze, zur Schau getragene Messer ihm einen gelinden Banditenanstrich verleiht.


Kaktus-Gruppe.

Reicher als die Vegetation ist die Fauna, das heißt nur in der

Vogelwelt, vertreten, wenngleich mir nicht recht klar geworden ist, wovon sich dieselbe eigentlich ernährt. Ich habe allein fünf Taubenarten unterschieden, darunter ein hellgraues Täubchen von der Größe unseres Zeisigs. Unter anderen, teilweise durch ihr Gefieder ausgezeichneten Vögeln traf ich auch einen alten Bekannten an, den João de barro (Lehmjohann), den kleinen, braunen, unscheinbaren Vogel, der ein so geschickter Maurer ist, daß er sich nicht damit begnügt, seine Lehmhütte mit einer Kammer zu versehen, nein, er baut sich gleich Wohn- und Schlafzimmer und anderweitige Salons. Dieser Vogel, welcher sich überall, bis Rio Grande hinunter, findet, hatte mir in früheren Jahren viele Freude gemacht, bis unsere Freundschaft einen Stoß erlitt, als er mit dem Entstehen der Telegraphenlinien die Pfosten derselben für einen vortrefflichen Unterbau anzusehen und mir die Isolatoren und den Draht mit den eisernen Pfosten zusammenzuleimen anfing. Vom Emu, dem amerikanischen Strauß, der in früheren Jahren nicht selten gewesen sein soll, habe ich kein Stück zu sehen bekommen. Von wilden Säugetieren ist mir nur ein einziges vorgekommen, ein Nager, Mocó, welcher sich in den Felspartieen aufhält.

Der Bewohner des Sertão, der Sertanejo, ist ausschließlich Viehzüchter, pflanzt vielleicht in der Nähe seiner Hütte einigen wenigen Mais, Kürbisse, Wassermelonen und ein paar Stangen Zuckerrohr; das alles macht ihm jedoch wenig Arbeit; den größten Teil seiner Zeit bringt er, wenn er nicht in der Hängematte liegt, was gewöhnlich der Fall ist, damit zu, hinter seinen Kühen und Ochsen her zu reiten; — ein wirkliches, thätiges Arbeiten kennt er nicht. Man kann gerade nicht behaupten, daß die Sertanejos ein besonders hübscher und anziehender Menschenschlag wären. Ihrer Abstammung nach Mischlinge indianischen und Negerbluts, wobei ersteres vorherrscht, sind sie eigentlich dunkler gefärbt, als sie sein sollten, wozu wohl Sonne und Mangel an Wasser ihren Teil beitragen. Der Verbrauch von Seife dürfte wahrscheinlich sehr unbedeutend sein, und die Bäder sich wohl nur auf Staubbäder beschränken, wie die Hühner sie zu nehmen pflegen.

Die Zustände im Sertão sind eigentlich noch ganz mittelalterlich; jeder, der nur halbwegs im Besitze einigen Eigentums ist, sucht sich mit einer Schar von Anhängern zu umgeben, die gegebenen Falls, bei der geringfügigsten Streitigkeit, bewaffnet für ihn eintreten. Unbewaffnet geht niemand; das lange, spitze Messer trägt jedermann und besinnt sich auch durchaus nicht lange, dasselbe zu gebrauchen. Daß deshalb Verwundungen und Totschläge zu den gewöhnlichen Vorkommnissen gehören, liegt auf der Hand, und daß sich infolgedessen die reine, unverfälschte Blutrache herausgebildet hat, ebenso nahe.

Mir wurde von einem Capitão Moraes erzählt, der ein ruhiger, ordentlicher Mann gewesen sein soll, bis ihm in irgend welcher Streitigkeit

ein Bruder schwer verwundet worden. Darauf habe er nicht nur dem Thäter, sondern der ganzen Familie Rache geschworen und auch schließlich nach und nach 30 Personen derselben umgebracht. Er war mittlerweile ganz Bandit und vollständig gemeinschädlich geworden, so daß ihm Rastejedores auf die Fährte gesetzt wurden. Diese Spürer, welche eine bewundernswerte Ausdauer und Geschicklichkeit in der Verfolgung und Auffindung ihres Opfers, sei es Tier oder Mensch, besitzen, fanden ihn endlich, nachdem er eben oberhalb der Fälle über den San Francisco geschwommen, halbverhungert in Sergipe und töteten ihn.

21.

Lima.

E. G. Squier.

Lima wurde von Pizarro im Jahre 1535 am 6. Januar, dem Feste der h. drei Könige, gegründet. Diesem Umstande verdankt es seinen älteren Namen Ciudad de los Reyes, Stadt der Könige, und sein Wappen: drei goldene Kronen im blauen Felde und einen geschweiften Stern. Der gegenwärtige Name Lima ist eine Veränderung des Quichua-Wortes rimac, welches früher das Thal oder die Ebene bezeichnete und noch den Fluß benennt, der es bewässert.

Die Hauptstadt Perus liegt nur 161 Meter über der See, und man sollte meinen, daß bei der tropischen Lage der Stadt das Klima ein sehr heißes sein müsse. Das ist aber nicht der Fall. Während des sogenannten Winters, nämlich von Juni bis November, ist es zu Lima entschieden kalt, da das Thermometer alsdann zwischen + 11 und 13° R. schwankt, während sich im Sommer die Wärme allerdings bis zu + 23° R. steigern kann. Doch ist es nicht so sehr die Kälte, welche den Winter unangenehm macht, als vielmehr der Nebel und die Feuchtigkeit. Tage- und sogar wochenlang bleibt die Sonne unsichtbar. Ein regenartiger Nebel, guara, macht die Bürgersteige schlüpferig und kotig und durchdringt die Luft so ganz und gar, daß die Betttücher feuchtkalt und stickig werden. Die feinen Tröpfchen durchdringen die flachen Strohdächer, entfärben die Zimmerdecken und machen dem Fußgänger auf der Straße den Regenschirm zu einer Notwendigkeit. Diese meteorologische Eigentümlichkeit, die um so auffallender ist, da sie sich nur hier, nicht aber bei den benachbarten Ortschaften findet, macht Lima zu der ungesundesten Hauptstadt Amerikas, Havanna selbst nicht ausgenommen.

Lima zählt gegenwärtig etwa 120000 Einwohner. Der Boden, auf

welchem die Stadt erbaut ist, fällt allmählich nach dem Flusse zu ab, mit welchem parallel, in nahezu westöstlicher Richtung, die acht Hauptstraßen laufen.

Der Rimac ist ein unbeständiger Wasserlauf, veränderlich in der Größe, in einem breiten und seichten Bette voller Steine und Sandbarren dahinfließend und von Weiden und anderem Gesträuch halb überwachsen. Während der trockenen Jahreszeit zerfällt er in ein Dutzend Kanäle, und sein Wasser tröpfelt bloß über die steinerne Plattform, auf welcher die Brücke erbaut ist. Aber während der Sommerzeit, wenn der Schnee in den Gebirgen schmilzt oder dort starke Regengüsse fallen, schwillt er zu einem großen, raschen, ungestümen Strome gelben Wassers an. Die Brücke über den Fluß, welche nach der Vorstadt San Lazaro führt, ist ein altes, unschönes, massives Bauwerk aus Stein mit sechs Bögen. Sie hat einspringende Stellen an jeder Seite mit Sitzbänken darin für Fußgänger und müßige Leute, und dort finden sich an Sommerabenden die niederen Klassen häufig ein.

Die Aussicht von der Brücke, besonders thalaufwärts, ist sehr schön. Man hat die hohen Wände des Paseo (Spazierweges) de Acho auf der einen Seite, die Masse der Kirche San Francisco auf der andern und vor sich den Cerro (Hügel) San Cristobal nebst einer langen Reihe brauner Berge, welche die grünen Thäler einschließen. Alles das zusammen bildet einen großartigen Anblick, den die schneebedeckten Cordilleren abschließen. Von der Seite der eigentlichen Stadt her betritt man die Brücke durch einen hohen Gewölbebogen, der mit Farben phantastisch bemalt ist und oben eine Uhr trägt. Die Privathäuser Limas sind augenscheinlich von höchst gebrechlicher und unfester Art, aber der Baustil ist hier die Folge von Umständen zu gebieterischer Natur, als daß sie unbeachtet gelassen werden könnten. Die Stadt steht gerade im Mittelpunkte einer Gegend, in welcher niemals Regen fällt, und in welcher Erdbeben häufig sind, sich jeden Augenblick ereignen können. Die festesten Bauwerke aus Ziegeln oder Mauersteinen würden den heftigen Stößen nicht widerstehen können, denen die Stadt ausgesetzt ist, und so sind die Gebäude aus dem leichtesten Material errichtet; sie sind in der That wenig besser als große Käfige aus Rohr, außen mit Schlamm bestrichen und al fresco so übermalt, als wären sie aus Stein. Sie sind gewöhnlich nur einen, selten mehr als zwei Stock hoch. Die Dächer sind platt, weil die Abwesenheit des Regens spitze Dächer unnötig macht. Sie bestehen manchmal aus Stangen, über welche eine Rohrmatte gelegt ist, die ihrerseits wieder eine Schicht Sand oder Asche trägt, um die Feuchtigkeit und besonders die Guaras aufzusaugen; gewöhnlich aber besteht das Dach aus Brettern, welche dann auch entsprechend geschützt sind. Die anscheinend massiven Türme und Strebepfeiler der Kirchen sind nur große Weiden-

rutenkörbe, täuschende Zusammensetzungen von zusammengebundenen Pfählen und Rohrstäben (vermittelst Lederriemen untereinander befestigt), deren Außenseite sodann mit Stuck überzogen und angestrichen ist. Unter einem tüchtigen Regenschauer, wie wir im Norden oft an Sommer-Nachmittagen haben, würde die ganze Stadt zusammensinken und nur einen halbverfaulten, wirren Rohrhaufen in einer Morastlache hinterlassen.

Einen wie großen Teil des Tages mögen die Schönheiten Limas in diesen Käfigen zubringen, wo sie auf alles, was in der Straße unten vorgeht, herabschauen können und dabei die angenehme Sicherheit haben, daß kein nach oben gerichtetes Auge in das Geheimnis ihres Schlupfwinkels eindringen und etwa entdecken kann, ob sie schon fertig angekleidet sind. Wenn die Balkone an Festtagen weit geöffnet werden, so sehen sie so bunt wie Blumenbeete aus und zeigen ebenso glänzende Farben. Sie sind angenehme, obgleich unansehnliche Einrichtungen, die dem Fremden ganz gut gefallen, wenn er glücklicherweise ihre Unsicherheit nicht kennt.

Die meisten Häuser haben Höfe mit offenen Galerieen um ihre vier Seiten herum. Der untere Stock, soweit er der Straße zugekehrt ist, enthält gewöhnlich Läden, und seine übrigen Räume bergen die zugehörigen Vorräte oder werden als Ställe und Küchen benutzt, welche beiden letzteren Verwendungen manchmal in einem und demselben Raume anzutreffen sind. Dieser Teil des Gebäudes ist im allgemeinen feucht, und die bessere Volksklasse wohnt in den Altos oder dem Oberstocke. Derselbe wird teilweise erleuchtet und mit reiner Luft versorgt durch Vorsprünge über dem Dache, die den Windtrichtern nicht unähnlich sind, welche wir auf Dampfschiffen sehen; anstatt aber beweglich zu sein, stehen sie mit ihren Öffnungen fest nach Süden, woher der vorherrschende Wind weht. Einige der älteren und besseren Klasse von Häusern haben einen Mirador oder Turm, von welchem sehr schöne und weite Aussichten genossen werden können.

Die Aussicht auf die platten Dächer ist aber keineswegs überall eine angenehme; denn dieser Teil des Hauses dient vielfach als Ablagerungsstätte alles Auswurfes und Schmutzes, welchen man sonst dem Anblicke lieber entzieht, so daß es nicht Wunder nimmt, wenn sich die Sonne sechs Monate jährlich zu scheinen weigert. Zuweilen dienen die flachen Dächer auch als Hühnerhöfe.

Die öffentlichen Gebäude Limas, wie der Regierungspalast und die Kirchen, bieten im allgemeinen wenig Bemerkenswertes; nur die Kirchen San Augustin und La Merced sind wirklich bedeutend wegen ihrer fein durchgeführten Fassaden, welche wundervolle Proben einer Stukko-Filigran-Arbeit darbieten, wenn man diese Bezeichnung gebrauchen will.

Der Hauptplatz Limas, die Plaza major, wird an zwei Seiten von

der Kathedrale und vom Regierungspalaste begrenzt, die beiden anderen Seiten werden von Arkaden eingefaßt. Da die Bürgersteige gewöhnlich schmal und zuweilen nicht recht sauber sind, so bilden diese Arkaden die Lieblingsspaziergänge der Stadtdamen und der Herumschlenderer des andern Geschlechts. Sie gewähren nicht nur Schutz gegen die Sonne, sondern die hinter ihnen befindlichen Läden führen die bunten Erzeugnisse, welche die Augen der Damen ergötzen, und funkeln von Edelsteinen, die sie blenden. Obgleich gewöhnlich nicht groß, können sich diese Läden in Bezug auf Zuschnitt, sowie Mannigfaltigkeit, Schönheit und Wert ihres Inhaltes zu ihrem Vorteile mit den feinsten der großen Städte Europas und Amerikas vergleichen. Die Läden gehören beinahe sämtlich Fremden, namentlich Deutschen und Franzosen, und es giebt kaum einen Luxusartikel, der dort nicht zu finden wäre. In der Mitte der Plaza major erhebt sich ein 13 Meter hoher Laufbrunnen aus Bronze; Löwen und Greifen bilden die Träger seines ehernen Beckens, und seine Spitze krönt eine Statue des Ruhmes. — Der einzige andere bemerkenswerte freie Platz ist der Konstitutionsplatz mit einer geistreich ausgeführten bronzenen Reiterstatue Bolivars, des Befreiers der peruanischen Nation.

Die öffentlichen Belustigungen Limas sind hauptsächlich das Theater, der Hahnenkampf und das Stiergefecht, wenn man sie in umgekehrter Ordnung der Beliebtheit aufzählt. Trotz des Widerspruchs der Presse bleibt das Stiergefecht in Gunst und darf als leidenschaftlich geliebtes Vergnügen der Limanesen bezeichnet werden, wobei unabänderlich der Sonntag für die Veranstaltung gewählt wird. Hahnenkämpfe wurden früher auf Straßen und Plätzen abgehalten; jetzt sind sie auf ein zu diesem Zwecke errichtetes Gebäude beschränkt. Das amtliche Gesetzbuch für die Hahnenkämpfe enthält viele Kapitel und ist ungefähr doppelt so umfangreich, wie die Konstitution der Vereinigten Staaten. — Eine harmlosere Liebhaberei der Limanesen ist die Zucht und Pflege der Blumen. Allenthalben begegnet man diesen lieblichen Kindern der Natur: in den Gärten, Hofräumen, in Häusern, auf Balkonen, in den schweren Zöpfen der Modedame, wie im krausen Haar der Negerin. Und vor allem sind es die Rosen, welche von den Limanesen mit äußerster Sorgfalt und im Geiste eines scharfen, doch freundlichen Wetteifers gezogen, beschnitten, veredelt und gepflegt werden.

Seit der Unabhängigkeitserklärung Perus sind in dessen Hauptstadt mannigfache nützliche Einrichtungen getroffen worden, welche die moderne Bildung als unerläßlich betrachtet. Dahin sind zu rechnen die Gasanlage, Wasserleitung, Errichtung eines Marktes und Schlachthauses und die Anlage eines den Bedürfnissen entsprechenden Friedhofes. Und wenn trotzdem manche Bürger sich die „guten alten Zeiten“ zurückwünschen, so mögen sie dabei wohl an jene Zeit denken, wo der spanische Vicekönig

La Palata durch die Straßen Limas über ein Pflaster von Silberbarren ritt auf einem Prunkpferde, auf dessen Mähnenhaar Perlen aufgefädelt und dessen Hufe mit Gold beschlagen waren.

22.

Ein Ritt über die Cordilleren.

H. Zöller.

Eine halbe Stunde lang mochten wir den höchsten Kamm der ersten Gebirgslinie[1]) überstiegen haben, als sich plötzlich vor unsern Augen die schönste und stolzeste Scenerie entrollte, deren ich mich von der ganzen Cordillerenreise entsinne. Zu unsern Füßen nämlich lag ein großes, wüstes Thal, ein Thal so breit wie ein Königreich, dahinter aber türmten sich, gleich den Alpen, wie man sie von ihrem italienischen Fuße von der Lombardei her sieht, eine Kette gigantisch-majestätischer Schneeberge empor. Während wir fortwährend diesen herrlichen Anblick genossen, wurden die Berge um uns her immer niedriger und niedriger, bis wir uns schließlich auf einem trostlosen, mit spärlicher Heide oder spärlichem Buschwerk bestandenen Tiefplateau mit zahlreichen Niveauverschiedenheiten befanden. Dichte Wolkenmassen, die sich um das kleine, von uns überschrittene Gebirge gar nicht zu kümmern schienen, zogen unaufhörlich jenen Schneeriesen entgegen, über deren Gipfel sie nicht hinwegzukommen schienen. Somit hatte es den Anschein, als ob diese Berge einen gigantischen Hut trügen, noch tausendmal schwerer und massiger als sie selbst. Unaufhörlich grollte der Donner, Schlag auf Schlag folgten sich meist von Wolke zu Wolke Blitze, wie ich sie noch niemals gesehen, und mit dem dumpfen, dutzendfach von den Bergen zurückgeworfenen Knalle der Explosionen mischten sich noch seltsamere, unheimlich großartige Töne: das Sausen des Sturmes, das Geprassel jener Regensäulen, die sich scheinbar dicht nebeneinander, in Wahrheit viele Kilometer voneinander getrennt, zur Erde herniedersenkten. Auch wir sollten in eine solche Regentrombe hineingeraten und eine ganze Stufenfolge vom Unangenehmen zum Unangenehmeren durchmachen, wie sie nicht hätte besser veranstaltet werden können. Zuerst kam etwa eine Stunde lang der Sturzregen und durchnäßte uns trotz aller Ponchos (einer Art Mantel) bis auf die Haut; aus meinen Wasserstiefeln, die von obenher vollgelaufen waren, hätte ich nach und nach ein paar Wasch-

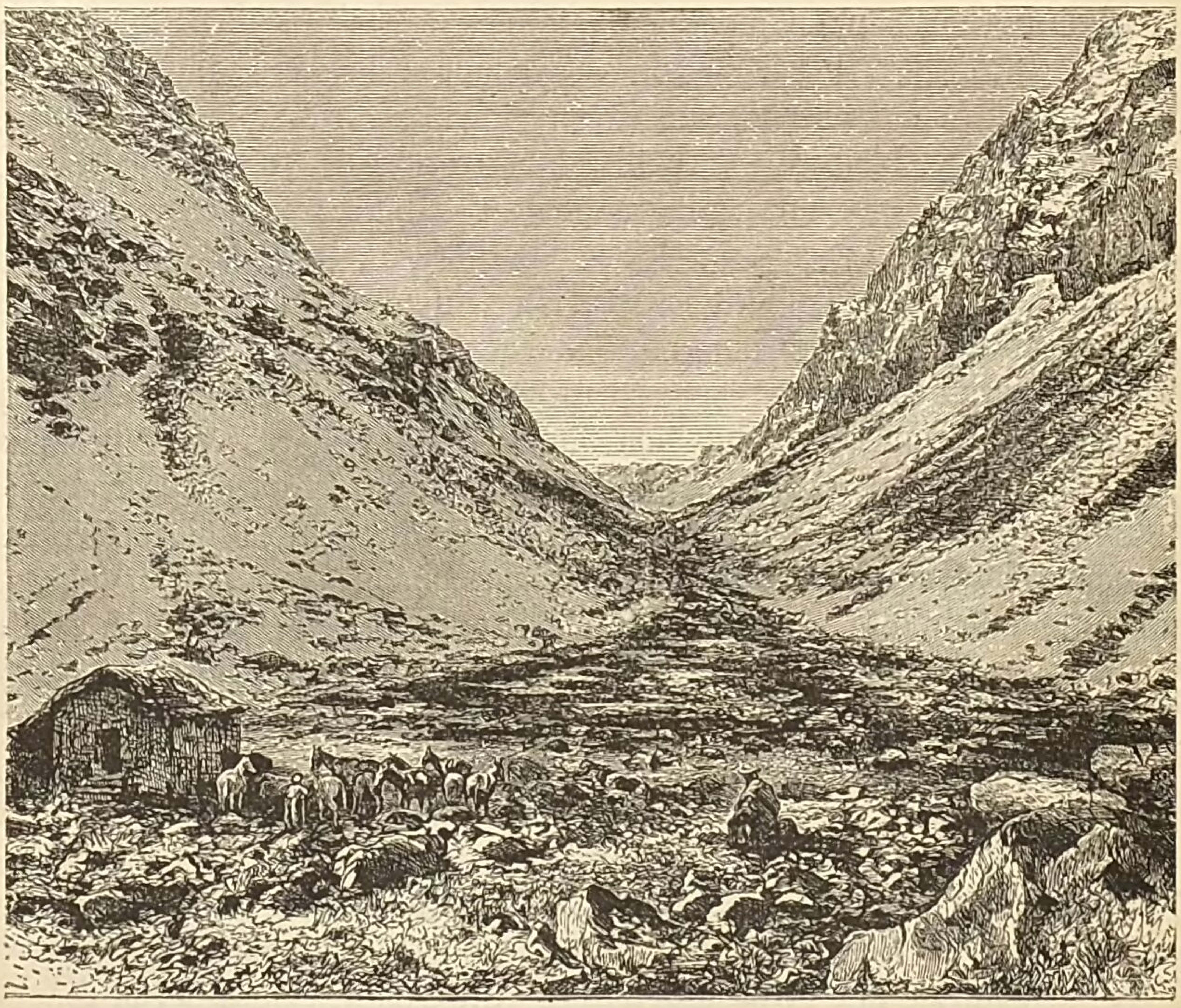
1) Der Reisende kam aus Argentinien und überstieg die Cordilleren auf dem Paß von Cumbra oder Uspallata, dem der ganzen Gebirgskette (33° südl. Breite), am meisten benutzten.

kübel füllen können. Dann folgte eiskalter Schnee und drittens ein Guß haselnußgroßer Hagelkörner, die mir die Schultern blond und blau schlugen und auf meinem guten indischen Helm herumtrommelten, als ob ein paar Regimentswirbelschläger dort ihr Spiel trieben. Gerade, als die Sache vorüber war und meine Feldflasche von Mund zu Mund ging, sahen wir am Bergesabhange einen kleinen Strauß, der entweder sehr mager war oder wohl bloß infolge des Regens so aussah.

Gegen 3 Uhr nachmittags befanden wir uns in Uspallata, wo eine urwüchsige, zu einer Estanzia (Meierei) gehörige Posada (Wirtshaus) uns ausnahmsweise frische Eier und ein Bett bot. Milch war aber, trotzdem in einer nahen Einfriedigung Hunderte von Kühen weideten, um keinen Preis zu erstehen. Meine Rechnung belief sich am folgenden Morgen auf nicht weniger als sieben Mark, obgleich außer dem Bett, und einer Kerze, bloß sechs Eier, die ich verzehrt hatte, zu bezahlen waren.

Wir ritten diesmal geradeswegs den Schneebergen oder vielmehr einer Öffnung in diesem von kleinen Wölkchen umlagerten Berggewirre entgegen, die nicht allzu weit entfernt zu sein schien; nach drei Stunden aber war das Bild noch immer genau dasselbe, so sehr täuscht die Entfernung, wenn ungewohnt hohe Berge die Landschaft überragen. Nach einiger Zeit befanden wir uns am Rande eines riesigen Flußbettes mit senkrecht steilen Ufern, das der zu unsern Füßen strömende Mendozafluß hier in die Ebene zwischen den beiden Gebirgsketten hineingerissen. Der Mendozafluß blieb nun mehrere Tage hindurch zu unserer Linken, auch als unser Weg die zweite Cordillerenkette kreuzte; der Fluß, welcher auf der höchsten Cordillere entspringt, fließt nämlich ostwärts durch die zweite Kette hindurch. Unser Weg wand sich oft steil bergauf und ebenso halsbrecherisch bergab. Tief unten zu unsern Füßen nimmt sich das mit spärlichem Gebüsch bewachsene Flußbett wie ein riesiger Park aus, und von der andern Seite winken, scheinbar aus greifbarer Nähe, die Schneehäupter jener Berge herüber, deren untere Hälfte uns alle Farben einer Malerpalette zeigt: Mattgrün neben Sepiabraun, Rosarot neben Stahlgrau und dergleichen mehr. An Schatten ist in dieser Sand- und Steinwüste nicht zu denken; der Sonnenbrand bringt einen beinahe von Sinnen, und als wir gegen Mittag zu einem eiligen Imbiß Rast machten, da wußten unsere Arrieros (Maultiertreiber) denn auch kein besseres Plätzchen ausfindig zu machen, als in der Nähe eines Baches unter herabgestürzten Felsen, die einen Schattenstreifen von höchstens $^2/_3$ Meter Breite abgaben. Über den erwähnten Bach führte das Ideal einer halsbrecherischen Brücke, nebenbei die erste, die ich auf dieser Reise gesehen. Eine Stunde später ging es an einer kühlen Grotte und einem herrlichen Wasserfall vorbei, den ich nicht müde geworden wäre, Stunde um Stunde lang anzuschauen.

Unser Nachtquartier mußten wir heute Nacht unter freiem Himmel aufschlagen, und was das hier heißen will, das weiß nur der Soldat oder der Jäger zu würdigen, die einmal in einer kalten, stürmischen Winternacht im Freien kampierten. Unter ein paar verdorrten Büschen hatte ich mir das windstillste Plätzchen ausgesucht, scharrte den Boden zurecht, damit es eine ebene Fläche gebe, breitete meine Reise- und Satteldecken darüber und versuchte nun, mir durch Essen und Bewegung die nötige Körperwärme zu geben. Mit dem Essen aber wollte es nicht recht gehen, der Hunger fehlte; dagegen zwang mich der Durst, selbst jenes



Sauerkleestation im Uspallata-Paß.

schlammige Wasser zu genießen, wie ein vorbeifließendes Bächlein es bot. Bald flackerte, von den Arrieros angezündet, ein lustiges Feuer zum Himmel empor; ich gab ihnen von den mitgenommenen Getränken so viel sie nur immer wollten, und wäre das Volk nicht so namenlos ungesellig gewesen, so hätte der Abend angesichts dieser erhabenen Bergscenerie, angesichts dieser Schneewüsten über uns und dieser grauenhaften, mondbeleuchteten Abstürze unter uns ganz erträglich sein können. Die Leute aber nahmen das Dargereichte, wie ein bissiger Hund, der sich seiner eige-

nen Schlechtigkeit bewußt ist, ein Stück Brot nimmt, und was die beiden Peruaner (ein Offizier mit seiner jungen Gattin) anbelangt, so sind mir unwissendere und unbeweglichere Subjekte weder vorher noch nachher jemals wieder vorgekommen.

Die Peruaner, die mit Matratzen und Bettzeug weit besser als ich ausgerüstet waren, litten in jener Nacht von Herzdruck und Atemnot; ich aber litt von Kälte, und als ich mich der zahllosen Ratten und Mäuse, die mir fortwährend über das Gesicht huschten, nicht erwehren konnte, verbrachte ich den Rest der Nacht, indem ich, die Arme gegen die Brust schlagend, auf und ab spazierte. Als ich am folgenden Morgen die Peruaner begrüßte, wäre mir beinahe ein Ausruf des Schreckens entfahren. Die Augen der Dame waren, trotzdem sie fortwährend Tuchmaske und schwarze Brille trug, derart angeschwollen, wie etwa bei jemand, der eine Woche lang unaufhörlich geweint hat; das Gesicht des Mannes aber, ohnehin nicht besonders hübsch, glich einem schlecht geratenen Kürbis.

Nach zweistündigem Ritt näherten wir uns dem Gehöfte von Punta de las Vacas, und ich wollte gerade als der erste durch die Pforte hineinreiten, als mich einer jener plötzlichen Wirbelstürme, welche hier namentlich nachmittags fast regelmäßig auftreten, erfaßte und mitsamt meinem Maultiere so unsanft gegen die Steinmauer anpreßte, daß ich glaubte, die Knochen in meinem Körper knacken zu hören.

Punta de las Vacas war nach europäischem Sprachgebrauche ein Alpengehöft oder eine Sennhütte. Vor einem Lehmhause mit der nirgendwo fehlenden urwüchsigen Veranda gab es einen großen Hof, und das Ganze wurde durch eine Steinmauer vor den oben erwähnten Wirbelstürmen geschützt. In einzelnen dieser Sennhütten, aber nicht in allen, darf der Reisende auf ein eigenes Zimmer rechnen, in dem sich eine gemauerte Bettstelle pompejanischen Stils oder auch ein einfachstes Klappbett und außerdem höchstens ein zerbrechlicher Stuhl zu befinden pflegen. Fenster giebt es gewöhnlich nicht; das Licht vermag nur entweder durch die geöffnete Thür oder durch die Spalten der geschlossenen Thür hineinzubringen; der Fußboden besteht aus gestampfter Erde, das Dach aus Binsen oder Stroh. Auffallend erscheint es in dieser Umgebung, daß die einfache und spärliche Bettwäsche nicht selten mit Spitzen und zwar lauter Handarbeit besetzt ist. Was die Beköstigung angeht, so muß sich der Reisende ganz und gar auf seine eigenen Vorräte verlassen. Gekocht wird in diesen Häusern fast stets über einem Häufchen glühender Holzkohlen, und in denselben Gefäßen, die zum Waschen dienen, tischt man auch den Puchero (Suppe mit Fleisch, Fett, Kartoffeln, Gemüse u. s. w.) auf.

Am Abend dieses Tages veranstalteten die Arrieros ein Trinkgelage,

welches unter Beisein der Peruaner und Viehhirten dicht vor meiner Thür abgehalten wurde. Um ein Feuer herumsitzend, brüllten sie Lieder, die in ihrem Sinne scherzhaft sein mochten, und schon um 12 Uhr nachts war die ganze Gesellschaft so viehisch betrunken, wie ich etwas Ähnliches bloß unter Indianern und Südseeinsulanern gesehen.

Nach diesem nächtlichen Schnapsgelage trieb es mich, aus diesen unwirtlichen Gegenden fortzukommen. Mit sanfter Gewalt brachte ich den alten Arriero schon um 4 Uhr morgens auf die Beine und veranlaßte ihn, während die übrigen noch an Katzenjammer litten, schon um 6 Uhr mit mir wegzureiten. Gegen Mittag kamen mit blassen Gesichtern die Peruaner nebst ihrem Arriero nachgetrabt. Von der Hitze litten wir diesmal nur wenig, trotzdem der Weg stundenlang durch ein ungeheures, schattenloses Thal von unvergleichlicher Großartigkeit dahinführte; denn gerade als die Sonne am höchsten stand, erhob sich ein Wind, der uns beständig Kühlung zufächelte. Wir ritten an einer Herde junger Stiere von über 500 Stück vorüber, sahen einige Dutzend Kondors und kamen dem Cordillerenschnee immer näher, bis sich schließlich einzelne Streifen dicht an den Weg heran vorschoben. Geradeaus von uns schloß sich das Thal durch einen mäßig steilen Berg, der wie ein Keil hineinragte, und an dessen grauschwarzem Gehänge eine etwas hellere Zickzacklinie sichtbar ward. Der Blick nach unten in jenes majestätische und doch so einsame Thal wurde immer großartiger; Sand und Staub aber peinigten unsere Augen und Lungen; die Tiere mußten in der dünnen Luft alle zehn bis fünfzehn Sekunden verschnaufen, und als wir ungefähr auf der Höhe waren, brach ein Pferd unter seinem Reiter zusammen, so daß es am Zügel weitergeführt werden mußte. Gegen $2^1/_2$ Uhr erreichten wir den Fuß der letzten und höchsten Cordillere, deren Kamm jedoch gar nicht so besonders hoch über unserm zeitweiligen Standpunkte zu liegen schien. Dennoch atmete die ganze Natur ringsumher Majestät. Zwischen den krystallartigen Zacken der Cordillere hatte sich allenthalben Schnee gelagert, dessen blendendes Weiß das tiefe, satte Schwarz des Felsenkerns nur noch mehr hervorhob. Und Hunderte und aber Hunderte von diesen Felsen waren in den Bergkessel hinabgerollt, wo sie, teilweise bis zur anständigen Höhe eines Hauses über ihre Umgebung emporragend, in den angeschwemmten Boden eingelagert waren. Wir übernachteten unter einem überhängenden Felsen, wo von irgend welchen Vorgängern durch zusammengeschleppte Steine eine Art von Betten oder Kojen hergerichtet worden war, die auch nach den drei andern Richtungen einen gewissen Schutz vor dem Winde gewährten.

Am folgenden Morgen ging es von Anfang an wieder im Zickzack bergauf. Die Maultiere keuchten und machten von selbst jeden Augenblick Halt. Immer deutlicher fühlte man das Dünnerwerden der Luft,

und die Peruaner begannen an den mitgenommenen Zwiebeln zu saugen, was als das beste Mittel gegen Atmungsbeschwerden gilt. Immer weiter heißt es, trotzdem alles keucht. Der Blick nach abwärts ist der vielen Farben wegen ganz eigenartig und von namenloser Großartigkeit, aber niemand achtet darauf, niemand achtet auch auf die Quellen des Mendozaflusses, die hier dicht neben uns aus einem gletscherartigen Mitteldinge zwischen Eis und Schnee hervorbrechen. An einer schrägen Wand geht es aufwärts: zur einen Seite der Kamm, zur andern der Abgrund. Das lose Gestein bröckelt unter den Hufen der Maultiere, ein Fehltritt und man ist verloren. Haben wir doch am Fuße der Cordilleren zu Hunderten jene von zusammengeschrumpfter Haut eingehüllten Tierskelette gesehen, welche den besten Beweis für die Strapazen und Gefahren des Weges liefern. Still und majestätisch schauen die schwarzen, kahlen Bergriesen rings umher zu. Weiter, weiter! Die Maultiere wollen nicht, kaum treiben die Peitsche und Chilensporen sie vorwärts. Ich steige ab und versuche, zu Fuße zu gehen. Es fällt mir herzlich schwer; ich fühle einen brennenden Schmerz in der Brust, als ob drinnen alles entzündet wäre. Der Peruaner warnt mich: es sei gefährlich, hier zu Fuße zu gehen, daraus entstehe die Bergkrankheit, befalle sie mich, so müsse ich zurückbleiben. Ich steige wieder auf mein Tier. Weiter, weiter! Noch drei Viertelstunden, heißt es, und wir würden auf dem Gipfel sein. Die Peruanerin ist totenbleich geworden, mit gelbgrünen Wangen und weitgeöffnetem Munde atmet sie die spärliche Luft. Noch eine Viertelstunde vor uns glauben wir in greifbarer Nähe den höchsten Kamm zu sehen. Weiter, weiter! Ein kühler Hauch weht hernieder und spielt mit dem eisigen Schweiße, der von Tieren und Menschen hinabtropft. Ein Windstoß folgt, ein zweiter. Mit aller Gewalt presse ich mein Tier vom Rande des Abgrundes weg an die Wand. In diesem Augenblicke saust es mir um den Kopf, Staub und Schnee wirbeln umher, ein paar Ausrufe des Schreckens lassen mich nach vorwärts blicken. Der Sturm hat die breite Seite eines jener großen und schweren, dem Peruaner gehörigen Koffer erfaßt, mit dem die eine unserer Packmulen beladen ist. Vergebens stemmt sich das brave Tier gegen die überlegene Gewalt. Die Koffer rutschen, Gewicht und Druck sind zu groß. Das Tier liegt, dem Winde entgegen, beinahe schräg auf der Seite. Vergebens! Die Füße gleiten aus, das Tier stolpert bei dem Versuche, einen neuen Halt zu gewinnen, überschlägt sich; in tollem Durcheinander auf Felsen und Zacken aufschlagend, rollen Tier und Gepäck in die Tiefe, während blutige Spuren im Schnee die Gewalt des Sturzes bezeugen. Von selbst haben unsere Maultiere Halt gemacht; schaudernd sehen wir dem entsetzlichen Schauspiele zu, das in gleicher Weise jeden einzelnen von uns hätte treffen können. Wir steigen ab und die Arrieros klettern eine Strecke weit

hinunter, um zu sehen, was vom Inhalte der zerschmetterten Koffer noch zu retten sei. Das dauerte etwa eine Stunde, dann erscheint, über und über zerschunden und aus zahlreichen Schnitten blutend, aber immerhin lebend die totgeglaubte Mule. Wieder geht es weiter; alles ist in schlechter Stimmung, die Arrieros wegen ihrer übel zugerichteten Mule, der Peruaner wegen seines größtenteils verlorenen Gepäcks. Plötzlich muß abermals Halt gemacht werden; denn schräg über uns tauchen in bedenklicher Nähe drohende Hörner auf. Es stellt sich jedoch heraus, daß diesmal bloß ein paar ungefährliche Ochsen den Aufenthalt verursacht haben. Endlich sind wir auf dem höchsten Punkte, 3927 Meter über dem Meere und lassen die Tiere ein wenig verschnaufen. Genau auf der Wasserscheide befindet sich ein solider Holzpfahl, der die Stelle bezeichnet, wo die unterirdische Telegraphenlinie hinüberführt. Etwas weiter abwärts erblickt man auf chilenischer Seite die soliden und massigen Steintrümmer eines ehemaligen Schutzhauses für die Postboten, welches — der beste Zeuge für die unwiderstehliche Gewalt des Sturmes — während des letzten Winters umgeblasen wurde.

Die nächsten drei bis vier Stunden über den Uspallatapaß wurden von einer nichts weniger als gemütlichen Rutschpartie durch gefrorenen Schnee ausgefüllt, der auf dem Wege etwa 1—1 1/2 Meter, rings umher etwa 2—3 Meter hoch auf dem Erdboden auflagern mochte. Die Hufe der Maultiere, die vor uns den Weg gemacht, hatten metertiefe Löcher hineingetreten, die nun ihren Nachfolgern zum Haltfassen dienten. Zunächst versuchten wir es zu Pferde, dann, als dieses nicht ging, wurde abgestiegen. Das Gehänge aber war so steil, daß die sich selbst überlassenen Reittiere schon nach dem ersten Fehltritt auf die Kniee sanken und gleitend in unglaublich kurzer Zeit unsern Blicken entschwanden — ein so komischer Anblick, daß wir uns trotz der möglicherweise sehr ernsten Folgen eines kurzen Lachens nicht erwehren konnten.

Eine neue Gefahr stand vor uns auf. Bei einer Biegung des Weges schienen die vor uns liegenden Abhänge von Stieren zu wimmeln, und unser Weg führte mitten durch diese gewaltige Herde hindurch. Die berittenen Begleiter der Tiere schrieen fortwährend: »Toro, Toro!« und suchten das Ausbrechen der Stiere zu verhindern. Mancher Toro senkte den Kopf und wies uns die spitzen Hörner, als wir, bis zur Brust in die oben erwähnten Löcher sinkend, im Gänsemarsch an ihnen vorüberpurzelten. Die meisten aber, denen es auf diesem glatten Boden selbst nicht behaglich sein mochte, wandten sich ängstlich von uns ab, und so kamen wir mit dem bloßen Schrecken davon.

Nach Verlauf von mehreren Stunden trafen wir unsere Maultiere wieder, seltsamerweise alle im unverletzten Zustande. Noch immer sollten die Strapazen, die durch lange Entbehrung von Speise und Trank noch ge-

steigert wurden, kein Ende nehmen. Drei Stunden lang ging es nämlich zuerst durch Schnee, dann durch loses Steingeröll auf dem häßlichsten und abschüssigsten Wege hinunter. Die Wirkung der Sonne auf den Schnee war jetzt schon recht mächtig, und an einzelnen Stellen schien es, als ob die Schneefelder, aus denen große Wassermassen abflossen, auf Stelzen ständen. Endlich erreichten wir Juncal, das ersehnte erste Ziel auf chilenischem Boden. Es war zwar nur eine einfache Sennhütte, aber wir fanden eine freundliche Aufnahme und eine Verpflegung, wie wir sie lange nicht mehr gewohnt waren.

Den nächsten Tag führte unser Ritt durch eine hochinteressante Scenerie. Rauschend wälzte sich gleich einem übermütigen Knaben und mit jeder Legua (6,2 Kilometer) breiter und mächtiger werdend, der Aconcagua im Thale dahin, rauschend sausten in riesigen weißen Schleiern Dutzende von Wasserstürzen die himmelanragenden Felswände hernieder, während eine gänzlich veränderte Vegetation, auf der argentinischen Seite nicht beobachtete Baum-Kakteen und namentlich das zeitweilige Auftreten von frischgrünenden Bäumen und Sträuchern daran erinnerten, daß wir uns in einem neuen, von unserm Ausgangspunkte ziemlich verschiedenen Lande befanden.

Nun wurde die Straße besser, und die Gegend bekam allmählich die Physiognomie der Kulturregionen. Endlich traf ich in schwer beschreiblichem Zustande auf dem Bahnhofe von Santa Rosa oder Los Andes ein. Während der letzten acht Tage hatte ich nicht weniger als 70 Stunden im Sattel gesessen und 85 Leguas (annähernd 500 Kilometer) zurückgelegt, ohne in ein regelmäßiges Bett zu kommen, ohne mich ein einziges Mal nach Herzenslust waschen zu können und ohne, von zwei schlechten Fleischbrühen abgesehen, etwas Warmes genossen zu haben.

23.

Estanzias in Uruguay.

Graf Ch. d'Ursel.

Überdrüssig der fortwährenden revolutionären Bewegung, welche alle unsere Reisepläne störte, schifften wir uns am 1. November an Bord der Villa del Salto ein, um den Rio Uruguay hinaufzufahren. Zweck und Ziel unseres Ausfluges war, einige Estanzias (große Meiereien) zu besuchen. Die ersten Stunden der Fahrt blieben wir in der Mitte des Rio de la Plata, dessen enorme Breite nicht gestattet, von Bord aus die Ufer zu sehen. Bald jedoch gewahrten wir die Mündung des Uruguay, als unser Schiff vor der Insel Martin Garcia, welche den Eingang zu dem Strome beherrscht, anhielt.

Unsere Reisegefährten bildeten mehrere Estanzieros (Meiereibesitzer oder Pächter), schöne Leute mit ungezwungenen Manieren, tief gebräunter Gesichtsfarbe und lebhaftem Auge. Außer einigen Offizieren gehörten noch drei oder vier Gauchos zur Reisegesellschaft. Diese Pampasbewohner hielten sich zusammengehockt, fern von den übrigen allein und schienen für die andern Sterblichen nur tiefste Verachtung und Geringschätzung zu fühlen.

Um die Zeit totzuschlagen, trank alle Welt ohne Aufhören Maté. Die Yerba maté ist der Kaffee Brasiliens, der Thee Rußlands, der Wein Italiens und das Bier des Nordens. Die Pflanze, von welcher das Getränk gewonnen wird, hat ziemliche Ähnlichkeit mit dem Thee, doch ist ihr Geschmack ungleich bitterer. Man bringt einige Blätter mit Zucker in Kürbisse, die mehr oder weniger künstlich bearbeitet sind, und gießt heißes Wasser hinzu. Dann wird in einer dazu angebrachten Öffnung die Bombilla, eine Art Saugrohr von Silber oder anderem Metall, angebracht und nun der Inhalt ausgesogen.

Sobald der Fremde irgend ein Haus, sei es die rauchige Hütte eines armen Gaucho oder eines der luxuriösen Häuser der Stadt, betreten hat, so erscheint auch sofort der unvermeidliche Kürbis mit dem Saugrohr. Die erste Pflicht ist, das Gefäß anzunehmen, die zweite, es der Reihe nach allen Anwesenden anzubieten, die hierauf erwidern: „Nein, es ist in guten Händen.“ Nachdem dies geschehen, saugt man den Inhalt aus, ein Geschäft, das etwa 5 Minuten in Anspruch nimmt. Hierauf reicht man das Gefäß der Herrin des Hauses zurück, die sich beeilt, es wieder füllen zu lassen, um es dem nächsten Nachbar zu reichen, der genau verfährt, wie der erste.

Gegen Abend fuhren wir an dem grünen, niedrigen Ufern entlang, das einen eintönigen Anblick gewährte, und in der Nacht befanden wir uns auf der Höhe des Rio Negro[1]. An dieser Stelle hat der Uruguay noch eine Breite von wenigstens 4 Kilometer, wiewohl wir schon beinahe 100 Stunden vom Meere entfernt waren. Ein kleines Dampfboot, das den Dienst auf dem Rio Negro versieht, nahm uns auf, und in Zeit von einer Stunde stiegen wir in Soriano aus, wo wir bis zum andern Morgen warten mußten. Glücklicherweise befand sich hier ein Hotel; das Zimmer, das uns für die Nacht angewiesen wurde, hatte keinen andern Boden als getrocknete Töpfererde, und die Decke bildete das Stroh des Daches.

Am andern Morgen kamen Herr und Frau von Martrin, unsere zukünftigen Wirte, zu Pferde in Soriano an. Bald machten wir uns mit ihnen auf den Weg, ritten quer durch die mit Gras und Kräutern be-

1) Nebenfluß des Uruguay.

wachsene Ebene und erreichten nach Zurücklegung einer Strecke von etwa 15 Kilometer die auf einer kleinen Anhöhe erbaute Estanzia de la Virgen, wo wir mit der liebenswürdigsten Gastfreundschaft willkommen geheißen wurden.

Zuerst mußten wir die Wohnungen einsehen, welche aus einer Reihe sehr einfacher Gebäude von Holz, Erde und Stroh bestehen; dann stiegen wir zu Pferde, um den notwendigen Ritt durch und um das Besitztum zu machen. Das Gebiet, das wir durchritten, hat einen Flächenraum von 4000 Hektar. Es ist eingezäunt mit einer Barriere von Eisendraht in einer Gesamtlänge von mehr als 20 Kilometern. Das Besitztum zerfällt in zwei Teile; der erstere besteht aus Weiden von vorzüglicher Güte und nährt 16000 Schafe; der andere Teil, dessen Boden weniger gut ist, dient 2500 Stück Hornvieh und 3—400 Pferden als Weideplatz.

Die Pferde, welche wir ritten, waren geboren und erzogen auf der Estanzia; ihre Erziehung ließ jedoch manches zu wünschen übrig. So mußte man, um sich ihnen zu nähern und sie zu satteln, alle mögliche Vorsicht anwenden. Beim Besteigen darf man keinen Anstoß daran nehmen, daß sie im Kreise herumgehen; ohne das dulden sie absolut nicht, daß man sich in den Sattel schwingt. Ist man endlich so weit, so erfordert es noch eine ziemliche Vertrautheit mit den Bodenverhältnissen, um nicht jeden Augenblick den Schwerpunkt und damit das Gleichgewicht zu verlieren. Viele Stellen der Ebene sind nämlich mit wilden Disteln in der Höhe bis zu einem Meter bedeckt, und da die harte, stachelige Pflanze in unangenehmer Weise die Beine der Pferde belästigt, so suchen sie diese so viel als möglich zu vermeiden. Der unerfahrene Reiter, der das bemerkt, will sein Pferd während des Galopps demgemäß lenken; aber das Tier ist gewohnt, ganz selbständig zu handeln. Jedesmal nun, wenn der Reiter rechts hält, fällt das Tier ganz zweifellos links ab und umgekehrt, und diese Schwankungen erschüttern natürlicherweise den Sitz.

Der Unterhalt dieser Pferde ist außerordentlich leicht und einfach. Will man eins derselben, so begiebt sich ein Péon (Diener) in den Campo, jagt eine Anzahl Pferde auf und treibt sie in einen Corral, einen von Palissaden eingeschlossenen Raum, in den sie dann abgesperrt werden. Hierauf bemächtigt man sich mittels des Lasso (Fangriemens) der Tiere, welche man wünscht. Mühe um ihre Pflege macht man sich gar nicht; kehrt man zurück, so wird einfach Sattel und Zaum abgenommen, und das Pferd trabt davon, um sich der Herde wieder anzuschließen, wo es frisches Gras, klares Wasser und alle Reize eines freien gesellschaftlichen Lebens findet [1]).

1) Die zahlreichen Herden herrenloser Pferde, Mustangs genannt, welche die

Einen interessanten Zeitvertreib bot uns die Jagd, da das Wild in diesen Gegenden sehr zahlreich ist. Rebhühner giebt es in solcher Menge, daß man es gewöhnlich verschmäht, sie zu schießen. Die Gewässer sind von Tausenden von Enten bewohnt, während feiste wilde Truthähne und rosige Flamingos sich stolz brüsten inmitten dieser geflügelten Menge.

Unglücklicherweise giebt es in dem Campo einen wachsamen Vogel, der stets und sofort die Anwesenheit eines Menschen ankündigt; es ist



Wilde Pferde.

das eine Art von Kiebitz, der seines beständigen Rufes wegen tero-tero genannt wird. Dieser unbequeme Vogel bildet die vorausgeschickte Schildwache des Wildes, das in dichten Scharen die in der Ebene zerstreut umherliegenden Pfützen bedeckt. Der Jäger giebt sich unendliche Mühe, um ungesehen heranzuschleichen. Er kriecht durch das hohe Gras,

---

südamerikanischen Pampas bewohnen, sind nicht ursprünglich wild, sondern nur verwildert. Ihre Stammeltern sind in den zur Zeit der spanischen Eroberungen eingeführten Pferden zu suchen.

versteckt sich hinter alles, was er nur findet. Vergebliche Mühe! Noch hundert Meter vom Wasser entfernt erhebt sich ein wachsamer Tero-tero in die Luft und stößt seinen gellenden Alarmschrei aus. Um die Jagd ist es geschehen. Das ganze Federvolk fliegt fort, und der einzige Trost, der einem bleibt, ist, den unzeitigen Lärmmacher herunterzuschießen. Nutzen kann's nicht; es giebt ihrer noch Legion!

Die Zeit der Schafschur nahte gerade während unseres Aufenthaltes auf la Virgen, und da die Witterungsverhältnisse günstig waren, so beschloß Herr Martrin, mit der Wollernte zu beginnen. Bedeutende Vorräte an Lebensmitteln wurden angeschafft und die auf der Ebene zerstreut wohnenden Gauchos für die Arbeit in Tagelohn engagiert. Von allen Seiten kamen die Arbeiter heran, natürlich zu Pferde, oft zehn bis fünfzehn andere Pferde, die ihre ganze Habe ausmachen, vor sich hertreibend. Fünfundzwanzig bis dreißig Männer waren ohne Aufhören vom Morgen bis zum Abend mit dem Scheren beschäftigt. Zu dem Zwecke hatte man die nach Tausenden zählenden Schafherden in einen Palissadengang getrieben, der sich nach dem einen Ende zu bedeutend verengte. Durchschnittlich wurden täglich tausend Schafe geschoren; denn ein geschickter, fleißiger Mann kann ungefähr fünfzig Schafe täglich scheren.

Es ist ein unterhaltendes Schauspiel, was die Gauchos bieten, wenn sie, alle zusammenstehend, in lebhafter Weise über die Vorzüge ihrer Pferde sprechen. Jeder nimmt regen Anteil, sei es für seine eigenen Tiere, sei es für die seines Nachbarn. Die Unterhaltung wird immer lebhafter; Wetten werden abgeschlossen, und mancher Tagelohn schwindet, wenn nicht ganz, so doch stark vermindert durch die Verluste dahin.

Sobald die Arbeit, eine Stunde vor Sonnenuntergang, beendet, die Wolle zusammengetragen geschnürt und in Säcke verpackt ist, schwingen sich die Wetter auf ihre Pferde, und die Wettrennen beginnen. Der Raum, welcher in gerader Linie durchlaufen werden soll, ist vorher schon abgesteckt, gewöhnlich sind es nur einige hundert Meter. Fast immer machen diese Herren einen match [1]) auf ungesatteltem Pferde. Der starter[2]) ist ihnen eine unbekannte Verbesserung, und die beiden Wettkämpfer galoppieren ein wenig vor dem übereingekommenen Punkte zugleich ab. Der Abgang ist dann in Richtigkeit, wenn die beiden, in gleiche Linie gekommen, zusammen schreien: Vamos! (Vorwärts!) Auf diese Weise kann eine unbegrenzte Reihe von mangelhaften Abgängen stattfinden, wenn nicht vorher die Zahl derselben beschränkt wird. Es wird dies sogar von solchen mit List ausgenutzt, die Pferde von größerer Ausdauer, aber geringerer Schnelligkeit haben, indem sie auf diese Weise das Pferd des Gegners zu ermüden gedenken.

1) Wettstreit, Partie; hier so viel als Wettritt. — 2) Die Person, welche beim Wettrennen das Zeichen zum Ablaufen giebt.

Die Tage waren herrlich geworden; die Sonne sandte ihre heißen Strahlen herab, und wiederholt hatte ich in diesen Ebenen Gelegenheit, eine prachtvolle Luftspiegelung zu bewundern. Der ganze Horizont an der der Sonne entgegengesetzten Seite zeigte uns eine reizende Landschaft mit Gewässern, Bäumen, Anlagen und Häusern, alles Dinge, welche dort, wo wir sie zu sehen glaubten, durchaus nicht vorhanden waren; die Täuschung dagegen war vollkommen.

Nach einigen Tagen trennten wir uns von dem liebgewonnenen Orte, um eine weiter nördlich gelegene Estanzia zu besuchen, wo nur die Zucht von Rindvieh und Pferden betrieben wurde. Dieselbe gehörte drei jungen Franzosen, den Herren Cornet d'Hunval, welche, nachdem sie am deutsch-französischen Kriege 1870—71 teilgenommen, sich hier angepachtet hatten. Ihre Herde zählte gegenwärtig bereits 3—4000 Stück Hornvieh.

Gleich am Tage nach unserer Ankunft sollte ein Ausritt gemacht werden, um das Terrain kennen zu lernen, auf welchem eine parar el rodeo, d. h. Ochsenhetze stattfinden sollte. Da ihnen für ihren eigenen Gebrauch etwa 100 Reitpferde zu Gebote standen, so wurde die Auswahl fast schwer.

Lustig galoppierten wir daher, als plötzlich wie aus einer Überraschungsschachtel dicht vor uns aus hohem Grase ein großer männlicher Strauß aufstand und sich eilig zur Flucht wandte. Wir suchten zu entdecken, warum das Tier uns so nahe hatte kommen lassen, und fanden, daß es im Begriff gewesen war, Familienpflichten obzuliegen, nämlich sechsundzwanzig große Eier auszubrüten. Welch kolossalen Eierkuchen hätten wir da bald angerichtet!

Am andern Morgen saßen wir schon vor Sonnenaufgang im Sattel, um dem rodeo beizuwohnen. Diese Arbeit besteht darin, tausend oder zweitausend Stück Hornvieh auf einen Platz zu sammeln, sei es, um einige herauszuwählen, sei es, um sich über den Gesundheitszustand derselben zu vergewissern, oder endlich, um sie daran zu gewöhnen, sich auf einer bestimmten Stelle einzufinden. Gauchos, Pferde, Hunde, alle zeigen eine freudige Aufregung und Hingabe an diesen Wettlauf, der zu einem wahren Feste für die Estanzia wird. Jeder Reiter begiebt sich auf besonderem Wege nach der Grenze des Besitztums; hier galoppiert er längs der Palissaden oder des Flusses dahin, und durch einen gellenden Schrei, den die Tiere genau kennen, erregt er ihre Aufmerksamkeit und bringt sie auf die Beine. Nun treibt er heulend und pfeifend, unterstützt durch die Hunde, einen kleinen Trupp vor sich her, der sich von Minute zu Minute durch die Ochsen vermehrt, welche sich auf dem eingeschlagenen Wege befinden. Vor allem gilt es, keine Tiere hinter sich zu lassen, keinem zu gestatten, sich der Truppe zu entziehen; und da jeden Augenblick das eine oder andere Tier danach strebt, abzu-

biegen und zu flüchten, so ist ebenso oft ein wildes Rennen ventre à terre[1]) nötig, um den Halsstarrigen den Weg abzuschneiden und sie zu zwingen, sich den übrigen anzuschließen. Besonders sind es die Kühe und Kälber, welche dem Reiter die meiste Mühe machen. Zuweilen werden die Tiere aber so eigensinnig, daß sie nicht weiter wollen; sofort stürzen sich dann die vorzüglich dressierten Hunde auf die Widerspenstigen und zwingen sie durch blutige Bisse, den Lauf fortzusetzen.

Nichts malerischer, als dieses Schauspiel, wenn man sich am Ende des Zuges hinter den Hunderten von Ochsen befindet, die brüllend und tobend mit aller Schnelligkeit vorwärtsschießen. Von allen Seiten der Prairie sieht man sie herbeistürmen, den Kopf gebeugt, den Schwanz hoch; man weiß nicht, wer bei diesem wilden Jagen sich mehr aufregt, ob der Reiter oder das Pferd. Dieses Geschäft erfordert aber kaltes Blut und sicheren Blick; denn oftmals ist der Reiter genötigt, dem Tiere, das einen andern Weg einschlagen will, ganz nahe zu kommen; dann aber heißt es, die spitzen Hörner wohl im Auge zu behalten, da ein Stoß mit denselben die schlimmsten Folgen haben kann. Einer von uns, der sein Pferd nicht rasch genug wendete, sah dasselbe im Nu durchbohrt. Der Reiter wurde blitzschnell zu Boden geworfen, und nur ein rasches, energisches Einschreiten lenkte den wütenden Stier ab, der sein erstes Opfer verließ, um sich in feindseligster Absicht auf den Gestürzten zu werfen.

Endlich ist die ungeheure Herde vor der Reitergruppe, die auf einer Anhöhe Stellung genommen hat, versammelt. Nunmehr hält der Estanziero eine Musterung ab und giebt seine Befehle. Fast durchweg sind es Todesurteile, die er fällt. Jetzt gilt es, sich des Verurteilten zu bemächtigen. Zwei Gauchos trennen ihn von den übrigen, indem sie ihn zwischen sich nehmen und ihn langsam aus der Truppe hinausstoßen. Sobald das Tier merkt, daß es allein ist, sucht es wieder zu den andern zu gelangen; aber die Reiter schneiden ihm immer den Rückzug ab, und das Ende des interessanten Fangspiels ist, daß die Geschicklichkeit der Gauchos den Sieg davonträgt. Ist das Tier endlich weit genug entfernt, so greift einer der Gauchos, immer im Galopp, zum Lasso, der stets am Sattel hängt, schwingt ihn mehreremal über dem Kopfe, und zischend saust die Schnur, jedesmal mit wunderbarer Sicherheit geschleudert, dem Tiere um die Hörner oder um den Hals. Der gefangene Stier vermindert seine Schnelligkeit, der Reiter folgt seinen Bewegungen. Nun will das Tier sich verteidigen; aber ein anderer Gaucho eilt herbei, und in dem Moment, wo es zum Angriff übergeht, trifft es eine zweite Schlinge, und schwerfällig stürzt es zu Boden. Im Augenblicke ist es

---

1) Den Bauch an der Erde = in gestrecktem Galopp.

bei den Hörnern gepackt, und rasch vollzieht das Messer des Gaucho sein blutiges Geschäft.

Besteht die Aufgabe aber nur darin, den Stier zu zeichnen, was mit rotglühenden Eisen geschieht, so ist der kritische Moment der, wo die Gauchos die Bande des Tieres lösen müssen, damit es sich wieder erheben kann. Jetzt handelt es sich darum, mit aller möglichen Geschicklichkeit und Schnelligkeit in den Sattel zu springen und dem wutschnaubenden, gekränkten Tiere zu entfliehen. Diese Leute entwickeln jedoch in allen ihren Verrichtungen eine bewunderswürdige Geschicklichkeit und Geistesgegenwart, die sie immer wieder der drohenden Gefahr entzieht.

Am andern Morgen kehrten wir nach der Estanzia zurück. Während unserer Abwesenheit hatte ein Einfall von Heuschrecken stattgefunden. In dichten Haufen waren sie rings um die Wohnung niedergefallen. Viele Sträucher und Kräuter waren abgefressen, der Küchengarten zerstört, und an verschiedenen Stellen zeigte sich das Gras in einem Zustande, als wäre es durch Feuer vernichtet worden. Die Eingeborenen behaupten, daß diese Insekten, welche eine Länge von 5—6 cm haben, ein gutes Gericht lieferten; sie sieden dieselben ab wie Krevetten (kleine Seekrebse). Nichtsdestoweniger sind die Heuschrecken doch eine wahre Geißel, umsomehr, weil sie, nach einem Aufenthalt von mehreren Stunden überall ihre Eier zurücklassen. Während eines Monats nährt sich dann die junge Brut auf Kosten der Niederlassung, bis daß sie imstande ist, verheerende Züge zu unternehmen. Diese Einfälle sind für den Estanziero ebenso verderblich, wie Trockenheit oder Viehseuche.

24.

Prairiebrand in Patagonien.

Fl. Dixie.

Während des Rittes wurden wir auf einen leichten Brandgeruch aufmerksam; gleich darauf rollten uns dichte Rauchwolken entgegen; wir eilten daher so schnell als möglich vorwärts, um den Herd des Feuers zu entdecken, der, wie wir hofften, weit von unserm Lager lag. Als wir aber bald nachher den Gipfel eines kleinen Hügels erreichten, von dem wir einen Blick auf das vor uns liegende Land hatten, entrang sich ein Schrei des Entsetzens unsern Lippen, und starr vor Schrecken zügelten wir die Pferde und blickten uns sprachlos an. Das Bild, welches wir sahen, war fürchterlich. Links und gerade vor uns wütete ein ungeheurer

Prairiebrand, der rasch herankam und allmählich auch die Hügel zur Rechten ergriff; dichte Rauchmassen wirbelten in die Luft und verdunkelten den Himmel, und die wild aufschießenden Flammen warfen einen seltsamen, gelben Schein auf die ganze Umgebung. Während wir den Fortschritt des Elementes beobachteten, trieb ein plötzlicher Windstoß das Feuer mit entsetzlicher Schnelligkeit uns entgegen, und im nächsten Augenblicke waren wir von einer so dichten Rauchwolke eingehüllt, daß wir uns gegenseitig nicht mehr sehen konnten. Die Situation war nun kritisch geworden; wir durften keinen Augenblick verlieren. Halb erstickt und von der Schnelligkeit, mit welcher die Gefahr über uns gekommen war, verwirrt, wußten wir kaum, was wir beginnen sollten. Die Pferde begannen schon ängstlich zu schnauben, als das Prasseln der brennenden Büsche und Gräser näher und näher kam, aber vor dem Feuer zu fliehen, war nutzlos; es blieb uns keine andere Wahl, als im Galopp dem Feinde entgegenzureiten, um, wenn möglich, durch das wütende Element hindurchzukommen. Die Guanacomäntel über den Kopf und so dicht wie möglich um das Gesicht ziehen war das Werk eines Augenblicks; dann gruben wir den Pferden die Sporen in die Flanken und stürzten vorwärts, jeder für sich sorgend. Die nun folgenden Sekunden schienen mir eine Ewigkeit zu dauern. Als ich mein widerstrebendes Pferd vorwärts drängte, hatte ich ein schreckliches Gefühl des Erstickens; ich konnte kaum Atem holen, und das schnaubende Tier schien unter mir zu stolpern. Immer näher kam das fürchterliche Prasseln; ich fühlte die unerträgliche Hitze, und der Kopf begann mir zu schwindeln. Das Tier machte zwei oder drei wilde Sprünge und stürzte dann wütend vorwärts. Fast erstickt, konnte ich, mochte geschehen, was wollte, den Mantel nicht mehr um den Kopf haben und warf ihn deshalb ab; aber die Erleichterung, welche ich plötzlich spürte, werde ich nie vergessen. Ich blickte um mich; die Luft war verhältnismäßig klar, das Feuer lag hinter mir: durch ein Wunder war ich unverletzt mitten durch dasselbe hindurchgekommen. Ich sah mich nun nach meinen Gefährten um und bemerkte zu meiner unaussprechlichen Freude, wie einer nach dem andern aus der schwarzen Rauchmasse hervortauchte, die rasch in die Ferne entwich. Nachdem wir uns zu unserer Rettung beglückwünscht, ritten wir zurück, um zu sehen, auf welche Weise wir der Gefahr so glücklich entgangen waren, und entdeckten den Grund leicht genug. Zufälligerweise waren wir gerade über ein schmales, steiniges Terrain geritten, wo das Gras äußerst spärlich wuchs und keine Büsche standen; wären wir auf Boden mit dichtem, hohem Grase gewesen, wir würden dem Tode kaum entgangen sein. Unsere armen Pferde hatten nichtsdestoweniger schwer gelitten; Beine und Füße waren ihnen stark versengt.

Nun erinnerten wir uns aber unseres Lagers, sowie Storers und

J'Arias, die wir dort zurückgelassen hatten; daß sie sich gerettet hätten, bezweifelten wir nicht, aber unsere Zelte und Packtiere fürchteten wir nicht wiederzufinden. Die Landschaft hatte sich nach dem Feuer gänzlich verändert; rings umher dehnte sich, soweit wir sehen konnten, eine schwarze rauchende Ebene aus, und die Umrisse der Hügel waren fast nicht wiederzuerkennen. Schweren Herzens ritten wir weiter und durchforschten eifrig die Gegend nach Zeichen, welche uns nach der Stelle leiten könnten, auf der unser Lager gestanden hatte. Wenn, wie wir mit Recht fürchten mußten; unsere Sachen verbrannt waren, war auch unsere patagonische Reise, für den Augenblick wenigstens, zu Ende. Glücklicherweise war es aber nicht so schlimm geworden; denn plötzlich rief mein Gatte, der etwas vorausritt, daß wir schnell nachkommen sollten.

Selbstverständlich beeilten wir uns, ihn einzuholen, und erblickten nun zu unserer größten Freude einige Hundert Schritte unterhalb des Hügels, auf dem wir uns befanden, unsere kleinen, weißen Zelte völlig sicher und unbeschädigt auf einem schmalen, grünen Streifen Landes, der wie eine freundliche Oase in der großen, schwarzen Wüste aussah. Auch bemerkten wir Storer und J'Aria, die uns, als wir voller Freuden hinabgaloppierten, ebenfalls froh entgegenliefen, da sie um unser Schicksal gleichfalls in nicht geringer Sorge gewesen waren. Wir richteten eine Frage nach der andern an die beiden, wie sie das Lager geschützt hätten; allein Storer war noch so erschrocken, daß er nichts Verständliches hervorbringen konnte; dagegen verließ J'Arias angeborene philosophische Ruhe ihn auch bei dieser Gelegenheit nicht, so daß er uns ausführlich berichten konnte. Das Feuer war, wie er erzählte, von dem Indianer angelegt, dem wir morgens begegnet waren, als er sich auf der Suche nach den verirrten Pferden befand; der Mann hatte zum Vergnügen das lange, trockene Gras an verschiedenen Stellen in Brand gesteckt, bis die Flamme, von dem starken Winde angefacht, sich ausgebreitet und ganz enorme Dimensionen angenommen hatte.

Sobald der Indianer die Gefahr bemerkte, in welcher das Lager schwebte, war er nach demselben hingeeilt und hatte mit Hilfe von Storer und J'Aria ein sogenanntes „Contra-fuego“ oder Gegenfeuer entzündet, d. h. die drei hatten nach und nach alles Gras rings um das Lager in Brand gesteckt und, die Flammen beständig unter Kontrole haltend, indem sie dieselben mit den Füßen austraten oder mit Büschen ausschlugen, wenn sie sich zu weit ausdehnten, auf eine größere Entfernung hin verbrennen lassen. Glücklicherweise war diese Vorsichtsmaßregel beendet, ehe sich die schreckliche Feuermasse heranwälzte, und wenn die Leute auch einige Augenblicke in dem dichten Rauche fast erstickten, so zog das wütende Element doch vorüber, ohne dem Lager zu schaden, das durch den von ihnen hergestellten Gürtel vollständig geschützt war. Die Pferde

waren sämtlich in Sicherheit, da sie jenseits eines Stromes in einem benachbarten Thale grasten, das Lager aber befand sich in größter Unordnung; die Zelte waren vom Rauche geschwärzt, die Proviantsäcke und anderen Packen wirr umhergestreut. Wir gebrauchten längere Zeit, bis wir alles wieder in Ordnung gebracht hatten; bald nachher kehrte auch Francisco von seinem Jagdausflug zurück, der leider erfolglos gewesen war, so daß es, da wir bei den Indianern nur wenig Fleisch bekommen hatten, der Hunde wegen, die schon längere Zeit sehr knappe Rationen bekamen, von höchster Wichtigkeit war, so schnell wie möglich in Gegenden zu gelangen, wo es Guanacos und Strauße gab. Wir beschlossen daher, am nächsten Tage aufzubrechen. Nach dem Mittagessen legten meine Gefährten sich bald zum Schlafe nieder, während ich ihrem Beispiele noch nicht folgen mochte, sondern einen Spaziergang um das Lager machte und mit Interesse die merkwürdigen Veränderungen betrachtete, welche sich bei dem schwindenden Tageslichte und der zunehmenden Dämmerung mit der Landschaft vollzogen. Die schwarzen Hügel hinter dem Lager stachen wie dunkle Phantome gegen den Himmel ab; bis in die weiteste Ferne rauchte die stille Pampa, deren wellige Oberfläche von den Mondstrahlen matt erleuchtet wurde. Der schwache Schein, welcher den Horizont färbte, und das seltsame Geräusch, welches der Wind gelegentlich an mein Ohr trug, bewiesen, daß das Feuer in der Ferne mit ungeschwächter Kraft fortwütete und wahrscheinlich nicht eher, als am Rande des Meeres, aufgehalten werden würde. Lange, lange Zeit stand ich und betrachtete die geisterhafte, öde Landschaft; es überkam mich ein geheimnisvolles Gefühl, und meine Gedanken wanderten ins Unbestimmte, bis endlich die der Aufregung und den Strapazen des Tages folgende Ermüdung mich daran erinnerten, daß es Zeit sei, das Lager aufzusuchen.

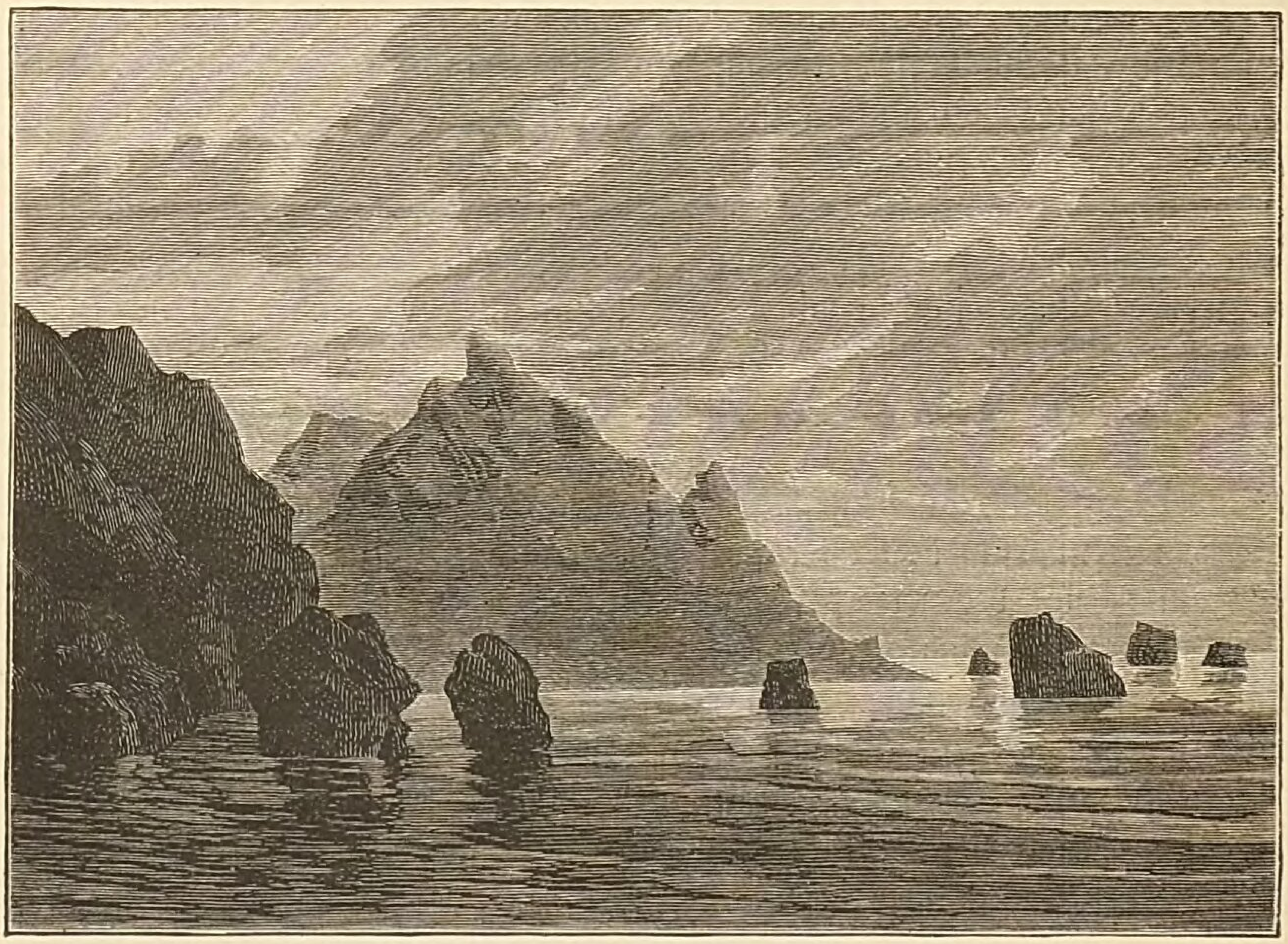
25.

Fahrt durch die Channels.

E. Herzog.

Die Channels sind schmale, schiffbare Meeresarme zwischen dem Festlande von Südamerika und den zahlreichen Inseln, welche dessen Westküste von dem 42. Breitengrade ab vorliegen. Sie bilden eine der Entfernung nach kürzere Passage vom Norden nach der Magelhãesstraße, als der Weg über die offene See westlich von jenen Inseln ist, auf welchem der Eingang in die Magelhãesstraße bei Kap Pillar genommen wird.

Der Eingang in die Channels oder Kanäle vom Ocean her ist in dem Golfo de Peñas, etwa unter dem 47. Breitengrade, südlich von der Halbinsel von Taitao, welche den Nordrand des Golfes bildet. Wir erreichten ihn, nachdem wir Lota am Abend des 31. Mai (1882) verlassen hatten, am 4. Juni nachmittags nach schwerem Kampfe gegen Wind und Wetter, die so schlimm waren, wie nie vorher. Schon die erste Nacht war bitterböse. Alles in der Kabine (Schlafraum) bewegte sich. Die Koffer schossen unter dem Sofa hervor; Stiefel und Schuhe tanzten einen Reigen; die Röcke an der Wand machten Schwingungen wie rasend



Westende der Magelhäesstraße.

gewordene Perpendikel; im Salon klirrten Gläser und Flaschen, die trotz aller Sicherheitsvorkehrungen das Gleichgewicht verloren hatten; dabei Schlag auf Schlag der Wellen an die zitternden Planken des Schiffes, daß es dröhnte. Gegen Morgen hörte ich ein anhaltendes Pfeifen; die Maschine arbeitete mit halber Kraft; die Schraube war außer Wasser. Ich hielt es in der engen Kabine nicht mehr aus und kletterte heraus, um zu sehen, was es gäbe. Doch war die Thür, die auf Deck führte, bis Brusthöhe mit starken Bohlen verbarrikadiert und nicht gangbar; mit gutem Grunde; denn durch das Fenster im oberen Teile sah ich, wie bei jedem Überholen des Schiffes hohe Wellen wechselweise über Deck

stürzten, denen die Thür ohne Schutz nicht würde haben widerstehen können.

Ein Matrose, der von dem Vorderdeck herüberkam, wurde von einer Welle gefaßt und umgeworfen, ergriff aber im Falle noch glücklich eine Stange der Railing (Geländer) die ihn vor dem Übergleiten bewahrte. Der Himmel war mit schwarzen Wolkenfetzen bedeckt, zwischen denen der Mond zeitweilig vortrat, mit seinem hellen, freundlichen Lichte in wunderlichem Gegensatz zu dem wilden Aufruhr des Meeres. Ich konnte nichts erfahren, außer was ich gesehen, und wußte damit genug, so daß ich wieder still in die Kabine schlich. Am nächsten Tage wurde es nicht besser, obwohl die Sonne zeitweilig durchbrach und die Wellen nicht so häufig überschlugen. Ich benutzte eine anscheinende Ruhepause, um über die Barrikade zu steigen und draußen etwas frische Luft zu schöpfen, mußte aber den Vorwitz büßen. Ich hatte mich breit wie der Koloß von Rhodus mit dem Rücken gegen die Kajütenwand gestellt und hielt mich an letzterer fest in der Meinung, dadurch auch beim Rollen des Schiffes meinen Standpunkt bewahren zu können; es ging auch eine Zeitlang, allein als das Schiff einmal besonders tief auf die Seite gelegt wurde, half kein Widerstreben. Wie aus einem Mörser geschossen, flog ich links ab und mit voller Wucht gegen die Railing, daß mir buchstäblich Hören und Sehen verging und ich das Gefühl hatte, den Rücken gebrochen zu haben. Zum Glück blieb es beim Schreck; ich hatte den Standpunkt verloren, war aber nicht gebrochen und konnte langsam nach meiner Kabine zurückkriechen. Einige Tage brauchte ich allerdings, um die verschiedenen kleinen Hautwunden und Verstauchungen zu heilen, die mir der Stoß eingetragen hatte; den Hauptruck fühlte ich noch lange, aber es hatte noch gut gegangen, wie die Westfalen sagen. Als Moral destillierte ich mir in der Ruhe der Koje[1]), daß man zu gewissen Zeiten sich entweder nicht hinauswagen soll oder sich richtig zu stellen wissen muß.

Auch der dritte Tag brachte orkanartige Böen von Südwest, zeitweilig mit Hagel, welchen der Südpol als Gruß sandte, und mit einem Wogendrange, daß die Maschine unter der schwierigen Arbeit keuchte. Das eigentümliche Pfeifen, das mich in der ersten Nacht beunruhigt hatte, weil ich es für ein Notsignal hielt, ließ sich in Absätzen wieder vernehmen; es entstand, weil die Schraube außer Wasser kam und leer ging. Erst am 5. Juni konnten wir, südöstlichen Kurs nehmend, um das Capo de tres Montes in den Golfo de Peñas einfahren, der vor dem südwestlichen Anprall durch die vorliegende Wellington-Insel geschützt ist. Drei Tage und drei Nächte hatte unser wackerer Kommandant auf der Brücke zugebracht.

1) Verschlag zum Schlafen.

Am Nachmittage ankerten wir in der sicheren Bucht von Tarn, welche von zwei kuppigen und bewaldeten Inseln flankiert wird und die nördliche Erweiterung des Meissier-Channel bildet, womit das Netz von Wasserwegen, die Channels, beginnt.

Der Meissier-Channel, in den wir vor Tagesanbruch einfuhren, ist ein Meeresarm von durchschnittlich 4 Miles[1]) Breite, der in einer Länge von 75 Miles in fast schnurgerader, unveränderter Richtung von Norden nach Süden streichend, die Wellington-Insel von dem Festlande von Patagonien trennt. Die Ufer bilden auf beiden Seiten Bergketten, die dicht an das Wasser treten, meist steil abfallend, aber schluchtenreich, voller Risse und Spalten, welche immergrünes Busch- und Baumwerk, vornehmlich Cypressen und Eiben füllen. An einzelnen Stellen verlängern sich diese Einrisse zu Buchten oder Inlets, die tief ins Land schneiden, und die zum großen Teile noch nicht näher untersucht sind. Auf den von den Ufern ansteigenden Bergen lag Schnee, der in dieser Jahreszeit bis auf etwa 100 Meter über der Wasserfläche herunterkommt; er schien so leicht und dünn, als wäre er angeflogener Puder oder übergestreuter Zucker. Dahinter und aus der Tiefe ragten höhere Wände, Spitzen und Kuppen, mit älteren und dichteren Schneemänteln, von denen manche in dieser Breite, wo die Grenze ewigen Schnees tief liegt, wohl dauernde sein mochten. Der Mond, halb in Nebel verhüllt, trat dem Morgenlichte allmählich die Herrschaft ab. In den Schluchten lagerten noch einzelne dunkle Wolkenballen, auf den höheren Gipfeln aber verdünnten die Wolken sich langsam zu lichten Schleiern, in wirkungsvollem Gegensatz zu den tiefen, violetten Schatten, die überall lagen, wo der Waldsaum in die Wasserfläche tauchte. Obwohl mehr winterlich und rauh, rief das Bild, je mehr es aus dem Morgengrauen sich hervorhob, den Puget Sound in die Erinnerung, der im äußersten Nordwest des Erdteils einen ähnlichen Archipelagus umfaßt.

Der Meissier-Channel wird etwa in der Mitte seiner Länge durch Middle Island, einen klotzigen Felsbau mit zwei Gipfeln, die zu 690 und 660 Meter sich erheben und die eine weithin sichtbare Schiffahrtsmarke bilden, in eine Ost- und eine West-Reach (Strecke) geteilt. Das Eiland steht wie ein Vorposten vor der größeren Farquardinsel, die etwa 8 Miles breit und ebenso lang sein mag und von dem Festlande durch einen nur schmalen Wasserarm getrennt wird. Middle Island kann von beiden Seiten umfahren werden. Die ganze Breite des Kanals an dieser Stelle zwischen der Westseite des Festlandes und der Ostküste von Wellington Island soll über 16 Miles messen. Eine von letzterem vorspringende Halbinsel drängt ihn aber wieder enger zusammen auf

1) Engl. Meile, 1 M. = 1,609 km.

eine Breite von $2\frac{1}{2}$ Miles, die sich bis zum Eingang in die English Narrows stetig mindert.

Diese Narrows oder Engen sind eine der merkwürdigsten Stellen des Kanals und die einzige gefährliche desselben, wenn sie bei starkem Winde und mit der Flut passiert werden müssen. Sie liegen bei Middle Island, wo der Kanal sich auf der westlichen, breiteren Seite bis auf eine Kabellänge[1]) zusammenzieht. Die Strömung beträgt 3—6 Knoten[2]), der Unterschied in der Wasserhöhe zwischen Ebbe und Flut etwa 1,57 Meter. Um durchzukommen, müssen die Schiffe eine Wendung mit sehr kurzem Radius machen, welche sichere Steuerung verlangt. Da bei dieser Wendung die Steuerkette leicht reißt, pflegt vorher das Reservesteuer besetzt zu werden, um damit nötigenfalls eingreifen zu können. So that auch der vorsichtige Kommandant des „Rhamses", als wir der Enge uns näherten. Da der Himmel völlig klar war, waren die Marken für die Steuerung, welche auf Bäumen der Insel angebracht sind, deutlich erkennbar und erleichterten das Kommando. Wir kamen daher, obwohl wir mit Hochwasser liefen, glücklich durch die engen Rapids[3]), ohne das Reservesteuer zu gebrauchen.

Um die vierte Nachmittagsstunde fuhren wir in den trefflichen und sichern Hafen von Eden Harbour, 5 Miles südlich von den English Narrows gelegen, ein. Lage und Umgebung dieses Platzes waren von großartiger Schönheit, wenn auch die Bezeichnung „Eden" zu den üblichen Vorstellungen des Paradieses nicht recht stimmt. Ein weiter Kranz von Schneebergen umgiebt den Hafen; als wir einliefen, wurden sie eben von der untergehenden Sonne beleuchtet mit einem herrlichen Wechsel der Farben von dem Purpur der Gipfel bis in die tief blauen Schatten über dem Saum des Wassers, in den diese ihren Fuß tauchten. Nicht immer mag es so schön sein, oder auf die Dauer mag der Reiz der Landschaft sich mindern. Wenigstens wird erzählt, daß der Kommandant eines mit Vermessungen beauftragten englischen Schiffes, als er nach dreijährigem Aufenthalte den Auftrag erhielt, noch weitere Aufnahmen zu machen, sich aus Verzweiflung darüber in Eden Harbour erschossen hat.

Da es noch hell war und das Wetter klar zu bleiben versprach, wurde eine Bootsfahrt an das Ufer unternommen, um Pflanzen zu sammeln. Der Boden war teilweise gefroren und mit hartem Schnee bedeckt, an anderen Stellen moorig und brüchig, so daß der Stock bis an die Krücke hineinfuhr. Jedenfalls war es zweckmäßig, daß ich mich in des Kapitäns große Wasserstiefel versenkt hatte. Die botanische Ausbeute war reichlich genug in quanto[4]), da die Besatzung unseres Bootes

---

1) $\frac{1}{10}$ Seemeile = 185,5 Meter. — 2) d. h. $\frac{3}{60}$—$\frac{6}{60}$ Seemeilen in einer Minute. — 3) Starke Strömungen. — 4) der Menge nach.

im Eifer, der Wissenschaft zu dienen, alles Grüne aufgerafft hatte, was sie nur hatte erreichen können. Auch ein ethnologischer Fund, wenngleich von keiner großen Bedeutung, war gemacht worden, die Reste einer Indianerhütte, bestehend aus einigen gebogenen Stäben, auf welchen Seehundsfelle befestigt werden, und ein Haufen Schalen einer großen, blauen Muschel, welche die Indianer roh genießen, und die ihr hauptsächliches Nahrungsmittel bildet.

Am folgenden Tage wendeten wir aus dem Hafen langsam zurück in den Hauptkanal, die Indian Reach. Über das Wasser fährt weit ab ein Kanoe unter Segel, von Indianern geführt, doch sind die Schiffer nicht erkennbar. Am Ausgange der Indian Reach teilt sich der Kanal in zwei Arme, welche die umfangreiche Insel Saumarez umschließen. Das Schiff geht durch den östlichen, breiteren Arm, aus welchem eins der ausgedehntesten Inlets, Eyre Sound, sich in nordöstlicher Richtung aufthut, das etwa 40 Miles lang und 9 Miles breit mit dem Kanal die Halbinsel Exmouth bildet. Aus ihm treibt mit dem Strome ein Berg von Gletschereis uns entgegen, von herrlich bläulicher Farbe und phantastisch gestaltet wie ein mythisches Meertier vor dem Fahrzeug eines Gottes der Tiefe. Die schwimmenden Eisblöcke werden häufiger, je näher wir der Mündung von Eyre Sound kommen; sie stammen von den Gletschern an dessen Ufern, von denen ab sie in das Wasser stürzen; manche ragen 6—10 Meter aus der Flut bei einer doppelt und dreifach so großen Längenausdehnung; gezackte und gezähnte Kämme von glänzendem Weiß treten aus der unteren kompakten Masse hervor, welche in lichtem Blau und Grün schimmert, mit Vertiefungen, die wie Thore und Hallen erscheinen, märchenhafte Gebilde gleich Trümmern von dem Palaste eines Eiskönigs. Sie sind besonders zahlreich an dem östlichen Ufer des Kanals, an welches der Nordwind, der sich inzwischen erhoben hat, sie drängt. Sein scharfer Druck bringt auch die Wellen in Bewegung, daß sie schäumend zu weißen Kämmen aufspritzen. Zwischen ihnen taucht plötzlich, nicht weit von dem Schiffe, ein langer, dunkler Körper auf, der gigantische Leib eines Walfisches, der wie ein Berg aus der Tiefe steigt, um ebenso rasch wieder zu verschwinden. Nur der Schwanz kommt noch einmal ans Licht, der Schraube eines Dampfers gleichend, und schlägt die Wellen kräftig nach beiden Seiten. Ein überraschender Anblick bietet sich, als dann die Aussicht auf das Innere des Eyre Sounds sich öffnet. Schneeberge mit Gletschern von einer Ausdehnung und Gestaltung, die sich jeder Vorstellung, jedenfalls jeder Beschreibung entziehen. Ein breiter, hochragender Schneeberg, ein wahrer Riese, nimmt zeitweilig die Mitte ein; aus den Wolken hinter und neben ihm enthüllen sich aber auf Minuten noch gewaltigere Festen, übergletschert oder mit schneebedeckten Kuppen, Spitzen, Rücken, die in den Himmel zu wachsen scheinen. Vornehmlich

fesselt den Blick ein Viereck von Gletscherbastionen und Mauern, aus dessen Mitte eine Eispyramide ragt, wie ein Turm Gottes.

Es ist für heute das letzte große Bild, das selbst schon sich teilweise in Nebel hüllt. Das Schiff treibt vorüber und einer tief dunkeln Wolkenschicht entgegen, die den Weg nach Süden zu sperren scheint. Der Nordwind wird kräftiger und steigert sich zu unbehaglicher Stärke, als wir den Trinidad Channel erreichen. Wir wenden westlich und fahren in die schützende Tom Bay, gerade zeitig genug, um vor dem von Norden stürmenden Winde geschützt zu sein, der unter heftigem Schneegestöber dahinbraust.

Den nächsten Tag (7. Juni) brachte uns eine fünfstündige Fahrt durch die Channels an verschiedenen Inseln vorbei nach Puerto Bueno. An der Einfahrt in diesen Hafen liegen kleine Inseln mit dichtem Baumwuchs und Gebüsch, ein häufiger Aufenthalt von Indianern, die, wenn sie anwesend sind, an Bord kommen, um Seeotter- und Guanacofelle gegen Tabak und alte Kleider einzutauschen. Das Signal mit der Dampfpfeife, das sie sonst herbeilockt, blieb dieses Mal ohne Erfolg. Trotz des strömenden Regens wurde eine Expedition ans Land gemacht, um zu botanisieren und Enten zu schießen. Der Boden war auch hier von Regen und Schnee durchtränkt, stellenweise mit ellendickem Moose bedeckt. Unter den Bäumen trat eine schöne Buchenart, Fagus antarctica, hervor. Wir fanden Indianerpfade, auch den Boden eines Kanoes, aber keine lebenden menschlichen Wesen. Die Enten und Wildgänse, die auf dem Hafen sich zeigten, blieben glücklich am Leben, wie hastig auch auf sie geschossen wurde. Der einzige sichtbare Jagderfolg war eine geschwollene Backe des dritten Offiziers, der sich des peruanischen Gewehrs eines Passagiers bedient hatte.

Die Nacht vom 8. auf den 9. Juni ankerte der „Rhamses“ auf der Bank in Mayne Channel, inmitten zahlreicher Inseln. Als wir am folgenden Morgen um 6 Uhr die Bucht verließen, war die See vollkommen glatt, nur unter dem Bug des Schiffes warf sie Falten, so daß die Oberfläche des Wassers wie schief karriert oder geköpert erschien. Der Baumwuchs war noch seltener und niedriger als gestern; auch der Schnee trat noch mehr zurück. Nach 9 Uhr passierten wir die Fairway-Insel; Kap Pillar, der Pfeiler am westlichen Eingange der Magelhãesstraße, (Siehe die Abbildung auf S. 296) wurde sichtbar, und mit ihm der freie Weg nach dem Ocean. Der Dampfer wendete in großem Bogen um die Insel Tamar und damit heimwärts; denn nunmehr ging es nach Osten. Wie ein Zeichen der Verheißung stand über der Straße ein herrlicher Regenbogen.

26.

Der Golfstrom.

A. von Schweiger-Lerchenfeld.

Die merkwürdigste und bedeutendste aller Meeresströmungen ist der warme Golfstrom. Er ist ein im Ocean scharf ausgeprägter Fluß, der seine natürlichen Uferbegrenzungen hat und auch sonst die Charaktereigentümlichkeiten eines gewaltigen, von Florida bis ins nördliche Eismeer über 600 geographische Meilen langen Flusses besitzt. Er ist reißender, tiefer, breiter, länger und daher auch wasserreicher, als der größte Strom der festen Erde. Selbst der Amazonenstrom ist im Vergleiche mit ihm ein untergeordnetes Flüßchen. Nach den Messungen und Berechnungen des Kapitäns Livingstone besitzt der Golfstrom schon in seinem Ursprunge bei Florida mehr als tausendmal so viel Wasser, als der Mississippi bei seinem Eintritte ins Meer. Auch in der Farbe besitzt dieser Strom des Ozeans seine merkwürdigen Eigentümlichkeiten. Er ist durchsichtig, klar, aber tief indigoblau gefärbt, und dadurch sondert er sich noch bis Kap Hatteras[1]) hinauf von dem gewöhnlichen Meergrün so charakteristisch ab, daß man auf einem seine Wasserufer durchschneidenden Fahrzeuge ganz deutlich die Grenzlinie wahrnehmen kann. Die größte Merkwürdigkeit des Golfstromes ist aber dessen verhältnismäßig sehr hohe Temperatur. Dieselbe beträgt beim Ursprunge des Stromes an der Floridastraße 30° C., in der Nähe des Kap Hatteras etwa 27°, bei der Neufundlandbank circa 20°. Er ist hier selbst im Winter um durchschnittlich 15° wärmer, als das benachbarte Meer.

Vom mexicanischen Meerbusen, aus dem er zwischen Florida und Cuba heraustritt, fließt er längs der Küste Floridas gegen Norden, dann parallel mit der Küste Amerikas in nordöstlicher Richtung fort. Bei der Bank von Neufundland geht er östlich zu den Azoren hinüber und wendet sich, nachdem eine Gabelung des Hauptstromes stattgefunden hat, nach der afrikanischen Küste, wo er über die Capverden westwärts ausbiegt, um wieder in die Antillensee zurückzuströmen. Ein beträchtlicher Teil des Golfstromes fließt aber in nordöstlicher Richtung ab nach den Westküsten Europas, bespült Irland, England und Norwegen und sendet seine Ausläufer bis ins Polarmeer. Die Breite des Golfstromes ist zwischen den Bahamabänken nur gering, etwa 50 Kilometer; östlich von Kap Hatteras beträgt sie 120, wächst aber rasch bis 1000 Kilometer. In den Engen

---

1) An der Ostküste von Nordamerika, etwa in 35° n. Br.

von Bemini[1]) strömt er mit einer Geschwindigkeit von 7, bei Kap Hatteras von 5 Kilometer per Stunde, welche aber in offener See bei sehr erweitertem Bett auf 3, 2 und 1 Kilometer abnimmt. Von der Straße von Florida bis zu den Küsten von Europa läuft das Golfstromwasser etwa 5½ Monate, und Humboldt hat berechnet, daß der ganze Umfang des Wirbels, von der Straße von Florida bis zurück in den mexicanischen Golf, in 2 Jahren und 10 Monaten zurückgelegt wird. An seiner engsten Stelle ist der Golfstrom etwa 360 Meter, bei Kap Hatteras noch 200 Meter tief. In der Mitte des vorbeschriebenen Wirbels liegt eine vollkommen ruhige See, welche von schwimmenden Tangmassen bedeckt ist, das vielgenannte Sargassomeer.

Der kreisförmige Lauf eines Teiles des Golfstromes ist durch interessante Experimente hinreichend nachgewiesen. Berghaus giebt in seiner „Allgemeinen Länder- und Völkerkunde" den Lauf von 21 Flaschen an, welche, mit Inschriften versehen, wohl verkorkt und versiegelt der Strömung überlassen, den Kreislauf vollzogen. Admiral Beechey hat sogar von mehr als 100 solchen Flaschen die Reisewege auf der Karte verzeichnet. Zwei derselben waren in südlicher Breite in der Nähe der Westküste Afrikas zugleich ins Meer geworfen worden; die eine von ihnen kam bei der Insel Trinidad wieder ans Land (sie hatte also nur einen Teil der Strömung durchfahren); die andere dagegen wurde bei der Insel Guernsey im englischen Kanal aus dem Wasser gezogen; sie hatte somit den ganzen Kreislauf vollbracht.

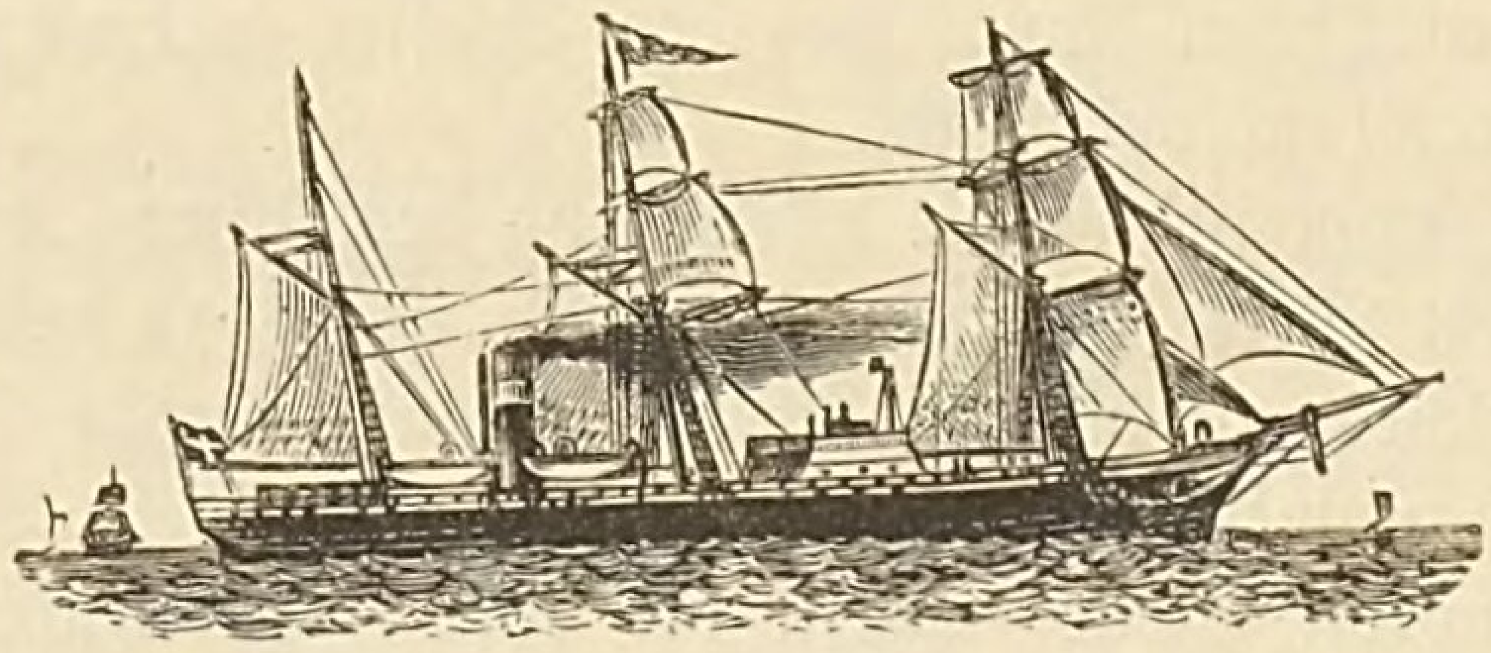
Der Golfstrom ist für die Milderung des Klimas von Europa von unberechenbarem Werte. Seinem Einflusse ist es zu verdanken, daß in Norwegen, welches mit dem südlichen Grönland gleiche Breite hat, noch Ackerbau die Hauptbeschäftigung der Einwohner bildet. Weizen baut man dort bis 64° nördl. Breite, Gerste bis 70°; der Kirschbaum reicht bis an den Polarkreis. In Nordamerika finden wir unter denselben Breiten den Schauplatz des Unterganges der Franklinschen Expedition, die Schneehütten der Eskimos, wo in Norwegen noch unter 70¾° nördl. Breite das blühende Städtchen Hammerfest liegt.

Die Bewegung des Golfstromes hat schon frühzeitig die Aufmerksamkeit der Seefahrer erregt. Aber statt die Strömung für die Schiffahrt auszunutzen, fürchtete man sie, und die meisten Kapitäne verloren, sobald sie in die Strömung gerieten, die Orientierung. Selbst Benjamin Franklin mußte die Antwort schuldig bleiben, als man von ihm die Ursache der auffallenden Verzögerung erfahren wollte, welche die Seefahrer auf gewissen Routen beobachteten. Eines Tages traf er mit einem einfachen Walfischfahrer zusammen, der, darüber befragt, folgendes ant-

1) Eine kleine, in der Floridastraße liegende Insel der Bahamagruppe.

wortete: „Die Hauptursache liegt in dem allbekannten Hochmute der Lenker der königlichen Fahrzeuge; sie verschmähen es, sich von uns belehren zu lassen. Für diese Herren existiert der Golfstrom nur an der Küste von Amerika; daß derselbe auch im übrigen nordatlantischen Ocean besteht, ist ihnen unbekannt, oder sie sind eigensinnig genug, diese Thatsache zu ignorieren. Wenn sie auf ihrer Reise in diesen Strom geraten, kann es kommen, daß sie täglich um 12 bis 15 geographische Meilen zurückgetrieben werden, wenngleich ihnen das Log (Fahrtmesser) ein Vorwärtsschreiten von doppelt so vielen Meilen andeutet. Sie haben keine Ahnung von diesem Vorgange; wir alten Lehrmeister aber haben diese Thatsache auf praktischem Wege konstatiert. Wir vermeiden bei der Auffahrt den Golfstrom ebenso sorgfältig, wie wir ihn bei der Niederfahrt eifrig benutzen."

Leider bestätigte sich, was der alte Schiffer vom „englischen Hochmut" gesagt; denn trotz der Bemühungen Franklins bedurfte es geraumer Zeit, bis man in England die Stichhaltigkeit der Wahrnehmungen des einfachen Walfischfahrers anerkannte.



Asien.

1.

Der „Tegetthoff“ im Eise.

K. Weyprecht.

Durch fast 14 Tage haben wir nun ziemlich Ruhe und beginnen aufzuatmen in der Hoffnung, die eingetretene strenge Kälte werde allen weiteren Eispressungen ein Ende setzen [1]). Aus der Ferne tönt zwar bald von dieser, bald von jener Seite das Geräusch des schiebenden Eises zu uns herüber; aber wir sind schon daran gewöhnt und denken nur an das, was in unserer nächsten Umgebung vor sich geht.

Am 16. November abends wurden wir aber wieder aus unserer Ruhe gerissen. Der letzte Sprung, der schon mit fast meterdickem Eis überdeckt war, öffnet sich plötzlich, 4 Meter vom Bug (Vorderteil des Schiffes) entfernt, erweitert sich schnell und bildet am folgenden Tage einen ziemlich breiten Riß, der sich so rasch mit jungem Eise überzieht, daß wir durch ein paar Stunden den lange entbehrten Genuß eines ebenen Spazierweges haben, auf dem man nicht fortwährend in Gefahr ist, Arme und Beine zu brechen. Die Schlittschuhe werden herausgezogen, und bei prachtvollem Mondscheine erfreut sich alles der lange entbehrten ungehinderten Bewegung.

Doch schon am nämlichen Abend rückt uns das jenseitige Feld wieder auf den Leib. Langsam krempelt es das junge Eis, das schon 15 Centimeter dick geworden ist, vor sich auf und schiebt den ganzen, immer höher werdenden Haufen vor sich her gegen das Schiff. Dicht

---

1) Der „Tegetthoff“ ankerte vom 1. Nov. 1873 an bei der Wilczek-Insel, 59° östl. Länge und etwa 80° nördl. Breite. Am 20. Mai 1874 verließ die Besatzung das Schiff und trat den Rückzug an. Am 24. August wurde die durch übermenschliche Anstrengungen gänzlich erschöpfte Mannschaft in der Dunenbai von Nowaja-Semlja durch russische Schiffe gerettet.

vor dem Steven [1]) trifft es auf das stärkere ältere Eis, bricht auch dieses auf und marschiert ruckweise gegen das Schiff heran. Wir haben einige Stunden Ruhe; dann aber kommt drehende Bewegung in das Feld, und eine hohe Kante schiebt sich langsam über unser eigenes Feld hinüber, von Backbord (linke Seite) auf das Schiff los. Hier kommt sie zum Stillstande, aber nur auf kurze Zeit. Der Berg aus Eisblöcken, den das Feld vor sich herdrückt, wird immer höher und höher und ist am nächsten Abend nur mehr wenig vom Bug des Schiffes entfernt. Er hat eine Höhe von 6 Meter, und auf seiner Spitze liegt ein mächtiger, 2 Meter dicker Eisblock, der das Deck des Schiffes fast um das Doppelte überragt. Wenn die Bewegung sich noch kurze Zeit fortsetzt, so muß der Bug zertrümmert werden.

Um uns herum ist alles durch leichte Sprünge zersplittert. Bei prachtvollem Mondschein, der unsere nähere Umgebung fast taghell beleuchtet, stehen wir draußen und warten der Dinge, die da kommen werden. Wir halten es für unmöglich, daß der Berg, der sich vor unseren Augen aufgetürmt hat, noch wächst, daß die Pressung noch stärker wird; aber unaufhaltsam steigt das jenseitige Feld immer höher über das unserige und drückt den Berg immer näher heran.

Machtlos und unthätig sehen wir zu, geduldig müssen wir unser Schicksal erwarten; denn was nützt die Händearbeit gegenüber solchen Kräften der Natur!

Um Mitternacht kommt das Eis endlich zur Ruhe; durch ein paar Tage knistert und knackt es noch unheimlich in demselben; es mahnt uns beständig, auf der Hut zu sein; dann friert aber alles fest zusammen, und der Berg vor uns sinkt langsam und unmerklich unter seiner eigenen Schwere ein. Am 25. November ist wieder alles in Ruhe, und sorglos für den Augenblick läßt der Chor der Matrosen wieder die alten Seemannsweisen aus der vorderen Kajüte erschallen.

Ein weiter Spaziergang am 27. November belehrt uns, daß das Eis nicht bloß in unserer nächsten Umgebung derart gewirtschaftet hat. Eine ebene Schneedecke von 3 Meter Ausdehnung ist etwas Seltenes; auf allen Seiten und nach allen Richtungen erheben sich Mauern und Auftürmungen. Sogar scheinbar glatte Flächen bestehen aus Stücken, deren Zwischenräume mit Schnee angefüllt sind, und die man erst bemerkt, wenn man bis zum halben Körper in dieselben eingesunken ist.

Bis Mitte Dezember haben wir eine ruhige Periode. Nur in weiter Ferne hören wir das Eis schieben, und wiederum hegen wir die Hoffnung, die Eispressungen hätten ihr Ende erreicht. Bei anhaltender

1) Die das Schiff vorn und hinten begrenzenden, mehr oder weniger senkrecht aufsteigenden Hölzer.

Windstille und intensiver Kälte schienen alle Sprünge unserer Umgebung fest überfroren zu sein.

Am 20. Dezember, als wir eben darüber berieten, wie wir das Kohlenhaus für die Weihnachtsfeier ausschmücken sollten, jagt uns ganz unerwartet das ominöse Krachen im Schiffe auf Deck und hinaus auf das Eis. Ein Sprung ist mitten durch das Kohlenhaus gegangen; wir müssen es ganz abbrechen und verteilen die Kohlenstücke, die Bretter und das Holz, um nicht den ganzen Haufen auf einmal auf das Spiel zu setzen, in verschiedene Partieen in der Nähe zu beiden Seiten des Schiffes.

Bis Ende des Monats öffnet und schließt sich der Sprung abwechselnd; es arbeitet fast ununterbrochen bald stärker, bald schwächer in demselben; für kurze Zeit überfroren, öffnet er sich immer wieder. Trotzdem feierten wir recht vergnügte Weihnachten und ebenso Sylvesterabend, obwohl sich kurz vor Jahresschluß, um 11 Uhr, neue Sprünge gebildet hatten und das Schiff teilweise bloßlegten.

In den nächsten Tagen zeigen sich immer neue Risse, das Schiff ächzt und seufzt fortwährend. Am 3. Januar begann das ganze Eis in unserer Umgebung zu knistern; um 9 Uhr sprangen die meisten der schon überfrorenen Sprünge auf, und neue bildeten sich dazu, so daß jetzt das Eis im vollsten Sinne des Wortes zersplittert ist. Vor dem Aufspringen ertönten heftige Schläge im Schiffe; ohne daß man von einer Pressung etwas bemerkte, schien das Schiff stark gedrückt zu werden, so daß sich die Deckel der großen Luke bewegten. Wahrscheinlich ist das massenhafte Eis unter dem Schiffe infolge der bedeutenden Eisaufwürfe im Südost nicht weit von uns in Bewegung geraten.

Am 7. Januar ist es bei schönem Mondschein zum erstenmal seit mehreren Wochen wieder möglich, zu unterscheiden, wohin man den Fuß setzt. Das Gehen in der letzten Zeit war ganz das des Blinden, ein bloßes Tasten.

Die „Eisteufel", wie wir unsere Feinde im Eise getauft haben, sind ununterbrochen los; sie wollen nicht zur Ruhe kommen; es wird immer ärger. Am 22., als wir gerade beim Frühstück sitzen, wird plötzlich das ganze Schiff von sehr heftigen Stößen erschüttert. Wir stürzen auf Deck und sehen eine hohe Eismauer uns entgegenstarren dicht beim Steuer, die das Deck weit überragt und deren Umrisse sich undeutlich gegen den dunklen Wolkenhimmel abheben. Sechs Meter näher — und das Achterteil des Schiffes ist verschüttet.

Das ganze Eis ist in Bewegung; die stockfinstere Nacht verbirgt uns, was nicht dicht in unserer Nähe vor sich geht; nur das Krachen und Bersten des Eises verrät uns die Punkte der höchsten Gefahr. Im ersten Augenblick wissen wir nicht, sind die Boote zertrümmert oder nicht. Wie wir hinausstürzen, bewegt sich das Eis unter unseren Füßen; keiner weiß,



Der Tegethoff im Eise.

ob die Stelle sicher ist, auf der er momentan steht; jeden Augenblick bricht man in eine Spalte, aber es ist alles so zusammengepreßt, daß vom Versinken keine Rede sein kann. Die Boote sind zum Glücke unverletzt geblieben; wir spannen uns vor und schleppen sie mit möglichster Eile nach vorne, wo das Eis weniger gebrochen ist.

Die Sprünge, die sich am 21. Dezember gebildet und uns seit einem Monat fortwährend beunruhigt haben, sind unter gewaltigen Pressungen zusammengegangen. In wenigen Minuten ist eine Eismauer von wenigstens 10 Meter Höhe emporgedrückt worden. Das eine Kohlenlager ist verschüttet, wir konnten nur noch die dort liegenden Bretter, das Brennholz und einige Kohlenziegel retten, während sich das Eis unter unseren Füßen auftürmte; ein zweites Kohlenlager ist mit der ganzen Flarde (große Scholle), auf der es lag, 4 Meter in die Höhe gehoben worden, und das Zelt, welches ich erst vor drei Tagen für die magnetischen Beobachtungen wieder aufstellen ließ, ist ganz verschwunden. Ich glaube es in der Dunkelheit noch gesehen zu haben, als ich vom Deck aufs Eis sprang, dann war es spurlos fort. Wahrscheinlich ist es mit seiner ganzen Umgebung untergedrückt worden. Es ist ein häßlicher Anblick, dieses Auftürmen des Eises so dicht beim Schiffe, beim stockfinsteren Tage, wo man im Schnee nicht unterscheiden kann, wohin man tritt, und jeden Augenblick bis zum halben Körper in eine Spalte stürzt. Da das Schiff wegen der Mächtigkeit der aufgetriebenen Eismauer in Gefahr ist, sobald uns dieselbe noch näher kommt, lasse ich sogleich die am schwersten wiegenden Kisten mit Lebensmitteln, die auf Deck liegen, auf das Eis schaffen; es ist aber um unsere ganze Umgebung derart zerrissen, daß es schwer ist, einen Platz zu finden, wo man dieselben mit einiger Sicherheit unterbringen kann. Man darf nicht alles, was wir draußen haben, auf eine Stelle deponieren; es dauert dann im Falle der Not zu lange, bis man alles weggeschafft hat. Unter das Schiff hat sich so viel Eis geschoben, daß die beiden Wasserlöcher dicht bei demselben verstopft sind. Mit einem 4 $^1/_2$ Meter langen Meißel kommen wir nicht durch.

26. Januar. Es knistert, knackt und arbeitet fortwährend im Schiffe und seiner Umgebung; wir haben keine ruhige Minute. Kaum hat man sich in der Kajüte niedergelassen und hofft eine ruhige Stunde genießen zu können, so beginnt wieder das ominöse Geräusch. Bald knackt dieser Balken, bald jener; in den Planken knistert es leise; das sind die Vorboten. Auf einmal durchläuft ein leises Zittern das ganze Schiff, es hat sich in seinem Eisbette gerührt. Rasch wirft man den Pelz um und stülpt die Haube auf; allein meistens, ehe man noch auf Deck angelangt ist, kracht und schießt es im ganzen Schiff, es rückt einigemal, dann zittert und knistert es nach, und für kurze Zeit ist wieder Ruhe. Meistens hat sich dann in der Nähe ein Sprung geöffnet, ein alter ist aufgegangen

oder ein neuer hat sich gebildet. Oft friert er rasch wieder zu, bricht wieder auf, friert wieder zu und wiederholt dieses anscheinend unschuldige Manöver vielleicht 14 Tage lang. Dann bricht aber plötzlich aus irgend einer unsichtbaren Ursache das Verderben los, der Sprung geht zusammen und wirft an den exponierten Stellen Berge und Wälle von Eis auf, bei deren Anblick man unwillkürlich an das Schicksal des Schiffes denkt, das inmitten dieser Vorgänge liegt. 12 Meter rückwärts vom Schiffe ist die zuletzt aufgeworfene Eismauer 10 Meter hoch. Sie zieht nach Südwest und Nordost, soweit die Mittagsdämmerung die Aussicht gestattet.

Erst gegen Ende des Monats brachte uns die Mittagsdämmerung wirkliches Licht. Und wiederum kittet die zwischen 30 und 40° R. schwankende Kälte in den folgenden Tagen alles zusammen. Und wiederum am 1. Februar kracht plötzlich das Eis unter unseren Füßen; es öffnet sich ein Sprung und erweitert sich so rasch, daß für die auf der anderen Seite Befindlichen mit Brettern eine Brücke gelegt werden muß. Der Sprung läuft dicht am Bug vorbei, trennt den hohen Berg vorn auf Backbord von uns ab und entfernt sich rückwärts vom Schiffe. Ein Fangboot, das Observatorium, Kohlen u. s. w. bleiben auf der entgegengesetzten Seite. Große Stücke untergeschobenes Eis tauchten von unten auf und verursachten förmlichen Strom- und Wellenschlag. Jeder neue Eisblock kündigte sich vor dem Auftauchen durch Gurgeln des Wassers an und schoß dann über die Oberfläche empor. Unheimlich ist die Tiefe, bis zu welcher das Eis hinabreicht. So weit das Auge hinunterzudringen vermag, ist nichts als Eis zu sehen, dessen grüne Farbe tief unten ohne Grenzen mit dem Dunkel des Wassers verschmilzt. Ein am Rande hinabgeworfenes Lot blieb in 8 Meter auf dem vorspringenden Eise liegen und zwar an einer oberhalb ziemlich ebenen Stelle. Wie tief es an den Stellen hinabreicht, wo die hohen Eiswälle an der Oberfläche den Kampfplatz der Felder bezeichnen, läßt sich gar nicht bestimmen. Der Sprung erweiterte sich nach und nach und ist jetzt wie ein Fluß zwischen Eisufern, etwa 150 Schritt breit. Beide Ränder haben sich seitlich gegeneinander verschoben, so daß sich unser böser Nachbar, der Berg, der uns vorn am Bug lag, jetzt ein paar hundert Schritt rückwärts von uns befindet. Als nachmittags die drüben befindlichen Gegenstände herübergeschafft wurden, mußte für das Boot erst ein Kanal durch das junge Eis gehauen werden.

18. Februar. Um 11 Uhr vormittags schloß sich der schon vollkommen überfrorene Sprung gänzlich, mit starker Pressung gegen den Bug des Schiffes; um das Schiff ist wieder alles gesprungen. Es ist ein trostloser Anblick, wenn man die Eismassen mit unaufhaltsamer Gewalt direkt gegen das Schiff anrücken sieht und berechnet, wie lange es

dauert, bis das wenige dazwischen liegende Eis auch zersplittert ist. Zoll für Zoll rückt es näher; im Schiffe ächzt, schreit und kracht das Holz von dem untergeschobenen Eis, das es zu heben sucht; unter schußartigen Schlägen reißt es sich aus seinem Eisbette los. Man weiß mit Bestimmtheit, daß nur mehr wenige Meter über das Schicksal des Schiffes entscheiden, und muß unthätig dabei stehen, ohne etwas anderes thun zu können, als immer und immer wieder mit den Augen zu messen, wie groß noch der schützende Zwischenraum ist. Im Herbste waren die Eispressungen nicht so heftig als jetzt; es arbeitete länger, aber es traten nicht jene fast unglaublichen Kräfte an den Tag, von denen wir in der letzten Zeit so oft Zeuge sein mußten, Kräfte, die in wenigen Minuten Eiswälle auftürmen, die bei 10 Meter Höhe so weit verfolgt werden können, als das Auge reicht. Heute abend rührte sich das Schiff wiederum unter heftigem Krachen und Stoßen. Die Ursache muß unter uns liegen, da sich das Eis des zusammengegangenen Sprunges ruhig verhält.

Es war die letzte Pressung. Eingemauert in Eisklötzen lag von da ab das Schiff regungslos zwischen den Wällen aus Eis, die es auf allen Seiten umgaben bis zum Tage, wo wir auf Nimmerwiedersehen Abschied nahmen von unserer zweijährigen Heimat. (Siehe die Abbildung S. 308).

Das ist das Treiben und Schaffen des Packeises im Winter.

2.

Kap Tscheljuskin.

A. E. von Nordenskiöld.

Am 19. August (1878) fuhren wir fort, längs der Küste teils zu segeln, teils zu dampfen, meist in einem äußerst dichten Nebel, welcher sich nur zeitweise so weit zerteilte, daß die Küstenlage unterschieden werden konnte. Um nicht getrennt zu werden, mußten beide Fahrzeuge[1]) oft mit der Dampfpfeife Signale geben. Das Meer war glatt wie ein Spiegel. Nur wenig und stark zerfressenes Eis zeigte sich ab und zu; im Laufe des Tages aber dampften wir an einem ausgedehnten ungebrochenen, landfesten Eisfelde vorbei, welches eine Bucht an der westlichen Seite der Tscheljuskin-Halbinsel einnahm. Das Eis, aus dem dasselbe bestand, erschien im Nebel ungeheuer stark und hoch, obgleich es in Wirklichkeit beinahe ebenso zerfressen war wie das, welches die Eisstreifen bildete, die uns hier und da auf dem Meere begegneten.

1) Das Hauptschiff war die „Vega", das zweite Schiff war die „Lena".

Der Nebel hinderte alle weite Aussicht über das Meer, und ich fürchtete bereits, daß die nördliche Spitze Asiens so eisumschlossen sein würde, daß wir nicht an derselben würden landen können. Bald aber schimmerte eine dunkle, eisfreie Landspitze im Nordosten aus dem Nebel hervor. Ein nach Norden offener Busen schnitt hier in das Land ein, und in diesem warfen beide Fahrzeuge am 19. August um 6 Uhr nachmittags Anker.

Wir hatten jetzt ein jahrhundertelang vergebens erstrebtes Ziel erreicht: zum erstenmal lag ein Fahrzeug an der nördlichsten Landspitze der alten Welt vor Anker. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß dieses Ereignis durch Aufhissen der Flaggen und durch Kanonensalute (Begrüßung durch Kanonenschüsse), sowie später, nachdem wir von unserem Ausfluge ans Land zurückgekehrt waren, durch eine Festlichkeit an Bord mit Wein und Trinksprüchen gefeiert wurde.

Ebenso wie bei unserer Ankunft am Jenissei, wurden wir auch hier von einem großen Eisbären empfangen, den wir schon vor dem Ankern der Fahrzeuge am Strande auf- und abgehen und dann und wann unruhig ausschauen und nach dem Meere zu schnüffeln sahen, um zu erforschen, welch merkwürdige Gäste jetzt zum erstenmal in sein Reich eingedrungen waren. Ein Boot wurde ausgesetzt, um ihn zu erlegen; Brusewitz war der auserkorene Schütze; der Bär aber hütete sich, diesmal mit unseren Gewehren nähere Bekanntschaft zu machen. Die Kanonensalute veranlaßten ihn so vollständig zur Flucht, daß er nicht einmal, wie die Bären sonst zu thun pflegen, am folgenden Tage wiederkam.

Die Nordspitze Asiens bildet eine niedrige, durch einen Busen in zwei Teile getrennte Landzunge, deren östlicher Arm sich ein wenig weiter nach Norden erstreckt, als der westliche Arm. Ein Bergrücken mit allmählich abfallenden Seiten zieht sich von der östlichen Spitze in südlicher Richtung in das Land hinein und scheint bereits innerhalb des Gesichtskreises eine Höhe von 300 m zu erreichen. Gleich dem darunter liegenden Flachlande war seine Krone beinahe schneefrei; nur an den Seiten des Berges oder in tiefen, von Schneebächen ausgegrabenen Furchen und kleinen Thälern auf der Ebene waren große, weiße Schneefelder sichtbar. Ein niedriger Eisrand stand noch an den meisten Stellen längs des Strandes. Aber kein Gletscher wälzte seine blauweißen Eismassen an den Seiten der Berge herab, und keine Eisseeen, keine hervorspringenden Felsblöcke, keine hohen Bergspitzen verschönerten das Bild der Landschaft, welche die einförmigste und ödeste war, die ich im hohen Norden gesehen habe.

Überall war der Boden, ebenso wie auf dem Eilande, an welchem wir am 11. August vor Anker lagen, in mehr oder weniger regelmäßige Sechsecke zersprungen, deren inneres Feld gewöhnlich vom Wachstum ent-

blößt war, während aus den Sprüngen verkrüppelte Blumengewächse, Flechten und Moose hervorsproßten. An einigen Stellen war der Boden jedoch mit einer aus Moosen, Flechten, Gras und Halbgras gebildeten Pflanzenmatte bedeckt, die den früher von mir in der Aktiniabai angetroffenen glich; doch waren die Blumengewächse hier weniger zahlreich, die Moose verkrüppelter und weniger fruchttragend. Auch die Flechtenflora war, nach Dr. Almqvists Untersuchung, einförmig, obgleich häufig ganz üppig entwickelt. Am reichsten an Gewächsen war der äußerste Vorsprung der Landspitze. Es hatte beinahe das Aussehen, als ob viele



Kap Tscheljuskin.

der Gewächse des Taimurlandes[1]) versucht hätten, von hier aus weiter nach Norden zu wandern, dabei aber, als sie das Meer angetroffen, dort geblieben wären, außerstande, weiterzukommen, und nicht geneigt, wieder umzukehren. Hier fand nämlich Dr. Kjellman auf einem kleinen Gebiet beinahe alle Gewächse, welche die Umgebung zu bieten hatte. Die Flora bestand im ganzen nur aus 23 Arten unansehnlicher Blumengewächse, darunter 7 Arten dem Geschlechte der Saxifragen (Steinbreche) angehörig, eine schwefelgelbe Mohnart, allgemein in unseren Gärten gepflegt, und das sehr hübsche, vergißmeinnichtartige Eritrichium. Daß die Vegetation hier an der Nordspitze Asiens mit einem harten Klima zu kämpfen

1) Taimur oder Taimyr, die Halbinsel, deren nördlichste Spitze das Kap Tscheljuskin bildet.

hat, zeigt sich unter anderem darin, daß, wie Dr. Kjellman hervorgehoben hat, die meisten Blumengewächse eine besondere Geneigtheit zu haben scheinen, äußerst dichte, halbkugelförmige Höcker zu bilden.

Die einzigen Insekten, welche hier in etwas größerer Menge vorkamen, waren Poduren (Springschwänze), doch sahen wir auch einige Fliegen und sogar einen Käfer aus der Familie der Staphyliniden (Halbflügler). Von Vögeln erblickten wir eine Menge Schnepfen, eine äußerst zahlreiche Schar von Ringelgänsen (Anser bernicla), offenbar auf dem Zuge nach südlicheren Gegenden begriffen und vielleicht von irgend einem nördlich vom Kap Tscheljuskin belegenen Polarlande kommend; ferner einen Taucherdvogel, einige Eismöven und dreizehige Möven, sowie Überreste von Eulen. Die Säugetiere wurden durch den vorher erwähnten Bären, sowie durch Renntiere und Lemminge repräsentiert, von denen wir Spuren und Mist auf den Ebenen fanden. Im Meere sahen wir ein Walroß, verschiedene Robben (Phoca hispida) und ein paar Züge weißer Delphine.

Alle Flüsse waren jetzt ausgetrocknet, aber ausgedehnte, flache Flußbetten gaben zu erkennen, daß zur Zeit des Schneeschmelzens ein reicher Wasserfluß hier stattfand. Das Gemurmel der Schneebäche und Vogelgeschrei durchbrechen dann gewiß die Einsamkeit und das Schweigen, welches jetzt über den kahlen, beinahe alles Wachstums entblößten Lehmbetten des Flachlandes ausgebreitet liegt. Wahrscheinlich kann man jedoch etwas weiter in das Land hinein, an irgend einem gegen die Winde des Nordmeeres geschützten Thalgang, ganz andere Naturverhältnisse, ein reicheres Tier- und Pflanzenleben finden, welches letztere während des Sommers ebenso blumenreich sein mag wie das, welches uns in den Thalgängen des Eisfjords und der „Namenlosen Bucht" (der Besimannajabai) entgegentritt. Menschenspuren sahen wir hier nicht. Die Erzählungen, welche bereits um das Jahr 1600 herum über die Beschaffenheit der Nordspitze Asiens in Umlauf waren, machen es jedoch wahrscheinlich, daß die sibirischen Nomaden ihre Renntierherden auch manchmal bis hier hinaufgetrieben haben. Es ist sogar nicht unmöglich, daß russische Fangmänner von Chatanga auf der Nordspitze des Taimurlandes gejagt haben; und daß Tscheljuskin wirklich hier gewesen ist, davon zeugt die auf russischen Karten ganz richtige Darstellung des Vorgebirges, welches jetzt mit Recht seinen Namen trägt.

Die Bergart besteht aus einem Thonschiefer, mit chiastolithartigen[1]) und Schwefelkies-Krystallen untermischt. An der äußersten Spitze selbst ist der Schiefer von einem mächtigen Gang reinen, weißen Quarzes durch-

---

1) Chiastolith, eine kieselsaure Thonerde.

zogen. Nach alter Nordpolfahrersitte wurde hier zum Andenken unseres Besuches ein stattliches Steinwahrzeichen errichtet.

Um eine gute astronomische Ortsbestimmung dieses wichtigen Punktes zu erhalten, blieb ich hier bis zum 20. August mittags. Die „Lena" erhielt Order, während der Zeit hinauszudampfen, um zu dreggen[1]). Sie traf acht Minuten nördlich von der Bucht, wo wir vor Anker lagen, ganz dichtes Eis. Die Tiefe des Meeres nahm hier schnell zu. Das Tierleben auf dem Meeresboden war reich, unter anderem an großen Seesternen und Ophiuriden (Schlangenschwänze, eine besondere Art von Seesternen).

3.

Schicksal De Longs und seiner Gefährten.

W. H. Gilders.

Die „Jeanette", unter Befehl des Kapitäns De Long, verließ San Francisco am 8. Juli 1879, um auf dem Wege durch die Bering-Straße den Nordpol zu erreichen. Noch vor Ende November war das Schiff vollständig eingefroren, um nicht wieder frei zu kommen. Am 13. Juni 1881 ging es, durch Stauungen des Packeises (Siehe die Abbildung auf Seite 320.) erdrückt, in der Nähe der Neusibirischen Inseln zu Grunde. Die Mannschaft, welche das sinkende Fahrzeug rechtzeitig verlassen hatte, trat über Eis und Schnee den Rückzug nach Süden an. Als man an offenes Wasser kam, verteilte De Long seine Leute auf die drei mitgenommenen Boote. Er selbst nebst 13 Mann bestieg den ersten Kutter. Schon in der ersten Nacht (12. September) trieb ein heftiger Nordoststurm die Boote auseinander. Das traurigste Loos traf nun diejenige Expedition, welche De Long selbst anführte. Die folgenden Zeilen werden uns einen Einblick gewähren in die schrecklichen Leiden, welche über diese armen Menschen hereinbrachen.

Aus De Longs Tagebuch.

Sonnabend, 1. Oktober, 111. Tag und Beginn eines neuen Monats. Alle Mann aufgerufen, als der Koch Theewasser meldete; nahmen zum Frühstück ein halbes Pfund Renntierfleisch und Thee. Sandte dann Nindermann und Alexia aus, um den Hauptarm des Flusses[2]) zu untersuchen, während einige andere von den Leuten Holz sammeln gingen. Der Doktor mußte dem armen Ericksen heute vormittag wieder mehrere Zehen abnehmen. Tritt der Tod nicht vorher ein, oder gelangen wir

---

1) Mit dem Schleppnetz auf dem Meeresboden fischen.

2) Die Expedition war bis zum Lena-Delta vorgedrungen.

nicht bald an eine Niederlassung, so werden die Amputationen wohl fortgesetzt werden müssen, bis die Füße abgenommen sind. Er hat jetzt nur noch eine Zehe übrig. Ich ließ hier folgenden Bericht zurück:

„Sonnabend, den 1. Oktober 1881. Vierzehn Offiziere und Mannschaften des Vereinigten Staaten-Nordpol-Dampfers „Jeanette" kamen am Mittwoch, 28. Sept., bei dieser Hütte an; mußten bis heute vormittag auf das Zufrieren des Flusses warten und werden jetzt auf das westliche Ufer hinübergehen, um ihren Marsch nach irgend einer Ansiedelung an der Lena fortzusetzen. Wir haben Proviant für zwei Tage; da wir bis jetzt aber glücklich genug gewesen sind, in der dringendsten Not immer Wild zu finden, so sind wir auch um die Zukunft nicht besorgt.

Mit Ausnahme eines Mannes, Ericksen, dessen Zehen infolge Erfrierens amputiert werden mußten, sind alle Mitglieder der Abteilung gesund. In mehreren Hütten auf dem östlichen Ufer dieses Flusses, an dem wir von Norden her entlang gekommen sind, wird man noch andere Berichte vorfinden.

George W. De Long,
Lieutenant, Vereinigte Staaten-Marine,
Befehlshaber der Expedition."

Diesem Schriftstücke fügte ich ein Verzeichnis der Mitglieder unserer Expedition bei.

Um 8½ Uhr gingen wir zum letzten Male über den Fluß und brachten unsern Kranken glücklich ans andere Ufer. Dann marschierten wir bis 11 Uhr 20 Minuten, wobei wir unsern Mann auf dem Schlitten zogen. Machten Halt zum Mittagessen — ein halbes Pfund Fleisch und Thee. Brachen um 1 Uhr auf. Um 8 Uhr abends krochen wir in unsere Decken.

Sonntag, 2. Oktober. Ich glaube, daß wir alle bis Mitternacht gut geschlafen haben; dann wurde es aber so kalt und unbehaglich, daß von Schlaf nicht mehr die Rede sein konnte. Um 4 Uhr 30 Minuten waren wir schon alle draußen und am Feuer; der Tag fing eben an zu dämmern. Ericksen sprach die ganze Nacht über im Schlaf und weckte dadurch noch alle diejenigen auf, die nicht schon vor Kälte wach geworden waren. Frühstück um 5 Uhr morgens — ein halbes Pfund Fleisch und Thee. Klarer, wolkenloser Morgen. Barometer auf 30,30. Temperatur um 6 Uhr + 1° R. Brachen um 7 Uhr wieder auf und folgten dem zugefrorenen Wasser, wo wir es finden konnten. Um 9 Uhr 20 Min. war ich ganz sicher, daß wir eine Strecke auf dem Hauptflusse gegangen waren. Ich glaube, wir haben mindestens 2 Meilen (engl.) in der Stunde gemacht und sind 2 Stunden und 40 Minuten unterwegs gewesen.

Zwei Meilen Weges auf die Stunde gerechnet, hätte unser heutiger Tagesmarsch gut 10—12 Meilen betragen — aber wo sind wir? Ich

denke doch, daß dies endlich der Anfang des Lena-Flusses ist. Sagastyr (eine Niederlassung am Lena) ist uns vollständig mythisch geblieben. Wir sahen wohl in einiger Entfernung zwei alte Hütten, aber das war auch alles; auf eine nähere Untersuchung derselben konnten wir uns nicht einlassen, da sie ziemlich weit seitwärts von unserem Wege lagen und es noch zu früh am Tage war, um Rast zu halten.

Sind den ganzen Tag über auf den Eise geblieben und vermuten deshalb, daß wir Wasser unter uns hatten; der Fluß war aber so schmal und so vielfach gewunden, daß es unmöglich ein schiffbarer Arm sein konnte. Meine Karte ist einfach unbrauchbar. Ich muß den schweren Marsch nach Süden unverdrossen fortsetzen und es Gott überlassen, uns nach irgend einer Ansiedelung zu führen; denn daß wir völlig ohnmächtig sind, uns selber zu helfen, ist mir schon seit lange klar.

Ein heller, windstiller, schöner Tag hat uns erheiternden Sonnenschein gebracht. Der Weg eisig; Rationen nur noch für einen Tag vorhanden. Nirgends eine Hütte zu sehen; so machen wir auf dem hohen, steilen Ufer Halt, um eine kalte, unbehagliche Nacht zu verbringen. Abendessen — ein halbes Pfund Fleisch und Thee. Zündeten ein mächtiges Feuer an und bauten ein Bett aus Treibholzstämmen. Stellte eine Wache an mit zweistündiger Ablösung, um das Feuer zu unterhalten, und nahmen darauf unser Abendessen ein. Rüsteten uns dann zu der zweiten kalten, traurigen Nacht. Der Wind war so stark, daß wir unsere Zelthälften als Schirm aufstellen und, vor Frost zitternd, in unsern Decken dahinter sitzen mußten.

Montag, 3. Oktober 1881, 113. Tag. Es war so entsetzlich kalt und schaurig, daß ich allen Leuten Thee gab; dann brachten wir uns mühsam vorwärts bis um 5 Uhr morgens, wo wir unsere letzte Ration Fleisch aßen und wieder Thee tranken. Wir haben jetzt nur noch vier Vierzehntel Pfund Pemmikan[1]) pro Mann und einen halbverhungerten Hund. Möge Gott uns beistehen! Wie weit wir noch zu wandern haben, bis wir an ein Obdach oder eine Niederlassung kommen, weiß er allein. Mit Ericksen scheint es zu Ende zu gehen. Er ist schwach und kraftlos und spricht, sobald er die Augen schließt, laut vor sich hin, meist dänisch, deutsch und englisch. Das läßt selbst bei denen, die trotz unserer elenden und jammervollen Umgebung vielleicht schlafen könnten, keinen Schlaf aufkommen. Aus irgend einem Grunde ist meine Uhr gestern abend 10 Uhr 45 Minuten stehen geblieben, während einer der wachestehenden Leute sie bei sich hatte. Ich habe sie nach ungefährer Schätzung so genau als möglich gestellt, und danach müssen wir uns nun

1) Gepreßtes, mit Fett vermischtes Fleisch.

richten, bis ich es besser machen kann. Gestern früh ging die Sonne nach der noch richtig gehenden Uhr um 6 Uhr 40 Minuten auf.

Unser halber Tagesmarsch betrug etwa 5 Meilen. Wir verloren etwas Zeit durch den Übergang nach dem andern Flußufer, auf dem wir viele Fuchsfallen gesehen hatten. Auch die Fußspuren eines Mannes zeigten sich hier im Schnee; sie führten nach Süden, und wir folgten ihnen, bis sie zum Ufer und auf die westliche Seite des Flusses hinübergingen. Hier mußten wir wieder umkehren; denn der Fluß war stellenweise offen, und so konnten wir die Fußspur nicht direkt verfolgen. Eine der vielen lästigen Sandbänke, an denen der Fluß reich ist, zwang uns nun auch noch zu einem weiten Umwege nach Osten; wir beeilten uns, wieder auf das westliche Ufer hinüberzukommen, und erreichten dasselbe um 11 Uhr 50 Minuten zur Mittagsrast — unsere letzten vier Vierzehntelpfund Pemmikan wurden verabfolgt. Um 1 Uhr 40 Minuten machten wir uns wieder auf den Weg und gingen tapfer vorwärts bis um 2 Uhr 20 Minuten. Schon als wir uns noch auf der andern Seite des Flusses befanden, hatte Alexia eine Hütte zu sehen geglaubt; jetzt, während der Mittagsrast, sagte er, er sähe eine zweite. Ich hatte unter diesen Umständen keinen größern Wunsch, als möglichst schnell hinzukommen. Nach Alexias Angabe lag sie auf dem linken Ufer des Flusses, auf dessen rechtem (von Norden aus gesehen) wir uns jetzt wieder befanden; wir hatten aber 1—2 Meilen weit guten Weg auf einer Sandbank, bis wir, nach links umbiegend, quer über den Fluß gehen konnten. Um 2 Uhr 20 Minuten machten wir hier Halt, und Alexia erstieg das hohe Ufer, um sich nochmals über die Lage zu vergewissern. Er kam mit der Meldung wieder, daß er jetzt auch noch eine zweite Hütte gesehen habe, die etwa 1¼ Meile vom Ufer landeinwärts liege; die andere, die er zuerst gesehen, lag ungefähr in derselben Entfernung nach Süden am Rande des steilen Ufers. Mit Rücksicht auf den beschwerlichen Schlittentransport unseres Kranken über das unebene Terrain entschied ich mich für die Hütte am Ufer, die wir, wenn wir auf dem Eise gingen, in einem Drittel der Zeit erreichen konnten. Nindermann, der auch auf den Hügel stieg, erkannte in dem landeinwärts belegenen Gegenstande mit größter Bestimmtheit eine Hütte — war seiner Sache bei dem zweiten, am Ufer liegenden, nicht so sicher. Alexia blieb aber fest bei seiner Behauptung, und da ich selber nicht sehr gut sehe, hielt ich seine Augen leider für die besseren und gab Befehl, am Flusse entlang nach Süden vorzugehen. Wir traten den Marsch an, von Nindermann und Alexia geführt, und hatten ungefähr eine Meile zurückgelegt, als das Eis unter mir krachte und ich bis an die Schultern einsank, ehe mein Tornister mich wieder emporhob. Während ich mich hinausarbeitete, brach Görtz schon wieder etwa 50 Meter hinter mir bis an den Hals ein, und

hinter ihm wieder versank Mr. Collins bis über die Hüften. Eine schlimme Bescherung! In dem Augenblicke, als wir aus dem Wasser stiegen, waren wir auch schon mit einer Eiskruste überzogen und von der Gefahr des Erfrierens bedroht. Wir hinkten jedoch weiter, bis wir um 3 Uhr 45 Minuten bei der Stelle ankamen, wo die Hütte liegen mußte. Nindermann erstieg den hohen Uferrand, der Doktor folgte. Zuerst riefen sie: „Alles richtig, kommt herauf!“ Kaum aber waren wir oben angelangt, als Nindermann schrie: „Keine Hütte hier!“ Zu meinem größten Schrecken und Entsetzen sah ich nichts als einen großen Erdhügel, der, nach seiner regelmäßigen Gestalt und weithin sichtbaren Lage zu schließen, wohl künstlich aufgeschüttet und zu einer Bake (Merk- oder Warnungszeichen) bestimmt gewesen war. Nindermann glaubte so sicher eine Hütte vor sich zu sehen, daß er, nach der Thür suchend, rings herum ging und endlich hinaufstieg, um ein Loch im Dache zu entdecken. Er fand keines von beiden; es war nichts als ein Erdhaufen. Mit schwerem Herzen gab ich Befehl, das Lager in einer Höhle an der Uferwand aufzuschlagen, und bald saßen wir an einem prasselnden Feuer, trockneten und sengten unsere Kleider, während der kalte, schneidende Wind uns in den Rücken blies.

Uns blieb zum Abendessen nichts anderes mehr, als der Hund. Ich befahl Iverson, ihn zu schlachten und zurechtzumachen; dann wurden die Teile, die sich nicht gut mitnehmen ließen, zu einem Gerichte geschmort, von dem alle, außer dem Doktor und mir, begierig aßen. Für uns beide war es ein ekelhaftes Mahl und — aber warum noch länger bei einem so unangenehmen Gegenstande verweilen? Ich ließ das übrige wiegen und bin sicher, daß wir im ganzen 27 Pfund hatten. Das Tier war fett und, da es mit Pemmikan gefüttert worden war, auch vermutlich rein. Gleich nachdem wir Halt gemacht, hatte ich Alexia mit seiner Flinte landeinwärts geschickt, um festzustellen, ob die Hütte dort auch nur eine Fabel wäre, wie unsere jetzige. Er kam bei Dunkelwerden zurück, vollständig sicher, daß es eine große Hütte war, da er selber hineingegangen und einige Stückchen Renntierfleisch und Knochen darin gefunden hatte. Einen Augenblick lang war ich versucht, sogleich mit allen Leuten dahin aufzubrechen, aber Alexia war nicht gewiß, ob er die Hütte im Dunkeln wiederfinden werde — verirrten wir uns aber, so waren wir noch weit schlimmer daran als zuvor. So richteten wir uns denn hier, so gut es eben gehen wollte, für die Nacht ein. Wir drei Durchnäßten dampften und brannten vor dem Feuer. Collins und Görtz hatten etwas Alkohol getrunken, ich konnte ihn aber nicht hinunterbringen. Bei dem kalten Wetter und dem rauhen Nordwestwind, vor dem es für uns keinen Schutz und kein Entrinnen gab, erschien mir unsere Zukunft wie eine finstere, traurige Nacht. Ericksen fing bald an zu phantasieren, und seine irren



Eisregion im nördlichen Polarmeer.

Reden bildeten eine schaurige Begleitung zu dem Elend und den Schrecknissen, die uns umgaben. Warm wurden wir nicht, und es schien auch unmöglich, wieder trocken zu werden. Es kam mir vor, als wären alle betäubt und beklommen, und ich fürchtete schon, daß einige von uns während der Nacht sterben würden. Wie kalt es war, weiß ich nicht, da mein letztes Thermometer bei meinem häufigen Hinfallen auf dem Eise zerbrochen war, ich vermute aber, daß es mehr als — 10° R. gewesen ist. Wir stellten wieder eine Wache an, um das Feuer zu unterhalten, und drängten uns dann im Kreise um dasselbe zusammen; so verbrachten wir unsere dritte Nacht ohne Schlaf. Hätte Alexia mich nicht in seinen Seehundsrock eingehüllt und sich dicht an mich herangesetzt, um mich durch seine Körperwärme warm zu halten, so wäre ich unfehlbar erfroren. Jetzt dampften meine Kleider, während ich zitterte und mich wie im Fieberfrost schüttelte. Ericksens Stöhnen und wirres Reden klang unablässig durch die schauerliche Stille — gebe Gott, daß ich eine so entsetzliche, jammervolle Nacht nie wieder zu erleben brauche!

Dienstag, 4. Oktober, 114. Tag. Beim ersten Dämmern des Tageslichtes erhoben wir uns alle, um uns durch Bewegung zu erwärmen, und der Koch mußte sich sogleich daran machen, den Thee zu bereiten. Jetzt entdeckte der Doktor mit Schrecken, daß Ericksen sich während der Nacht die Handschuhe abgestreift und nun auch die Hände erfroren hatte. Augenblicklich wurden mehrere Leute angestellt, die sie abwechselnd reiben mußten, und um 6 Uhr morgens war die Cirkulation auch wieder so weit im Gange, daß wir es wagen konnten, den Kranken zu transportieren. Eilig stürzte jeder seinen Becher Thee hinunter und schnürte dann seine Last zusammen. Ericksen war vollständig bewußtlos; wir mußten ihn mit Riemen auf dem Schlitten festbinden. Es wehte ein scharfer Südwestwind; dabei war es bitterkalt. Wir brachen um 6 Uhr auf, machten einen angestrengten Marsch und dankten Gott aufrichtig, als wir uns um 8 Uhr schon mit unserem Kranken unter dem schützenden Dache einer Hütte befanden, die geräumig genug war, uns alle beherbergen zu können. Es wurde sogleich ein Feuer angemacht, an dem wir zum erstenmal seit Sonnabend Morgen warm wurden.

Der Doktor untersuchte Ericksen und fand, daß seine Kräfte bedeutend gesunken waren. Sein Puls war sehr schwach. Er war ganz bewußtlos und ging unverkennbar, wohl infolge der Erkältung vom Abend zuvor, rasch seinem Ende entgegen. Der Arzt fürchtete, daß er nicht mehr viele Stunden zu leben haben werde, und so forderte ich die Leute auf, ehe wir uns selber zur Ruhe begäben, noch mit mir zusammen das Gebet für einen Kranken zu sprechen. Sie thaten es in ruhiger, ehrfürchtiger Weise, trotzdem von meinen gebrochenen Worten nur wenig zu verstehen war. Wir stellten eine Wache beim Feuer an und legten uns

dann alle, mit Ausnahme Alexias, zur Ruhe nieder. Um 10 Uhr vormittags ging Alexia auf die Jagd aus, kehrte aber gegen Mittag schon gänzlich durchnäßt und ohne Beute zurück; er war auf dem Eise eingebrochen und in den Fluß gefallen. Um 6 Uhr nachmittags rafften wir uns wieder auf, und ich mußte daran denken, meinen Leuten etwas zu essen zu geben. Jeder erhielt ein halbes Pfund gebratenes Hundefleisch und eine Tasse Thee: es war die Nahrung für einen ganzen Tag; wir waren aber so dankbar, daß wir einen Schutz gegen den unbarmherzigen Südweststurm gefunden hatten, der draußen tobte, daß wir uns nicht viel aus den knappen Rationen machten.

Mittwoch, 5. Oktober, 115. Tag. Um 7 Uhr 30 Minuten beginnt der Koch den Tag mit Bereitung des Thees aus den gestern schon gebrauchten Theeblättern. Damit müssen wir bis heute Abend ausreichen. Bis uns irgend eine Hilfe kommt, haben wir als tägliche Nahrung ein halbes Pfund Hundefleisch. Um 9 Uhr ging Alexia wieder auf die Jagd, und ich schickte die übrigen Leute aus, um dünnes Holz zu sammeln, mit dem wir den Fußboden unserer Hütte belegen könnten; denn das gefrorene Erdreich, das, wenn wir uns niederlegen, unter uns auftaut, durchfeuchtet und erkältet uns gänzlich und raubt uns dadurch viel Schlaf. Der Südweststurm dauert noch fort. Barometer um 2 Uhr 40 Minuten auf 30,12. An Ericksens Bein zeigt sich der Brand; es geht mit ihm zu Ende. Jetzt noch zu amputieren, würde nutzlos sein; er würde wahrscheinlich während der Operation sterben. Er ist zeitweise bei Bewußtsein. Um 12 Uhr kam Alexia zurück; er hatte nichts gesehen. Er war dieses Mal über den Fluß gegangen, hatte aber umkehren müssen, da er außerstande war, noch länger gegen den eisigen Wind anzukämpfen. Meiner Meinung nach befinden wir uns auf der östlichen Seite der Insel Titary, in etwa 25 Meilen Entfernung von Kumak-Surka, das, wie ich annehme, eine Niederlassung ist. Es ist dies unsere letzte Hoffnung, seitdem wir nicht mehr auf Sagastyr hoffen können. Die Hütte, in der wir hier sind, ist ganz neu und augenscheinlich nicht die auf meiner Karte angegebene astronomische Station; sie ist in der That noch nicht einmal fertig, da sie weder Thür noch Pforte hat. Vielleicht ist sie zu einer Sommerhütte bestimmt, wenn auch die zahlreichen Fuchsfallen, die sich hierherum befinden, mich vermuten lassen, daß sie manchmal auch zu andern Zeiten des Jahres besucht werden könnte. Von dieser letzten Möglichkeit können wir allein noch Befreiung warten — ich sehe keinen Ausweg mehr vor mir. Sobald der Sturm nachläßt, werde ich Nindermann mit noch einem der Leute nach Kumak-Surka voraussenden, um uns, wenn möglich, Hilfe zu verschaffen. Um 6 Uhr abends erhielt jeder sein halbes Pfund Hundefleisch und zum zweiten Male aufgebrühten Thee, dann legten wir uns zum Schlaf nieder.

Donnerstag, 6. Oktober, 116. Tag. Um 7 Uhr 30 Minuten alle Mann aufgerufen. Erhielten einen Becher dritten Theeaufguß mit 10 Gramm Alkohol vermischt. Alle sehr schwach. Der Sturm läßt etwas nach. Gegen Mittag sollen Nindermann und Noros ihren Eilmarsch nach Kumak-Surka antreten. Um 8 Uhr 45 Minuten schied unser Schiffskamerad Ericksen aus diesem Leben. Ich richtete einige Worte des Trostes und der Ermutigung an die Leute. Alexia kam zurück mit leeren Händen — zu dichtes Schneetreiben. Um Gotteswillen, was soll aus uns werden? Wir haben noch 14 Pfund Hundefleisch; sind von der ersten vielleicht vorhandenen Ansiedelung 25 Meilen entfernt. Was Ericksens Bestattung anbetrifft, so können wir ihm kein Grab geben; der Boden ist hart gefroren und wir haben nichts, womit wir ihn aufgraben könnten. Es bleibt uns nichts übrig, als ihn im Flusse zu bestatten. Wir nähten ihn in die Zeltklappen ein und bedeckten ihn mit einer Flagge. Ich ließ die Leute sich fertig machen; jeder erhielt 10 Gramm Alkohol; dann wollen wir versuchen, hinauszugehen und ihn zu bestatten; wir sind aber alle so schwach, daß ich nicht weiß, wie wir fortkommen sollen. Um 12 Uhr 40 Minuten hielt ich den Begräbnisgottesdienst ab, dann brachten wir unsern verschiedenen Kameraden nach dem Flusse. Nachdem wir hier ein Loch in das Eis gehauen und den Leichnam hineinversenkt hatten, erwiesen wir ihm durch dreimaliges Abfeuern unserer Remingtons die letzte Ehre. An dem Flußufer über seinem Grabe werden wir ein Brett aufpflanzen, in das folgende Inschrift geschnitten wird: „Zum Gedächtnis H. H. Ericksens; 6. Oktober 1881. Ver. St. S. »Jeanette«."

Ich verteilte seine Kleider unter seine Kameraden. Iverson nahm seine Bibel und eine Locke von seinem Haar. — Abendessen um 5 Uhr nachmittags; ein halbes Pfund Hundefleisch und Thee.

Freitag, 7. Oktober, 117. Tag. Frühstück aus dem letzten halben Pfund Hundefleisch und Thee bestehend. Unser letztes bißchen Thee ist heute früh in den Kessel gethan worden, und nun sollen wir einen Marsch von 25 Meilen machen mit wenigen, schon einmal gebrauchten Theeblättern und zwei Quart Alkohol. Ich vertraue aber auf Gott und denke, daß Er, der uns bis hierher versorgt hat, uns nun nicht Hungers sterben lassen wird. Begannen die Zurüstungen zum Aufbruch um 7 Uhr 10 Minuten. Eines der Winchestergewehre ist nicht mehr in Ordnung; wir lassen es deshalb mit 161 Patronen hier zurück und nehmen nur die beiden Remingtons und 243 Patronen mit uns. Ich deponierte in der Hütte einen kurzen Bericht über unsere gegenwärtige Lage.

Wir machten uns um 8 Uhr 30 Minuten auf den Weg, marschierten bis 11 Uhr 20 Minuten, legten in dieser Zeit drei Meilen zurück. Dann waren wir alle mit unsern Kräften zu Ende und gingen nur noch taumelnd und wie in einem Labyrinth. Der Platz neben einem großen, von einer

Springflut hierher gespülten Holzhaufen schien mir zum Kochen unsers Wassers wohl geeignet, und so gab ich Befehl, zum Mittagessen Halt zu machen — 20 Gramm Alkohol in einem Topf Thee. Dann gingen wir weiter und kamen bald an einen zugefrorenen Wasserlauf, den wir wieder für den Hauptfluß hielten. Hier brachen vier von uns ein, als sie ihn zu überschreiten versuchten; zur Verhütung möglicher Frostschäden ließ ich auf dem westlichen Ufer ein Feuer anzünden, an dem wir uns trockneten. Inzwischen schickte ich Alexia aus, um uns, wenn möglich, etwas Eßbares zu verschaffen; ich gab ihm die Weisung, nicht weit zu gehen und nicht lange fortzubleiben — aber um 1 Uhr 30 Minuten war er noch nicht zurückgekehrt und auch nicht in Sicht. Leichter Südwestwind, Nebel. Am südlichen Horizont Berge sichtbar. Um 5 Uhr 30 Minuten kam Alexia mit einem Schneehuhn zurück; wir kochten Suppe davon und hatten diese und 10 Gramm Alkohol als Abendessen. Krochen dann zum Schlafen unter unsere Decken. Leichter Westwind, Vollmond, sternenheller Himmel, nicht sehr kalt. Alexia hat den Fluß eine Meile weit ganz frei von Eis gesehen.

Sonnabend, 8. Oktober, 118. Tag. Alle Mann um 5 Uhr 30 Minuten aufgerufen. Frühstück: 20 Gramm Alkohol in einer halben Pinte (etwa 1/4 Liter) heißen Wassers.

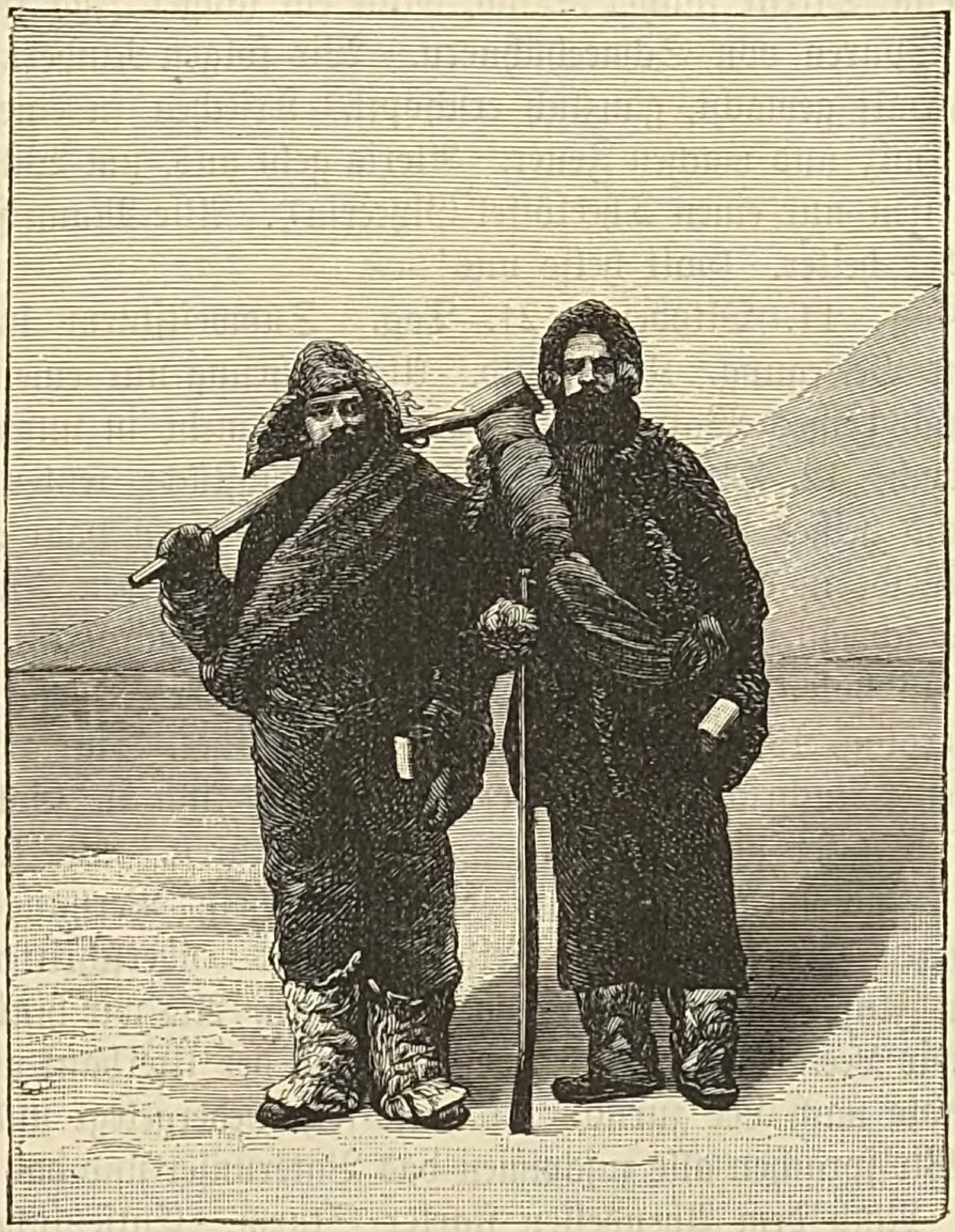
Bemerkung des Doktors: Der Alkohol erweist sich als ungemein zweckdienlich. Er läßt weder die Empfindung des Heißhungers, noch den nagenden Schmerz im Magen aufkommen und erhält in den Quantitäten, in denen wir ihn verabfolgen (nach ungefährer Schätzung und nach Dr. Amblers Versuchen sind es etwa 60 Gramm pro Tag und pro Mann), die Leute verhältnismäßig bei Kräften.

Marschierten bis 10 Uhr 30 Minuten — 20 Gramm Alkohol. Von 1/2 7 bis 1/2 11 Uhr fünf Meilen. Kamen um 11 Uhr 30 Minuten an einen großen Fluß. Gingen wieder vorwärts. Große Schneebänke. Kommen an einen kleinen Fluß; müssen wieder umkehren. Machen um 5 Uhr Halt; sind nur eine Meile weiter gekommen. Mißgeschick. Schnee. Wind aus Süd-Südost. Kälte. Lager. Nur wenig Holz. 10 Gramm Alkohol.

Sonntag, 9. Oktober, 119. Tag. Alle Mann um 4 Uhr 30 Minuten — 20 Gramm Alkohol. Hielt Gottesdienst. Schicke Nindermann und Noros voraus, um Hilfe zu suchen. Sie nehmen ihre Decken mit sich, eine Flinte, 40 Patronen und 40 Gramm Alkohol. Sollen auf dem westlichen Ufer des Flusses bleiben, bis sie an eine Ansiedelung kommen. Sie brachen um 7 Uhr auf, von unserem „Hurra!" begleitet[1]). Machten uns

1) Unter unglaublichen Schwierigkeiten setzten die beiden kühnen Männer ihren Weg nach Süden fort, bis sie am 22. Oktober mit Tungusen zusammentrafen. Trotz

selber um 8 Uhr auf den Weg. Überschritten den Fluß. Brachen auf dem Eise ein. Alle bis zu den Knieen naß. Hielten an und machten Feuer. Trockneten unsere Kleider. Um 10 Uhr 30 Minuten wieder unterwegs. Lee bricht zusammen. Um 1 Uhr am Flußufer. Mittagsrast. 20 Gramm Alkohol. Alexia schießt drei Schneehühner. Wir kochen Suppe. Folgen Nindermanns Spuren. Er selbst ist längst außer Sicht. Brechen um 3 Uhr 30 Minuten wieder auf. Hohes, steiles Ufer. Das



Nindermann und Noros.

Eis auf dem Flusse treibt schnell nach Norden. Kommen um 4 Uhr 40 Minuten an viel Treibholz, bei dem wir Halt machen. Finden ein Kanalboot. Legen uns mit dem Kopfe hinein und schlafen. 10 Gramm Alkohol; Abendessen.

Montag, 10. Oktober, 120. Tag. Die letzten 10 Gramm Alkohol um 5 Uhr 30 Minuten. Schicke um 6 Uhr 30 Minuten Alexia aus, um sich nach Schneehühnern umzusehen. Essen Stücke Renntierfell. Gestern

---

mehrtägiger Unterhandlung gelang es ihnen leider nicht, sich den Eingeborenen verständlich und dieselben zur Hilfeleistung willfährig zu machen.

morgen haben wir meine renntierledernen Übersocken gegessen. Leichter Südostwind. Die Luft nicht sehr kalt. Aufbruch um 8 Uhr. Beim Überschreiten eines Baches brachen drei von uns ein. Machten Feuer und trockneten uns. Vorwärts gegangen bis 11 Uhr; gänzlich erschöpft. Kochen aus den Theeblättern, die in der Alkoholflasche sind, ein Getränk. Um Mittag wieder vorwärts. Frischer Wind aus Süd-Südwest. Schneetreiben. Sehr beschwerliches Gehen. Lee bittet, wir sollen ihn zurücklassen. Kleine Strecke flacher Sand, dann ein langer Zug steilen Ufers. Zahlreiche Spuren von Schneehühnern. Wir folgen Nindermanns Weg. Um 3 Uhr Halt gemacht, gänzlich erschöpft. Kriechen in eine Uferhöhle. Sammeln Holz und machen Feuer. Alexia geht aus, um Wild zu suchen. Als Abendessen nur einen Theelöffel Glycerin[1]). Alle Mann schwach und kraftlos, aber heiter. Gott helfe uns! —

Dienstag, 11. Oktober, 121. Tag. Südweststurm mit Schnee. Unfähig zur Bewegung. Kein Wild. Als Nahrung nur einen Theelöffel Glycerin und heißes Wasser. Kein Brennholz mehr in unserer Nähe.

Mittwoch, 12. Oktober, 122. Tag. Frühstück: letzter Theelöffel Glycerin und heißes Wasser. Mittags hatten wir ein paar Hände voll arktischer Weide in einem Topf Wasser; wir tranken den Aufguß. Wir alle werden schwächer und schwächer. Haben kaum noch Kraft genug, um Brennholz zu holen. Südweststurm mit Schnee.

Donnerstag, 13. Oktober, 123. Tag. Weidenthee. Starke südwestliche Winde. Keine Nachricht von Nindermann. Wir sind in Gottes Hand; wenn Er sich unser nicht erbarmt, sind wir verloren. Wir können nicht gegen den Wind vordringen, und Hierbleiben heißt Verhungern. Nach Mittag gingen wir etwa eine Meile vorwärts, überschritten entweder einen neuen Fluß oder eine Windung des großen. Als wir hinüber waren, vermißten wir Lee. Gingen nach einer Höhle in der Uferbank und lagerten dort. Sandte nach Lee zurück. Er hatte sich niedergelegt und erwartete den Tod. Wir sprachen alle zusammen das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis. Nach dem Abendessen starker Sturm. Entsetzliche Nacht.

Freitag, 14. Oktober, 124. Tag. Frühstück: Weidenthee. Mittags halber Theelöffel Glycerin und Weidenthee. Alexia schoß ein Schneehuhn. Kochten Suppe. Der Südwestwind läßt nach.

Sonnabend, 15. Oktober, 125. Tag. Frühstück: Weidenthee und zwei alte Stiefel. Beschließen, bei Sonnenaufgang weiterzugehen. Alexia kraftlos; Lee ebenfalls. Kamen an ein leeres Getreideboot. Halt und Lager. In der Dämmerung am südlichen Horizont Rauch gesehen.

Sonntag, 16. Oktober, 126. Tag. Alexia gänzlich erschöpft. Gottesdienst.

Montag, 17. Oktober, 127. Tag. Alexia im Sterben. Doktor taufte

1) Aus Fett gewonnene farb- und geruchlose sirupartige Flüssigkeit.

ihn. Wir sprachen das Gebet für Kranke. Mr. Collins' Geburtstag, 40 Jahre alt. Bei Sonnenuntergang starb Alexia. Entkräftung durch Hunger. Bedeckten ihn mit der Fahne, legten ihn in den Kahn.

Dienstag, 18. Oktober, 128. Tag. Stille, milde Luft. Schneefall. Nachmittags begruben wir Alexia. Legten ihn auf das Eis des Flusses, deckten Eisplatten über ihn.

Mittwoch, 19. Oktober, 129. Tag. Zerschnitten das Zelt, machten Fußbekleidung daraus. Doktor ging voraus, um neuen Lagerplatz zu suchen. Siedelten bei Dunkelwerden dahin über.

Donnerstag, 20. Oktober, 130. Tag. Klar und sonnig, aber sehr kalt. Lee und Kaach völlig erschöpft.

Freitag, 21. Oktober, 131. Tag. Gegen Mitternacht fanden der Doktor und ich Kaach tot zwischen uns liegend. Lee starb mittags. Während er im Sterben lag, sprachen wir das Gebet für Kranke.

Sonnabend, 22. Oktober, 132. Tag. Zu schwach, um Lees und Kaachs Leichen auf das Eis hinabzubringen. Der Doktor Collins und und ich trugen sie nur bis um die Ecke des Hügelrandes außer Sicht. Dann schlossen sich meine Augen.

Sonntag, 23. Oktober, 133. Tag. Alle ziemlich schwach. Schliefen oder ruhten wenigstens heute; brachten dann vor Dunkelwerden noch das nötige Holz zusammen. Ich las ein Stück der Sonntagsandacht vor. Leiden alle an den Füßen.

Montag, 24. Oktober, 134. Tag. Furchtbare Nacht.

Dienstag, 25. Oktober, 135. Tag.

Mittwoch, 26. Oktober, 136. Tag.

Donnerstag, 27. Oktober, 137. Tag. Iverson ganz kraftlos.

Freitag, 28. Oktober, 138. Tag. Frühmorgens starb Iverson.

Sonnabend, 29. Oktober, 139. Tag. Heute Nacht starb Dreßler.

Sonntag, 30. Oktober, 140. Tag. Boyd und Görtz sind während der Nacht gestorben. Mr. Collins liegt im Sterben.

Die Auffindung der Toten.

Am 16. März 1882 brach eine Expedition von der Station Kas-Charta auf, um Nachforschungen nach De Long und seinen unglücklichen Gefährten anzustellen. Dieselbe bestand aus dem Oberingenieur Melville, dem Hilfsingenieur James H. Bartlett, dem Matrosen Wilhelm Nindermann, welchen De Long mit Noros am 9. Oktober nach Hilfe vorausgesandt hatte und welcher auf diese Weise dem entsetzlichen Geschick der Zurückgebliebenen entgangen war, ohne die ersehnte Hilfe schaffen zu können; ferner aus den beiden Dolmetschern Greenbeck und Bobukow, dem Kosaken Koljinkin, dem russischen Verbannten Jasim Kapellow und einer Anzahl jakutischer Arbeiter und Schlittenführer.

Die ersten Nachforschungen wurden von Usterda aus unternommen; man folgte den Spuren De Longs bis Matvey, fand auf dieser ganzen Strecke aber keinerlei neue Anzeichen, aus denen man auf den Verbleib der Vermißten hätte schließen können. So entschied sich Melville denn dafür, auf dem Wege Nindermanns zurückzugehen. Am 23. März brachen sie von Matvey auf, und bald fanden sie auch das Wrack eines Flachbootes, nach dem sie, als dem sichersten Wegzeichen, auf Nindermanns Rat scharfe Ausschau gehalten hatten. An diesem Wrack war nämlich Nindermann gleich am ersten Tage, nachdem er mit Noros die Wanderung nach Süden angetreten hatte, vorübergekommen, und da er nur zu wohl wußte, in welch traurigem Zustande die zurückgebliebenen Gefährten sich schon damals befunden und wie ihnen die Kräfte zu einem weiteren Marsche gefehlt hatten, war er fest überzeugt, daß sie nicht weit mehr über diese Stelle hinausgekommen sein konnten. Und seine Annahme bestätigte sich. Am Ufer entlang gehend, hatten die Suchenden sich jetzt kaum 500 Meter von dem Wrack entfernt, als sie an eine große Schneewehe kamen, aus der neben den Spitzen von vier zusammengebundenen Pfählen der Lauf eines Gewehres hervorragte, das mit seinem Riemen an den Pfählen hing. Hier mußte sich ein Lagerplatz der Vermißten befunden haben. Auf den zusammengebundenen Pfählen ruhte das eine Ende der Firststange des Zeltes, das andere lag auf einem Vorsprunge der nahen Uferbank.

Unverzüglich wurden nun zwei von den jakutischen Arbeitern angestellt, den etwa $2\frac{1}{2}$ Meter hohen Schnee zu beiden Seiten der Pfähle fortzuschaufeln — es währte nicht lange, so kamen zwei Leichen zum Vorschein, die dicht nebeneinander lagen. Es waren Boyd und Görtz.

Während nun Melville, um den ganzen Zeltplatz freizulegen, die Leute mit dem Wegräumen des Schnees fortfahren ließ, erstieg er selber die Uferbank, um auf dem etwa 6 Meter über dem Eise belegenen hohen Terrain einen zu einer Kompaßbestimmung geeigneten Platz aufzusuchen. Langsam schritt er in westlicher Richtung vorwärts, als seine Aufmerksamkeit plötzlich von einem dunkeln Gegenstande angezogen wurde, der sich weithin sichtbar von der einförmig weißen Fläche abhob. Etwa ein Kilometer von dem Zeltplatze entfernt, ragte hier ein Feldkessel aus dem Schnee hervor — und nicht der Feldkessel allein. Eilig nähergehend, stieß Melville mit dem Fuße an etwas Hartes; er bückte sich danach und sah, daß es eine starre, bloße Hand war, die sich aus der weißen Decke vorstreckte. Schnell war der Schnee, der hier kaum 30 Centimeter hoch lag, fortgescharrt, und nun sah Melville die Leiche des unglücklichen Befehlshabers der Expedition, Kapitäns De Long, vor sich; etwa ein Meter von ihm entfernt lag Dr. Ambler, und zu den Füßen beider ausgestreckt Ah Sam, der chinesische Koch. Das Halbzelt, das sie wohl vom Lagerplatze

mit hierher gebracht hatten, als ihre Gefährten dort seiner nicht mehr bedurften, war über ihre Füße gebreitet, auch einige Stücke von einer großen wollenen Decke hatten ihnen als wärmende Hülle gedient. Nicht weit von der Stelle, wo sie lagen, fanden sich die Überreste eines Feuers vor; der Feldkessel aber enthielt noch einige Stückchen arktischer Weidenzweige, aus denen sie Thee gekocht hatten.

Dicht neben De Longs Leiche lag sein Tagebuch am Boden, von dessen traurigem Inhalte oben einige Auszüge mitgeteilt sind. Ohne Zweifel waren der Arzt, Sam und De Long selber an dem nämlichen Tage noch gestorben, an dem er die letzte Notiz eingetragen hatte; und wahrscheinlich war er, nachdem er dieselbe niedergeschrieben, nicht mehr imstande gewesen, das Buch wieder in die Tasche zu stecken, denn neben dem Buche lag auch sein Bleistift am Boden. Bevor er und seine beiden letzten Gefährten das Zelt verlassen hatten, um sich mit den müden, unbeschuhten Füßen durch den Schnee zu ihrem letzten Ruheorte zu schleppen, hatten sie das Antlitz ihres verstorbenen Kameraden Collins noch ehrfurchtsvoll mit einem Tuche bedeckt.

Das Zelt war in einer Einbuchtung der Uferbank aufgeschlagen gewesen; auf dem vorderen, niedrigen Terrain fanden sich die beiden Kasten mit den Schiffsbüchern vor, etwas weiter nach Osten der Arzneikasten und die Schiffsflagge, die noch an ihrer Stange befestigt war.

Die Leichen Iversons und Dreßlers lagen nebeneinander außerhalb des von dem Zelte bedeckt gewesenen Raumes; Mr. Collins dagegen innerhalb des Raumes und etwas näher an dem Hügelrande. Nach Lee und Kaach suchte man lange vergebens, bis die Notiz in De Longs Tagebuch vom 22. Oktober auf die richtige Spur führte. Eine gründliche Sondierung des Schnees, die Melville hiernach von dem Zeltplatze aus in westlicher Richtung vornehmen ließ, führte denn auch zur Auffindung der beiden Toten, die tief unter dem Schnee in einer Spalte des nahen Uferrandes lagen. Die Füße sämtlicher bis jetzt aufgefundenen Toten waren mit Lappen umwickelt und umbunden, die nur einen sehr unzureichenden Schutz gegen Kälte und Feuchtigkeit gewährt haben konnten. Keiner von ihnen hatte noch Stiefel getragen — in den Taschen ihrer Kleider aber fanden sich Stücke halbverbrannten Leders vor, Überreste von Pelzstiefeln, die nur zu deutlich erkennen ließen, wie weit der entsetzliche Hunger die Unglücklichen gebracht hatte. Die Hände sowohl als auch die Kleider aller waren verbrannt und versengt — es schien, als wären sie in der letzten verzweifelten Anstrengung, sich zu erwärmen, geradezu ins Feuer gekrochen. Boyd lag in der That mitten auf den Überresten eines Feuers, seine Kleider waren bis auf die Haut durchgesengt, doch zeigte sein Körper noch keine Brandwunden.

War es anfangs Melvilles Absicht gewesen, die Toten auf dem

Ufer zu bestatten, wo sie aufgefunden worden, so gab er diesen Plan auf, als ihm die Eingeborenen mitteilten, daß im Frühjahre beim Aufgehen des Flusses das ganze Delta regelmäßig mindestens $1\frac{1}{2}$ Meter tief unter Wasser stehen, und daß deshalb ein hier angelegtes Grab aller Wahrscheinlichkeit nach fortgespült werden würde. So ließ er nun sämtliche Leichen auf den Gipfel eines etwa 100 Meter hohen Felsenhügels bringen, der sich ungefähr 40 Werst (1 W. = 1,067 km) südwestlich von jener Uferstelle erhebt, und hier aus dem Holze des Flachbootwracks, bei dem die Toten gefunden wurden, ein Grabmal errichten. Ein großes, aus einem ungeheuren Treibholzstamme zugehauenes Kreuz wurde auf der Spitze des Hügels aufgepflanzt, um den Fuß dieses Kreuzes aber ein fester Kasten von 7 Meter Länge, 2 Meter Breite und $\frac{2}{3}$ Meter Höhe gezimmert, der mit seiner Längsachse genau in den magnetischen Meridian gestellt wurde. Nachdem man die Leichen in diesen großen gemeinsamen Sarg gelegt hatte, wurde derselbe zunächst mit einem Deckel von starken Brettern verschlossen, und auf diesem wiederum ein $1\frac{1}{2}$ Meter hoher dachförmiger Oberbau aus schräg aufgestellten Pfählen errichtet. Schließlich wurde der ganze Bau mit einer dicken Lage von Sand und Steinen beschüttet und somit ein stattlicher Grabhügel hergestellt, der zu dem kolossalen, im ganzen 7 Meter hohen Kreuze in richtigem Verhältnis steht. Die Inschrift des Kreuzes, die Melville und seine Leute während der Abendraststunden in ihrer Lagerhütte einschnitten, lautete: „Zum Gedächtnis der 12 Offiziere und Matrosen des Polardampfers ‚Jeanette‘, die im Oktober 1881 im Lena-Delta Hungers starben“. (Folgen die Namen.)

4.

Die Turkmenen.

H. Roskoschny.

Über die Volkszahl aller teils seßhaften, teils nomadisierenden Turkmenenstämme fehlen immer noch genauere Nachrichten, doch dürfte dieselbe mit 200000 Kibitken (Zelten) und etwa 1000000 Seelen nicht zu hoch gegriffen sein. Die einzelnen Stämme stehen in gar keiner Beziehung zu einander und erkennen unter sich kein Oberhaupt an. Sie sind, wie sie selbst zu sagen pflegen, ein Volk ohne Oberhaupt, das ein solches auch gar nicht braucht', da jeder Turkmene sein eigener Herr ist. Durch hervorragende Tapferkeit, durch Gewandtheit bei Überfällen oder durch Reichtum erlangen zwar einzelne einen gewissen Einfluß auf den Stamm, aber die Ältesten oder Akssakale sind, obwohl sie sich zuweilen den Titel Chan beilegen, doch ziemlich machtlos und müssen sich sorgsam

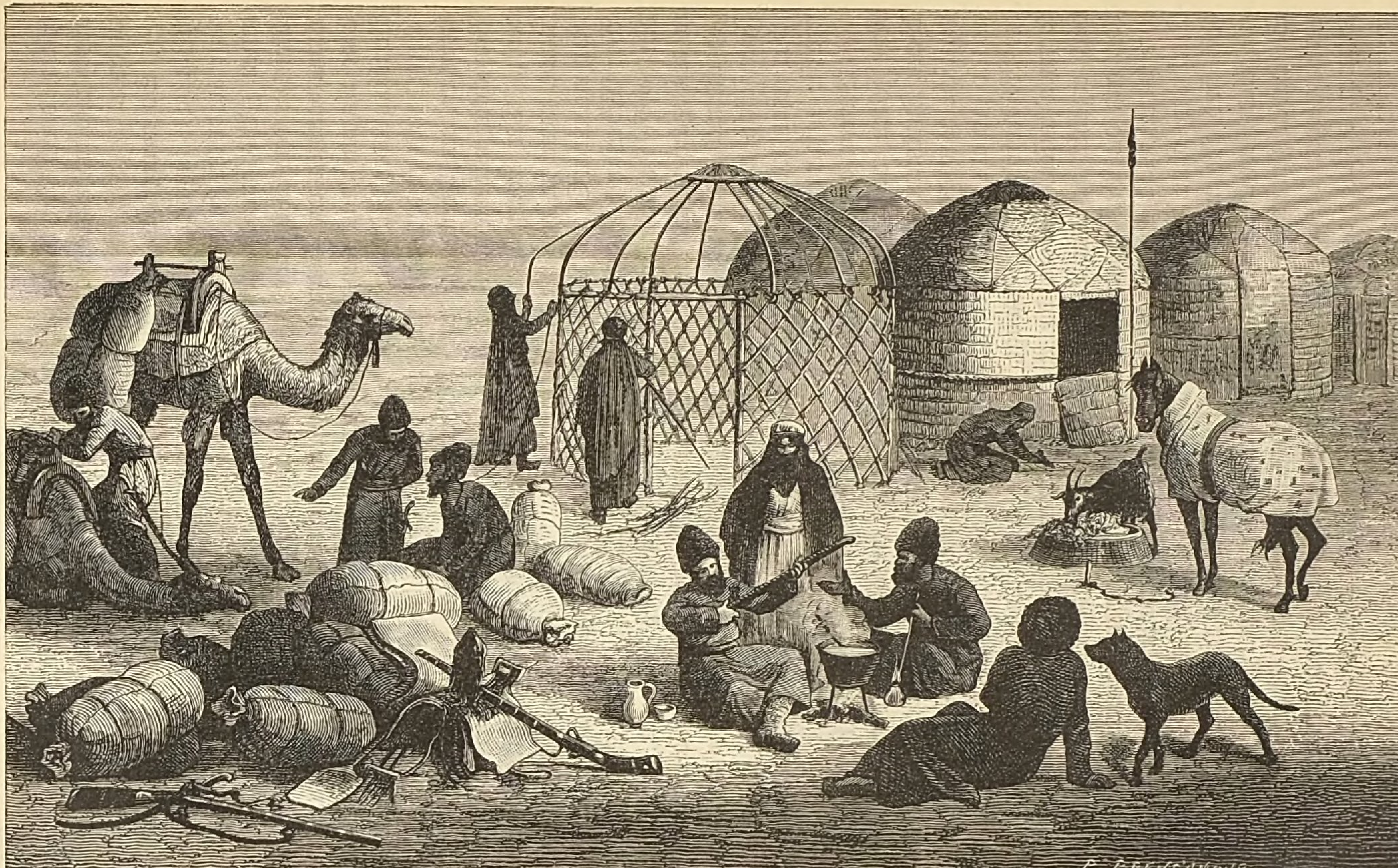
hüten, durch Anordnungen, welche dem Stamm nicht gefallen, oder durch ungewöhnliche Forderungen die öffentliche Meinung gegen sich aufzuregen.

So wenig sich der Turkmene im allgemeinen um Vorschriften der Religion [1]) kümmert, so versäumt er es doch nie, bevor er zu einem Raubzuge aufbricht, sich von einem Mollah (Priester) den Segen spenden zu lassen. Bis zum Augenblick der Weihe durch den Mollah wird der Plan zu dem Raubzuge sorgfältig geheim gehalten, und sogar die nächsten Anverwandten der Beteiligten erfahren nichts von den Vorbereitungen. Eine Anzahl unternehmungslustiger Männer verbündet sich zu einem Raubzug oder Alaman, wählt einen aus ihrer Mitte zum Serdar (Anführer) und findet sich, nachdem der Mollah über sie den Segen gesprochen, am Abend an dem als Versammlungsplatz bestimmten Orte ein. Vorsichtig nähert man sich dem Orte, welchen man zu überfallen gedenkt. Der Überfall erfolgt stets bei Nacht, und zwar zur Mitternachtsstunde, wenn in dem zu plündernden Dorfe alles im tiefen Schlaf liegt. Von mehreren Seiten stürmen sie dann unter wildem Geschrei in das Dorf. Wer Widerstand leistet, wird schonungslos niedergemacht, die sich Ergebenden gefesselt und meist an den Schweif des Pferdes gebunden, was sich in den Häusern an wertvollem Hab und Gut vorfindet, auf die Pferde gepackt, und wenn die Flammen ihr Zerstörungswerk beginnen und der Feuerschein weithin die Kunde von dem Alaman trägt, ist die Räuberschar schon wieder auf dem Heimweg. Sie ist ebenso rasch verschwunden, wie sie aufgetaucht ist.

Persern gegenüber haben die Turkmenen stets ein leichtes Spiel. Nur selten raffen sich dieselben zu einem energischen Widerstande auf. Wenn Turkmenen plötzlich aus einem Hinterhalt von allen Seiten auf eine persische Karawane einstürmen, da können die Perser noch so zahlreich und so gut als möglich bewaffnet sein, sie sind doch von der Überlegenheit der Wüstensöhne so überzeugt, daß sie es auf einen Kampf gar nicht ankommen lassen, sondern die Waffen wegwerfen und sich ergeben. Vambéry erzählt, daß ein Turkmene ihm mitgeteilt habe, es komme zuweilen vor, daß die Perser, anstatt sich zur Wehre zu setzen, Stricke verlangen und dann selbst einer den andern binden. Thatsache ist es, daß ein Turkmene ohne Bedenken den Kampf mit fünf Persern aufnimmt. Und doch sind alle, welche im Kampfe fallen, glücklich zu preisen im Vergleich mit jenen, welche von den Turkmenen zu Gefangenen gemacht werden. Sie haben zunächst einen vielleicht tagelangen Marsch durch die Wüste zurückzulegen, bevor sie den Aul (Lager) der Räuber erreichen. Da diese fürchten, verfolgt und eingeholt zu werden, treiben sie die gefesselten Ge-

---

1) Die Turkmenen bekennen sich zur mohammedanischen Sekte der Sunniten.



Turkmenenlager.

fangenen zur größten Eile an. Wenn sie Herden erbeutet haben, geht es allerdings nur langsam vorwärts, aber mit einem Gefangenentransport werden nicht viel Umstände gemacht. Die Armen werden vor den Pferden hergetrieben oder müssen, an den Schweif eines Pferdes angebunden, mit diesem gleichen Schritt halten. Im Aul angekommen, erwarten den Gefangenen neue Leiden. Die Beute wird verteilt, und jeder Teilnehmer am Alaman erhält einen gleichartigen Anteil an derselben. Die geraubten Tiere und Waren behält er, aber die Gefangenen müssen erst verwertet werden: entweder wird für sie von den Verwandten ein Lösegeld erlegt, oder sie werden als Sklaven verkauft. Dem Turkmenen kommt es nun zunächst darauf an, zu erfahren, ob sein Gefangener arm oder reich ist. Ein gleich großes Interesse hat aber der Perser, seinen etwaigen Reichtum nicht zu verraten, um mit einem möglichst geringen Lösegelde sich freizukaufen. Schläge und Martern aller Art werden dann angewendet, um von ihm ein Geständnis zu erpressen, das seinen Herrn befriedigt, und wenn dieses erlangt ist, beginnen die Verhandlungen mit den Verwandten des Gefangenen, die aufgefordert werden, bis zu einem bestimmten Tage das Lösegeld zu zahlen. Wenn die Zahlung ausbleibt, wird der Gefangene als Sklave verkauft.

So groß die Verheerungen waren, welche die Turkmenen auf ihren Raubzügen anrichteten, so blieb doch die große Masse des Volkes immer arm, und jene, welchen es gelang, einiges Geld zu erwerben, wußten nicht, was sie damit anfangen sollten. „Ich habe", schreibt Vambéry, „viele Turkmenen kennen gelernt, die trotz alles Wohlstandes immer getrocknete Fische aßen und Brot sich nur einmal die Woche gönnten." Bei den nomadisierenden Stämmen beträgt der Wert der Habe einer Familie gewöhnlich nicht viel mehr als 200 Rubel. (1 R. = 3,24 M.) Ein oder zwei Pferde, ebenso viel Kamele, einige Hammel, eine Filzjurte, die schnell aufgerichtet und noch schneller abgebrochen werden kann, einiges Kochgeschirr und Filzstücke, die zum Lager dienen, das ist alles, was ein nomadisierender Turkmene außer seinen Kleidern und Waffen sein eigen nennt. Die letzteren bestehen aus Lanzen, Säbeln, Pistolen und Gewehren alter Konstruktion, an denen ein Doppelbajonett befestigt ist. Viel mehr Wert als die Waffen haben die Pferde. Als echter Wüstensohn liebt der Turkmene sein Pferd über alles. Der Verlust von Weib und Kind würde ihn nicht so schmerzen wie der Verlust eines Pferdes, das er sorgfältig aufgezogen hat. Die Turkmenenpferde sind arabischer Abstammung, und unter dem Vollblut, welches Bedwai (Beduinen) genannt wird, trifft man vortreffliche und ausdauernde Renner. Für den äußeren Aufputz derselben giebt der Turkmene sein Letztes hin und hüllt sich selbst in ärmliche Lumpen, wenn er nur prächtiges Sattel- und Zaumzeug für sein Pferd besitzt. Wenn er matt und müde von weitem,

anstrengendem Ritt durch glühenden Wüstensand heimkehrt, gönnt er sich doch keine Ruhe, bevor er sein Pferd versorgt hat. Er wartet es mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt, schützt es gegen Hitze und Frost, hungert und durstet lieber selbst, um nur den treuen Gefährten nicht Not leiden zu lassen.

Wenn den Turkmenen nicht die Wartung seines Pferdes in Anspruch nimmt, so sucht er Gesellschaft auf, um im Kreise von Stammesgenossen mit Erzählung kriegerischer Abenteuer sich die Zeit zu vertreiben oder das Tschilin, die persische Pfeife, rauchend, einem Märchenerzähler zuzuhören. Wandernde Barden, die Bachschi, finden sich häufig im Lager ein, und wenn sie zu den Klängen ihrer zweisaitigen Dutara ein Lied zu singen beginnen, dann lauschen die wilden Krieger, welche nur für Raub und Blutvergießen Sinn zu haben scheinen, atemlos der Melodie.

Während die Männer sich dem Müßiggang hingeben oder sich vergnügen, haben die Frauen alle Hände voll zu thun; denn alle Arbeit ruht auf ihren Schultern. Sie haben die Kamele und Schafe zu warten, nach den Kindern zu sehen, die Speisen zuzubereiten, die Kleider zu verfertigen, die Filzjurte aufzuschlagen und, wenn der Aul weiterzieht, abzubrechen und mit dem andern Gerät auf die Kamele zu packen. Ja sogar die Herstellung der Filzjurte — das Holzwerk ausgenommen — bleibt vollständig ihnen überlassen, wie überhaupt die Herstellung des Filzes eine ihrer Hauptbeschäftigungen ist. Obwohl der Turkmene seine Frau als Sklavin behandelt und sie zu schwerer Arbeit anhält, so sieht er es doch auch gern, wenn sie hübsch gekleidet und reich geschmückt ist. Wie er sein Pferd mit allerhand hellklingendem Schmuck behängt, so liebt er es auch, seine Frau mit Schmuck aller Art, mit Hals- und Armbändern, Ohrringen, ja sogar mit Nasenringen geschmückt zu sehen. Der Turkmene liebt das Gerassel von Ketten — mögen es nun Schmuckketten sein oder solche, die zur Fesselung Gefangener dienen — und so kündigt sich ein Turkmenenweib schon von weitem durch das Rasseln der silbernen Ketten und der die Amulette einschließenden Etuis an, mit denen es behängt ist. Die Kleidung der Frauen besteht aus weiten Beinkleidern, einem bis zu den Knöcheln reichenden rotseidenen Hemd, über welches sie bei festlichen Gelegenheiten, wenn sie im vollen Putz erscheinen, um die Hüften einen Shawl schlingen, aus einer kurzen, dem ungarischen Dolman ähnlichen Jacke, aus dem weiten Chalat und roten oder gelben Stiefeln mit hohen Absätzen. Das Haar wird mit Perlen und Schnüren von Silbermünzen durchwunden und in lange Zöpfe geflochten, welche, über die Schultern herabhängend, unter dem Dolman hervorsehen.

Die Männer verwenden auf ihre Kleidung nur sehr geringe Sorgfalt. Der Schnitt ihrer Kleider ist derselbe wie in Chiwa. Über dem langen Hemde von roter Seide tragen sie ein schlafrockartiges Oberkleid,

den Tschapan, den sie nur, wenn sie auf Raub ausziehen, mit einem kürzeren Obergewande vertauschen, und das Haupt bedeckt eine leichte Pelzmütze.

Da der nomadisierende Turkmene, wenn er sich nicht auf einem Raubzuge befindet, namentlich aber im Winter einen großen Teil des Tages in seiner Jurte zubringt, wird dieser stets besondere Sorgfalt gewidmet. Gleich den Kibitken der Kirgisen besteht die turkmenische Jurte aus einem Holzgerüste, welches mit Filz überkleidet wird. So unansehnlich die Jurten, von außen betrachtet, erscheinen, so sind sie doch sowohl im Sommer als im Winter ein sehr angenehmer Aufenthalt; denn die dichten Filzlagen halten im Sommer die Hitze ab, und der Innenraum bleibt stets kühl, und im Winter, wenn Orkane über die Steppe dahinbrausen, gewährt die Jurte ein warmes, sicheres Obdach. Dem Fremden, der zum erstenmal die Steppenstürme um eine Jurte toben hört, wird es zwar angst und bange, und er befürchtet, daß im nächsten Augenblick der leichte Bau umgeworfen und in Stücke zerfetzt werden wird, aber der Turkmene vertraut der Festigkeit derselben. Er sieht höchstens, bevor er sich zur Ruhe begiebt, noch nach, ob die Filzdecken gut befestigt sind, zieht hier und da einen der Stricke, welche das Gebäude umschlingen, fester und schläft dann so ruhig, wie der Städter in einem feuersicheren Hause.

Wenn sich im Aul angesehene Gäste einfinden, wird häufig für dieselben eine besondere Jurte errichtet, deren Innenwände man mit frischem, noch weißem Filz überzieht, weshalb eine solche ak oy (weißes Zelt) genannt wird, zum Unterschied von dem kara oy (schwarzes Zelt), dessen Filzwände schon von Rauch geschwärzt sind. Obwohl die Turkmenen zu den ungastlichsten Völkern gehören, so kommt es doch sehr häufig vor, daß sich Gäste im Aul einfinden. Die Unmöglichkeit, auf den oft viele Tagereisen weit ausgedehnten Alamanen den nötigen Proviant mitzuführen, hat eine gewisse Gastfreundschaft zwischen den einzelnen Auls ausgebildet. Den auf einem Alaman befindlichen Angehörigen eines anderen Auls darf die Aufnahme nicht verweigert werden; aber der Wirt bleibt stets ein widerwilliger Geber und sucht den Gast mit so wenig als möglich abzufinden. Nicht-Turkmenen gegenüber benimmt er sich noch unfreundlicher. Kein Gebot der Gastfreundschaft schützt dieselben vor Verrat, und kein Stammesgenosse wird es dem Wirt verargen, wenn er seinen Gast fesselt und als Sklaven verkauft. Bei den Stämmen, welche bereits unter russischer Herrschaft stehen, ist das allerdings unmöglich, aber der Fremde ist dafür im Turkmenenlager der schamlosesten Ausbeutung preisgegeben. Man sucht ihn auf alle mögliche Art zu betrügen oder zu bestehlen, und er muß scharf auf sein Gepäck achtgeben, daß ihm nichts abhanden kommt. Nicht selten beschuldigt ihn der Wirt, daß er

ihn selbst bestohlen habe, um eine Entschädigungssumme für einen angeblich verschwundenen Gegenstand zu erpressen.

Jene Turkmenen, welche große Herden besitzen, sind durch dieselben zu immerwährender Wanderschaft gezwungen. Sie ziehen von Oase zu Oase, schlagen bei einem Brunnen ihr Lager auf, und wenn die Herden alles Gras ringsum abgeweidet haben, geht es weiter zu einem anderen Weideplatz. Gute Brunnen sind im Turkmenengebiete selten. Man muß oft 5—6 Klafter tief graben, bevor man auf Wasser stößt, und alle Arme, über welche ein Stamm verfügt, müssen sich regen, wenn ein neuer Brunnen gegraben werden soll. Ein solcher gilt dann aber auch als ein kostbares Besitztum, als eine Art Heiligtum, und in der Regel werden in seiner Nähe die Begräbnisplätze gewählt.

Die Armut, welche bei den Turkmenen herrscht, beeinflußt selbstverständlich auch ihre ganze Lebensweise, die kaum noch einfacher sein kann. Zum Frühstück wird trockenes Brot mit Zwiebeln genossen; die Hauptmahlzeit besteht entweder aus gekochtem Reis oder kleinen Stücken Hammelfleisch, die am Spieß gebraten werden, oder auch aus Bohnen mit einem Zusatz von Mehl, Pfeffer und Salz gekocht, aus Kürbissen, Melonen u. s. w. Als Getränk dient gegorene Kamelmilch, welche der Turkmene mit Vorliebe trinkt, und Thee, der ohne Zucker getrunken wird. Der Turkmene ist überhaupt in Bezug auf seine Kost nicht wählerisch, und in Zeiten der Not nimmt er mit manchem vorlieb, was unsern Ekel erregen würde. Übelriechendes Wasser, welches sogar die Kosakenpferde verschmähten, hat man Turkmenen ohne Bedenken trinken gesehen. Ein Turkmenenmagen hat jedenfalls nicht seinesgleichen; denn sie pflegen sogar Hammelhäute zu verzehren. Nachdem die Wolle abgezogen worden, wird die Haut in lange Streifen geschnitten und am Feuer geröstet. Dafür entschädigt sich aber der Turkmene reichlich für alle Entbehrungen, wenn einmal zeitweilig nach einem Raubzuge bei ihm Überfluß herrscht, und seine Gefräßigkeit ist dann ebenso groß, wie früher seine Genügsamkeit. Den Gebrauch von Messer und Gabel bei der Mahlzeit kennt der Turkmene nicht. Er ißt mit den Fingern; jeder sucht sich aus der Schüssel das ihm behagende Stück heraus, taucht es in die Brühe und löffelt so dieselbe aus. Ist die Mahlzeit beendet, werden die Finger abgeleckt und das an ihnen noch haftende Fett ins Gesicht geschmiert; denn eine fettglänzende Haut gilt als schön.

Festgelage, die auf seine Kosten stattfinden, liebt der Turkmene nicht; denn eine seiner hervorstechendsten Charaktereigentümlichkeiten ist der Geiz, und überdies verschmäht er alle berauschenden Getränke. Dagegen sind viele Spiele und Belustigungen üblich, welche eine Abwechselung in das einförmige Nomadenleben bringen. Eine Hochzeits- oder eine Totenfeier bringt den ganzen Aul in Aufregung. Mit der ersten ist das soge-

nannte Kökbörü- (grüner Wolf-) Spiel verbunden, ein aufregendes Wettrennen, bei dem die in einen Schleier oder ein Tuch gehüllte Braut, ein geschlachtetes Lamm oder eine Ziege vor sich im Sattel, in die Steppe hinaussprengt und nach einer Weile von dem Bräutigam und seinen Freunden verfolgt wird. Im schärfsten Galopp geht es über die Steppe hin. Die jungen Leute suchen der Braut so nahe zu kommen, daß sie ihr das Lamm entreißen können; sie dagegen sucht sich ihnen durch geschickte Schwenkungen zu entziehen, und da die Turkmenenfrauen alle gute Reiterinnen sind, geschieht es gar nicht selten, daß die Braut das Ziel des Wettrennens früher erreicht, als ihre Verfolger. Ähnlich, aber viel wilder, geht es bei einem Spiel zu, an welchem oft 200 Reiter teilnehmen. Einer derselben reitet in die Steppe hinaus und holt aus einer Herde ein Schaf, welches er schlachtet und dann mit demselben zum Lager zurückreitet. Kaum werden die andern seiner ansichtig, so beginnt die Jagd. Von allen Seiten stürmen sie auf ihn ein und suchen ihm das Tier, welches er an einem Bein in der rechten Hand hält, zu entreißen. Ein wirrer Knäuel von Pferden und Menschen wälzt sich über die Steppe hin, und bald ist das Schaf von hundert danach langenden Händen zerrissen. Die Glücklichen, denen es gelingt, ein Stück Fleisch zu erhaschen, erfreuen sich aber ihres Raubes nicht lange; denn sofort suchen andere es ihnen zu entreißen. Die Schar löst sich in eine Menge kleiner Abteilungen auf, deren jede den Räuber eines Stückes Schaffleisch verfolgt, und diese Jagd findet nicht früher ein Ende, als bis alle, denen es gelang, etwas zu erbeuten, bei ihren Zelten angelangt sind. Da jeder, der dem andern das geraubte Fleischstück entreißt, sich sofort aus dem Verfolger in einen Verfolgten verwandelt, steigert sich bei langer Dauer des Spieles die Aufregung so sehr, daß der Scherz dem Ernst weicht und das Spiel in eine blutige Rauferei ausartet, bei welcher nicht selten ein oder mehrere Teilnehmer ihr Leben verlieren. Während nach dem „Deb" (Gesetz, Sitte) für jeden Mord an die Verwandten des Ermordeten 1000 persische Tillas (etwa 8000 Mark) als Sühngeld zu zahlen sind, wird ein bei solchen Spielen verübter Mord nicht gesühnt; denn er gilt als kein Verbrechen. Die Verwandten würden sich sogar eines schweren Verstoßes gegen das Herkommen schuldig machen, wenn sie für den Totschlag Blutrache üben wollten.

5.

Kuldscha.

W. Radloff.

Die Stadt Kuldscha liegt dicht am rechten Ufer des Ili, eines Flusses im südlichen Westsibirien, der in den Balkasch-See mündet. Die Stadt besteht 1. aus der Festung, die natürlich fast ausschließlich von Mandschu und Beamten bewohnt und durch eine gezackte, mit Schießscharten versehene Lehmmauer umgeben ist; 2. aus der Chinesenstadt, die sich nördlich an die Festung anlehnt; 3. aus dem Weichbilde, d. h. den Gehöften der sich mit Ackerbau und Gartenkultur beschäftigenden Einwohner, welche die innere Stadt gleichsam wie mit einem Kranze von Waldungen umgeben.

Der Eintritt in die Festung war mir nicht gestattet, weil ich hier nicht in offiziellem Auftrage anwesend war. So mußte ich mich leider damit begnügen, das breite, steinerne, mit geschweiften Ziegeldächern in mehreren Absätzen verzierte Festungsthor zu betrachten. Die Chinesenstadt ist von bedeutender Ausdehnung; die Hauptlebensader derselben bildet der Markt, eine in vielerlei Windungen sich wohl über eine Werst [1]) lang hinziehende Straße. In die Marktstraße mündet eine große Anzahl von meist engen Querstraßen, die sich nach allen Seiten in allerlei Windungen ausdehnen und ihrerseits durch ein Spinnennetz von kleinen, oft nur wenige Faden [2]) breiten Quergäßchen verbunden sind. Dieses Straßengewirr ist so verwickelt, daß der neue Ankömmling sich gar kein Bild von der Lage der Stadt entwerfen kann. Dazu kommt noch, daß man längs allen Straßen, außer dem Markte, nur Lehmmauern und Thorwege sieht, die einander genau gleichen; denn die Häuser der Chinesen liegen im hinteren Teile der Gehöfte und sind daher von den schmalen Straßen aus nicht sichtbar. Je weiter man sich vom Mittelpunkte der Stadt entfernt, desto zerstreuter liegen die Häuser und Gehöfte zwischen Ackerfeldern und Fruchtgärten.

Die Ackerfelder im Weichbilde der Stadt sind äußerst sauber angelegt und bilden meistens Quadrate oder Rechtecke, die sich in regelmäßigen Figuren aneinanderreihen. Jedes Feld ist von einem schnurgeraden, in musterhafter Ordnung gehaltenen Graben umgeben. Alle diese Gräben stehen untereinander in Verbindung und bilden ein künstliches Bewässerungssystem, ohne welches bei dem Regenmangel der hiesigen Gegend ein

1) 1 Werst = 1,067 km. — 2) 1 Faden etwa 2 m.

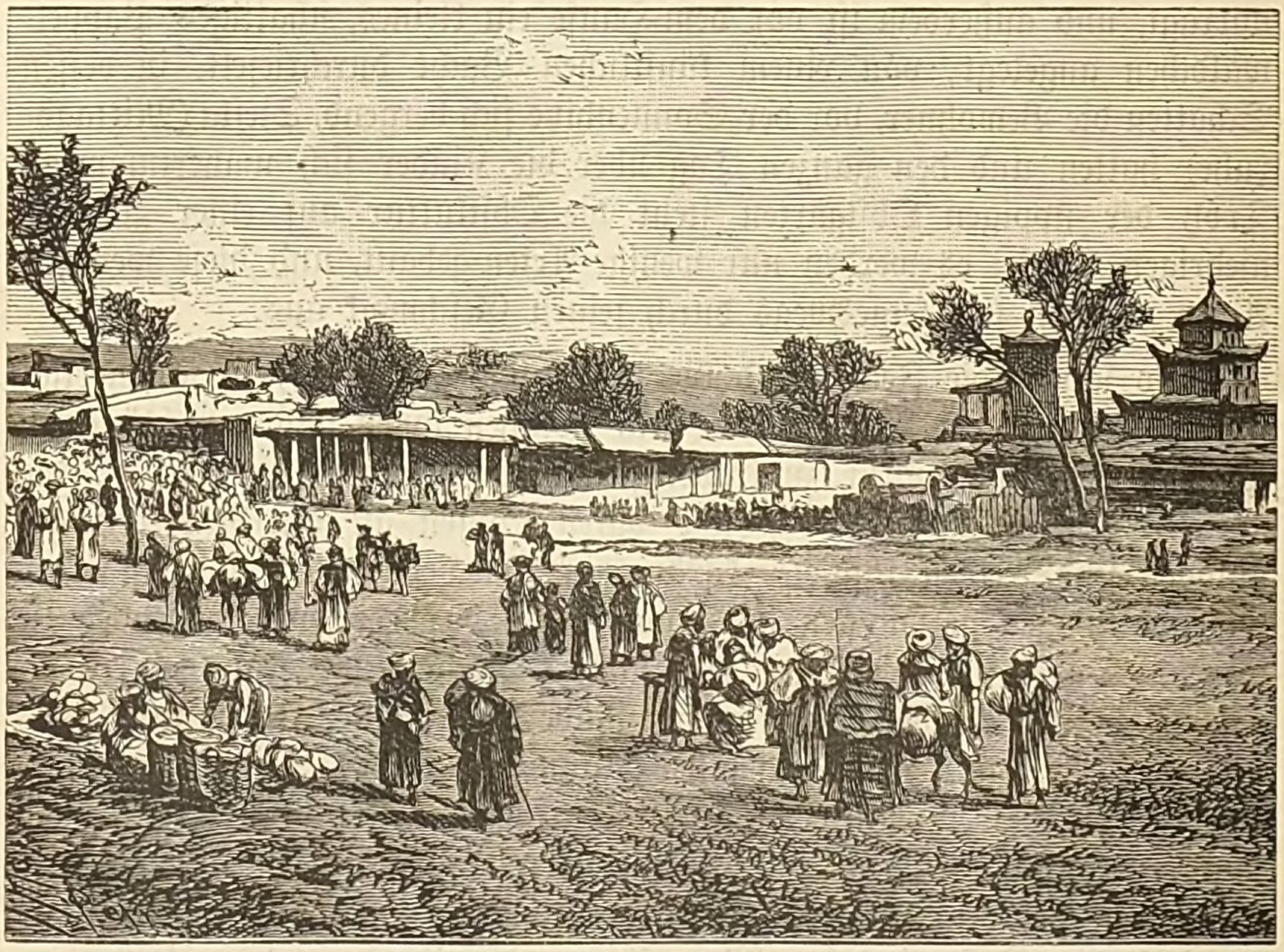
Landbau undenkbar wäre. — Als ich das Weichbild Kuldschas passierte, waren die Getreidefelder schon abgeerntet. Zwischen den gelben Stoppelfeldern lagen, wie grüne und bunte Sammetteppiche, die Gemüse-, Tabak- und Mohnfelder. Die einzelnen Pflänzlinge auf denselben waren höchst sauber und regelmäßig gesteckt; kein Hälmchen Unkraut war zwischen ihnen zu finden. In der Mitte jedes Felder-Areals liegen die Wirtschaftsgebäude und Wohnhäuser des Eigentümers, alle aus Lehmsteinen sauber aufgeführt. Dicht bei den Häusern sind die Fruchtgärten, aus denen ein dichter Wald von Apfel-, Pfirsich- und Aprikosenbäumen hervorragt, und außerdem ist vor dem Hause ein kleines, schattiges Pappelwäldchen angelegt, von einem künstlichen Bache durchrieselt, in dessen Schatten die Bewohner, vor der Sonnenhitze sich bergend, Siesta (Mittagsruhe) halten und den ganzen Tag über die Kinder sich umhertummeln. Trotz der üppigen Obstgärten steht die Obstkultur auf einer ziemlich niedrigen Stufe; es werden nur wenige Arten gebaut, und diese wenigen Arten zeichnen sich keineswegs durch feinen Geschmack aus.

So sauber die Felder und Gehöfte sich präsentieren, so jämmerlich ist der Zustand der Wege, welche sich zwischen ihnen hindurchschlängeln. Die schweren chinesischen zweiräderigen Lastwagen mit den Reifen, die mittels vieler Nägel mit ½ Zoll dicken Köpfen an den Radkranz geschlagen sind, reißen fußtiefe Furchen in den Lehmboden, so daß jeder folgende Wagen gezwungen ist, genau der Spur des vorhergehenden zu folgen. Dabei sind die Wege sehr schmal, höchstens 2 Faden breit, so daß die breiten Wagen, deren riesige Räder wohl einen Faden weit auseinanderstehen, nur einen schmalen Raum zu beiden Seiten freilassen. Begegnen sich zwei Fuhrwerke, so ist es eine beschwerliche Arbeit, sie aneinander vorbeizubringen; auf den Feldwegen muß der eine Wagen ganz vom Wege gebracht werden, damit der andere passieren kann. Infolge des schlechten Zustandes der Wege können dieselben nur von Lastwagen benutzt werden; jeder einigermaßen Wohlhabende legt weitere Strecken zu Pferde zurück.

Tritt man aus dem Weichbilde durch eine Nebenstraße in die eigentliche Stadt, so glaubt man sich anfangs in eine Einöde versetzt; selten begegnet man einem menschlichen Wesen, und ohne Führer würde man sich in dem Labyrinthe von engen Gäßchen nicht zurechtfinden. Ist man aber bis zur Marktstraße vorgedrungen, so ändert sich das Bild mit einem Schlage. Diese Lebensader der Stadt ist durchschnittlich 10—12 Faden breit, bildet aber an einzelnen Stellen etwas breitere Plätze. Über die Mitte zieht sich ein etwa ½ Arschin[2]) hoher und bis drei Meter breiter

1) Arschin = 0,711 m.

Lehmdamm. Das ist der Fahrweg; wenn sich auf diesem zwei Wagen begegnen, so kostet es viele Geschicklichkeit, auszuweichen; denn bei der geringsten Unvorsichtigkeit würden die Wagen von der Höhe herabstürzen. Auf diesem Fahrdamm sieht man nun eine ununterbrochene Reihe von Wagen und Reitern vorbeiziehen, alle im langsamsten Schritt. Da fahren breite Arben [1]) und blaue Passagierkutschen, welche auch auf zwei Räder gestellt sind; sie sind kleiner als die Arben, und statt des riesigen Verdeckes steht in der Mitte ein Bienenkorb, der kaum für eine



Kuldscha.

Person Raum bietet, sich hineinzukauern. Vorn auf dem Querholz sitzt der Kutscher. An schwierigen Stellen steigt er ab und führt das Pferd am Zügel. Zwischen diesen Fuhrwerken hindurch winden sich mit Mühe und Not Reiter, meist Soldaten und Beamte, dann aber auch viele der im Gebirge wohnenden Nomaden, Kalmücken, Kirgisen und Buruten, die man an den Trachten wohl unterscheiden kann. Den Wagenzug unterbrechen Züge von Kamelen, Karawanen, die aus Mittelasien hier eintreffen und ihre Waren bei den hiesigen Kaufleuten abzuliefern haben. Es tönt ein wildes Geschrei vom Fahrdamm her, besonders wenn durch

1) Zweiräderige Fuhrwerke.

die Ungeschicklichkeit eines Passierenden der ganze Zug ins Stocken geraten ist. Dafür aber hat man nicht von dem unerträglichen Wagengerassel zu leiden, das die belebtesten Straßen europäischer Großstädte charakterisiert.

Die beiden Häuserreihen, welche die Marktstraße einfassen, bieten den merkwürdigsten Anblick dar. Hier ist alles bunt, unregelmäßig, in seinen Linien barock, das Auge verwirrend. Die Häuser sind von den verschiedenartigsten Formen, aber alle einstöckig, jedoch nicht gleich hoch. Alle Häuser sind mit Holzschnitzwerk verziert und die ganzen Wände mit buntem Papier, Inschriften, Laternen, bunten Zeugfetzen und Aushängeschildern behängt oder gleichsam überschüttet. Die Läden stehen fast ohne Ausnahme offen, d. h. es fehlt der untere Teil der Außenwand des Hauses, und an seiner Stelle sind einzelne Stützpfosten, die zur Nachtzeit mit Brettern versetzt und geschlossen werden. Hier reiht sich buchstäblich Laden an Laden; denn die Werkstätten der Handwerker, die sich ebenfalls am Markte befinden, bilden auch solche Läden, nur mit dem Unterschiede, daß in diesen der Handwerker mit seinen Gesellen arbeitet. Die Läden sind meist schmutzig, und das Holzwerk ist mit schwarzem Ruß überzogen.

Die Straße selbst ist voll von Unrat und Schmutz; denn jedermann wirft Kehricht und Küchenabfälle direkt auf die Straße, wo sie liegen bleiben und faulen und die Atmosphäre verpesten. Besonders stark riecht es überall nach Zwiebeln, dem Hauptnahrungsmittel der Chinesen. — Auf der Straße herrscht ein wilder Lärm; die Kaufleute in den Läden laden die Vorübergehenden ein, einzutreten, indem sie ihre Waren mit lauter Stimme anpreisen; die Handwerker hämmern und feilen, Hunderte von ambulierenden Händlern bieten mit starker Lunge Fleisch, Früchte, Medizin &c. feil und schreien, daß einem die Ohren gellen. Dazu die dichte Volksmasse, die gleich einem Bienenschwarm in der Straße wimmelt: Beamte, Soldaten, reiche Privatleute mit Sonnenschirm und der mächtigen Brille auf der Nase, meist in dunkeln Obergewändern, Kalmücken, Tataren, halbnackte Bettler, welche mit lautem Gezeter die Vorüberschreitenden belästigen; geputzte Frauenzimmer, alte Weiber in Lumpen gehüllt, nichtsdestoweniger aber mit schönen Rosen in den zierlich geflochtenen Haaren: alles wälzt und wogt in buntem Durcheinander vorüber. Stundenlang kann man sich an diesen Straßenbildern ergötzen, und unmerklich flieht die Zeit dem Beobachter dahin.

Auf der ganzen Ausdehnung des Marktes befindet sich zwischen den Läden und Werkstätten eine große Anzahl von Gasthäusern und Schenken. Die letzteren sind, ebenso wie die Läden, nach der Straße hin offen. Es sind wahre Diebeshöhlen, die vor Schmutz starren. Sie sind immer dicht gefüllt, und man hört unablässig schreien, singen und fluchen. Nach den Erzählungen meiner Begleiter beherbergen diese Schenken viele Gauner

und Diebesgesindel. Fast jeden Tag soll es Mord und Totschlag in diesen Spelunken geben. Wenn jemand erstochen wird, so wird er einfach auf die Straße geworfen; der Schuldige aber, wenn man ihn ergreift, wandert ins Gefängnis. Wenn der Prozentsatz von Gaunern, Dieben und Schwindlern in Kuldscha ein verhältnismäßig großer ist, so rührt das daher, daß das Ilithal ein Verbannungsort für die Spitzbuben des eigentlichen China, besonders für die schweren Verbrecher von Südchina ist. Diese werden hier losgelassen, und niemand bekümmert sich um sie, bis sie abermals wegen neuer Verbrechen in die Hände der Polizei fallen.

Über die löbliche Polizei in Kuldscha habe ich von den Kaufleuten Wunderbares erzählen hören; man versicherte mich, daß die Polizeibeamten hier die Straßen streckenweise an privilegierte Diebe verpachten. Der biedere Pächter soll, wenn er auf seiner Strecke stiehlt und abgefaßt wird, von der Polizei stets geschützt und nie dem Gerichte überliefert werden. Er übernimmt aber dafür die Pflicht, aufzupassen, daß andere Diebe auf seiner Strecke nicht stehlen, und hierfür giebt es keine besseren Aufpasser, da der Pächter sich zu diesem Zwecke Helfershelfer, besonders Knaben hält, die ihm von jedem sich in seinem Distrikte aufhaltenden Diebe Kenntnis geben. Für die Polizei ist das Geschäft sehr vorteilhaft, da sie von jedem angezeigten Diebstahl des Hauptdiebes noch einen besonderen Anteil erhält. Um die Reinlichkeit und Ordnung auf den Straßen kümmert sich die Polizei durchaus nicht, und nur etwa, wenn schwere Verbrechen, Räubereien, Mord und Totschlag verübt worden sind, werden die Diener der Polizei oder des Gerichts herbeigerufen. Wie weit die Fahrlässigkeit geht, davon giebt folgende Thatsache ein treffendes Zeugnis. Ist ein Mensch in der Schenke erschlagen worden oder vor Hunger oder Kälte auf der Straße gestorben, so gilt es als Gesetz, daß derjenige Hauswirt den Toten zu beerdigen hat, vor dessen Thür derselbe gefunden wird. Ist nun irgend jemand auf der Straße gestorben, so ist es allgemein Sitte, daß der Hauswirt den Leichnam, um ihn nicht beerdigen zu müssen, bis zur Nacht auf der Straße liegen läßt, ihn dann aber ein paar Häuser weiterschafft. Der Hauswirt, vor dessen Thür jetzt der Tote liegt, verfährt in gleicher Weise, und so wandert der Tote oft eine Woche lang auf den Straßen Kuldschas umher, bis eine barmherzige Seele den vollkommen in Verwesung übergegangenen Leichnam, dem die Gauner längst den letzten Fetzen gestohlen haben, aufs Feld transportieren und den Hunden zum Fraße hinwerfen läßt. Dasselbe würde mit gefallenen Tieren geschehen, wenn diese nicht für den Finder von Nutzen wären; denn es giebt kein Tier, so versicherte man mich, stinkend genug, dessen Fleisch nicht einen Liebhaber unter den Halunken der Tschämpän fände; ebenso hängt kein Fetzen an einem Verstorbenen, den irgend einer dieser Bande sich anzueignen verschmähte.

Die Bettler bilden in Kuldscha eine Zunft, die ihre eigenen Gesetze und Vorgesetzten hat. Sie teilen sich in gewisse Distrikte der Stadt und erheben direkt von den Hauswirten eine bestimmte Steuer. Weigert sich der Hausherr, diese zu zahlen, so wird er von den Bettlern unaufhörlich belästigt; man wirft ihm gestorbene Glieder der Zunft und tote Tiere vor seine Hausthür ꝛc. Es soll sogar Gesetz sein, daß jedem Bettler etwas dargereicht werden muß. Die Chinesen erfüllen dies sehr häufig wörtlich, indem sie dem Bettler einen Strohhalm, ein Stückchen Holz oder etwas anderes Wertloses überreichen.

Die chinesischen Gasthäuser in Kuldscha machen im allgemeinen einen freundlichen, wenn auch nicht ganz sauberen Eindruck. Ihr Inneres besteht aus einer Reihe von großen Sälen, deren Decken auf mit Schnitzwerk verzierten hölzernen Säulen ruhen. Die Wände sind überall mit bunten Bildern beklebt, und von der Decke herab hängen Papierlaternen von sehr phantastischen Formen. In den Sälen stehen, wie in unseren Kaffeehäusern, Tische, Bänke und Sessel, alle von poliertem Holze. Im ganzen Hause herrscht ein übler Geruch, den man vergebens durch Wohlgerüche zu verdrängen sucht. Über Tag sind die großen Gasthäuser ziemlich leer; des Abends aber und oft die ganze Nacht hindurch herrscht hier ein reges, wenngleich keineswegs löbliches Treiben.

Da mich die chinesischen Großhändler sehr freundlich aufgenommen hatten, so lud ich dieselben ein, mit mir in einem Speisehause zu speisen. Ich hatte den Wirt aufgefordert, mir ein gutes Essen herrichten zu lassen, und er hatte mir versprochen, alles so zuzurichten, daß ich mit seiner Küche zufrieden sein sollte, und in der That, er hielt Wort. Zuerst kamen acht kalte Gerichte mit Kompotts und Saucen, dann siebzehn warme Speisen, darunter achterlei Braten, und zuletzt fünf verschiedene Gebäcke mit Füllung. Die Speisen wurden so aufgetragen, daß jedesmal die Tischplatte abgenommen und eine neue mit Speisen, sowie frischen Schüsseln mit Eßgeräten besetzte Platte an ihre Stelle trat. Während des Essens wurde süßes Bier und sehr starker Branntwein gereicht; die Chinesen tranken aber sehr mäßig, obgleich ich sie ununterbrochen zum Trinken aufforderte. Für das ganze Mahl, von dem wir bei weitem nicht die Hälfte verzehren konnten, hatte ich nur etwa 5 Rubel Silber[1]) zu bezahlen, die Getränke mit eingerechnet. Bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, daß die einzige hier gangbare Münze der durchlöcherte Jarmak ist, deren sieben auf eine russische Kopeke[2]) gehen. Es kann nichts Unbequemeres geben, als diese Münze; denn um für zehn Rubel zu transportieren, hat man wenigstens ein Pferd nötig.

1) 1 R. = 3,22 Mark. — 2) 100 Kopeken = 1 Rubel.

6.

Sandsturm in der Wüste.

J. L. Jaworskij.

Wir befanden uns in offener Steppe und ritten auf dem bequemen Patta-Gjusarschen Wege, direkt nach Norden. Von der Stadt[1]) waren wir etwa 15 Werst (1 W. = 1,067 km) entfernt. Die dunkeln Umrisse derselben hatten sich schon lange hinter uns in der nächtlichen Finsternis verloren; nur die Linie der hinter der Stadt emporragenden Paropamiser Berge begrenzte noch den südlichen Horizont kaum merklich mit einem breiten dunkeln Streif. Jetzt verlangsamten wir ein wenig unsere Schritte: wir mußten die armen Pferde etwas verschnaufen lassen.

Es war schon gegen 12 Uhr nachts. Der kleine Bär stand bereits in völlig horizontaler Lage. Unser Weg führte uns jetzt durch eine Sand- und Salzwüste. In der Luft herrschte eine merkwürdige Stille — nirgends regte sich etwas. Plötzlich kam von Westen her ein außerordentlich scharfer Windzug. Selbst mein Pelzrock hielt vor ihm nicht stand. Der Wind verstärkte sich immer mehr; meine linke Seite, mein linker Arm und mein Bein begannen unter dieser eisigen Kälte geradezu zu schmerzen. Nach wenigen Minuten hatte sich der Wind plötzlich wieder gelegt. Dann aber kam ein anderer Windzug von Osten. Wie seltsam! Der Wind war glühend. Wie mit Flammen wurde jetzt der von der Kälte erstarrte Körper umweht. Es wurde schwül. Wenige Minuten noch, und es trat wieder eine Windstille ein. Ich hatte nie eine ähnliche atmosphärische Erscheinung gesehen; nahezu zu gleicher Zeit wehen von zwei entgegengesetzten Seiten Winde, die einen ungeheuren Temperaturunterschied besitzen. Dieser atmosphärische Kampf war mir unbegreiflich. Darauf ritten wir noch eine halbe Stunde bei völliger Windstille.

Inzwischen begann sich der westliche Horizont allmählich mit Wolken zu überziehen. Ein nebeliges Dunkel hatte einen bedeutenden Teil des Himmels bedeckt. Es erhob sich jetzt ein frischer westlicher Windzug, der übrigens lange nicht so kalt war, wie derjenige, der vor dreiviertel Stunden geblasen hatte. Der Wind wurde allmählich stärker, von Westen aus rückte der Nebel immer mehr vor. Dieser Nebel bestand, wie sich das späterhin erwies, aus Wolken vom feinsten Sande, der von dem Winde aufgewirbelt wurde. Der Staubnebel wurde immer dichter; er hatte bereits den ganzen Horizont verhüllt; die Sterne, namentlich die horizontal

1) Masari-Scherif, an der Nordgrenze Afghanistans.



Sandsturm in der Wüste.

gelegenen, waren völlig verdeckt, die im Zenith stehenden blinkten nur noch schwach.

Inzwischen verloren wir uns immer mehr in der Sandregion; mit jedem Schritte vorwärts wurde der Sand immer tiefer. Der Wind gewann fortwährend an Stärke, und schon nach einer halben Stunde befanden wir uns in einem rechten Sand-„Buran“. Ein heftiger Orkan trieb ein ganzes Meer von Sand vor sich her. Der Wind war dermaßen stark, daß er uns die Mützen von den Köpfen riß. In der Wüste war es stockfinster geworden: auf fünf Schritte ließ sich nichts mehr unterscheiden. Übrigens vermochte man gar nicht einmal aufzublicken; sobald man nur die Augen öffnete, so wurden sie momentan mit einem salzigen Sande vollgeschüttet. Mit dem Sande flogen uns auch kleine Steine entgegen.

Bei diesem Unwetter weiter vorzurücken, schien unmöglich. Man konnte leicht den Weg verlieren und sich verirren; man konnte auseinander geraten und sich verlieren in der weiten Steppe; denn es war furchtbar dunkel und, wie gesagt, nicht möglich, sich auch nur umzuschauen. Unser Gepäck war bereits in große Unordnung geraten. Ein Teil war vorausgezogen, der andere zurückgeblieben, trotzdem daß ich den Lautschen streng angesagt hatte, sich nicht voneinander zu trennen, sondern möglichst in einem Haufen zu gehen. Bei dem Chaos und der Dunkelheit, in welche wir geraten waren, war es völlig unmöglich, eine Ordnung in dem Zuge einzuhalten. Wir orientierten uns durch Zurufe, aber das Gebrüll des Sturmes, der wie die See toste, übertönte unser Geschrei. Um vernehmbar zu werden, mußte man seinem Nachbar nahezu ins Ohr schreien. Ich habe bisher nie etwas Erhabeneres und Fürchterlicheres gesehen, als dieses drohende Bild der entfesselten Elemente. Wie schwach fühlte ich mich in diesem Momente! „Der Sturm heult, der Sturm wimmert“, sagt der Poet (Puschkin). Unser Sturm aber brauste wie ein unermeßliches Feuermeer, unser Sturm zischte und pfiff wie eine Million von Schlangen, unser Sturm rollte mit endlosem Donner über die Steppe hin.

Ich machte Mossin-Chan den Vorschlag, stehen zu bleiben, von den Pferden zu steigen und aus ihnen ein Carré zu bilden, in welchem wir das Ende des Sturmes oder wenigstens ein Nachlassen desselben abwarten könnten. Dem widersetzte er sich jedoch mit aller Entschiedenheit. Er sah dieses Unwetter vielmehr für einen Segen an, welchen der Himmel uns geschickt, um uns vor den räuberischen Afghanen, die etwa uns nachzusetzen Lust haben sollten, einen rettenden Vorsprung zu gewähren.

Was war da zu machen? Wir mußten vorwärts, wenngleich wir uns so zu sagen nur forttasten konnten. Das Gepäck hatte ich völlig Mossin-Chan zu verwahren überlassen; meine einzige Sorge war, alle meine Kosaken zusammenzuhalten, da wir uns nur zu leicht in der Steppe ver-

lieren konnten. Ich ritt unmittelbar hinter Mossin-Chan, hinter mir die Kosaken. Ich hatte für einen Augenblick die Idee, daß es praktisch wäre, wenn sich alle Reiter an einem Seile zusammenhalten würden, gab dieselbe aber wieder auf.

Zu Beginn des Sturmes hatte mich die Neuheit des Bildes in eine heitere Gemütsstimmung versetzt; auch hatten die Scherze, welche bei dieser Gelegenheit herüber und hinüber flogen, nicht wenig dazu beigetragen, uns bei guter Laune zu erhalten. Jetzt aber, wo der Sturm seinen Höhepunkt erreicht hatte, nahm unsere Stimmung eine entschieden andere Färbung an, zumal eine Unterhaltung nur mit der größten Kraftaufbietung der Lunge und Gurgel möglich war.

Schließlich war unsere Lage ganz unerträglich geworden. Der salzhaltige Staub drang allerorts durch: die Augen waren vollgestreut, die Nasenlöcher verstopft, auf den Zähnen knisterte der Sand, die Gurgel war trocken, die Stimme heiser und klanglos, die Lippen waren vertrocknet und aufgesprungen .... Jetzt stellte sich ein qualvoller Durst ein ... Wenn der Sturm noch seine zwei bis drei Stunden angehalten hätte, was für ein Ende würde es dann wohl mit uns genommen haben? Und das war noch zur Winterszeit. Was mochte aber der Wanderer zu leiden haben bei einem solchen Buran („Tebbat") im Sommer bei + 45 ° C. im Schatten? ... Um unsere unangenehme Lage aufs äußerste zu steigern, passierte es noch, daß der Kosak Scharow meine Reisetasche verlor. In derselben befanden sich 200 Rubel (etwa 650 Mark), einige medizinische Instrumente, mein privater Briefwechsel, ein Teil meines Tagebuches und, was die Hauptsache, meine persönlichen Dokumente, unter anderen auch mein ärztliches Diplom. Ich brauche mich darüber nicht auszulassen, wie sehr mich der Verlust betrübte. Der Kosak, der die Reisetasche verloren hatte, schaute erschrocken zu Boden und murmelte etwas Unzusammenhängendes mit seiner vor Schreck gelähmten Zunge, dabei hielt er ein Ende von dem Riemen in der Hand, an welchem ehemals die Reisetasche gehangen hatte. Die Reisetasche war offenbar bei einer der Gelegenheiten abgerissen, wo der Kosak vom Pferde steigen mußte, um ein herabfallendes Gepäck aufzuheben oder ein Pferd zu halten.

Als Mossin-Chan von diesem meinem neuen Unglück hörte, hieß er sofort einige usbegische Reiter zurückkehren, damit sie, den von uns zurückgelassenen Spuren folgend, nach der Reisetasche suchen sollten. Wo konnten aber da die Spuren noch erhalten bleiben, wo ganze Wolken von Sand den Weg beständig verwehten? Der Sand konnte nicht nur die Spuren, sondern auch die Reisetasche selber verschütten. Die Usbegen jagten jedoch, ohne Widerspruch zu erheben, zurück und betasteten so zu sagen die Wüste mit ihren scharfen Augen.

Inzwischen rückten wir vorwärts — langsam mit häufigen und langen

Pausen. Die Usbegen hielten sich wacker. Sie waren die Führer und verloren in dieser undurchdringlichen Dunkelheit auch kein einziges Mal den Weg. Mossin-Chan entfaltete bei dieser Gelegenheit eine Thätigkeit, die mich nicht nur in Erstaunen setzte, sondern ihm auch für alle Zukunft ein dankbares Andenken in meinem Herzen gründete. In dieser furchtbaren Finsternis sah er alles, wußte er alles. Er blieb plötzlich stehen, rief uns zu, daß auch wir stehen bleiben sollten — und verschwand wieder in der Dunkelheit. Hier und da nur brachte uns der Windzug sein durchdringendes Geschrei zu, mit welchem er die Namen einiger aus der Reisegesellschaft rief. Bald drang sein Ruf zu uns: „Wo seid ihr? Kommt hierher!" Dann erschien er wiederum ebenso plötzlich neben mir, schrie mir ins Ohr, daß da oder dort dies oder jenes Gepäck herabgestürzt sei, oder daß ein Lautsche sich verloren habe; dann ließ er uns alle wieder warten und entzog sich wiederum unseren Blicken in den Wolken des aufgewirbelten Sandes.

Übrigens ist der Ausdruck „entzog sich unseren Blicken" nicht ganz richtig. Er konnte sich nicht meinen Blicken entziehen, indem ich, um meine Augen vor dem Sand und vor den Schlägen der kleinen Steinchen zu schützen, mein Gesicht mit einem Tuche fest verbunden hatte.

Nach einiger Zeit schrie wiederum die bekannte Stimme mir in die Ohren hinein, daß alles in Ordnung sei, daß das Gepäck wieder aufgeschnallt, der Lautsche wiedergefunden sei. Und wiederum rückten wir vorwärts.

Nun findet aber alles einmal sein Ende. Auch unser Sturm begann sich nach und nach zu legen, wenngleich er noch lange nicht gänzlich aufhörte. Immerhin wurde es zunehmend klarer und heller. Übrigens begleitete uns der Sturm bis Shiagyrd, woselbst wir um 6 Uhr morgens eintrafen. Wir hatten somit in sieben Stunden bloß dreißig Werst zurückgelegt. Eine Rast war unentbehrlich: Menschen und Tiere vergingen vor Müdigkeit. Kaum daß wir unser Nachtlager in einem verlassenen und halbzerstörten Karawanserai[1]) gefunden hatten, als wir sofort unsere Tiere entlasteten und uns zum Schlafe niederlegten, ohne auch nur etwas gegessen oder einen Tropfen Wasser getrunken zu haben.

Kaum daß ich meinen Kopf auf das lederne Sattelkissen gelegt hatte — an ein Bett war unter gegenwärtigen Umständen nicht zu denken — so verfiel ich schon in einen festen Schlaf. Ich kann den geneigten Leser versichern, daß ich in dieser Nacht absolut nichts geträumt habe. Übrigens bot sich auch keine Zeit für Traumphantasieen: ich erwachte um 7 Uhr morgens, d. h. ich hatte gerade eine Stunde geschlafen.

1) Obdach, Herberge für die Reisenden.

7.

Der Lob-Nor und seine Anwohner.

N. M. Przewalsky.

Nach langer Wanderung erreichte die Expedition, an dem See Karaburan vorüberziehend, endlich den Lob-Nor. (Der See liegt in der Wüste Gobi auf dem 90.° östl. L. und zwischen dem 39. und 40.° n. Br.)

Die Form dieses Sees oder richtiger Morastes zeigt eine unregelmäßige Ellipse, die stark von Südwesten nach Nordosten ausgezogen ist. Die größte Länge beträgt in dieser Richtung 90 bis 100 Werst (1 W. = 1,067 km); die Breite übersteigt nicht 20 Werst. So versicherten wenigstens die Eingeborenen. Ich selbst habe nur das südliche und westliche Ufer zu erforschen und zu Boot vom Tarim[1]) bis zur Hälfte der ganzen Länge des Sees zu fahren Gelegenheit gehabt; weiter zu gelangen, war bei dem seichten Wasser und dem dichten Schilfrohr unmöglich. Dieses letztere wuchert auf dem ganzen Lob-Nor und läßt nur an dessen Südufer einen schmalen, 1 bis 3 Werst breiten Strich freien Wassers offen. Außerdem sind noch im Röhricht überall kleine freie Stellen wie Sterne zerstreut.

Nach der Aussage der Eingeborenen war der See noch vor 30 Jahren tiefer und viel reiner. Seitdem aber der Tarim weniger Wasser zuführte, wurde der See allmählich seichter und vermehrte sich das Röhricht. Das dauerte so 20 Jahre fort; jetzt ist es aber bereits das sechste Jahr, daß der Wasserreichtum des Tarim wieder zunimmt; da das Wasser jedoch in dem früheren, jetzt mit Röhricht bewachsenen Rahmen des Sees nicht mehr den nötigen Raum findet, überströmt es dessen Ufer.

Auf diese Weise hat sich ganz vor kurzem ein Gürtel freien Wassers gebildet, der sich längs des Südufers des Lob-Nor hinzieht. Hier sind auf dem Grunde die Wurzeln und Stämme der Tamarisken zu sehen, die einst auf trockenem Boden gewachsen sind. Dabei ist die Tiefe höchstens 1, selten 2 Meter; 300, ja sogar 500 Schritt vom Ufer ist es nicht tiefer als 35 Centimeter. So seicht ist der Lob-Nor überall und nur an einigen Stellen hat man 3, zuweilen 4 Meter. Das Wasser ist überall klar und süß. Salzig ist es eben nur unmittelbar an den Ufern, auf welchen sich die Salzmoore ausbreiten, die jeder Vegetation entbehren und deren Oberfläche wie Wasserwogen gewellt ist. Diese Salzmoore umlagern den ganzen Lob-Nor. Auf dem Südufer erreichen sie eine Breite von 8 bis

---

1) Der Tarim ist ein von Norden kommender Fluß, der, nachdem er den Karaburan durchflossen, im Lob-Nor sein Ende erreicht.

10 Werst aber auf dem Ostufer dehnen sie sich nach Mitteilung der Bewohner der Gegend sehr weit aus, um sich schließlich mit der Sandwüste zu vermischen. Jenseit der Salzmoore zieht sich — wenigstens auf dem von mir erforschten Südufer — ein schmaler, dem Seeufer parallel laufender Streifen, der mit Tamarisken bewachsen ist, hin, und über denselben hinaus breitet sich die mit Kieselgerölle bedeckte Ebene aus, die stark, aber allmählich zum Fuße des südlich gelegenen Altyntag hinansteigt. Diese Ebene war in längst vergangener Zeit wahrscheinlich der Rand des Lob-Nor, der damals mit seinem Wasser alle jetzigen Salzmoore bedeckte, folglich viel größer, wahrscheinlich auch tiefer und reiner war. Welche Ursachen das Seichtwerden des Sees herbeigeführt haben, und ob sich dieses periodisch wiederholt, vermag ich nicht zu sagen. Übrigens wird das Faktum des Austrocknens fast bei allen mittelasiatischen Seeen beobachtet.

Die Eingeborenen am Lob-Nor sind unter dem Namen der Karakurtschiner bekannt und leben in elf Dörfern. Die Bevölkerung war früher weit zahlreicher, als gegenwärtig; die bedeutende Abnahme ist eine Folge teils seuchenartiger Krankheiten, namentlich der Blattern, teils der ungünstigen Lebensbedingungen, unter welchen diese Menschen existieren. In ihrem äußeren Typus weisen sowohl die Kara-kurtschiner, als auch die Anwohner des Tarim ein Gemisch verschiedener Gesichtsbildung auf, unter denen einige an die mongolische Rasse erinnern. Im allgemeinen herrscht indessen der Typus des arabischen Stammes, obgleich durchaus nicht rein, vor. Soviel ich habe bemerken können, sind die charakteristischen Merkmale der Kara-kurtschiner ein mittlerer oder kleinerer Wuchs, schwacher Körperbau mit eingesunkener Brust, ein verhältnismäßig kleiner Kopf mit regelmäßigem, kleinem Schädel, hervorstehenden Backenknochen und spitzem Kinn, schwacher Bartwuchs, oft dicke, gleichsam umgewendete Lippen, ausgezeichnete weiße Zähne, endlich eine dunkle Hautfarbe, woher vielleicht auch ihr Name Kara-kurtschin (Kara-koschun), d. h. schwarzer Koschun, stammt.

Wenn der Reisende den engen, vielfach sich windenden und an den Ufern mit ungeheurem Röhricht bewachsenen Tarim hinabfährt, bemerkt er plötzlich am Ufer drei, vier Nachen und hinter denselben einen kleinen freien Platz, auf welchem einige viereckige Rohrverschläge stehen. Das ist ein Dorf. Sobald die Bewohner desselben einen fremden Menschen sehen, verbergen sie sich und gucken verstohlen durch die Rohrwände ihrer Wohnung. Wenn sie bemerken, daß die Ruderer der Boote ihre Landsleute sind, oder daß ihr Vorgesetzter von der Partie ist, dann kommen sie ans Ufer und sind beim Landen behilflich. Man steigt ans Ufer und schaut sich um. Überall Morast, Röhricht — kein trockenes Plätzchen. Wilde Enten und Gänse plätschern unmittelbar neben den

Wohnungen, und in einem dieser Dörfer wühlte sich ein altes Wildschwein fast zwischen den Gebäuden in den Sumpf ein. So wenig gleicht der dortige Mensch einem wirklichen Menschen, daß ihn selbst das vorsichtige Tier nicht fürchtet.

Betreten wir die Wohnung selbst. Dieser viereckige Verschlag besteht aus Rohr, welches das einzige Material für alle Bauten ist; selbst die Pfeiler in den Ecken und in der Mitte der Front bestehen aus Rohrbündeln. Dasselbe Rohr ist auf der Erde ausgebreitet und bildet eine, wenngleich nur dünne Decke auf dem Morastboden; wenigstens sitzt man nicht unmittelbar im Schlamme. In einigen Wohnungen fand ich noch Mitte März das Wintereis unter dem Rohr auf dem Boden. Jede Längsseite eines solchen Hauses mißt drei Faden (etwa $5\frac{1}{2}$ Meter); auf der Südseite ist die Öffnung für den Eingang. Das Dach ist gleichfalls mit Rohr gedeckt, aber so schlecht, daß es nicht einmal vollständig gegen die Sonne schützt, geschweige denn gegen Unwetter. Ebenso sind die Wände beschaffen; der Wind geht ebenso leicht durch dieselben, wie durch das im Freien stehende Rohr.

In der Mitte der Wohnung ist eine kleine Grube für das Feuer ausgegraben; als Brennmaterial dient wiederum nur Rohr. Diese Pflanze leistet den Bewohnern am Lob-Nor unschätzbare Dienste; denn nicht nur, daß sie ihnen Bau- und Brennmaterial liefert, die jungen Frühlingssprößlinge des Schilfrohres werden als Speise gebraucht und die Rispen im Herbst zur Herstellung der Betten gesammelt. Aus denselben Rispen endlich kochen im Sommer einige, übrigens bereits etwas civilisiertere Lob-Norer eine braune, zähe Masse von süßem Geschmack aus, die als Zucker gebraucht wird.

Ein anderes, für die Eingeborenen fast ebenso wichtiges Gewächs ist die Seidenpflanze (Asclepias), ein Kraut, das, gleich unserem Hanf, eine Faser liefert, aus welcher ein Gespinst hergestellt wird, aus dem man die Leinwand zur Kleidung und die Netze zum Fischen bereitet. Die Seidenpflanze wächst im Überflusse am ganzen untern Tarim, am Lob-Nor aber seltener, so daß die Kara-kurtschiner im Frühling und Herbst nach dem Tarim fahren müssen, um diese Pflanze einzusammeln.

Die aus Asklepiasgewebe angefertigte Kleidung besteht aus Rock und Beinkleidern, die Kopfbedeckung im Winter aus Schaffell, im Sommer aus Filz. Zur Fußbekleidung, die nur im Winter getragen wird, dienen elende Schuhe aus ungegerbten Fellen, im Sommer gehen alle Kara-kurtschiner, deren Häupter nicht ausgeschlossen, barfuß. Im Winter wird der Rock der Wärme wegen mit einem Futter von Entenbälgen, die mit Salz gegerbt sind, versehen; die Federn derselben Enten liefern mit den Rispen des Schilfrohrs zusammen das Bett; das ist aber schon Luxus. Viele legen sich ohne weiteres auf dem nackten Rohr, das über dem

sumpfigen Boden der Wohnung ausgebreitet ist, zum Schlafen nieder; eine Decke wird nicht gebraucht; der zerlumpte Rock, den der Kara-kurtschiner am Tage trägt, bedeckt ihn auch nachts. Der Erwärmung wegen rollt er sich, Arme und Beine an sich ziehend, zu einem Knäuel zusammen, wobei er oft noch auf dem Rücken liegt.

Die Nahrung der Lob-Norer besteht vorzugsweise aus Fischen, die im Sommer frisch, im Winter gedörrt gegessen werden. Die frischen Fische kochen sie in Wasser, welches sie alsdann statt des Thees trinken; die gedörrten Fische werden, nachdem sie mit Salzwasser angefeuchtet worden, am Feuer gebraten. Zur Abwechselung mit den Fischen, ihrer Hauptnahrung, dienen im Frühlinge, zum Teil auch im Sommer und Herbst, Enten, die sie in Schlingen fangen; als Leckerbissen genießen sie im Frühlinge die jungen Triebe des Schilfrohrs. Brot und Hammelfleisch essen sie nicht, weil sie beides nicht haben. Wenn sie auch ab und zu Mehl aus Tscharchalyk erhalten, dann essen sie es, nachdem sie es über dem Feuer geröstet haben.

Zur Veranschaulichung der Lebensart dieser Menschen gebe ich hier das Verzeichnis der Habe derjenigen Familie, in deren Wohnung ich mich, um das Ende eines Sturmes abzuwarten, 24 Stunden lang aufgehalten habe. Hier ist das Inventar: zwei Boote und einige Netze außerhalb des Hauses; im Innern desselben: eine eiserne Schale, aus Korla bezogen, eine Axt, zwei hölzerne Tassen, eine hölzerne Schüssel, eine Schöpfkelle und ein Eimer, beides eigenes Fabrikat aus Pappelholz, ein Messer und das Rasiermesser des Wirtes, einige Nähnadeln, der Webstuhl und die Spindel der Hausfrau, die Kleider, welche die Familie auf dem Leibe trug, zwei Stücke Leinwand aus Asklepias, einige Bündel getrockneter Fische — das war alles. Die eisernen Sachen, wie Äxte, Messer &c. werden in Tscharchalyk äußerst roh angefertigt; die Axt hat nicht einmal ein Loch für den Stiel, sondern wird mit der Seite an die eingebogene Seite des Stiels befestigt.

Der arme und physisch schwache Kara-kurtschiner ist auch moralisch arm. Die ganze Welt seiner Begriffe und Wünsche ist in dem engen Rahmen des ihn umgebenden Lebens enthalten; seine Vorstellungen gehen nicht über die Ufer des heimischen Sees hinaus, die übrige Welt existiert für ihn nicht. Der ewige Kampf mit der Not, mit Hunger und Kälte hat seinem Charakter den Stempel der Apathie und des Trübsinnes aufgeprägt; er lacht fast nie. Seine geistigen Fähigkeiten reichen auch nicht weiter, als nötig ist, um Fische oder Enten zu fangen und die andern Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Übrigens sind einige, etwas civilisiertere Lob-Norer in den gewöhnlichen Vorkommnissen des Lebens listig und betrügerisch genug.

Die Kara-kurtschiner bekennen sich zum Mohammedanismus; jedoch hat die Religion bei ihnen nur sehr oberflächliche Wurzeln geschlagen.

Verlobungen werden schon zwischen kaum zehnjährigen Personen abgeschlossen, mit 14 oder 15 Jahren tritt man bereits in den Ehestand, jedoch ist der männliche Teil zuweilen etwas älter. Die Eltern der Braut erhalten einen ziemlich bedeutenden Kalym, d. i. Kaufpreis: 10 Bündel Asklepias-Fasern, 10 Bündel getrockneter Fische und ein- oder zweihundert Enten. Die Lage der Frau ist im allgemeinen eine viel schwierigere, als die des Mannes. Sie ist zwar die Wirtin des Hauses; aber womit soll sie wirtschaften, wenn fast die ganze Habe entweder auf dem Leibe getragen oder täglich verzehrt wird? In der Abwesenheit des Mannes bewacht die Frau die Netze, ihr allein liegt die schwere Arbeit des Spinnens und Webens ob, und dem Manne hilft sie noch das Rohr zum Brenn- und Baumaterial sammeln.

In ihrem Äußern sind die Frauen der Kara-kurtschiner durchaus nicht anziehend; die alten Frauen sind sogar abschreckend häßlich. Eine derselben, die ich mitten auf dem Lob-Nor sah, erschien mir in ihrer Magerkeit, mit ihren Runzeln, mit ihrer Lumpenumhüllung, mit ihren verfilzten Haaren, vor Kälte und Nässe zitternd, als das allerkläglichste Bild eines menschlichen Wesens.

Die Verstorbenen werden in ihren eigenen Booten begraben; eines derselben bildet den unteren, das andere den oberen Teil des Sarges. Dieser steht auf kurzen Stützen in einer kleinen in die Erde gegrabenen Vertiefung; darüber wird Erde geworfen. Mit dem Verstorbenen wird auch die Hälfte seiner Netze in den Sarg gelegt; die übrigen fallen den Verwandten zu.

Netze und Boote sind die wertvollste Habe des Kara-kurtschiners; sie bedingen seine Existenz. Die Boote oder vielmehr Kähne werden aus ausgehöhlten Baumstämmen angefertigt, sind gewöhnlich 4 Meter lang und $1/_2$ Meter breit, zuweilen auch noch schmäler. In einem solchen Seelenverkäufer fährt der Kara-kurtschiner selbst bei starkem Winde stehend, und sein Nachen tanzt dann wie eine Möwe auf den Wellen. Bei stillem Wetter, besonders stromabwärts, kann ein solches Fahrzeug es in der Geschwindigkeit mit den Fischen aufnehmen. Die Frauen besitzen in der Führung der Boote nicht weniger Gewandtheit, als die Männer; auch für sie ist das Wasser ein heimisches Element.

Der Fischfang wird vermittelst kleiner, runder Netze getrieben, welche man in die engen Arme oder in die absichtlich gegrabenen Kanäle zwischen den Seeen und dem Tarim stellt. Die Fische verwickeln sich in diese Netze, die täglich morgens und abends von den Eigentümern nachgesehen werden. Seltener bedient man sich der einige Faden langen Netze, die man in den Seeen auslegt und in die man die Fische durch Ruderschläge auf das Wasser treibt. Bei ergiebigem Fange wird ein Teil der Beute zum Vorrat für den Winter getrocknet, während welcher Zeit der Fisch-

fang ganz aufhört; doch stellt man beim ersten Eise noch zuweilen die Netze aus.

Der Winter ist zwar nicht lang, aber doch die schwerste Zeit für die Kara-kurtschiner. In ihren Rohrwohnungen leiden diese Unglücklichen fast ebenso stark wie im Freien von den Nachtfrösten, die bis zu 20 Grad steigen.

Am Tage ist es in der Sonne zwar ziemlich warm, aber es erscheint dann ein anderer Feind, der Hunger. Gut, wenn im Sommer viele Fische gefangen wurden und ein hinlänglicher Vorrat beschafft werden konnte; aber es giebt Jahre, in denen der Fischfang unzureichenden Ertrag giebt, und dann kommt es im Winter vor, daß Menschen den Hungertod erleiden. Nicht viel besser ist der Sommer. Die Menschen haben es freilich dann warm und sind satt; dafür erscheinen aber Myriaden von Fliegen und Mücken, welche alles Lebende die runden 24 Stunden hindurch, besonders bei stillem Wetter, entsetzlich quälen. Schon Mitte März erscheinen diese Quälgeister, um erst im Spätherbste zu verschwinden. Welche Qualen müssen von ihnen die armen Kinder, die ganz nackt umherlaufen, erdulden! Aber auch den Erwachsenen ist es selbst in der Nacht nicht möglich, Ruhe vor ihnen zu finden. Von allen Krankheiten ist die Augenentzündung am Lob-Nor infolge des salzhaltigen Staubes, der beständig die Luft erfüllt, die verbreitetste; nächstdem sind Geschwüre und Rheumatismus sehr häufig.

So beschaffen ist die Existenz der Lob-Norschen Dulder, die der ganzen übrigen Welt unbekannt sind, und die von dieser nichts wissen. In dem feuchten Rohrverschlage unter den halbnackten Bewohnern eines der Kara-kurtschinschen Dörfer sitzend, drängte sich mir unwillkürlich die Frage auf: wie viele Jahrhunderte des Fortschrittes trennen mich von den mich umgebenden Menschen? Mit stumpfsinniger Verwunderung betrachteten mich die Lob-Norschen Wilden, aber nicht weniger interessierten sie auch mich. Es war eben viel Anziehendes und Originelles in allem, was mich umgab, in diesem entfernten, unbekannten See, in dem Kreise dieser Leute, die lebhaft an das ursprüngliche Dasein der Menschheit erinnerten.

8.

Peking.

A. Freiherr v. Hübner.

Peking, mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung erbaut, wurde im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts zum zweiten Male Hauptstadt des Reiches. Aus dieser Epoche stammen seine Wälle und ältesten Gebäude. Peking ist also eine moderne Stadt. Seine Mauern erinnern an unsere Ritterburgen; nur ist hier alles kolossaler. Pekings Stadtmauern sind zwischen 16 und 20 Meter hoch, 6, 12, 16 Meter breit, und ihr Umfang beträgt mehr als zwanzig englische Meilen (engl. M. = 1,609 km). Ungeachtet dieser großen Ausdehnung geben nur sechzehn Thore Einlaß.

Die Hauptstadt des Reiches besteht aus der „Tataren-“ und aus der „chinesischen Stadt“. Der Grundriß zeigt zwei Parallelogramme, deren eines, die Tatarenstadt, mit der Kurzseite senkrecht auf der Langseite des andern, der chinesischen Stadt, steht. (Das die beiden Stadtteile miteinander verbindende Thor zeigt die Abb. auf S. 360). Noch vor nicht sehr langer Zeit entsprach diese Bezeichnung der thatsächlich damals bestehenden Scheidung zwischen Siegern und Besiegten, den Männern aus dem Norden und den Chinesen. Heutzutage haben sich viele der letzteren in der Tatarenstadt niedergelassen, und die Zeit mildert allmählich, ohne ihn gänzlich zu verwischen, den Gegensatz zwischen den beiden Stämmen. Im Mittelpunkte der tatarischen Stadt liegt der Palast des Kaisers, auch die „kaiserliche oder verbotene Stadt“ genannt; sie ist von hohen Mauern eingeschlossen und, wie der Name andeutet, gewöhnlichen Sterblichen unzugänglich. Die teils breiten, teils schmalen Gassen kreuzen sich in rechten Winkeln. Hohe, schmucklose Mauern entziehen die Wohnsitze der Reichen den neidischen Blicken der Vorübergehenden. Die Häuser, welche man sieht, sind elende Lehmhütten ohne allen architektonischen Schmuck. In der chinesischen Stadt, wo Industrie und Handel vorzugsweise hausen, giebt es ganze Straßen, welche nur Kaufläden enthalten. Letztere sind reichlich mit den Landeserzeugnissen, sehr spärlich mit europäischen Artikeln versehen. Apotheken, Thee- und Tabakmagazine glänzen durch die Pracht ihrer vergoldeten oder lackierten Auslagen und der kolossalen Schilder, welche, mit riesigen Inschriften bedeckt, an einer vor der Thür aufgepflanzten Stange senkrecht aufgehängt sind.

Die die Tatarenstadt von Norden nach Süden durchziehenden unabsehbaren Gassen sind hier verödet, dort belebt, laufen bald zwischen elenden Lehmhütten hin, bald zwischen eleganten Kaufläden und nackten Mauern, hinter denen sich Paläste verstecken. Abwechselnd schreitet man immer in

gerader Linie, die in Peking vorherrscht, durch die Wohnsitze des Elends und des Überflusses, aber das erstere zeigt, der letztere verbirgt sich. Die großen Straßen, meist breite Dammwege, waren einst mit Marmorblöcken gepflastert, und Marmorplatten überdeckten die Gossen. Heute ist alles in Verfall geraten. Die Tempel sind schlecht gehalten, und die Amtssitze der Großmandarine unterscheiden sich wenig oder gar nicht von den Yamen (Amtswohnungen) in den Provinzen: ein Palissadenverhau, das große Thor mit einem roh gemalten Drachen geschmückt, daneben eine oder zwei Fahnenstangen, an der Schwelle ein Haufe von Bittstellern, Rechtsuchern u. s. w. Die öffentlichen Gebäude, selbst das Gesamtministerium, das Tsungli-Yamen, glänzen nicht durch Reinlichkeit. Der Staub, dieser böse, zudringliche Gast, ist eingedrungen, hat sie mit seinen schmutzigen Farben übertüncht, mit scheußlichen Gerüchen gesättigt; denn bevor er sich in den hohen Regionen festsetzte, hat er in niedrigen Wohnungen gehaust, in den Gassen gewirbelt, die selbst an vielen Stellen nichts anderes sind, als ungeheure Lagerstätten des Unrates.

Ein Spaziergang in Peking gehört nicht zu den bequemen Dingen. Zu Fuß oder zu Pferd, hat man keine Zeit, viel um sich zu sehen; und doch, wenngleich nicht alles schön, so ist doch alles sonderbar, neu und interessant. Aber nicht das Angenehme, sondern das Notwendige nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Da hat man Löcher zu vermeiden, die der Regen in die Dämme gegraben hat, und die tiefen Radspuren der Karren im lehmigen Boden; man muß auf schmalen, schwankenden Brettern schwarze, übelriechende Bäche überschreiten, vor allem den Kamelen aus dem Wege gehen; diese haben zwei Höcker und die Größe mäßiger Elefanten. In langen Reihen ziehen sie einher; ihre Führer sind Mongolen, stämmige Bursche mit viereckigem Kopf, eingedrückter Nase, einem einfältigen Lächeln auf den wulstigen Lippen, mit einem offenen, ehrlichen Gesicht. Auch die Fiaker bilden ein Hindernis der Bewegung; überall versperren sie den Weg. Es sind ein- oder zweispännige Karren, darüber ein Zelt in Form eines Tonnengewölbes. Ein vorgespanntes Stück Segeltuch schützt den Kutscher und die Pferde. Ihre große Anzahl erklärt sich durch ein Gesetz, welches den Gebrauch der Sänften Standespersonen von gewissem Range vorbehält. Hier kommt eine! Vier Kuli (Lastträger) tragen sie; sie laufen im Dublierschritt, hinter ihnen ein Dutzend Livreebediente. Und welche Livree! Fast so schmutzig und abgenutzt wie die Portechaise. Aber der Mandarin, der sie einnimmt, ist ein schmucker Herr mit glattrasiertem Kinn, wohlgewaschenen Händen, frischer Wäsche und sorgfältiger Toilette. Auf seiner Nase reitet eine kolossale Brille; er selbst schein in seiner Lektüre versunken. Es ist, wie man mir sagt, ein Staatsrat, der sich in die Sitzung begiebt undseinen Vortrag vorbereitet. Das Gedränge in der Straße hält uns einige Minuten

neben seiner Sänfte auf. Er mißt uns mit verächtlichen Blicken und wendet sich dann wieder seinen Akten zu.

Unmöglich, hier vorzudringen! Wir nehmen also den Weg durch jene einsame Gasse, welche längs der Mauern der „verbotenen Stadt“ hinläuft. Dort erwarten uns aber neue Schwierigkeiten. Eine Bürgerhochzeit zieht vorüber: die Brautleute voran, hinterher die Familie, die Freunde, die Geladenen, alle in Fiakern.

So irren wir stundenlang umher; aber diese Stunden vergehen wie Minuten. Unsere mongolischen Ponies, einige Anfälle von Ungeduld abgerechnet, benehmen sich vortrefflich. Wir sind längs der verbotenen oder kaiserlichen Stadt hingeritten; sie liegt unbequem genug im Mittelpunkte des Parallelogramms und zwingt daher gewöhnliche Sterbliche, welche sich nach dem nördlichen Teile der Tatarenstadt begeben wollen, zu bedeutenden Umwegen. Wir biegen in eine der großen Queradern ein, und hier wird uns der imposante Anblick eines großen Leichenbegängnisses zuteil. Ich meinte, ein Minister, wenn nicht ein kaiserlicher Prinz werde zu Grabe getragen; aber man berichtigt meinen Irrtum: der zu den Geistern seiner Ahnen Abberufene ist ein niederer Beamter vierter Kategorie. Die Verehrung für Tote und der lebhafte Familiengeist, diese Kardinaltugend des Chinesen, erklären den übertriebenen Aufwand bei Leichenbegängnissen. Viele Familien überschreiten hierbei ihre Kräfte, manche richten sich zu Grunde. Über dem Leichnam trug man einen ungeheuren Baldachin von Scharlachtuch mit barbarischer Goldstickerei überladen. Vor dem Sarg fuhr in einem weißverbrämten, leeren Wagen die Seele des Verstorbenen. Die Familie folgte in Fiakern. Alles trug die Trauer, selbst die Kutscher hatten an ihre Hüte weiße Tuchlappen geheftet. Die Familie und die Freunde sahen ärmlich aus, aber der Tote machte sein Exit (Ausgang) als großer Herr. Der Pracht des Sarges entsprachen die Anzahl und die reiche Ausstattung der Fahnen, Sonnenschirme und vergoldeten oder lackierten Lanzen, welche Männer, die paarweise zu beiden Seiten einhergingen, dem Leichnam vorantrugen. Die Sonnenschirme, wie ich sie in Ermangelung eines bezeichnenderen Wortes nenne, sind eigentlich kurze, an den Stangen herabhängende Schläuche von Seidenstoff, karmesin oder blau, mit goldgestickten Inschriften, phantastischen Ornamenten, Drachen oder sonstigen Ungeheuern. In gemessener Entfernung schritten Bursche einher in dem Anzuge unseres mittelalterlichen Narren: das Wams, die enge anliegenden Hosen und die ganz entschiedene Narrenmütze sind scharlachrot. Sie schlugen auf dem Gong[1]) und regelten die Bewegungen des Zuges.

---

1) Flaches Metallbecken, das, mit einem Klöppel geschlagen, einen starken Ton erzeugt.

Mehrere Musikbanden spielten auf, d. h. erfüllten die Luft mit mißtönigem Getöse.

Wir befinden uns in einer Gasse, die zur „verbotenen Stadt" führt. Das weit offen stehende Thor gestattet mir, einen Blick in die geheiligten Orte zu werfen. Sie schienen mir dem profanen Peking zum Verwechseln ähnlich.

Da hören wir Lärm hinter uns. Ein Volkshaufe hat sich um einen zerlumpten, fast nackten Burschen und um ein Weib versammelt, welches wutschnaubend ihn mit Schimpfworten überhäuft. Der Mann hat sie bestohlen, noch hält er das corpus delicti[1]) in der Hand. Eine groteske, scheußliche Scene! Mit einem Male wird es stille. Ein Greis tritt auf; seine Erscheinung ist anmutig und würdevoll, sein Antlitz atmet Sanftmut; mit wohlwollenden Blicken betrachtet er den Angeklagten, richtet einige Fragen an ihn, berührt seine Schulter und entfernt sich. Ehrfurchtsvoll weicht die Menge zurück. Ihm folgt in der Entfernung von etwa zweihundert Schritt der Missethäter mit geneigtem Haupte, mit über die Brust gekreuzten Armen. Der Greis war ein Polizeibeamter; der unglückliche Dieb, dem noch andere Sünden auf dem Gewissen lasten mögen, ist verhaftet; er geht den Weg des Gefängnisses; er weiß, was seiner harrt: das Bambusrohr, die Tortur, Hunger, Krankheit, Tod. —

Auf die einsamen Wanderungen folgen Reitpartieen in zahlreicher, jugendlicher Gesellschaft. Wir sind alle gut beritten. Diese mongolischen Ponies gehen ein wenig scharf in die Hand, sind feurig, lieben auch, sich zu bäumen und durchzugehen, wie man dies Kindern der Steppe nicht verargen kann, die stolz sind auf das edle Blut, das in ihren Adern fließt.

Die Reiterschar hat die chinesische Stadt in ihrer ganzen Breite durchzogen und erreicht nun einen großen, unregelmäßigen Platz; gegenüber liegt der Tien-tan, der Tempel des Himmels, den der Kaiser alljährlich besucht, und der die übrige Zeit verlassen und verschlossen ist, verschlossen besonders den Fremden. Nun giebt es aber glücklicherweise Mittel, sich mit dem chinesischen Himmel, besonders mit den Wächtern des Tempels, der seinen Namen trägt, abzufinden. Doch erfordert dies ein Zusammenwirken von List, Gewalt und Geld. Das Thor — ein glücklicher Zufall! — steht offen. Dem Rate eines der Herren, die uns führen, folgeleistend, thun wir dergleichen, als wollten wir an dem Tempel vorüberreiten. Unser Freund aber sprengt an die Wächter heran, die ihn unter großem Geschrei aufzuhalten suchen, durchbricht das Häuflein und dringt glücklich in den Vorhof. Wir folgen dem Beispiel mit gleich günstigem Erfolge.

Herr L . . . gewahrt mit seinen Luchsaugen eine andere offenstehende

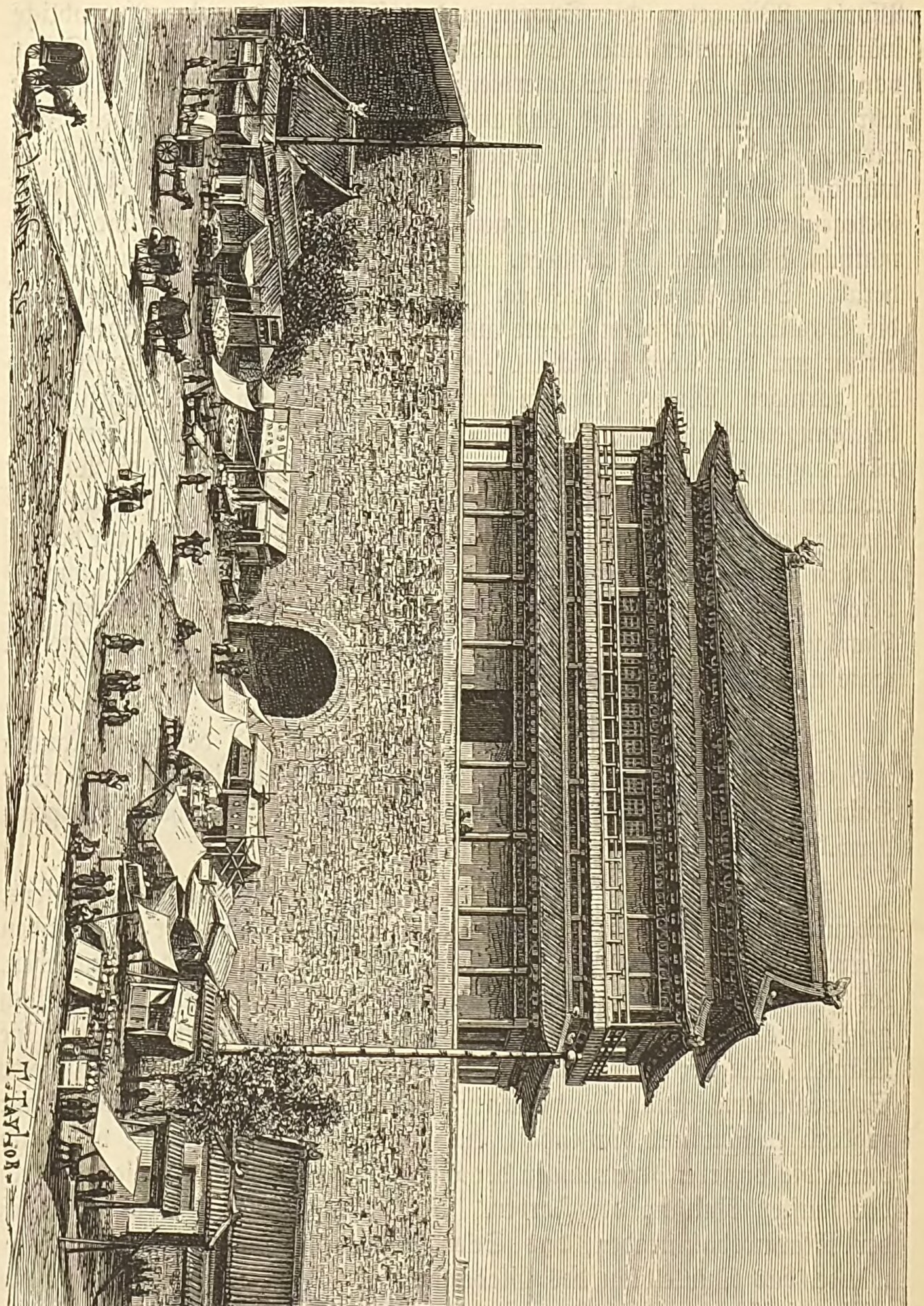
---

1) Hier so viel als der gestohlene Gegenstand.

Pforte. Wir geben die Sporen und befinden uns einige Augenblicke später in der zweiten innern Einfriedigung. Hier umringt uns eine Schar von Knechten, die den Wächterdienst verrichten. Die Kerle sehen nicht sehr reputierlich aus und empfangen uns mit wildem Gejohle. Ihre Livreeen sind abgenutzt und lassen auch im Punkte der Reinlichkeit zu wünschen übrig. Nun werden die Verhandlungen eröffnet: eine gute Gelegenheit für die Herren Dolmetscher, ihre Sprachkenntnisse und diplomatische Begabung zu bewähren. Alsbald stimmen die Chinesen den Ton herab. Dann lassen sie, als ein Zeichen des Respekts, ihren Zopf auf die Schulter herabfallen (Leute aus dem Volke tragen ihn während der Arbeit um den Kopf gewickelt). Noch ein kurzer Ideenaustausch, und die zornigen Mienen machen freundlichem Grinsen und Ehrfurchtsbezeigungen Platz, kurz, man versteht sich. Es handelt sich darum, annäherungsweise die Anzahl Bambusstreiche zu berechnen, welche die Wächter erhalten werden, weil sie „fremde Teufel“ zuließen, und hiernach das ihnen zu entrichtende Schmerzensgeld zu bemessen. Nachdem dies zur beiderseitigen Zufriedenheit geschehen, läßt man uns ein. Nur wurden wir gebeten, nichts zu zerstören und fortzutragen, denn sonst gäbe es nicht nur Bambusstreiche, sondern auch abgeschnittene Hälse, und „Ihr begreift“, sagte man uns mit kläglicher Miene, „das ginge über den Spaß“.

Der Tempel des Himmels mit seinem Park und den von Mauern und Gräben umschlossenen Höfen mißt zwei Meilen im Umfang. Der Hain, ein wirklicher Wald von Cedern und anderem Nadelholz, sieht ganz verwildert aus.

Das vorzüglichste Gebäude ist das Heiligtum des Jahresopfers, erbaut um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Auf einer kreisrunden Terrasse erhebt sich, von drei konzentrischen Marmorgeländern umgeben, der gleichfalls kreisrunde, eigentlich polygone Tempel. Ein phantastisch geschnitztes, mit blauem Glasemail geschmücktes Holzgitter vertritt die Wände. Die drei übereinander gestellten Dächer, in Gestalt ebenso vieler Sonnenschirme, sind mit blauen Ziegeln gedeckt. Ein seltsamer Bau: zugleich elegant und fratzenhaft, künstlich und roh, das Auge verletzend durch die bizarren Kreuzungen der Linien und es wieder beruhigend durch den sanften Einklang der Farben. Wie schön verschmelzen da das Weiß der Marmorbalustraden, das Schwarzbraun der durchbrochenen Holzwände, das Dunkelblau des Glasemails und der Ziegel! Aus einer gewissen Entfernung betrachtet, erzeugen die fliehenden Kurven der Balustraden in ihrem Zusammenstoße mit den sich ihnen scheinbar nähernden Kurven der drei Sonnenschirme eine eigentümliche, unbeschreibliche Wirkung. Man ist geneigt, die Erfindungsgabe, die Phantasie des Architekten zu bewundern. Aber nicht ihm gebührt das Verdienst dieser seltsamen Effekte.



Das Thor Tsien-men zwischen Tartaren- und Chinesen-Stadt in Peking.

Die großen Dimensionen des Gebäudes und die Gesetze der Optik haben sie hervorgebracht. Die chinesische Einbildungskraft hat nichts dazu gethan.

Das Innere ist den Sterblichen unzugänglich; nur der Kaiser, die

Prinzen von Geblüt und sein Gefolge dürfen es betreten. Auch uns halten riesige Schlösser auf der Schwelle des Heiligtums fest. Glücklicherweise haben die Wächter es nicht der Mühe wert gefunden, uns zu begleiten. Sicher der Stockstreiche, die ihrer harren, und sicher auch unserer Taël (1 T. = 6 Mk.), von denen sie bereits eine gewisse Anzahl als Darangabe eingesteckt, gestatten sie uns, im Tempel des Himmels nach Belieben zu schalten. Wir untersuchen also die Schlösser, und eins hat die Gefälligkeit sich zu öffnen. Indem ich dies niederschreibe, fühle ich die Schamröte auf meinen Wangen, und ich zweifle nicht, daß meine Gefährten dies Gefühl teilen. Nun ist die That aber geschehen, und wir treten in das Innere. Vier Holzsäulen, mit Schnitzwerk und Malerei reichlich ausgestattet, oben verbunden durch vier ähnlich gearbeitete Querbalken, tragen eine mit Pilastern geschmückte Galerie, auf welcher eine Kuppel ruht. Diese ist, soweit ich bei dem schwachen Lichte beobachten konnte, sehr gedrückt und, wie die Säulen und Pilaster, mit Lack und Schnitzwerk bedeckt. Es ist die einzige Kuppel, die ich in China sah. Erst hier, mit Hilfe des Gegensatzes zwischen dem Dunkel im Innern und der äußeren Tageshelle, vermochten wir die Schönheit und Abwechselung des Gitterwerks zu bewundern, welches, wie oben gesagt, die Mauern des Tempels ersetzt und, von hier gesehen, einem Spinnengewebe gleicht. Kein Götzenbild, nichts, was daran erinnert, daß dieser Ort dem Gebete gewidmet sei. Es ist ein prachtvoller Kiosk[1]), würdig der Zusammenkunft zwischen dem Gebieter des Himmels und dem Gebieter der Erde.

In geringer Entfernung von dem Tempel erhebt sich der offene Altar, auf welchem die Jahresopfer dargebracht werden: eine kreisrunde Plattform von weißem Marmor, 10 Meter hoch und aus drei Terrassen zusammengesetzt, welche im Diameter 40, 30 und 20 Meter messen. Hier wie in allen andern Gebäuden dieses Tempels herrscht die Dreizahl. Die Absätze der Treppe bestehen aus drei, neun, zwölf Staffeln, immer ein Ergebnis der Multiplikation mit drei. Ebenso verhält es sich mit allen andern Elementen dieser Gebäude, als da sind die Steinplatten des Pflasters, die Geländer der Galerieen und so fort. Im Tempel der Erde, der außerhalb der nördlichen Stadtmauer liegt, bildet zwei die Grundzahl. Gottesgelehrtheit und Geometrie wirken hier zusammen; aber den mystischen Sinn konnte mir niemand erklären.

In den Küchen sahen wir die großen Kessel, in welchen das Fleisch der Opfertiere gekocht wird. Ein langer, geräumiger Korridor verbindet sie mit der Tempelhalle. An einer andern Stelle des Haines befinden sich die Gebäude, in welchen der Kaiser, die Prinzen von Geblüt und die

---

1) Ein türkisches, auf Säulen ruhendes Gartenzelt.

Hofwürdenträger absteigen. Alle diese Baulichkeiten sind, die dicken Staubschichten abgerechnet, in gutem Zustande. Man erklärt die Vernachlässigung durch die Minderjährigkeit des Kaisers, der die Heiligtümer außerhalb des Palastes noch nicht besucht hat.

9.

Chinesisches Militär.

G. Kreitner.

Die chinesischen Soldaten sind in Massenquartieren, gewöhnlich in Fortifikationen (Festungsgebäuden), untergebracht. Ich besuchte eine solche Kaserne am Jang-tse-kiang und will meine Erinnerung an diese Visite dem Leser vor Augen führen.

Die „Wusung-Forts“ liegen auf zehn englische Meilen Entfernung am linken Ufer des Wusung-Flusses an der Mündung des Jang-tse-kiang. Der Tautai von Schanghai war so freundlich, uns zur Besichtigung dieser Forts die Erlaubnis zu erteilen; ja, seine Liebenswürdigkeit ging so weit, uns eine Dampfbarkasse und ein Segelboot zur Verfügung zu stellen.

Am 17. Juni 1878 fuhren wir von Schanghai ab. Da sich ein günstiger Wind erhob, löste man das in Schlepp gehängte Boot ab, und es entspann sich eine Wettfahrt, wobei letzteres Sieger blieb. An Bord befand sich ein kleiner, dicker Mandarin, Stellvertreter des Tautai, der sofort vergnügt lachen konnte, sobald er etwas Eßbares ahnte, der österreichisch-ungarische Vicekonsul Herr Haas, der uns hier, wie immer, durch seine freundlichen und erfolgreichen Bemühungen, uns etwas Neues zu zeigen, zu unvergeßlicher Dankbarkeit verpflichtete, sodann Herr Loczy und ich. Um 9 Uhr vormittags ankerten wir vor den Forts. Diese erheben sich wie Lehmkleckse über die schmutzigen Fluten des Jang-tse-kiang und sind weder mit Gras verkleidet, noch durch ein anderes Mittel gegen Regenabwaschungen gesichert. Die Wälle bilden im Grundrisse ein Viereck, dessen Ecken abgerundet sind. Die Öffnungen von elf Schießscharten drohen gegen das Meer hinaus, können aber mittels Panzerthürchen, welche sich in eisernen Rahmen bewegen, geschlossen werden. So stolz auch die Chinesen auf diese Befestigungen sein mögen, ich glaube doch, daß ein einziger guter Schuß gegen das staubgeborene Fort überzeugend an die Vergänglichkeit des Irdischen erinnern könnte. Unsere Ankunft mußte bereits gemeldet worden sein; denn noch kletterten wir über einen schandvoll gezimmerten Molo (Hafendamm, Landungsbrücke), als über

den Brustwehren eine Unzahl von großen Seidenfahnen sichtbar wurde, in deren Mitte das Schriftzeichen „Geschütz“ rot eingenäht war. Beim baufälligen Eingange zum Fort erwartete uns der Kommandant der sämtlichen Yang-tse-kiang-Befestigungen, sowie der Kommandant dieses Forts. Ersterer, im Range eines Generals mit monatlich 200 Taël (etwa 1200 Mark), letzterer mit 150 Taël Gehalt. Beide Offiziere waren in Paradekleidern mit dem roten Knopfe am Hute.

Es ist allgemein die Ansicht verbreitet, daß die Farbe des Hutknopfes den Rang des Mandarins kennzeichne. Das ist nicht so. Der Knopf bedeutet nichts anderes, als eine Dekoration, einen Orden. Sehr häufig sahen wir Mandarine mit dem roten Knopfe (ersten und zweiten Dekorationsrang) andern untergeordnet, welche nur den blauen (dritten Rang) oder goldenen (achten Rang) besaßen.

Die zwei Generale knieten nieder und berührten mit dem Kopfe die Erde. Sie ließen sich das Ceremoniell nicht nehmen. Während wir sodann die Ehrenkompagnie abgingen, wurden unter Trommelwirbel die Geschütze der im Hofraume aufgestellten Feldbatterie abgefeuert. Im ganzen Reiche kennt man die Geschützbespannung in unserem Sinne noch nicht, sondern die Bedienungsmannschaft wird beim Transporte der Kanonen als billige Zugkraft verwendet.

Die Bekleidung der Infanterie und Artillerie ist im wesentlichen gleich und besteht aus einer weiten blauen Bluse aus Baumwolle mit handbreiter Passepoilierung[1]), auf deren Brust und Rückenmitte je eine große weiße Scheibe mit der Inschrift „Soldat“ oder „Geschütz“ aufgenäht ist, die als Zielpunkt dem Feinde zum großen Nutzen gereichen dürfte; ferner aus weißen, bauschigen Baumwoll-Beinkleidern, welche um die Waden gamaschenähnlich festgebunden werden; endlich aus landesüblichen Seidenschuhen mit dicker Papiersohle. Im Winter trägt der Soldat einen schwarzen Turban, im Sommer einen Strohhut mit großer Krempe auf dem Kopfe. Diese Ausrüstung gilt nur als allgemeine Regel; im besonderen kleidet sich der Soldat nach eigenem Geschmack.

Der Kommandant lud uns ein, das Fort zu besichtigen, und führte uns zuerst zur Pulverkammer, in deren Vorgemach zwei lange Reihen Kruppscher Geschütze Spalier bildeten. Im Hintergrunde dunkelte es geheimnisvoll; doch meine Neugierde, den Munitionsreichtum kennen zu lernen, konnte nicht befriedigt werden, da der Kommandant mit schlauem Lächeln mein Vordringen abwehrte und zum Ausgange wies. Er geleitete uns in die Kasematten[2]). Hier stand bei jedem Geschütze die Bedienung in zwei geöffneten Gliedern. Die Geschütze variieren im Kaliber bis zu

1) Streifenartiger Besatz von andersfarbigem Zeug.
2) Bombenfeste Gewölbe.

110 Kilogramm und sind im Fort so postiert, daß, vom Flusse aus gesehen, die rechte Hälfte derselben mit Kruppschen, die linke mit Armstrongschen armiert ist.

Auf mein Ersuchen ordnete der General ein Exerzieren an. Ein Unteroffizier kommandierte die fünfzehn Mann starke Geschützbedienung. Er stellte sich zu diesem Zwecke auf das Ende der Lafette, hob die Hände in die Höhe und teilte die Mannschaft in Nummern, wobei er bis 14 zählte und abwechselnd auf die Träger der Nummern hinwies. 1—4 reinigten sodann auf Kommando das Rohr, 5 und 6 brachten die Pulverpatrone, 7—10 das Geschoß, 11 und 12 gaben sodann nach dem Handwinke des visierenden Unteroffiziers dem Rohre die Richtung. Dieser öffnete mit dem Stifte den Pulversack, steckte den Reibzünder in das Zündloch, reichte Nr. 13 und 14 die Zündschnur, sprang ab und kommandierte: „Feuer!“ — Ja, ja „Feuer!“ zwar im schlechtesten Deutsch, das man sich vorstellen kann, aber doch deutsch. Alle Kommandoworte waren deutsch.

Die Mannschaft des Forts war in schmalen, niedrigen Lehmhütten bequartiert. In dem langen Gange, welcher von einem Ende der Kaserne zum andern führte, standen beiderseits übereinander aufgerüstete Betten. In einem solchen Mannschaftszimmer, das etwa 13—14 Schritte lang und 4 Schritte breit ist, schlafen 20—22 Soldaten. Trotz der Reinlichkeit der Schlafstellen, über welchen hier und da ein kleiner Spiegel glänzte, erfüllte eine entsetzlich duftende Atmosphäre den für seine Bewohner viel zu kleinen Raum. Aus der nahen Küche, wo mit ranzigem Öl gesotten und gebacken wurde, wehte es auch nicht appetitlich, und so erwartete ich mit Schaudern den Moment, wo ich genötigt werden sollte, die chinesischen Leckerbissen zu verkosten. Doch auch dieser Kelch des Leidens ging vorüber.

Die Bewaffnung der chinesischen Infanterie besteht aus Pfeil und Bogen, aus Hiebwaffen, welche den geraden polnischen Sensen gleichen, und aus Gewehren. Die ausgemusterten Gewehre aller möglichen Nationen und Systeme sind im Durcheinander vertreten. Jedes Stück zeigt, wie die Waffe aussehen muß, um Anspruch auf Unbrauchbarkeit zu machen. Bei dem einen Gewehre fehlt das Absehen, bei dem andern das Korn, hier wieder ist der Schaft nur mit einer Schnur an den Lauf befestigt, da der Kolben gänzlich abgebrochen. Nie wird ein Gewehr geputzt, der Rost frißt unbeanstandet weiter, und in den wenigen Fällen, wo das Schloß noch brauchbar ist, singt die Schlagfeder beim Aufziehen des Hahnes ein ergreifendes Klagelied. Ich gehe nicht fehl, wenn ich annehme, daß die Hälfte der Infanterie noch mit Luntengewehren, von der zweiten Hälfte drei Viertel mit alten Perkussionsgewehren deutscher, englischer, amerikanischer und französischer Industrie und ein Viertel mit modernen Hinter-

ladern neuerer Konstruktion bewaffnet sind. Eine unberechenbare Konfusion dürfte bei der Patronenausteilung im Ernstfalle nicht ausbleiben.

Die Kavallerie ist mit Lanzen, an deren Schäften kolossale Seidenfahnen wehen, und mit Gewehren, welche sich durch dieselben Merkmale, wie jene der Infanterie, auszeichnen, bewaffnet.

Zum Schlusse will ich noch kurz erzählen, wie eine chinesische Parade vor sich geht. Ein Herr Schnell, ebenfalls ehemaliger deutscher Soldat, nun Instruktor chinesischer Infanterie und Artillerie in Tschi-fu mit 400 Dollar (1700 Mk.) Monatsgehalt, erzählte mir folgendes: die ihm zur Abrichtung übergebenen Soldaten zeigen wohl anfänglich ein gewisses Interesse für die Schule, später aber geht die Lust zum Lernen gänzlich verloren. Die Abrichtung der Soldaten geht nach den deutschen Reglements vor sich. Die Soldaten in Tschi-fu waren mit Gewehr und Bajonett bewaffnet, seitdem aber ein Soldat beim Laufen von einem andern mit dem Bajonett in die Wade gestochen wurde, bleibt die Stichwaffe zu Hause, da ohnehin die Scheiden abgehen. Einige Zeit hindurch war die Notwendigkeit vorhanden, anstatt der Gewehre mit Bambusstöcken auszurücken, weil der Gouverneur die Gewehre unter der Hand verkauft hatte.

Der Tataren-General von Schan-tung, Herrn Schnells Chef, ist immer, wenn nicht betrunken, doch sicher von Opium berauscht. Er geht nie zu Fuß, besteigt niemals ein Pferd, sondern läßt sich im Tragsessel tragen. Inspiziert er die Truppen, so ist er nur befriedigt, wenn ihm das Schauspiel gefiel, gleichviel, ob das Manöver praktisch und richtig war, oder nicht.

Eine solche militärische Produktion fand Anfang Oktober 1878 auf dem großen Artillerie-Schießplatze in Tschi-fu statt. Zwei Zelte, ein prächtiges für den Mandschu-General und ein zweites, welches Geschenke für die Soldaten: Uhren, Ketten, Vasen, Pfeifen, Dekorationen u. s. w. enthielt, waren so erbaut, daß von denselben aus das ganze weite Feld übersehen werden konnte. Der General kam, war aber so betrunken, daß er nur mit rauher, lallender Stimme nach dem Kompagnie-Exerzieren seinen Beifall aussprechen konnte. Vor dem Beginn des Artillerie-Scheibenschießens fragte er einen anwesenden chinesischen Artillerie-Obersten, ob es denn möglich sei, mit den Kanonen ein so fernes Ziel zu treffen. Der Oberst antwortete: „Excellenz, ich stelle meinen Kopf zur Verfügung, wenn mein Geschoß nicht beim zweiten Schusse in der Scheibe sitzt." Der Wind ging scharf. Mit ironischem Blick verfolgte der Futai die Handgriffe der Bedienungsmannschaft. Der Schuß krachte — und die Granate krepierte vor der Scheibe. Ein unbeschreiblich verächtliches Lächeln des Generals war die Antwort. Dem Obersten wurde es, wie er später erzählte, etwas bange. Der zweite Schuß aber traf das Ziel.

Nach einer halben Stunde großer Langweile fragte der Futai: „Ist es denn noch nicht aus?“ Das Programm wurde daraufhin abgekürzt. Da bei solchen Komödien immer der Schluß effektvoll sein muß, so hatte man folgendes Arrangement getroffen: ein kleines Holzhaus auf 4000 Schritt Entfernung war mit Baumwolle, Pulver, Petroleum u. s. w. gefüllt worden. Das Häuschen diente als Ziel für die letzten Schüsse. Beim zweiten Schusse schon schlugen die Flammen auf, beim dritten brannte es lichterloh. Der Futai lachte vergnügt, er war entzückt. An Ort und Stelle schenkte er Herrn Schnell eine prächtige Rüstung nebst der entsprechenden Ordenskette und ernannte ihn zum Obersten.

Am nächsten Tage sollte zu Wasser manövriert werden. Der für die Segelmanöver erforderliche günstige Wind stellte sich jedoch nicht ein. Als dies dem Futai gemeldet wurde, donnerte er: „Kein Wind? Was, kein Wind? Warum ist kein Wind?“ Item, der Futai war doch zufrieden mit dem, was er gesehen hatte, und ernannte die Mehrzahl des chinesischen Soldatengesindels zu Offizieren.

Obwohl mit der Beförderung zum Offizier der chinesischen Armee nicht viel gewonnen ist, denn der Offizier ißt mit dem gewöhnlichen Soldaten aus einer Schüssel und erhält gleich diesem den Sold nur auf dem Papiere, so schließt dennoch eine solche Standeserhöhung jede körperliche Anstrengung und hauptsächlich den Fußmarsch aus, eine Vergünstigung, die mehr in die Wagschale fällt, als eitles Silber. Jeder Subaltern-Offizier ist beritten und erhält sein Pferd geliefert; dagegen ist es ihm nicht gestattet, sich des Tragsessels zu bedienen. Die chinesischen Soldaten sind beim Volke gefürchtet und berüchtigt und genießen den Ruf, raffinierte Gauner zu sein.

Im allgemeinen macht das chinesische Militär in den Küstenstationen, welches der europäischen Intelligenz näher steht, keinen so üblen Eindruck, als die Soldatenhorden im Innern des Reiches. Die Bekanntschaft dieser letzteren machten wir unter anderem auf unserer Reise von Si-ngan-fu nach Lan-tschou-fu.

Die uns in Si-ngan-fu beigegebene sechs Mann starke Eskorte wurde in Young-sso-schien um elf Mann verstärkt, da der Mandarin uns versicherte, die Gegend werde durch verwegene Räuberbanden unsicher gemacht. Die äußere Erscheinung der Soldaten war aber auch geeignet, dem feigsten Räuber Mut und Verwegenheit einzuflößen. Die schwarzumsäumte, rote Bluse mit der unvermeidlichen weißen Scheibe auf der Brust und dem Rücken vermochte den schwächlichen Gestalten weder einen imponierenden Anstrich zu verleihen, noch die Mängel ihres Körperbaues zu verbergen. Die blauen Pluderhosen gaben dem Gesamtbilde des Kriegers einen plumpen, unbeholfenen Ausdruck. Und wenn man mir nun von chinesischer

Seite den Einwurf machen wollte, das entscheide noch nichts, so bleibt nichts anderes übrig, als einmal die Waffen zu visitieren.

Vier Mann waren mit sechs Meter langen Speeren bewaffet, deren Länge dem Seiltänzer erwünscht sein mag, welcher eine Balancierstange braucht, den Soldaten aber zur Unthätigkeit verurteilt. Freilich besaß die Bambusstange an ihrem oberen Ende eine schmale Eisenspitze, so lang und dünn, wie ein unversehrter Bleistift; doch die Hauptzierde dieser fürchterlichen Waffe bestand in zwei dreieckigen Seidenfahnen, wovon die tiefer befestigte größere bei einer Stangenbreite von drei Meter fünf Meter Länge hatte. Jeder Windstoß bereitete dem Träger unangenehme Fatalitäten; der Seidenstoff blähte sich auf, und einmal entfaltet, wand sich der geschmeidige Stoff so um den Körper des Soldaten, daß nur eine lange Stange und die zügellose Fahne sichtbar war.

Für uns Reiter war die Nähe eines solchen Beschützers stets eine drohende Gefahr. Nicht etwa, als lauerten in einer der nächsten Schluchten zehn Räuber, um uns an Gut und Blut zu bedrohen, nein, die Soldaten waren es selber, welche, die Lanzen auf der Schulter tragend, uns die auf und ab tanzenden Spitzen gegen das Gesicht hielten und uns daran erinnerten, die Augen vor dem Ausstechen zu schützen. Zwei Mann waren mit dreizackigen Neptunspießen bewaffnet. Die äußeren Zinken waren lyraförmig ausgebogen, so daß die Waffe selbst bei einem wuchtigen Stoße höchstens $1\frac{1}{2}$ Zoll tief einzudringen vermag. Das Instrument vereinigt somit in der sinnreichen Konstruktion nicht allein die Vorteile einer schrecklichen Waffe, sondern auch die eines sichern Panzers. Die praktischen Chinesen! Vier Mann trugen Gewehre, und was für Gewehre! Die langen Eisenläufe, welche ein altehrwürdiger roter Rost deckte, waren mittels Bindfaden an den kurzen, roh geschnitzten Pistolengriffen festgebunden. Der schmiedeeiserne Hebel für die Lunte trug noch die Spuren des Pulverdampfes vergangener Jahrzehnte zur Schau. Die Hauptsache aber, um die Waffe gebrauchen zu können, Ladestock, Munition und Lunte, fehlte gänzlich.

Der Kommandant der wackern Schar trug verschämt die zerbrochene Klinge seines kurzen Heldenschwertes in der Scheide. Wie er mir erzählte, verunglückte die Klinge während der Taiping-Rebellion, bei der Einnahme von Nanking, im Handgemenge. Eine große Schmarre auf seiner Stirn gab der Schilderung von dem Schlachtgewühl des heißen Tages die nötige weihevolle Bekräftigung.

10.

Reise auf dem Jang-tse-kiang.

G. de Bezaure.

Von steilen Bergen, welche die Form von Zuckerhüten haben und bald grau, bald rötlich, sowie hier und da mit vereinzelten Tannen bestanden sind, überragt und an amphitheatralisch aufsteigende Fruchtgelände angelehnt, erheben sich dicht zusammengedrängt und in buntem Durcheinander auf dem linken Ufer des Flusses die Häuser von I-tschang-fu. Man könnte sagen, sie klammern sich an, um nicht ins Wasser zu fallen; denn so weit, als sie nur können, nähern sie sich dem Rande, gleichsam um schon von weitem die Produkte, nach denen ihre Bewohner Verlangen tragen, zu sehen und schneller in Empfang zu nehmen Einige dieser Gebäude zeigen die Art hoher Herren: sie machen sich breit in der Menge und sehen von oben auf die anderen, über die sie hinwegragen, hinab. Das sind die Götzentempel, die „Yamen" (Amtssitze) und die Paläste der Reichen.

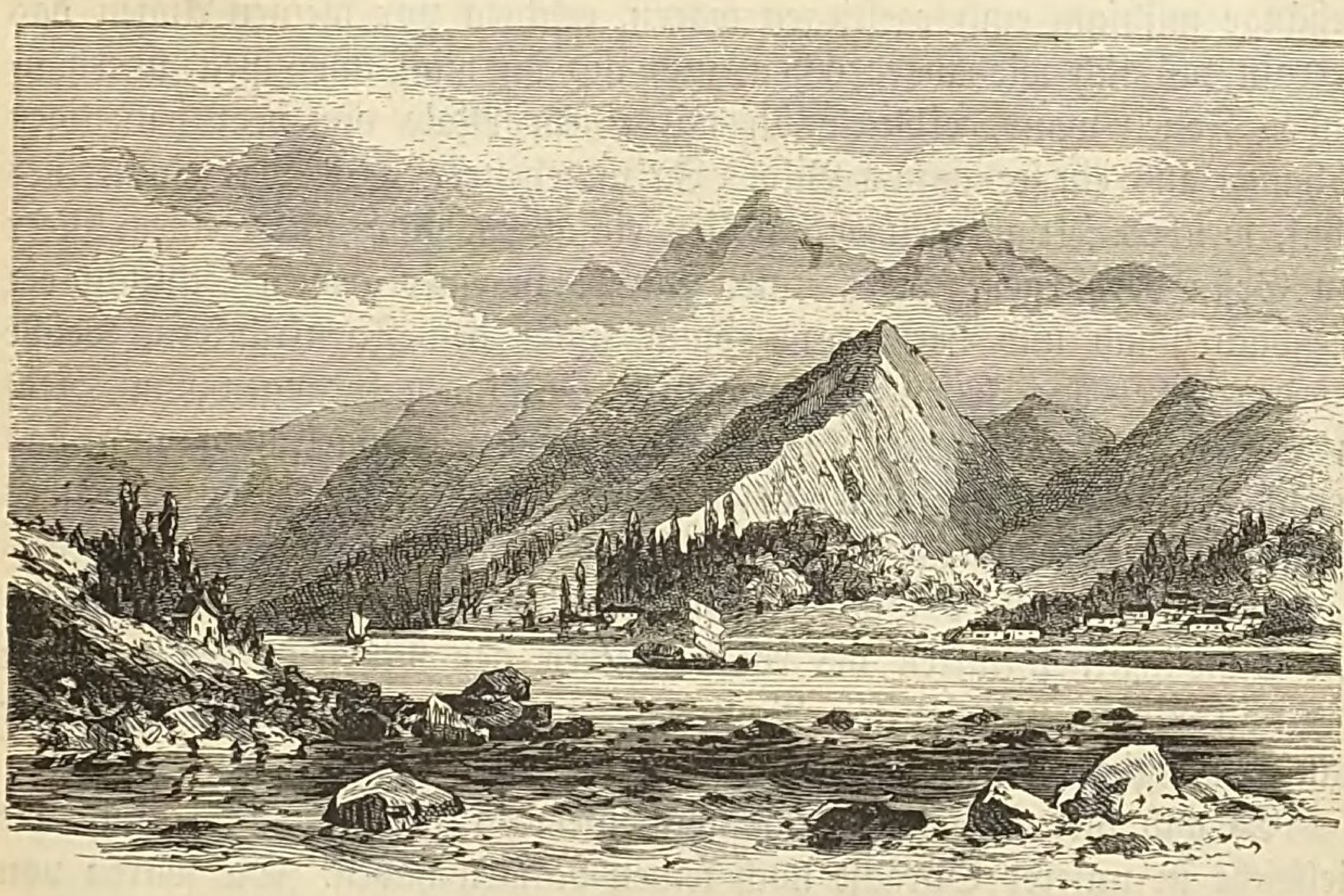
I-tschang-fu ist eine Stadt erster Ordnung in der Provinz Hu-pe. Der Hafen ist weit und hat bedeutenden Handelsverkehr, da hier aus den reichen Provinzen des Westens die mit Thee, Kupfer, Zucker und weißem Wachs beladenen Barken zusammenströmen. Es würden übrigens bis hierher selbst Dampfschiffe mit bedeutendem Tonnengehalte kommen können, und europäische Kriegsschiffe sind in der That schon so weit vorgedrungen. Auch in der Umgegend von I-tschang-fu findet man eine dichte Bevölkerung, viel Ackerbau und ausgedehnte Gemüsegärten mit Rüben und Zwiebeln, die von kleinen Hecken und Bambusrohrpflanzungen umgeben sind.

Als wir am Quai der Stadt angelegt hatten, waren die Schiffer alle ausgestiegen, um Thee zu trinken. Sie kamen in doppelter Anzahl zurück. Diese Verstärkung war durch die Hindernisse geboten, welche die Schiffahrt bis Tschong-king-fu uns entgegenstellt. Unsere Barke bricht auf, und wir verlassen den Hafen von I-tschang.

Kaum sind wir unterwegs, so bemerken wir auch schon vor uns hohe Berge; der Fluß macht ganz plötzlich eine Krümmung und scheint aufzuhören. Das ist der Anfang der Schluchten. Beim Anblick des düsteren Schlundes da, in welchem unsere Dschonke (chinesisches Fahrzeug) gleich verschwinden wird und der, so will uns dünken, mit Totenstille und schreckhafter Ruhe bereits unser harrt, empfinden wir unwillkürlich eine Art Schaudern. Die Schluchten kommen näher und zwei Stunden später fahren wir ein. Steile Berge erheben sich zu beiden Seiten; das

Wasser in ihrer Mitte ist ruhig, die Strömung schwach. Der Fluß, der nur eine geringe Breite hat, soll hier sehr tief sein. Kein fremder Laut ringsum. Die Natur schweigt und lauscht unserem Vorübergleiten. Nur der Gesang der Schiffer, welche die Ruder handhaben, hallt von den Bergen wieder. Die Felsen sind nicht mehr kahl und rot gefärbt, sondern haben einen mehr grauen Ton und sind von hellem Grün überzogen.

Wir hatten die Nacht an dieser merkwürdigen Stelle zugebracht. Gegen Morgen ließ uns ein höllischer Lärm aus dem Schlafe auffahren. Schwärmer krachten, Menschen schrieen, der Gong[1]) donnerte. Wir hatten den 6. Februar, den Anfang des chinesischen Jahres. Es ist dies eine Zeit nationaler Freude und das größte aller Feste. An diesem Tage arbeitet niemand, und unsere Matrosen werden kein Tau, kein Ruder



Stromschnelle im Jang-tse-kiang.

anrühren; wir sind gezwungen, 48 Stunden inmitten dieser gewaltigen Berge liegen zu bleiben.

In den Städten werden die Läden drei oder vier Tage geschlossen gehalten; man muß sich im voraus mit Vorrat versehen. Selbst die Armen sind in festlicher Stimmung, und sollten sie auch das ganze Jahr hindurch fasten müssen, an diesem Tage essen sie Fleisch und lassen sich's wohl sein. Die Gerichtshöfe feiern, die Staatssiegel werden eingeschlossen, die Beamten nehmen einen Urlaub von wenigstens einem Monat. Vor dem Neujahrstage bezahlt man seine Schulden, und derjenige Gläubiger würde schlecht ankommen, welcher während der Festtage

1) Vergl. die Anmerkung auf S. 357.

sein Geld fordern wollte. Man bringt sich gegenseitig die gebräuchlichen Glückwünsche dar, und auch wir empfingen Besuch, und zwar von dem Kommandanten des neuen Kanonenbootes. Dann kam der Eigentümer unserer Barke und der chinesische Gelehrte, uns ihre Aufwartung zu machen. Zuletzt nahte sich die ganze Mannschaft, sonntäglich aufgeputzt, um uns Glück zum neuen Jahre zu wünschen.

Da unser Boot nicht weiter fuhr, machte ich einen Ausflug in die Berge. Es drängte mich, in eine frischere Atmosphäre hinaufzusteigen und ein unbekanntes Land zu durchstreifen. Ich sprang mit meiner Flinte auf das linke Ufer, von meinem Hunde und zwei Soldaten des Kanonenbootes gefolgt.

Nachdem wir zwei oder drei Stunden lang an einem sehr steilen Gehänge mühsam emporgestiegen waren, erschien vor meinen Augen das Terrain plötzlich wie abgebrochen, und als ich mich um einen überhängenden Felsen wand, erblickte ich mit einem Male von dem jenseitigen Abhange aus ein feenhaftes Bild. In ungeheurer Tiefe war ein kleines Thal, welches seltsam geformte Felsen einfaßten, ganz unter einem Meer von Grün verborgen. Weit unten stürzte in einer großen Schlucht ein Gießbach hinab und verschwand dann unter den Farnkräutern, welche aus den Ritzen der Felsen hervorwuchsen. Kaskaden sprangen von Stein zu Stein unter munterem Gemurmel, das der Flügelschlag und das Kreischen, Locken und Schreien eines gefiederten Volkes übertönte, welches unaufhörlich auf und ab flatterte und mit sichtlichem Behagen den Bewegungen des Wassers folgte. Schwärme von blauen Elstern mit langen Schwänzen pflückten die roten Beeren der Myrten. Es war ein Ort voll Poesie und sanften Rauschens, von dem ein unwiderstehlicher Zauber ausging.

Es gab hier Vögel, die ich noch niemals gesehen hatte, und die vielleicht in unserer Sprache noch keinen Namen haben. Sie waren von der Größe der Drossel, hatten eine blauschwarze Farbe, gelblichen Schnabel und grüne Füße. Ich tötete einige, welche ich später dem naturhistorischen Kabinett in Schang-hai übergab.

Diese unbekannte Natur reizte mich; ich entschloß mich hinabzusteigen, um sie in der Nähe zu beschauen, und da ich es in gerader Linie nicht vermochte, so suchte ich nach geeigneten Umwegen. Ich ließ mich in eine Art schräger Einsenkung locken, welche sich tief in den Berg hineinzog. Auf diese Weise gelangte ich, freilich nicht ohne Anstrengung, auf ein großes, mäßig geneigtes Plateau, das mit Eibenbäumen (Taxus) bedeckt war und mich nach meiner Rechnung allmählich mitten in das flüchtig gesehene Eden hineinführen mußte. Aber ich weiß nicht, wie es zuging, daß ich mein Zauberbild nicht wiederfand. Ich irrte lange unter diesen endlosen Massen von Bäumen umher; bald dehnte sich das Plateau

noch mehr aus, und Tamarinden (Tamarindus)[1]) und Sophoras[2]) erschienen jetzt. Ich ging von einer Anhöhe zur andern und lief den ganzen Tag in Unruhe umher, nur noch von dem Gedanken beseelt, die Richtung des Flusses wiederzugewinnen, aber vergebens. Die beiden Soldaten, die mich begleiteten, fanden sich nicht besser zurecht, als ich; der eine wollte nach links, der andere nach rechts und ich geradeaus. Wir gingen immer durch Baumgruppen, ohne eine Spur von Bebauung zu finden, mit Ausnahme einiger Felder süßer Bataten[3]). Endlich verloren wir uns ganz inmitten eines Fichtenwaldes.

Ermüdet, entmutigt, nicht mehr imstande, noch eine bestimmte Richtung einzuhalten, gingen wir aufs Geratewohl weiter und stießen auf einen düstern Weg, der quer durchs Dickicht lief. Plötzlich wurde es hell unter den Bäumen. Wir stehen am Ausgang, und vor uns erhebt sich ein Dörfchen mit vier oder fünf Häusern. Mein fremdartiger Anzug, meine Flinte, mein gelb und weiß gefleckter Spürhund machten auf die Bewohner einen solchen Eindruck, daß das ganze Dorf davonlief. Mochte ich auch immer beruhigende Gesten machen: Hunde, Rinder, Schweine, Männer, Frauen und Kinder, alles ergriff die Flucht. Von weitem aber betrachteten sie mich mit Neugierde. Ich hatte viele Mühe, die Leute alle wieder heranzubringen. Doch endlich fingen sie an, näher zu kommen, dann faßten sie sich ein Herz und betasteten den Stoff meiner Kleider. Ich war und blieb für sie ein Gegenstand der grenzenlosesten Verwunderung. Gleichwohl aber wurden sie doch zuletzt alle sehr liebenswürdig. Man lud mich ein, zu essen, zu trinken und auszuruhen. Die guten Leute hatten noch niemals einen Europäer gesehen. Einer von ihnen erbot sich, mich zum Flusse zurückzugeleiten.

Am Morgen war ich zu einem Spaziergange von zwei oder drei Stunden ausgerückt; es war 9 Uhr abends, als ich meine Barke wieder betrat, und ich fand sie nur durch den Schall der rostigen Kanone des Kanonenbootes wieder auf, welche man abgeschossen hatte, um mir die Richtung anzugeben.

Die Schiffer hatten hinreichend gegessen, getrunken und gelärmt; sie willigten endlich ein, ihren Weg fortzusetzen.

Es war am Morgen nach diesem abenteuerlichen Tage. Seit lange schon hörten wir ein dumpfes, anhaltendes Geräusch, welches allmählich anschwoll und zuletzt in ein gewaltiges Tosen überging. Das war die

1) Ein zu den Schmetterlingsblütlern gehöriger Baum mit gefiederten Blättern und gelben, rotgeaderten Blüten.

2) Eine Baumart, die mit unseren Robinien (Akazien) Ähnlichkeit hat.

3) Eine Windenart, deren mehrere Kilogramm schwere Wurzelknollen dort die Kartoffel vertreten.

erste Stromschnelle. Die Schiffer trafen bereits ihre Vorkehrungen; man suchte ein starkes Seil hervor, um das Schiff zu ziehen. Sodann mietete man am Ufer eine Ergänzungsmannschaft, die unseren Matrosen helfen sollte, die Barke vorwärtszubringen. Endlich setzte man die Trommel in Bereitschaft, die auf Befehl des Steuermannes gerührt wird, um den Seilziehern Stillstand zu gebieten, und entfaltete die kleine Fahne, die sie wieder vorwärtsgehen heißt. Denn oft läuft der Leinpfad ziemlich entfernt vom Ufer oder hoch oben an demselben hin, und das Tosen des Flusses verhindert sogar, daß man sich auf dem Schiffe verstehen kann.

Das an einem Block befestigte Seil wird nach Belieben nachgelassen und wieder angezogen. Es bleibt oft bei Passierung einer Felsspitze oder eines großen Steines hängen. Diesen Unfall sucht man zu vermeiden, indem man mehrere Leute an den gefährlichsten Punkten aufstellt. Es kommt auch vor, daß die Schiffszieher zu schnell gehen; dann wird sofort die Trommel gerührt. Denn wenn man sich in dieser Hinsicht nicht in acht nähme, würde die Barke auf einen Felsen geführt werden, oder wenn sie nicht an dem rechten Punkte vor der Stromschnelle ankäme und es würde weitergezogen, so könnte sie umschlagen. Man muß tausend Vorsichtsmaßregeln treffen, und dennoch bleibt die Durchfahrt nicht gefahrlos.

Die Stromschnelle, über welche wir hinwegzufahren haben, trägt den Namen T'a-tong und ist 2—300 Meter lang. Wir brauchten zwei Stunden, um sie zu überschreiten. Derer, die das Schiff zogen, waren hierbei mehr als 150.

Die Schluchten, durch die wir uns bewegen, sind jetzt weniger eng; auf beiden Ufern erheben sich Hügel, die an hohe Berge angelehnt sind. Wir fahren aus der ersten Stromschnelle heraus, nur um in eine zweite zu geraten. Es ist dies der berüchtigte Tsin-t'an, eine Vereinigung von drei Stromschnellen, deren letzte die gefährlichste ist. Wir kamen am folgenden Nachmittag vor diesen Katarakten an, nachdem wir in anderthalb Tagen 20 Meilen zurückgelegt hatten. 400 Mann zogen jetzt die Dschonke. Wir brauchten mehr als vier Stunden, um 10 Meter Wegs zu überwinden. Es handelte sich darum, einen kleinen Wasserfall zu überschreiten; das Vorderteil der Barke stieg in die Höhe, während das Hinterteil in den Fluß eintauchte. So aufgerichtet, stand sie gewissermaßen senkrecht auf dem Wasser. Dazu wurde sie von der Strömung in ungestümen Stößen hin und her geworfen.

Die Lage war ernst; die Stromschnelle setzte unseren Anstrengungen den wütendsten Widerstand entgegen; auf allen Seiten lauerten Felsenriffe, die kaum über den Wasserspiegel hervorragten. Eine falsche Bewegung mit dem Steuerruder, und das Schiff würde ein Leck haben! Wir hörten Augenblicke lang das Seil auf dem Blocke knarren, und es kam uns der

Gedanke, daß wir, wenn es zerreißen sollte, sicherlich verloren wären. Endlich nach vielem Schreien und verschiedenen Stockschlägen, die auf die Rücken der Seilzieher von Seiten ihrer Patrone niederregneten, sowie durch die Hilfe der Leute des kleinen Mandarins aus dem Dorfe Tsin-t'an gelang es unserer Barke, diese Art bewegliche Treppe hinanzuklimmen.

Es war Nacht. Wir brachten diese oberhalb der Stromschnelle zu vor dem eben genannten Dorfe Tsin-t'an. Bis zum Morgen hörten wir das furchtbare Tosen der Gewässer.

Die Dschonke war an einem vorspringenden Felsen angebunden und durch drei Seile an starken Pfählen befestigt. Ich träumte in der Nacht, daß jemand sich herangeschlichen und die Stricke durchschnitten habe, und daß unser Schiff durch die Strömung fortgerissen und zerschellt worden sei. Ich fuhr aus dem Schlafe auf; es war Tag, und wir befanden uns bereits unterwegs. Die Barke war infolge eines Versehen, das, ich weiß nicht wodurch, verschuldet worden war, leicht gegen einen Felsen gestoßen. Die Erschütterung verursachte viel Geschrei und brachte Steuermann und Mannschaft in Streit. Wir mußten uns ins Mittel legen, um die Zankenden zur Ruhe zu bringen.

Der Tag kündigte sich schlecht an. Konträrer Wind, Regen, Reif, und dichter Nebel erschwerten uns die Schiffahrt. Man konnte nur den Fuß der Berge sehen; an den Ufern dehnten sich Getreide- und Bohnenfelder aus, desgleichen vereinzelte Anpflanzungen junger Fichten mit zartem Grün. Besonders am Nachmittage wehte uns ein starker Wind entgegen, so daß wir nur langsam vorwärts kamen. Doch die Stadt Kuei-fu am linken Ufer war nicht weit entfernt; ich wußte, daß dies die Nachtstation war, und stieg daher mit meinem Hunde und meiner Flinte aus, um den Rest des Tages zu marschieren.

Das Land ist hier weniger wild, als am Anfang der Schluchten; die Berge haben an Höhe verloren. Es finden sich nur noch vereinzelte Eibenbäume und Araucarien mit schuppengepanzerten und nadelbesetzten Ästen, sowie Ailanthen (Ailanthus, Götterbaum) mit ihren dünnen Zweigen. Mein Hund jagte aus einem Dickicht von Tamarinden zwei Muntjaks (kleine Hirschart) auf, von denen ich einen erlegte. Auch entdeckte ich von weitem, ohne sie erreichen zu können, Tiere von sonderbarer Gestalt; sie heißen im Lande „Hunde-Schweine“ und haben die Größe unserer Pudelhunde.

Ich kam nach Sonnenuntergang an unserer Station an. Das Schiff holte mich dort alsbald ein, und ich ging wieder an Bord. Ein Boot legte an unserem Schiffe an, und wir sahen zwei Mandarine auf uns zukommen, die von der Behörde gesandt waren, um uns die Honneurs zu machen. Sie waren ohne Feder und ohne Knopf und trugen über

ihren graublauen Kleidern das weiße Gewand, das Zeichen der großen amtlichen Trauer. Sie zeigten uns den Tod des Kaisers Tong-tschen[1]) an, der in wenigen Tagen von den Pocken hinweggerafft worden war.

11.

Bangkok.

M. Lay.

In der ungemein wasserreichen Niederung des Menamflusses, der Siam von den Gebirgen im Norden her durchströmt, bis er sich, in verschiedene Arme geteilt, in den siamesischen Golf ergießt, liegt fünf oder sechs Meilen von der Mündung entfernt die Hauptstadt des Landes, Bangkok. Natürliche und künstliche Kanäle, die alle aus dem Menam gespeist werden, durchziehen die weit ausgedehnte Stadt nach allen Richtungen, die man auch aus diesem Grunde wohl das Venedig Asiens nennt. Aber nur aus diesem Grunde allein hat es einige Ähnlichkeit mit der absterbenden Lagunenkönigin an der Adria. Bangkok heißt die Stadt der Gärten, ein Name, den sie mit größtem Recht verdient. Alle die kleinen Inseln und Eilande, welche im Hauptstrome liegen oder an den Ufern unzählige Wasserläufe von diesem trennen, prangen in einer Vegetation von unbeschreiblicher Schönheit. Schlanke Palmen spiegeln zu Tausenden ihre zierlichen Blätterkronen in dem rasch dahinströmenden Gewässer. Hoch in die balsamhauchende Luft strecken sich die Bambusgebüsche mit ihren feingefiederten Spitzen; breit und saftig schwellen Bananen ihre kräftigen, saftgrünen Blätter und umschließen die leichte Hütte des Armen, wie den geräumigen Palast der Großen des Reiches mit dichten, undurchdringlichen Hecken als natürliche Mauern. Noch über diese anmutigen Kinder einer paradiesischen Natur ragen die stolzen Werke der Menschheit. Tempel mit hochgezogenen Kuppeln und kleinen Türmchen, von verschnörkelten Obelisken gekrönt, geben der Landschaft einen unsagbar poetischen Reiz. Pyramidenförmig bauen sich die Dächer zahlreicher Paläste hoch empor. In vielfachen Absätzen werden die schrägen Dachflächen von niedrigen, senkrechten Wänden unterbrochen. Reiche Vergoldung und glänzende Porzellanverzierungen in zierlichen, geschmackvollen Mustern lassen Einförmigkeit in Form und Farbe gar nicht aufkommen. Die ganze Stadt schwimmt in einer Farbenpracht, wie sie nur unter der

---

1) Derselbe starb am 12. Januar 1875, im Alter von 19 Jahren.

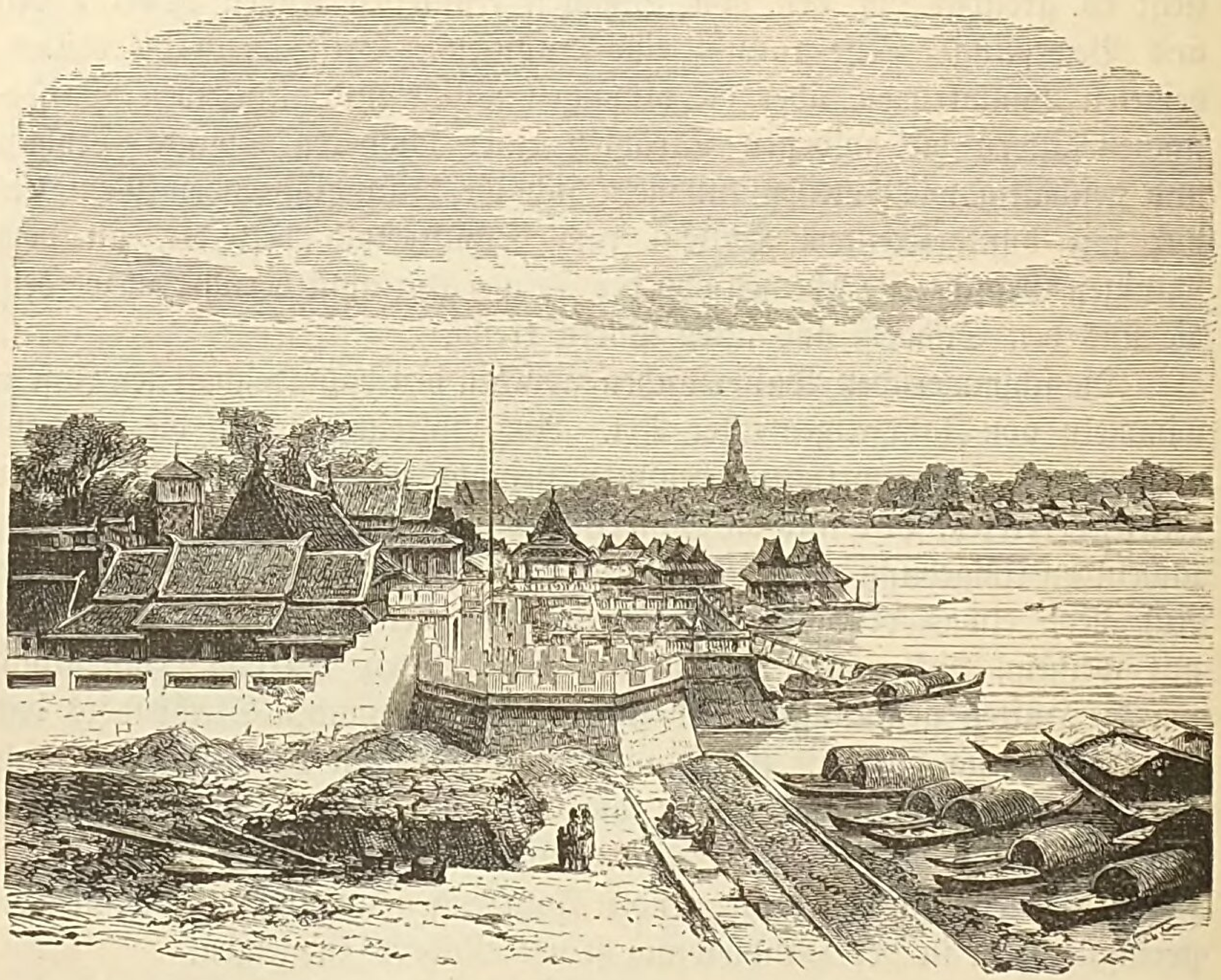
Tropensonne sich entwickeln kann. Hier erst empfindet man ganz die zauberische Poesie des südlichen Asiens. Eine gütige Schöpfung überschüttete das Land verschwenderisch mit ihren schönsten Gaben und stattete die Menschheit mit dem phantastischen Geiste aus, der aus den kostbarsten Materialien seine Werke schuf, vor denen auch der kaltblütige Nordländer schweigend staunt. Wehmutsvoll schweifen die Gedanken zurück in die ferne Heimat, die in Bezug auf farbenprächtige Landschaft so gar stiefmütterlich ausgestattet ist. Das so oft erträumte Indien mit seiner verschwenderischen Pracht, wie sie kein Künstler wiederzugeben vermag, hier liegt es greifbar vor den vom Schauen trunkenen Augen voller Leben und Bewegung. Leise rauscht eine erquickende Brise durch die blütenbesäeten Baumkronen, über die blumigen Plätze und glitzernden Wasserflächen zittern die goldenen Strahlen einer schöneren Sonne. Lebhaft und geschäftig wie Ameisen tummeln sich die braunglänzenden Menschen, nur mit buntgestreiftem Hüften- und Schultertuch bekleidet, an dem sonnigen Gestade; sie scheinen von der Tropenglut nicht berührt zu werden, die uns den Schweiß aus allen Poren treibt.

Die schimmernden Wasserflächen zwischen den baumbeschatteten Inseln wimmeln von Fahrzeugen aller Art. Am zahlreichsten sind die hier als allgemeines Transportmittel benutzten Canots, mit dem Häuschen in der Mitte, vertreten. Das sind die Gondeln des asiatischen Venedigs. Der heiter lächelnden Umgebung angepaßt, glänzen auch sie im reichsten Farbenschmucke. Auf dem etwas erhöhten Hinterteile steht der braungelbe Fährmann mit weißem, dickbauschigem Turban, den bunten Sarong (Hüftentuch) um die Hüften geschlungen, und führt mittels einfachen Stechruders das kleine Fahrzeug über die strudelnd dahinrauschenden Gewässer. Geschickt weiß er die Vorteile zu benutzen, die die rasche Strömung des Wassers ihm bietet, und mit ruhiger, selbstbewußter Sicherheit weicht er gefährlichen Stellen und ihm begegnenden Fahrzeugen aus, ohne auch nur die geringste Hast in der Handhabung seines Ruders zu zeigen.

Fast alle Völkerschaften des südlichen Asiens in ihren hundertfach verschiedenen Kostümen, die bei einigen fast zu nichts zusammenschrumpfen, haben hier ihre Vertreter. Neben dem Siamesen und Malayen glänzen die in den ostasiatischen Ländern nie fehlenden Söhne aus dem Reiche der blumigen Mitte[1]) durch zahlreiche Beteiligung an diesem Rendezvous der Völkerschaften. Durch den lang herunterhängenden Zopf und durch das Tragen von Schuhen unterscheiden sie sich von den meisten andern Nationen, die ihre natürlichen Sohlen in dem feinen Sand der Straße abdrücken. Die Eingeborenen gehen, mit Ausnahme der Standespersonen von fürstlichem Range, barfuß. Selbst Zollbeamte in Uniformröcken von

1) Bezeichnung für China.

europäischem Schnitt mit einem großen metallenen Schilde auf der Brust, das ihre Würde kennzeichnet, verschmähen jede Bekleidung der unteren Extremitäten von den Knieen abwärts. Die Organe der Regierung weisen überhaupt recht bemerkbare Spuren davon auf, daß sie von der europäischen Kultur kräftig angehaucht sind. Außer der oft lächerlichen Nachahmung europäischer Sitten und Bekleidung, die die königliche Regierung ihren Vertretern anbefohlen, bemerkt man sowohl in der Civilverwaltung, als auch besonders beim Militär, recht viele Europäer, die aber nur die



Bangkok.

höheren Würden bekleiden. Ein Teil der Marine ist vollständig europäisch eingerichtet. Gute Kriegsschiffe mit europäischen Kommandeuren und Offizieren scheinen auch dem siamesischen Herrscher besser zu gefallen, als die antiken Dschonken, die mehr durch bunte Bemalung und phantastische Bauart, als durch Seetüchtigkeit glänzen. Im Hafen, der inmitten der Stadt im Hauptstrome liegt, lagern die Kriegsschiffe mit der Elefantenflagge aus der älteren und neuesten Ära in süßer Eintracht nebeneinander. Der weite Raum des vorzüglichen Hafens bietet außerdem noch zahlreichen Schiffen verschiedener Flagge genugsam Platz. Die

Anwesenheit so vieler Segler und Dampfer beweist am besten, welcher Bedeutung Bangkok in kommerzieller Beziehung sich zu erfreuen hat.

Wo die Stadt am unteren Laufe des Stromes ihr Ende erreicht, ist auf den ersten Blick kaum festzustellen. Zwar bilden Zickzackmauern, mit zahlreichen Wachttürmen besetzt, eine schützende Grenze; aber alle die Werke sind so mit dem üppig wuchernden Grün überwachsen, daß die Kunstbauten fast vollständig unsichtbar werden und die sorgsam gepflegten Gefilde sich ununterbrochen auszudehnen scheinen, bis in weiter Ferne an ihre Stelle der dichte Urwald, der wasserdurchschnittene Dschungel[1]) tritt. Dasselbe gilt von dem Saume des Stromes außerhalb der Stadt. Im üppigsten Pflanzenwuchs prangen die Ufer des Hauptstromes, der, etwa 2000 m breit, seine Wassermassen dem Golfe zuwälzt. Unterhalb der Stadt liegen verschiedene Etablissements von bedeutendem Umfange, Dampfmühlen zum Enthülsen von Reis, der massenhaft nach Europa und China ausgeführt wird. Die hohen, eisernen Schornsteine auf den weitläufigen Holzgebäuden, deren Wände und Dächer mit Wellzinkblech bekleidet sind, passen in malerischer Hinsicht zwar nicht sehr in diese Tropenlandschaft, aber sie beweisen uns, wie die Reichtümer der gesegneten Lande gleich an Ort und Stelle durch die mächtigen Helfer abendländischer Kultur, die Dampfmaschinen, für den großen Welthandel zubereitet werden. Hat Deutschland auch keine Kolonieen, wie die andern Staaten des Seehandels, die die Reichtümer fremder Länder dem Nationalvermögen der Heimat zuführen, so können wir doch mit wohlberechtigtem Stolze sagen, daß der Deutsche in der Ferne sich als Mann bewährt, der aus dem Boden, den er sich zum Wirkungskreis erkoren, die Früchte der Arbeit und die Schätze der Natur zu heben versteht, und zwar ohne den Eingeborenen des Landes zum Knechte herabzuwürdigen, der ihm die Reichtümer erwirbt, die er dann später in sein Vaterland mit zurückbringt. Durch sein humaneres Denken und Handeln unterscheidet er sich vorteilhaft von den Vertretern vieler anderen Nationen, die für ihre egoistische Ausbeutung von Land und Volk nur Haß und Mißgunst ernten und deshalb in dem Lande, das ihnen seinen Reichtum geben mußte, nur so lange bleiben, bis sie genug Vermögen zusammengescharrt haben, um in der Heimat mit Glanz auftreten zu können, wo niemand danach fragt, wie viel Blut und Schweiß harmloser Naturmenschen an dem Gelde klebt, mit dem der Nabob prahlerisch um sich wirft.

Durch feste Bollwerke und sonstige Stromregulierungen wird es den ladenden Schiffen ermöglicht, dicht am Lande anzulegen; die Arbeiter, meist Chinesen, bringen die Reissäcke aus der Mühle und werfen sie in den Schiffsraum, wo andere bereit stehen, die Ballen fest zu verpacken.

---

1) Sumpfiges, mit dichtem, meist niedrigem Gestrüpp bedecktes Gebiet.

Weiter unterhalb der Dampfmühlen laden die Schiffe die kostbaren Produkte der Tropenwälder, Sandelholz[1]) und hauptsächlich Teakholz[2]), ein zwar teures, aber sehr gesuchtes Schiffsbaumaterial, aus dem die schnellsegelnden Klipper und auch der Innenbau der Kriegsschiffe hergestellt wird; außen werden dieselben dann mit den Panzerplatten bekleidet. Die landesüblichen Transporttiere sind Elefanten, die paarweise so nebeneinander gefesselt werden, daß die langen Balken zwischen ihnen in starken Gurten aufgestapelt werden können. Von dem auf ihrem Nacken sitzenden Treiber werden die Tiere mit ihrer schweren Bürde bis dicht an das Bollwerk geführt. Ein hoher Drehkran nimmt die Balken einzeln auf und befördert sie direkt in den Schiffsraum, der zu diesem Zwecke am Bug in der Schiffswand eine Öffnung hat, durch welche die Hölzer, die ihrer Länge wegen nicht durch die Ladeluke auf dem Deck eingeladen werden können, wagerecht eingeführt werden. Daß durch alle diese Erleichterungen der Arbeit viele Zeit und Mühe erspart wird, ist leicht verständlich.

Die Fischer und Uferbauern wohnen meist auf Flößen mit daraufgebauter Bambushütte oder in ebensolchen Häusern, die auf hohem Pfahlrost thronen, inmitten des Uferwaldes und an den Seiten eines festen Dammes, der von den oben beschriebenen Hafenanlagen durch das sumpfige Land nach der Stadt führt. Zu den Häusern hinauf gelangt man auf einer Leiter, die, nur aus einem einzigen Baum mit Quersprossen hergestellt, viel Ähnlichkeit mit unsern Hühnerleitern hat. Sie ist leicht genug, um von den Bewohnern zur Nachtzeit in die Höhe gezogen zu werden, damit dieselben von unliebsamen Besuchern der Tierwelt verschont bleiben. Die Dschungels, die meilenweit die Gegend bedecken, wimmeln von Tigern, Panthern und kleineren Raubtieren. Affen in mannigfachen Arten treiben ihr pöbelhaftes Spiel in den Baumkronen und stören durch ihre widerwärtige Vokalmusik die Ruhe der Schlafenden bis spät in die Nacht hinein. Naht sich dann der Tyrann der Wälder (der Tiger), um in des Stromes kühlen Fluten seine heiße, schlaffe Zunge zu kühlen, so werden die Gassenjungen der Tropen plötzlich mäuschenstill. Verschwindet der Gefürchtete dann wieder im Innern seines Jagdgebietes, geht der Spektakel von neuem los; die Schlingel sind, wie unsere Gamins (Straßenjungen), eben unverbesserlich. Moskitos, die zu Milliarden den Sümpfen entsteigen, wenn die Sonne sich gesenkt hat, werden für den Schlafsuchenden noch unbequemer. Ohne das schützende Musselinnetz, das man vorher mittels Cigarrendampf gründlich ausgeräuchert hat, würde man vergeblich die ersehnte Ruhe suchen. Das alles sind aber Unbequemlichkeiten, die man

1) Liefert einen Farbstoff und wohlriechendes Räuchermittel.

2) Ein Holz von außerordentlicher Festigkeit.

in den Tropenländern fast überall mit in den Kauf nehmen muß. Wer unter Palmen wandeln will, hat sich eben an solche Kleinigkeiten zu gewöhnen. Merkwürdigerweise soll aber das Klima in den Flußgegenden der Gesundheit der Europäer ziemlich zuträglich sein, wenigstens im Vergleich zu den Gebirgsdistrikten im Innern des Landes, die in sanitärer Hinsicht sehr viel zu wünschen lassen. Der Menam hat, wie der Nil, seine periodischen Anschwellungen, während welcher er weithin die Uferwälder überschwemmt. Für die Eingeborenen hat dies aber weiter keine Unbequemlichkeiten, sie sind ohnehin viel auf ihre Boote angewiesen, um miteinander zu verkehren. Der von den Wassermassen mitgeführte Schlamm erweicht und düngt ihre Reisfelder auf eine kostenfreie und viel Arbeit ersparende Weise, so daß die Wassernot ihnen eigentlich nur zum Vorteil gereicht.

12.

Einholung eines weißen Elefanten in die Residenz des Königs von Siam.

K. Bock.

Auf dem Rückwege zum Gasthofe besah ich mir die königlichen Elefantenställe. Jedes der vorhandenen neun Tiere hat sein besonderes Gebäude. Zwei von ihnen, die nur bei festlichen Gelegenheiten ins Freie kommen, sind ihrer riesigen Stoßzähne wegen berühmt; die Spitzen der Zähne kreuzen sich und reichen bis zum Erdboden.

Alle Tiere trugen schwere Ketten an den Füßen und waren so kurz gefesselt, daß sie sich nur wenige Zoll weit bewegen konnten; nichtsdestoweniger wurden wir vor allzu großer Annäherung gewarnt, da sie trotz einer Gefangenschaft von mehr als fünfzig Jahren doch gegen Fremde wild sein könnten. Ich fragte nach dem weltberühmten weißen Elefanten, und man wies auf zwei, welche heller gefärbt waren, als die übrigen und ein paar weiße Flecke auf den Ohren hatten. Der Unterschied in der Färbung war kaum bemerkbar. Doch teilte man mir mit, es sei nach eben eingelaufenen Nachrichten im Oberlande ein wirklich weißer Elefant gefangen worden, und seine Ankunft stehe in kurzem bevor.

Der 21. Juni[1]) war der für den Empfang des Tieres in Bangkok festgesetzte Tag. Große Vorbereitungen zu diesem festlichen Ereignis wurden getroffen. Der König begab sich mit zahlreichem Gefolge einige Tage zuvor nach Ajuthia[2]), der alten Hauptstadt Siams, um dem erlauchten heiligen Tier entgegenzugehen. Am bestimmten Tage war Bangkok schon

1) Bocks Reise durch Siam und Lao fand im Jahre 1881 statt.
2) Etwa 10—12 Meilen nördlich von Bangkok am Menam gelegen.

früh morgens im Zustande größter Erregtheit; hatten doch zuverlässige Nachrichten aus Ajuthia bestätigt, was gerüchtweise über die Reinheit der Farbe dieses letzten Zuwachses zu den siamesischen Sinnbildern von Königtum und Gottheit verbreitet war. Die Sterndeuter hatten prophezeit, daß Sr. Majestät Regierung eine ausgesucht glückliche sein, und daß man mehrere weiße Elefanten fangen würde. Sie hatten recht. Zwei oder drei weiße — oder besser gefleckte — Elefanten waren bereits gefangen, und jetzt sollte als Krone von allen ein Elefant von ganz reiner Farbe seinen Triumpheinzug in Bangkok halten!

Die Sterndeuter standen demgemäß in hoher Achtung, und da die Bevölkerung an dem Glücke des Königs ihren Anteil haben sollte, herrschte die höchste Begeisterung; der 21. Juni wird gewiß lange Zeit in den Jahrbüchern Siams rot angestrichen werden.

Der jetzige König, ein guter Buddhist und der Religion seiner Vorfahren sehr zugethan, hängt der alten Gewohnheit, die Sterne zu befragen, noch an, obgleich er von gewöhnlichem Aberglauben ganz frei ist; er hat acht dieser weisen Sterndeuter in seinen Diensten, allerdings mehr um ihre Ansichten und ihren Rat in politischen Angelegenheiten zu hören, als um von ihrer Sehergabe Nutzen zu ziehen.

Durch Herrn Newman benachrichtigt und mit dem mutmaßlichen Festprogamm bekannt, brach ich frühzeitig nach dem Palastbezirke auf. Am Thore traf ich mit einem königlichen Prinzen zusammen, mit einem „wirklichen", wie Kapitän Köbke mir zuflüsterte, d. h. einem wahren Bruder des Königs; er saß in einer Sänfte und trug volle Staatsuniform, ein violettes, goldgesticktes Obergewand und viele Orden auf der Brust. Über seinen Kopf hielt ein Diener einen riesigen, vergoldeten Sonnenschirm, ein anderer Diener ging vor ihm her und trug in seinen ausgestreckten Händen ein Bündelchen Rohrstengel, ein Abzeichen königlichen Ranges, lebhaft an die Rutenbündel der römischen Konsuln erinnernd. Der Sänfte folgten mehrere Diener mit dem landesüblichen Gepränge der Betelbüchsen[1]), Wasserpfeifen ꝛc. Denn kein Siamese verläßt sein Haus — sei es nun, um spazieren zu gehen oder in einem Tempel zu opfern oder einen Besuch abzustatten — ohne zwei oder mehr Schuldsklaven, manchmal ein Dutzend oder noch mehr, je nach seinem Range, welche ihm als die unvermeidlichen Abzeichen des Amtes oder gesellschaftlichen Ranges nicht allein seinen Sonnenschirm, sondern auch seine Betel- und Tabaksdosen, seinen Theetopf ꝛc. nachtragen, sowie auch, glaube ich, immer in einer Dose sein Petschaft; die Siamesen legen nämlich Siegeln große Wichtigkeit bei, da dieselben die Stelle unserer Unterschriften vertreten. Die

1) Betelnüsse, die Früchte der Arecapalme, werden gekaut wie ein Tabakspriemchen.

Petschafte sind meist von Elfenbein gefertigt und zeigen eine Gottheit, einen Engel, eine Lotosblume ꝛc. ꝛc. Man benutzt aber nicht Siegellack, sondern stets eine zinnoberrote Farbe.

Eine Unmasse Volkes strömte im Palastbezirke (Siehe die Abbildung Seite 384), dem Mittelpunkte des ganzen lockenden Schauspieles, zusammen. Im Schloßgarten standen Soldaten in Gruppen von drei oder vier auf Posten, und Palastbeamte zu Pferde sprengten, glühend vor Erregung, hierhin und dorthin und trafen die letzten Vorbereitungen zum Empfang des erlauchten Dickhäuters.

Nachdem wir eine Weile die Völkerwanderung betrachtet hatten, regte Kapitän Köbke den Gedanken an, hinunter an den Fluß zu gehen und die Ausschiffung des Elefanten anzusehen. Bei unserer Annäherung an den Landungsplatz fanden wir, daß auf der Straße Infanterie und Marinesoldaten Spalier bildeten, alle in Uniformen nach europäischem Muster; ganz besonders fielen mir die Marinesoldaten durch ihre echt soldatische Haltung und schneidige Erscheinung auf; sie machten dem Kapitän Richelieu, dem Urheber und Lehrmeister dieser Truppe, die größte Ehre. Hierauf kam des Königs alte und neue Leibgarde — erstere in Jacken und großen, runden Hüten; viele darunter trugen alte Flaggen und Wimpel; letztere, weit militärischer aussehend, in europäischer Uniform.

Natürlich sollte die Aufstellung der Truppen den Weg frei halten; das wurde aber eine Zeitlang vollkommen durch einen riesigen Elefanten mit prächtigen Stoßzähnen und schönem Goldgeschirr gethan, der eigentlich sich dem königlichen Zuge anschließen sollte, aber kein Verständnis für all die Cermonien zeigte, dafür jedoch seinen beträchtlichen Vorrat von schlechter Laune bemerkbar machte. Sein Karnak oder Lenker hatte keine Gewalt mehr über das Untier: es schrie und trompetete seinen Groll aus, füllte wiederholt seinen Rüssel mit Staub und blies ihn mit solchem Ungestüm wieder fort, daß der Karnak, um mögliches Unglück zu verhüten, den Elefanten abseits in einen umschlossenen Hof lenkte.

Unmittelbar bei der königlichen Leibgarde stand eine Abteilung Artillerie mit Feldkanonen und den Gatlings[1]), des Königs Lieblingsstücken. Ganz nahe am Flußufer trafen wir eine Anzahl weißgekleideter Eingeborener mit großen Hüten aus Zuckerrohrblättern, um die sich ein breites Goldband schlang. Das waren Priester, irdische Engel, welche nach Erfüllung aller Erfordernisse des buddhistischen Glaubens die höchste Stufe geistlichen Lebens im Fleische erreicht haben.

In diesem Augenblicke begann das Musikcorps die Nationalhymne zu spielen; wir traten daher auf die Seite, um den Zug vorüberzulassen. Hinter den Bläsern kam ein Trupp siamesischer Musiker, vom

1) Von dem Amerikaner Gatling erfundene Revolverkanone.

Kopf bis zum Fuß in Scharlach, mit Tamtams[1]), Muscheln und anderen mißtönenden Instrumenten; dann die Staatselefanten, die drei größten voran, mit Goldgeschirr, welches im Gegensatze zu ihrer matten Haut strahlte und schimmerte, reich verzierte und vergoldete Tragsessel auf dem Rücken; dahinter ein paar Leibgardisten des Königs, die Herolde, Kämmerer und andere Beamte — dann Se. Majestät, getragen (er reitet, wie wie mir gesagt wurde, nie) auf einem reichvergoldeten und mit Perlmutter eingelegten Prachtstuhle, auf dem er mit kreuzweis gelegten Beinen saß, und vor den gerade an diesem Tage sengenden Sonnenstrahlen durch einen mächtigen, vergoldeten Schirm geschützt.

Der König trug einen weißen indischen Helm und einen Rock, dessen karmesinrote Farbe vor Gold kaum zu sehen war; die Brust war mit Orden bedeckt. Se. Majestät sah ausnehmend wohl aus und erwiderte meine tiefe Verneigung mit leichtem Nicken und militärischem Gruße. Die Menge jubelte ihm nicht zu, da die einheimische Art des Grüßens darin besteht, daß man beide Hände zwei- oder dreimal zur Stirn erhebt, den Körper gleichzeitig beugt und Höhergestellten gegenüber stets das Wort khorab (d. h. Gehorsam) oder „Tschau" (Prinz) ausspricht — letzteres auch dann, wenn man es nicht mit einem wirklichen Prinzen, sondern nur mit einem Großwürdenträger zu thun hat. In Bangkok dürfen die Eingeborenen ihren Gruß stehend darbringen, aber in dem übrigen Lande und auch in Lao wirft sich jeder vor Höhergestellten zu Boden.

Der Majestät folgten Pagen und Diener mit funkelnden Betelbüchsen, Theetöpfen ꝛc. aus schwerem Golde und Geschenken für das Volk und besonders für die Geistlichkeit aus Anlaß des glücklichen Ereignisses. Hierauf kam, umgeben von Prinzen und Würdenträgern, unter denen sich der Herr der Elefanten auszeichnete, Se. Königl. Hoheit Tschau Fah Maha Mala, Oheim des Königs und nach Sr. Majestät die wichtigste Person des Reiches, auch Minister des Nordens von Siam und Lao, auf dessen Schultern die ganze Last der sämtlichen Vorkehrungen zum Empfange des weißen Elefanten geruht hatte — jetzt kam also der Held des Tages, der weiße Elefant selbst, in Gesellschaft von drei sogenannten weißen Elefanten, mit denen verglichen er sicherlich die stolze Bezeichnung verdiente. Ich würde freilich der Farbenblindheit beschuldigt werden müssen, wollte ich ihn als „weiß" bezeichnen. Aber er ist ein vollkommener Albino; sein ganzer Körper sieht blaß rötlich-braun aus; auf dem Rücken stehen ein paar wirklich weiße Haare. Die Iris des Auges, deren Färbung für ein gutes Merkmal eines Albino gehalten wird, war blaß neapelgelb. Er blickte sehr friedlich drein, wurde übrigens von seinem Karnak geführt, nicht geritten; zu der allgemeinen Aufregung bildete seine Seelen-

1) Tamtam = Gong. Siehe Anmerkung S. 357.

ruhe — gleich als wenn er seine Wichtigkeit fühlte — einen scharfen Gegensatz.

Nunmehr eilte ich jedoch so rasch als möglich vorwärts nach dem zur Aufnahme des Elefanten gerade vor dem Palastbezirke erbauten zeitweiligen, offenen Stalles. Hier sollte das Tier etwa zwei Monate lang bleiben und dann, hinreichend rein und böser Geister ledig, innerhalb der Mauer des Palastes seinen Platz finden. Man führte dasselbe in dem Stalle auf einen erhöhten Stand und befestigte es mit einem um das eine Hinterbein gelegten Seile an einen weißen Pfahl — alles unter unmittelbarer Aufsicht Sr. Königl. Hoheit des Tschau Fah Maha Mala.

Sodann folgte die Einsegnung und Taufe des Elefanten in Gegenwart des Königs und des gesamten Adels. Einer der hohen Priester überreichte dem Tiere ein Stück von einem Zuckerrohrblatte, worauf der volle Name des Elefanten geschrieben war; sehr bereitwillig fraß der Täufling das Blatt, obgleich er schon im Übermaß mit Zuckerrohr gefüttert worden war, so daß er, wie die Eingeborenen sagten, an Magenschmerzen litt. Nun wurde an einen der Pfeiler des Stalles eine rote Tafel mit dem Namen des Tieres in siamesischen Goldbuchstaben gehängt, so daß männiglich ihn lesen konnte. Se. Königl. Hoheit, Prinz Prisdang, siamesischer Minister am englischen Hofe, hatte die Güte, mir den ganzen Namen zu übersetzen. Er lautet, wie folgt:

„Ein Elefant von schöner Farbe; Haar, Hufe und Augen sind weiß. Vollendung in Gestalt, mit allen Zeichen von Richtigkeit der hohen Familie. Die Farbe der Haut ist die des Lotos [1]). Ein Abkömmling des Engels der Brahminen. Erworben als Eigentum durch die Macht und den Ruhm des Königs für seinen Dienst. Ist gleich dem Krystalle vom höchsten Werte. Ist von der höchsten Elefantenfamilie von allen vorhandenen. Eine Quelle der Macht der Anziehung von Regen. Er ist so selten wie der reinste Krystall vom höchsten Werte in der Welt."

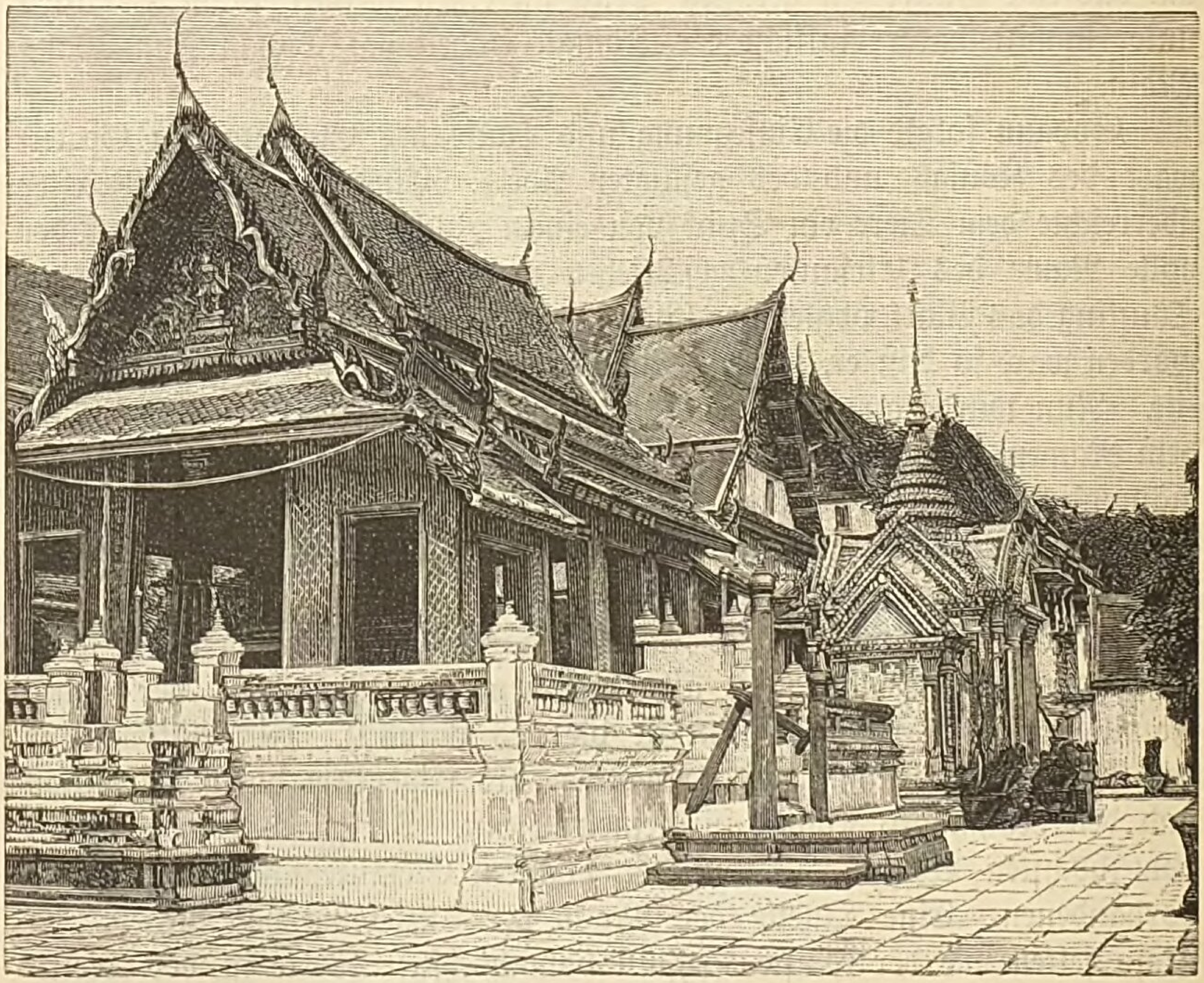
Ich wendete mich an Se. Königl. Hoheit Tschau Fah Maha wegen Erlaubnis, eine farbige Zeichnung des Elefanten anzufertigen. Liebenswürdig gestattete er es und bat mich, ihn am 27. Juni früh 8 Uhr am Stalle zu treffen. Pünktlich wie immer, war der Prinz zur Minute da; sechs Diener wuschen den Elefanten, indem sie ihn mit Tamarinden- [2]) Wasser begossen und hierauf abbürsteten. Sie alle erwiesen dem Tiere große Achtung und näherten sich ihm gewöhnlich auf den Knieen und mit gefalteten Händen. Als Gesellschafter war ein wirklich weißer Affe da, der sich jedoch in ehrfurchtsvoller Entfernung hielt.

---

1) Eine unsern Seerosen verwandte Wasserpflanze Indiens mit blaßroten Blüten.

2) Vgl. die Anmerkung 1 auf S. 371.

Während ich zeichnete, erzählte mir Se. Königl. Hoheit sehr herablassend die Gefangennahme des Tieres, dessen Alter er auf 4 bis 5 Jahre schätzte. Vor drei Jahren waren zwei arme Männer auf Befehl des Provinzgouverneurs auf die Jagd nach einem weißen Elefanten gegangen. Sie hatten einige Zeit im Dschungel (Vergl. die Anmerk. S. 377) zugebracht und ihre Jagd bereits als hoffnungslos aufgegeben, als sie plötzlich auf das kleine Tier stießen, welches damals, über und über schmutzig und schlammig, noch dunkler erschien als die gewöhnlichen Elefanten. „Wir



Partie aus dem Bezirke des königlichen Palastes.

wollen ihn nach Hause bringen und waschen", sagte der eine; und als sie das gethan, stellte er sich zu ihrer Überraschung und Freude als weiß heraus. Die zwei armen Männer hatten nun ihr Glück gemacht; sie erhielten Steuerfreiheit, wurden außerdem vom Könige geadelt und überreich beschenkt mit Geld und Ländereien. Gleichzeitig wurde der Gouverneur der Provinz zum Pya (Häuptling) erhoben.

13.

Von Lasa nach Maykong.

A. R. Colquhoun.

Am 3. Juli (1882) langten wir in Lasa[1]) an, wo wir uns in einem Tempel am westlichen Ende des Dorfes einquartierten. Nachdem wir hastig unser Mittagsmahl eingenommen und eine Pfeife geraucht hatten, legten wir uns auf hölzerne Bänke nieder und waren bald fest eingeschlafen. Wir wurden hier zwei Tage mit langwierigen Verhandlungen wegen der Beschaffung von Führern aufgehalten, bis sich endlich zwei Dorfbewohner zu unserer Begleitung bereit erklärten. Der eine derselben sollte früher Vorsteher des Dorfes gewesen sein; er verstand chinesisch und konnte sich dadurch mit uns verständlich machen, sowie auch etwas von der Sprache der Kachyen[2]).

Die Stadt Lasa liegt wie ein Edelstein inmitten eines herrlichen Thales, das mit seinen grünen Feldern und bewaldeten Abhängen den müden Wanderer zur ersehnten Ruhe einladet. In der Ebene zerstreut liegen zahlreiche Dörfer, von denen Lasa das größte und wichtigste ist. Eine Anzahl Khyoungs oder Klöster, umgeben von vielen Häusern, deuteten an, daß wir die Grenze von China schon fast erreicht hatten. In der Nähe des von uns bewohnten Tempels stand eine kleine vergoldete Pagode (freistehender Götzentempel) auf einem Fundament von Mauerwerk, das durch häßliche Ornamente und grellrote Farbenkleckfereien verunziert war. Aus der Ferne machte sich das Bauwerk jedoch wunderhübsch, da man eine passende Stelle für dasselbe ausgesucht hat, wo der grüne Wald für den goldenen Bau einen wirkungsvollen Hintergrund bildet.

Die Dorfbewohner standen zum Teil auf einer sehr niedrigen Stufe der Civilisation, besaßen aber doch eine gewisse Schlauheit. Sie schienen nichts von dem, was jenseits ihres Thales liegt, zu wissen, und selbst die eingehendsten Fragen lockten nicht die geringste Auskunft aus ihnen heraus.

Einige besonders kühne Dorfbewohner hatten allerdings Manwyne (östl. von Lasa) und Bhamo besucht, konnten uns jedoch von diesen beiden Städten nicht das geringste erzählen. Nur einige der älteren Leute und der Sohn des Vorstehers, die eine Reise nach Rangun gemacht hatten, schienen dort einiges gelernt zu haben und saßen nun stundenlang um den armen Pater Vial, unseren Begleiter, herum und quälten ihn mit

---

1) Lasa (oder Latha) liegt an der chinesischen Grenze, zwischen den Flüssen Saluen und Irawaddi, einige Tagereisen östlich von Bhamo.

2) Die Kachyen (Kaghien, Kakhien, Katschin) bewohnen ein Gebiet in der Nähe der Quellen des Irawaddi.

ihren Fragen fast zu Tode. Ich entsinne mich noch seines melancholischen Gesichtsausdruckes, als er endlich zu mir kam und sich bei mir beklagte, daß die Leute nur von ihrem Peking sprächen. Für sie war Peking der Mittelpunkt der Civilisation, und ihrer Ansicht nach mußten alle Wege nach Peking führen. Auch unsere Route von Rangun nach England führte, wie sie einer dem andern mit weisen Mienen auseinandersetzten, zweifelsohne über die Hauptstadt von China!

Am Morgen des 5. Juli war alles zum Aufbruche bereit; leider waren unsere beiden Führer zur Zeit aber so eifrig mit ihren Opiumpfeifen beschäftigt, daß wir sie nicht zum Abmarsche bewegen konnten und drohen mußten, den Kontrakt wieder aufzuheben. Dann erst setzten wir uns in Bewegung, und zwar zu unserem Erstaunen quer über das Thal in gerade südlicher, nicht aber, wie wir erwartet hatten, jenes entlang in westlicher Richtung. Die Führer erklärten uns dies damit, daß es nur eine List sei, um die Dorfbewohner und sonstige Wanderer, welche uns begegnen möchten, zu täuschen. Das war jedoch eine Lüge, die erste einer ganzen Anzahl von Unwahrheiten, deren diese liebenswürdigen, vom Opium entnervten Dorfbewohner auf dem ganzen Wege durch die Kachyen-Berge bis in die Nähe von Bhamo sich uns gegenüber schuldig gemacht haben.

Ein mehrstündiger Marsch über einen niedrigen Höhenzug, auf welchem sich der Pfad durch prächtige Wälder wand, brachte uns nach Pang-wen, einem aus vier oder fünf rohen Bambus- oder Bretterhütten von der üblichen Bauart der Kachyen bestehendem Weiler, in welchem der Häuptling oder Tsaubwa Tien residierte. Wir wurden zum Hause desselben geführt und Pater Vial und ich in dem „Fremdenzimmer" einquartiert, während Wahab, unsere Diener und sonstigen Begleiter in der Vorhalle schlafen mußten. Beide Räume unterschieden sich, was Schmutz und Ungeziefer betraf, nicht stark voneinander, nur hatte der unsrige den Nachteil, daß derselbe zu allen Tageszeiten stockfinster war und man uns also auch bei Tage den Hals abschneiden konnte, während hierfür in der Vorhalle doch nur bei Nacht Gefahr vorhanden war.

Unsere Führer hatten gegen das Versprechen einer in Bhamo zu zahlenden Summe es übernommen, unterwegs mit den Häuptlingen Vereinbarungen bezüglich freier Passage und weiterer Führer zu treffen; Tien weigerte sich jedoch gerade heraus, uns einen der letzteren zu geben, und wir sind nicht imstande gewesen, den Grund seiner Weigerung in Erfahrung zu bringen. Wir befanden uns also wieder in einer recht unangenehmen Lage, ohne zu wissen, wie wir aus derselben herauskommen sollten, und beschlossen daher nach reiflicher Überlegung, den Marsch ohne Führer fortzusetzen.

Am nächsten Tage brachen wir allein auf, verloren aber selbstverständlich den Weg und mußten, nachdem wir wiederholt einen zum

Long-tschuan strömenden Fluß überschritten hatten, endlich vor einem Dickicht Halt machen. Stundenlang suchten wir umher, allein nirgends war die Spur eines Pfades zu entdecken, bis uns endlich eine alte Kachyen-Frau, welche unsere Verlegenheit zu begreifen schien, vermittels Zeichen und Schreiens auf den richtigen Weg wies.

Nachdem wir glücklich in die Ebene gelangt waren, die sehr ausgedehnt, aber trotz ihrer möglichen Fruchtbarkeit verlassen war und offenbar der Ungesundheit, vielleicht der Pest wegen geflohen wurde, mußten wir noch einen sechsstündigen, sehr beschwerlichen Marsch machen, bis wir das kleine Shan-Dorf Lawan erreichten. Während der letzten paar Stunden hatte der Weg durch'im Durchschnitt $^2/_3$ Meter hoch überschwemmtes Terrain geführt, wo das Vorwärtskommen sehr langsam und mühselig war. Die Hauptstraße des Dorfes bedeckte ein etwa 35 Centimeter tiefer Sumpf von Schmutz, wie wir ihn selbst in den unsaubersten Vierteln der chinesischen Orte nicht gefunden hatten, und das will gewiß viel sagen. Die Häuser waren jedoch besser, als wir vor der Ankunft im Dorfe erwarteten; dasjenige, in welchem wir logierten, war sogar sauber und bequem.

Auch am folgenden Tage war der Marsch wieder sehr beschwerlich, indem wir die ersten acht Meilen auf zum Teil überschwemmtem Boden zurücklegen und dann am Ufer eines Bergstromes auf höheres Terrain hinaufklettern mußten. Stundenlang wanderten wir den reißenden Bach entlang, welcher dermaßen angeschwollen war, daß wir kaum noch festen Fuß fassen konnten. Selbstverständlich waren wir abends ganz erschöpft; aber wenn der Weg auch mühevoll gewesen war, so trösteten wir uns doch mit der Thatsache, daß wir hier den letzten Blick auf China warfen. Wir waren Chinas und der Chinesen von ganzem Herzen überdrüssig geworden. Die Behandlung, welche sie uns zuteil werden ließen, ihr Charakter, ihre wirkliche oder affektierte Unwissenheit und insbesondere ihr unschmackhaftes Essen, das seine Wirkung auf Leute, welche, wie wir, in den Zustand der größten Schwäche geraten sind, nicht verfehlt, hatten zur Folge, daß wir uns geradezu danach sehnten, das Reich der Mitte endlich zu verlassen.

Wir machten bei einer der zwei Kachyen-Hütten Halt und freuten uns, daß wir nach dem anhaltenden Regen und dem mühseligen Marsche überhaupt nur irgendwo Unterkunft fanden; doch mußten wir, ehe uns der Eintritt in die Behausung des Häuptlings gewährt wurde, in üblicher Weise erst eine Zeitlang unterhandeln und nach Kachyen-Sitte einige Geschenke geben. Bis dieses Geschäft erledigt war, nahmen wir auf einem Baumstamm vor der Thür Platz und versuchten, ein möglichst freundliches Gesicht zu machen, in anbetracht, daß es noch immer regnete und wir bis auf die Haut durchnäßt waren und froren, eine ziemlich schwierige Aufgabe. Endlich wurde uns die Thür geöffnet; wir waren sehr er-

müdet und versanken bald in einen derartig festen Schlaf, daß man uns ein dutzendmal die Kehle hätte abschneiden können, ohne daß wir vorher erwacht wären.

Die Häuser der Kachyen sind sämtlich nach demselben Plane gebaut und bestehen gewöhnlich aus Bambus, vereinzelt auch aus Holz. Ihre Größe ist verschieden, doch sind die gebräuchlichsten Dimensionen 30 bis 60 Meter Länge und 12—15 Meter Breite. An dem einen Ende des Gebäudes befindet sich eine Vorhalle, durch welche Fremde dasselbe betreten; die Hinterthür ist nur für den Gebrauch der Hausbewohner; benutzt ein Fremder die letztere, so ist das nicht nur eine Verletzung der Etikette, sondern auch eine Beleidigung des Nat oder Hausgeistes. Die Kachyen sind sehr abergläubisch, und der Reisende muß außerordentlich vorsichtig sein, um in dieser Beziehung ihren Unwillen nicht hervorzurufen, wie folgender Vorfall zeigt.

Mein Gefährte Wahab sah am Wege ein mit Wasser gefülltes Bambusrohr an einen langen Bambusstock gelehnt, der mit Flaggen dekoriert war, und trat hinzu, um aus dem Gefäß zu trinken, worauf ein vor einer nahen Hütte sitzender Kachyen durch Winken mit der Hand und Zeichen ihn davon abzuhalten suchte. Wahab verstand jedoch nicht, was jener wünschte, und würde wahrscheinlich von dem Wasser getrunken haben, wenn Pater Vial nicht glücklicherweise zur Stelle gewesen wäre und ihn daran gehindert hätte; nichtsdestoweniger waren jener Mann und einige andere Kachyen aufs höchste erregt, und es kostete uns längere Erklärungen und Entschuldigungen, ehe sie sich beruhigten.

Am folgenden Tage ging der Weg wieder an dem einen Strome hinauf, an dem andern hinab, dann wieder hinauf und wieder hinab und so fort, und zwar schien derselbe alle Striche der Windrose einzuschlagen. Abends passierte uns noch ein unangenehmer Vorfall; die Führer hatten den Weg verloren, behaupteten jedoch, daß ein schmaler Pfad, dem wir folgten, ebenfalls in der gewünschten Richtung führe. Schließlich mußten wir indes umkehren und den alten Weg wieder aufsuchen; allein ehe uns das gelang, trat die Dunkelheit ein, so daß wir das weitere Suchen bis zum nächsten Morgen aufgeben mußten. Wir hatten uns bereits darauf gefaßt gemacht, die Nacht bei strömendem Regen und ohne Nahrung unter freiem Himmel zuzubringen, als glücklicherweise einige der Leute eine 6 Meter lange und 3 Meter breite Hütte fanden, die aus einigen Bambuspfählen mit einem Strohdach bestand. Welche Freude, wenigstens ein Obdach zu haben!

Es gelang uns auch wirklich, uns so zusammenzudrängen, daß nicht allein wir, sondern auch noch vier später kommende Kachyen Unterschlupf hatten. Unsere Leute kochten dann etwas Reis und Thee, und in ziemlich

heiterer Stimmung streckten wir uns neben dem Feuer zum Schlafen nieder.

Kurz vor Mitternacht wurde ich durch Stimmengeräusch erweckt und sah, daß noch weitere Kachyen eingetroffen waren, die sich angelegentlich mit den zuerst gekommenen unterhielten, und da alle Kachyen mehr oder weniger Räuber sind, und ein jeder von ihnen bewaffnet ist, so war ich keineswegs von ihrem Besuche erfreut. Unter solchen Umständen kommt es, welches Gefühl einen auch beherrschen mag, vor allen Dingen darauf



Kachyen-Gruppe.

an, ruhig zu scheinen. Ich drehte mich daher herum, stopfte mir eine Pfeife und weckte den neben mir liegenden Pater Vial unter dem Vorwande, mir Feuer zu erbitten. Die fremden Kachyen blieben noch eine Weile, zündeten dann Fackeln an und entfernten sich zu unserer größten Beruhigung. Noch längere Zeit vernahmen wir ihre Stimmen und hörten einige Töne ihres rohen Gesanges.

Ein dreistündiger Marsch brachte uns am 9. Juli nach Maykong, (westlich von Lasa, also näher nach Bhamo zu) dem Dorfe des „Großen Häuptlings“, wo wir sowohl diesen als auch den folgenden Tag aufgehalten wurden, weil jener abwesend war und wir ohne seine Erlaubnis den Weg nicht fortsetzen durften. Seine Gattin und Diener behan-

delten uns zwar nicht unhöflich, wollten uns jedoch keine Eier verkaufen; alles, was wir zu ganz ungewöhnlich hohen Preisen erhielten, waren Hühner, Reis und etwas Salz. Während der ganzen Zeit regnete es in Strömen, wodurch uns der Aufenthalt noch langweiliger gemacht wurde, da wir vollständig ohne Beschäftigung, ohne Lektüre und fast ohne Lebensmittel waren. Hier erfuhr ich, was ich vorher noch nicht gewußt hatte, an mir selbst, daß nämlich ein Europäer, der längere Zeit nur von Reis lebt, denselben erst fade und schließlich so unangenehm schmeckend findet, daß er sich kaum dazu zwingen kann, ihn zu essen, selbst wenn er halb verhungert ist. Wir besaßen weder Currypulver[1]), noch sonstige Würze, womit wir den Reis hätten schmackhaft machen können. Ich werde nie vergessen, mit welchem Appetit wir ein Gericht gepfeffertes Gemüse verzehrten, welches die Frau des Häuptlings nach dessen Rückkehr uns bereitete.

Die Dörfer der Kachyen liegen stets in der Nähe eines Bergstromes. An den nahen Abhängen bauen die Eingeborenen Reis und Mais auf terrassenförmig angelegten Feldern, während man in der Nähe der Wohnungen zuweilen mit Mohn und Indigo bepflanzte Fleckchen findet. Die Kachyen verschaffen sich alljährlich neue Lichtungen, indem sie die Bäume an den Bergen fällen und verbrennen.

Eine charakteristische Eigentümlichkeit der Wohnungen bilden die Schädel von Büffeln und Schweinen, welche an die Vorderpfosten der Häuser genagelt sind. Die Vorhalle dient bei Tage den Frauen, welche dort Reis schälen oder Kinder warten, und den faulenzenden Männern, bei Nacht den Haustieren zum Aufenthalt. Ein junges Kachyenmädchen überraschte uns in Maykong mit Gesang, womit sie ihre Arbeit, Reisstampfen, begleitete; ich kann denselben aber nur als ein musikalisches Grunzen bezeichnen.

Spät nachmittags traf der Häuptling zur großen Freude seines Haushaltes und zu noch größerer Befriedigung unserer Gesellschaft von Long-tschuan, wohin er sich wegen eines Reisgeschäftes begeben hatte, in Maykong wieder ein. Wie die meisten Häuptlinge war auch er zeitweilig Händler, der sein Einkommen zum Teil aus den von passierenden Reisenden erpreßten Abgaben, zum Teil aus dem jährlichen Tribut eines Korbes Reis bezog, den jedes von ihm beschützte Haus zu bezahlen hatte. Bei diesen Bergstämmen scheint es also in mancher Beziehung ähnlich herzugehen, wie in alten Zeiten bei den Clans[2]) in den schottischen Hochlanden. Wir hatten lange Unterredungen mit dem Häupt-

1) Ein scharfes indisches Gewürz aus Pfeffer, Ingwer, Muskatblüten 2c.

2) Gauverbände, deren Mitglieder sich als eine Familie betrachteten und von einem Ältesten in patriarchalischer Weise regiert wurden. (Wurden 1745 aufgehoben.)

linge, mußten ihm jedoch unsere Besorgnisse zu verbergen suchen. Das Versprechen einiger Geschenke und einer Summe Geldes, die ihm in Bhamo ausgezahlt werden sollte, sowie die Thatsache, daß wir, wie er wußte, nichts Wertvolles bei uns hatten, beeinflußten wohl seinen Entschluß, und mit großer Freude erfuhren wir, daß er uns nicht nur den Marsch fortzusetzen erlauben, sondern uns auch mit mehreren seines Gefolges als Eskorte begleiten wolle.

14.

Im Sikkim-Himalaya.

M. Déchy.

Darschiling, (Siehe die Abbildung auf S. 392) das bekannte, weit in die Vorberge des Sikkim-Himalaya vorgeschobene Sanitarium[1]) im Norden Bengalens und nahe der Grenze des Unabhängigen Sikkim, ist ein ausgezeichneter Ausgangspunkt für die Bereisung dieser Bergkette. Die leichte Erreichbarkeit Darschilings von Kalkutta aus sichert demselben den ersten Rang unter allen Bergstationen auch für diejenigen, welche rasch den Anblick des großartigsten Teiles der Himalayakette gewinnen wollen.

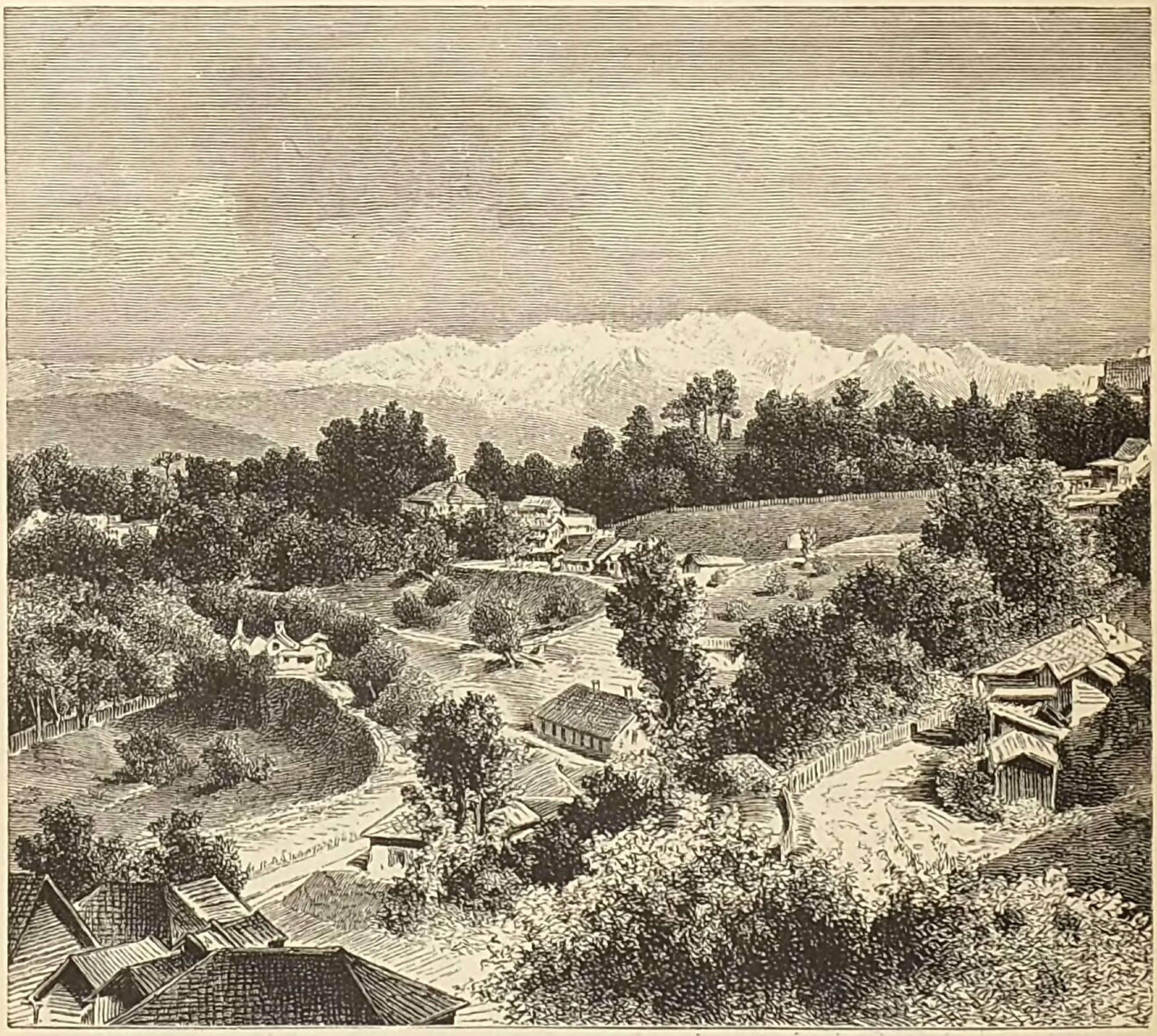
Wenn man jetzt nach rascher 20stündiger Fahrt durch die Alluvial-Ebene des Gangesthales und die weiten Flächen des Tieflandes von Bengalen Siligori, den Endpunkt der Northern Bengal States Railway[2]), erreicht, macht sich der Wechsel, der sich in den Neubildungen des Terrains, den neuen Formen der Vegetation ausspricht, in eindringlichster Weise geltend. Siligori liegt nur 10 bis 12 Meilen (englisch) von den letzten Ausläufern des Himalaya ab, welche als dunkel bewaldete, wellenförmige Rücken bildende Massen erscheinen.

Eine ziemlich gut erhaltene Bergstraße führt nach Darschiling hinan, auf der schon in Bälde statt der landesüblichen dogcarts, tongas (Fuhrwerke) und der Reitpferde eine Dampf-Tramway die Reisenden befördern will. — Auf diesem Wege fesseln die Pflanzenregionen, welche in rascher Folge durchzogen werden, am meisten die Aufmerksamkeit. Jeder Schritt bringt uns einer mehr und mehr sich entwickelnden Vegetation entgegen. Aus dichtem Unterholze ragen mächtige Baumfarne, Palmenarten, Shorea robusta, schwanke Bambus und andere Rohrgewächse auf. Zahllose Schlingpflanzen, Urticeen (Nesselgewächse), großblätterige Calladien (unserm Arum verwandte Arten) binden den Urwald, umspinnen Stämme, Äste der belebenden und die Riesenskelette gestürzter und gebrochener Bäume.

---

1) Klimatischer Kurort. — 2) Nordbengalische Staatsbahn.

Punkabari (550 Meter hoch gelegen) mit seinem auf der Höhe eines vorspringenden Hügels liegenden Bungalow (Rasthaus), ist die erste Ruhestation. Entzückende Blicke bieten sich von hier auf die steilen, dicht bewaldeten Höhen, die aus dunkeln, feuchten Tiefgründen aufsteigen, und hinaus auf die von den Strömen des Himalaya durchzogene bengalische Ebene, über welche sich ein leichter Dunst ausbreitet, der in unaufhörlichem



Dardschiling.

Hin- und Herwogen dort, wo er von den Sonnenstrahlen getroffen wird, alles in gleißendes Gold hüllt.

Als wir am späten Nachmittage in Kursiong (1480 Meter hoch) ankamen, war die Gegend in Nebel gehüllt. Eine feuchtkalte Luft strich um das kleine Plateau. Gegen Westen blickt man in die tiefe Schlucht des Balassun. Dichter Wald bedeckt die steilen Bergwände, wird aber in der Höhe von weithin sich ausdehnenden Lichtungen unterbrochen, welche zu Theepflanzungen dienen. Vor Eintritt der Dämmerung klärt sich die Atmosphäre. Plötzlich erscheinen gegen Norden, hoch am Horizonte,

scharfbegrenzte Wolkenbildungen. Es währte einige Zeit, bis man dieselben als einzelne Schneeberge unterscheiden konnte, welche, unvermittelt mit den Basisbergen — von welchen lange, wallende Nebel sie abschnitten — gleichsam am Himmel zu schweben schienen. Es war eine Vorahnung — einfach, groß und überwältigend.

Da am nächsten Morgen für mich und meinen Schweizer Führer, Andreas Maurer, Pferde für eine dogcart nicht zu haben waren, entschlossen wir uns, den ersten Teil des Weges nach Darbschiling zu Fuß zurückzulegen.

Zum erstenmale wieder wanderte ich, den oft erprobten getreuen Pickel[1]) in der Hand, in die Berge hinein. Die Berge sind tiefschluchtig, in zahllose Kämme ausstrahlend, bis in die Höhe von dichtem Laubwalde umstanden. — Die große Menge Unterholzes ist geschwunden; trotz des tropischen Gepräges machen sich im Walde den europäischen ähnliche Formen bemerkbar. Der Glanzpunkt der Straße ist der sogenannte Sattel, wo sie den nordwestlichen Ausläufer der Sintschal-Berge überschreitet. Dieser Höhenzug schneidet den Blick des Reisenden nach den Tiefebenen ab. Es hat sich die Bergwelt eröffnet, welche nordwärts zu den höchsten Gipfeln der Erde ansteigt.

Die Häusergruppe des Sanitariums Darbschiling liegt auf der Kammhöhe oder an den obersten Hängen jenes Bergzuges, welcher sich vom Sintschal-Sattel (2265 Meter) gegen Norden fortsetzt und weiterhin in einige kürzere Kämme ausstrahlt. Die Höhe der verschiedenen Punkte wechselt zwischen 1950 und 2200 Meter. — Es war noch früh am Morgen, als ich auf die Nachricht, daß das über den Bergen seit Tagen lagernde Gewölk sich gehoben, rasch auf eine der umliegenden Höhen eilte, um ein Naturschauspiel zu betrachten, das mit Recht für eines der großartigsten der Erde gehalten wird. Eine mächtige Gebirgskette erscheint über einer Reihe von dunkeln Vorbergen. Der Blick, welcher in die Tiefe der zu des Beschauers Füßen liegenden Thalgründe taucht, muß sich über 8200 Meter erheben, bis er die kulminierenden Gipfel dieses Gebirges trifft, welche den Standpunkt des Beschauers selbst noch um 6100 Meter überragen. Es währt lange Zeit, bis man diese außerordentlichen Größenverhältnisse erfassen kann. Eine herrliche Architektur entwickelt sich an diesen Bergmassen. Es sind steil abfallende Mauern, an welchen Eisgebilde herniederhängen, es sind eckige Vorsprünge, gewundene Grate, die an der Breitseite derselben hervortreten. Zwischen ihnen bilden die Faltungen des Gebirges sanfte, buchtenförmige Vertiefungen, aus welchen wieder blendende Schneemassen hervorleuchten. Die Kammlinie des Gebirges ist scharf, gezackt; bald zieht sie in herrlichen Wellenlinien zu einem

1) Ein Stab aus festem Holz mit eiserner Spitze.

mächtigen Gipfel, bald erhebt sie sich in raschem Schwunge zu einem spitzen Horne. Mit glitzerndem Eis und Schnee bedeckt, schneiden ihre prächtigen Konturen in den dunkeln Himmel.

Im Mittelpunkte, 45 Meilen vom Beschauer entfernt, erhebt sich der Kantschindschinga, doppelgipfelig, ein mächtiger, alles dominierender Bau, in seinem höchsten Gipfel 8582 Meter hoch, der dritthöchste Berg der Welt. Westlich schließen sich Dschumno (7720 Meter) und Kabru (7320 Meter) an denselben, beides breite Berggestalten. Östlich vom Kantschindschinga steigt der Pundim (6710 Meter) auf und erhebt sich das herrlich geformte scharfe Horn von Nursing (5835 Meter). Über den scharfgezahnten Felsgestalten, welche in weiterem Laufe folgen, ist der Schneedom des 7065 Meter hohen Donkia sichtbar; von höheren Standpunkten schließt sich im Osten, 84 Meilen entfernt, der 7290 Meter hohe Tschumalari an, indes im fernen Westen die Schneeberge Nepals über der Singalila-Kette erscheinen mit jenem Berge, dem 8840 Meter hohen Gaurisankar, der zur größten bekannten Höhe der Welt ansteigt.

Der mächtigen Bergrunde, welche den Eindruck der Größe und Erhabenheit ausübt, fehlt auch das Malerische nicht. — Die einander folgenden Reihen zum Hauptkamme aufsteigender Vorberge, mit ihren dunkeln, sanften Wellenlinien, geben dem Bilde Bewegung. In verwirrender Mannigfaltigkeit ziehen diese Kämme, und in der Nähe lassen sich in ihren Trennungslinien tiefe Schluchtenthäler verfolgen. Eine reich entwickelte tropische Vegetation leiht dieser Hochgebirgsansicht einen von den europäischen Alpen so ganz verschiedenen Vordergrund.

Ich und mein Führer wußten aus unserer Erinnerung nichts der Ansicht des Himalaya Ähnliches, diesem Ebenbürtiges an die Seite zu stellen. Es soll jedoch hier sofort hinzugefügt werden, daß dieser Eindruck auf dem ferneren Wege, nach dem Fuße des Hauptkammes zu, nicht gehoben, sondern eher geschwächt wird.

Um an die unter dem Massiv des Kantschindschinga sich ausdehnenden weiten Hochflächen, die im Sommer als Schafweiden benutzt und Dschongri genannt werden, zu gelangen, ist eine lange Wanderung nötig, welche über Kloster Pemiongtschi und den letzten bewohnten Ort Yoksung führt. Eine Reihe einzelner Bergrücken muß dabei überstiegen werden. Es sind steile Fußpfade, welche in monotoner Aufeinanderfolge an diesen Hängen hinab bis zur Sohle der zwischen den Bergrücken tief eingefressenen Schluchtenthäler führen, um jenseit wieder die Höhe zu gewinnen. Die einzelnen Regionen, welche sich bis zum Schnee und Eis folgen, besitzen eine große Ausdehnung und wirken daher ermüdender als in den Alpen, wo sich das Eis der Gletscher mit dem Grün der Wälder vermählt. — Die herrlichen, saftig grünen Alpweiden der europäischen Alpen mit ihrer so belebenden Staffage von Sennhütten und

Herden fehlen. Dafür umfängt aber ein prächtiger tropischer Hochwald den Reisenden, und wenn dann die Rhododendron-Arten und Magnolien ihre herrlichen roten und weißen, oft wohlduftenden Blüten tragen, meint man, in einem Garten zu wandeln, in welchem Blumen zu Bäumen wurden.

Klare Bergwasser werden auf diesem Wege teils auf Baumstämmen, teils auf schwanken Bambusbrücken, teils schwimmend übersetzt; aber es fehlt dieses Element in der die Alpen so belebenden Form von Wasserfällen und Seeen. Das größte Wasserbecken im östlichen Teile des Unabhängigen Sikkim ist der von heiligen Enten wimmelnde Catsuperry-See; seine einförmigen, dicht bewaldeten Bergwände bieten jedoch nur wenig landschaftlichen Reiz.

Die Schnee- und Eisflächen nehmen in den Gebirgen Sikkims einen verhältnismäßig geringen Raum ein; die Schneeregion beginnt erst bei etwa 5000 Meter. Gletscherbildungen erster Ordnung ziehen sich nur wenige vom Kantschindschinga-Massiv herab; dagegen bilden die mächtigen, weit in die Thäler vorgeschobenen Moränenrücken ebenso viele Zeugen einer früheren großartigen Gletscherthätigkeit[1]).

Der oben bezeichnete Weg über die endlose Reihe vorgelagerter Bergrücken bietet außer der Monotonie noch manche andere Unbequemlichkeiten, unter denen die brennende Sonnenglut, die Fiebermiasmen und das quälende Ungeziefer nicht die geringsten sind. Einen, ich möchte sagen, viel bergmäßigeren Weg versprach die Richtung über die Singalila-Kette und weiterhin gegen Norden die Verfolgung des Bergzuges, welcher, vom Kantschindschinga abzweigend, zwischen Nepal und Sikkim grenzbildend in südlicher Richtung streicht. Landschaftlich steht diese Route weit höher, als die andern Wege durch die Sikkim-Thäler. An den ersten Tagen führt ein herrlicher Reitweg bis nahe zum Phallut-Gipfel (3670 Meter). Dak-Bungalows bieten in den ersten Nächten dem Wanderer ihr schützendes Dach. Es sind nicht die Rasthäuser an den großen indischen Straßenzügen; es sind Alpenhütten, die bestimmt scheinen, Schutz zu bieten dem Wanderer, der ausgezogen, um die Schönheiten einer großartigen Bergnatur kennen zu lernen. Jede dieser Hütten steht auf einem glänzenden Aussichtspunkte. Wieder ist es die Kette des Sikkim-Himalaya, deren Anblick sich erschließt; aber die Standpunkte folgen sich nicht in einer geraden Linie, wie auf den Bergrücken des Sikkim-Thalweges nach Dschongri, sondern in fortwährender Verschiebung. Insbesondere in der Fortsetzung des Weges vom Singalila-Gipfel gegen Norden treten die Nepal-Berge in das Aussichtsfeld, dominiert die herrlich geformte, spitze Pyramide des Gaurisankar. Wer in seinem Leben diesen Berg, verklärt im brennenden Rot des anbrechenden Tages, von hohem

---

1) Vergl. die Anmerkung auf S. 161.

Grat des Sidingbahzuges wie ich gesehen, wird diesen Anblick nie wieder vergessen! Doch eines bedrückenden Gefühles wird er sich nicht erwehren können, des Gefühles, daß kein Europäer bis jetzt selbst nur an den Fuß des höchsten Berges der Welt gelangen konnte, daß in den Thälern, die denselben umgürten, kein Europäer gewandelt, die Gletscher, die von ihm herniederhängen, keiner betreten, daß ein Bannkreis, viele Meilen in der Runde, um denselben gezogen ist, den kein Europäer durchbrechen kann. Schneepässe müssen überschritten werden, und zwischen denselben liegen kleine Hochthäler, die, zur Eisregion hinanziehend, von hoher landschaftlicher Schönheit sind. Ich erinnere mich eines solchen Hochthales, das des Dschangtschepschu. Man kann sich nichts Alpineres denken. Kulissenförmig schieben sich die Thalwände im Ansteigen zum Hintergrunde zusammen, welchen zwei herrlich geformte Schneegipfel abschließen. Ein klarer Bach durchrauscht das Thälchen, in welchem wir unser Lager unter Legföhrengebüschen aufgeschlagen hatten; eine Rhododendron-Species allein mahnte daran, daß wir uns im fernen Himalaya befanden.

Eine so gewaltige, massive Bodenerhebung, wie der Himalaya sie darstellt, muß selbstverständlich von bedeutendem Einflusse auf die Temperatur- und klimatischen Verhältnisse nicht allein des Gebirges, sondern auch der benachbarten Länder sein. Der Reisende, welcher diese Gegend besuchen will, hat daher bei seinen Touren vor allem die Jahreszeit zu berücksichtigen. Der mit Feuchtigkeit gesättigte warme Luftstrom, welcher den Ebenen Bengalens und der Meeresküste entsteigt, verdichtet sich beim Anprall an die Bergzüge Sikkims durch die Begegnung mit den kalten Luftschichten des Hochgebirges. Eine große Menge von Niederschlägen fällt als Regen und Tau auf die südlich vorgelagerten Berge, als Schnee am Fuße des Hauptkammes selbst. Ein dichter Nebel lastet auf diesem Berglande. In den hohen Regionen klärt am frühen Morgen ein kräftiger Nordwind die trübe, nebelige Atmosphäre, meist aber nur für wenige Stunden. Die aus dem Süden und den tiefliegenden Schluchtenthälern aufsteigenden Dünste gewinnen rasch wieder die Oberhand. An den wenigen Tagen, und dann auch nur in den wenigen Stunden, in welchen ich die Gipfel der Berge klar sah, zog ein kräftiger Luftstrom um dieselben, und deutlich sah man, wie der Schnee gleich Rauchwolken auf den Höhen emporgewirbelt wurde, und was dies für den Bergsteiger bedeutet, brauche ich wohl nicht auszuführen. Am geeignetsten dürften die Monate Oktober und November für eine Himalayareise sein, in welchen nach dem Aufhören der Regenzeit eine lange Reihe klarer, schöner Tage folgen soll, wenn nicht ein früher Eintritt des Winters mit Schneestürmen diesen Zeitraum plötzlich kürzt.

15.

Aus der Umgegend von Bombay.

E. Haeckel.

Am 14. November 1881 befand ich mich in Gesellschaft meiner Reisegefährten vom „Helios", der Frau Blascheck und des Grafen Hunyadi auf dem Begräbnisplatze der Parsis. Hoch oben auf dem Felsenrücken von Malabar-Hill, und zwar auf einem der höchsten und schönsten Punkte desselben, wo das prächtigste Panorama von Bombay (ähnlich dem von Neapel von der Höhe des Posilippo) zu Füßen des staunenden Beschauers sich ausbreitet, besitzt die Parsi-Gemeinde einen herrlichen, mit hohen Palmen und blütenreichen Bäumen gezierten Garten. Auf diesem Friedhofe erheben sich die sechs Dakhmas oder „Türme des Schweigens" (Towers of silence). (Siehe die Abbildung auf S. 400.) Das sind weiße, cylindrische Türme von 10 bis 12 Meter Durchmesser und ungefähr ebenso viel Höhe. Einem Amphitheater ähnlich ist das Innere derselben in drei konzentrische Ringe abgeteilt, welche durch radiale Scheidewände in zahlreiche offene Kammern geschieden werden. Jede Kammer nimmt eine Leiche auf, und zwar kommen in den inneren Kreis die Kinder, in den mittleren die Weiber, in den äußeren die Männer. Sobald die weißgekleideten Totenwärter die von den Angehörigen zum Friedhof geführte Leiche den letzteren abgenommen haben, bringen sie dieselbe unter Begleitung singender Priester in eine der offenen Grabkammern und entfernen sich. Alsbald erscheinen zahlreiche von den heiligen Vögeln des Ormuzd [1]), von den stattlichen braunen Geiern, die in dichten Gruppen auf den Kronen der benachbarten Palmyra-Palmen sitzen. Sie stürzen sich auf die Leiche im Innern des offenen Turmes und haben in wenigen Augenblicken deren Fleisch verzehrt. Scharen von schwarzen Raben vertilgen die kleinen Überbleibsel ihres Mahles. Die übriggebliebenen Knochen werden später im Mittelraume des Turmes gesammelt.

Ein Ausflug nach dem Palmenwalde von Mahim, den ich am 13. November in Gesellschaft von Blaschecks unternommen hatte, gehört zu meinen angenehmsten Erinnerungen an Bombay. Es war ein herrlicher Sonntagsmorgen — mein erster in Indien! — und ich werde seine mannigfaltigen Eindrücke nie vergessen. Man muß unter den Tropen vor der Sonne unterwegs sein, wenn man die volle Morgenfrische recht genießen will, und so trafen uns denn die ersten Sonnenstrahlen dieses wunderschönen, wolkenlosen Sonntags bereits im leichten Wagen an, mitten unter den riesigen, alten Banianen, am nördlichen Fuße von Cumbala-Hill. Die indischen Hütten im Schutze dieser Feigenbäume, oft ganz zwischen deren Luftwurzeln versteckt und durch die daraus entstandenen

1) Der Gott des Lichtes in der persischen Religion.

Stämme gestützt, waren der Schauplatz jener originellen häuslichen Scenen, welche den europäischen Ankömmling so sehr ergötzen. Ganze Familien saßen im Kostüm des Paradieses am Wege und verliehen ihrem braunen Fell neuen Glanz durch Einreiben mit Kokosöl. Zugleich suchten sich die liebenden Geschwister — oder auch Eltern und Kinder — gegenseitig die kleinen, langsam kriechenden Insekten ab, welche ihr langes, schwarzes Haar bevölkerten; da sie aber als fromme Hindu[1]) kein Tier töten dürfen, setzten sie die Gefangenen sorgfältig beiseite. Andere wandten ein wirksameres Mittel an, indem sie sich das Haupthaar radikal abrasieren ließen. Andere badeten in kleinen Teichen am Wege, und noch andere dehnten sich behaglich, ehe sie wieder mit dem weißen Schurze sich bekleideten, unter oder auf den Ästen der Bäume aus.

Der Kokospalmenwald von Mahim, der erste, den ich betrat, bot uns noch viel mannigfaltigere Bilder. Da kletterten Toddyzapfer mit affenartiger Behendigkeit an den mächtigen, hohen Stämmen empor, um den Palmwein (Toddy), der nachts in die oben aufgehängten Gefäße getröpfelt war, einzusammeln. Auf Seilen, die horizontal zwischen benachbarten Stämmen ausgespannt waren, kletterten sie geschickt von einer Krone zur anderen. Andere pflückten unten die gelben Früchte der Bananen ab, und noch andere waren mit der Zurichtung des Frühmahles beschäftigt. Ich aber wurde nicht müde, die prachtvollen Lichteffekte zu bewundern, welche der spielende Sonnenglanz auf den zarten, zitternden Federblättern der edlen Kokos und ihren weißen, anmutig gebogenen Stämmen hervorbrachte, sowie auf den breiten, frischgrünen Riesenblättern der zu ihren Füßen stehenden Bananengruppen. Und nun dazu eine Fülle herrlicher, aromatisch duftender Blumen, ebenso wie die sie umspielenden Schmetterlinge durch riesige Größe, durch bunte Farbe und durch seltsame Gestalt ausgezeichnet! Hier und da erhob sich ein luftiger Busch des zierlichen, schlanken Bambusrohres; und allenthalben zerstreut lagen kleine Hütten aus Rohr gebaut und mit Rohr gedeckt. Auf den Wegen fanden sich allerlei Haustiere, Schweine und Hunde, Hühner und Enten, und zwischen diesen spielend und tanzend die allerliebsten Gestalten der nackten Hindukinder mit ihren großen, schwarzen Augen!

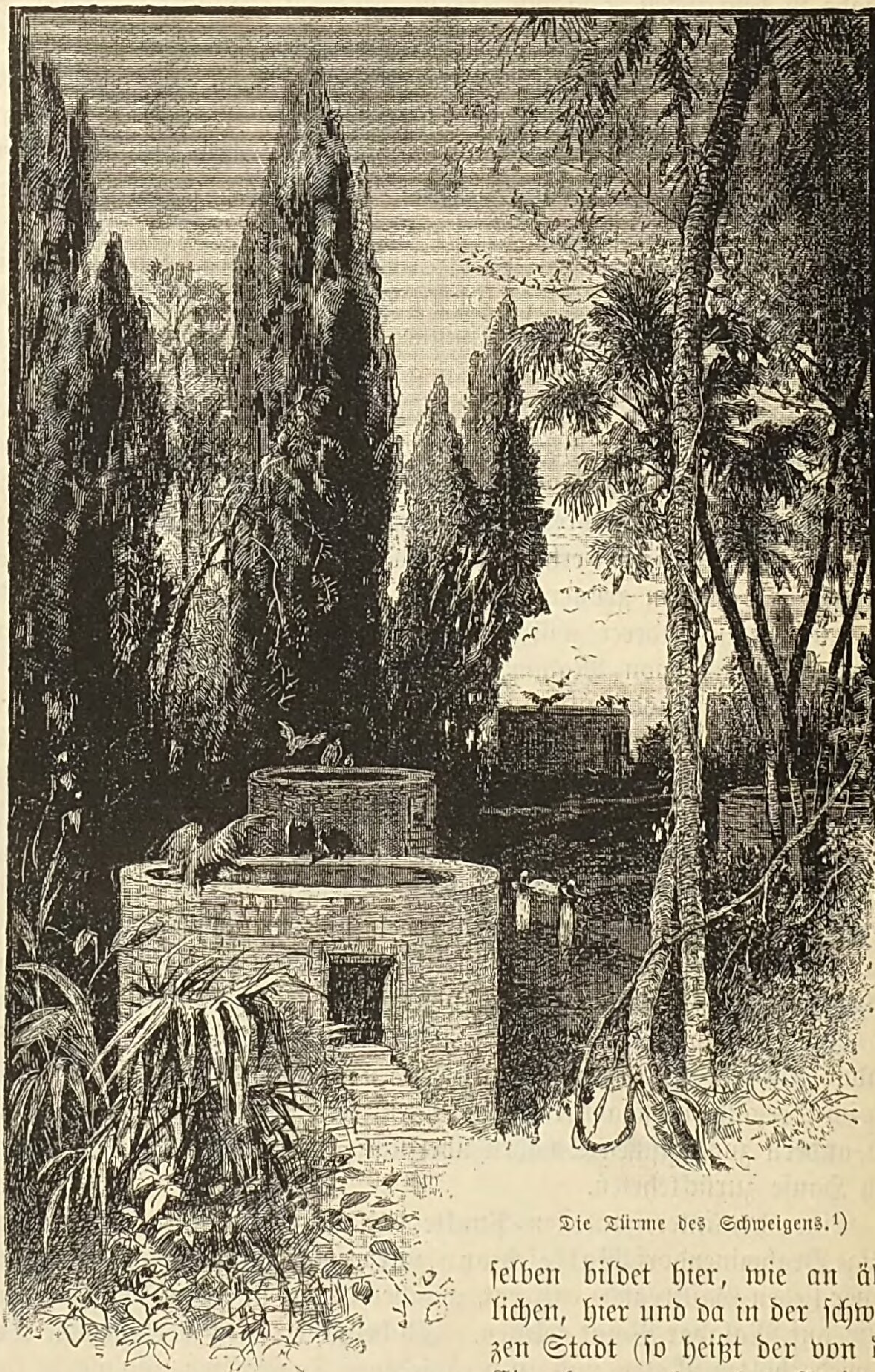
Nachdem wir über eine Stunde auf Kreuz- und Querwegen im Palmenwalde von Mahim umhergeschlendert, versuchten wir links nach dem benachbarten Meeresstrande durchzudringen. Allein der schmale, zwischen zwei hohen Mauern eingeschlossene Pfad endigte in einer großen Pfütze. Gerade zur rechten Zeit kam uns von der andern Seite ein zweiräderiger Ochsenkarren (Bullock car) entgegen; wir erkletterten dieses saubere Gefährt in sehr heiterer Stimmung und ließen uns von dem leitenden Hindujüngling durch die Pfütze hinüberfahren, wären aber

1) Hindu, die eingeborenen Bewohner Vorder-Indiens.

beinahe in dem tiefen Schlamm stecken geblieben. Glücklich hinüber, gelangten wir bald an den sandigen Meeresstrand, der hier in weiter Ausdehnung mit dem schönsten Kokoswalde gesäumt ist. Hier begegneten wir stattlichen Gruppen des merkwürdigen Pandanus, jener sonderbaren Schraubenpalme, deren gebogener Stamm sich oben armleuchterartig gabelt, an jedem Ast ein agavenartiges Blätterbüschel mit schraubenförmiger Drehung tragend, während er unten auf einem Büschel von Luftwurzeln wie auf Stelzen steht. Zwischen den Ästen waren mächtige Spinnennetze von 1—2 Meter Durchmesser ausgespannt, bewohnt von einer prächtig gezeichneten Riesenspinne, deren dicker Leib 6 Centimeter deren dünne Beine 10 Centimeter lang sind. Die ungeheuerliche Bestie ließ sich ziemlich leicht fangen und fand in meinem Spiritusglase ein Ende. Die dicken Fäden ihres Gespinnstes, das über einen Meter Durchmesser zeigte, überraschten uns durch ihre Festigkeit, fast derjenigen eines Zwirnfadens gleich. Während wir unten mit dieser aufregenden Spinnenjagd beschäftigt waren, erhob sich oben aus den Palmenkronen ein kreischender Schwarm grüner Papageien, der ersten, die ich wild erblickte.

Eine Reihe anderer zoologischer Überraschungen wartete meiner am sandigen Strande von Mahim, welcher gerade durch die tiefe Ebbe in ziemlich weiter Ausdehnung entblößt war. Da lagen ausgeworfene Riesenexemplare einer prächtigen blauen Meduse (einer Crambessa) von mehr als 30 Centimeter Durchmesser; daneben sonderbare Igelfische (Diodon) mit stacheliger Haut und großem, aufgeblasenem Kehlsack. Im Seesande selbst fand sich eine große Anzahl verschiedener Muscheln und Schnecken, lauter charakteristisch indische Formen, die ich bisher nur in zoologischen Museen erblickte; ferner große Röhrenwürmer, verschiedene Krustentiere (darunter schnellfüßige Sandkrabben, die sich im Sande Löcher graben), sowie viele Reste von großen Fischskeletten, untermischt mit Schädeln und anderen Skelett-Teilen des Menschen. Letztere gehörten Hindus niederer Klassen an, deren Leichen nicht verbrannt, sondern einfach im Seesande verscharrt werden. Meine Umhängetasche war mit diesen und andern zoologischen Schätzen überfüllt, als wir endlich gegen Mittag nach Hause zurückkehrten.

Einer der interessantesten Punkte von Bambay war für mich das heilige Brahminendorf Walkeschwan, nur wenige Minuten vom Bungalow meiner lieben Gastfreunde entfernt, zwischen diesem und dem Gouverneurshause auf Malabar-Point gelegen. Ich besuchte dieses merkwürdige Dorf zu wiederholten Malen und zu verschiedenen Tageszeiten und wurde stets durch eine Fülle origineller und mannigfaltiger Bilder aus dem Leben der höchsten Hindu-Kasten überrascht; denn nur solche, nur echte Brahminen bewohnen diesen heiligen Ort, und kein unreiner Hindu niederer Kaste darf denselben durch seine Gegenwart entweihen. Den Mittelpunkt des-



Die Türme des Schweigens.[1])

selben bildet hier, wie an ähnlichen, hier und da in der schwarzen Stadt (so heißt der von den Eingeborenen bewohnte Stadtteil) zerstreuten heiligen Orten, ein viereckiger Teich, dessen Ufer geradlinige

1) Illustration aus dem interessanten Werke: „Eine Weltreise, von Dr. Hans Meyer. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1885.“

Treppenreihen säumen. Diese sind eingefaßt von zahlreichen kleinen Tempeln und Kapellen, zwischen welchen enge Gassen zum Wasser hinabführen. Die Tempel zeichnen sich aus durch charakteristische weiße Türme, teils von Gestalt einer Bischofsmütze, teils von der eines breiten und niedrigen Obelisken. Das Innere des Tempels, gleich den dazwischen zerstreuten Hütten nach der Straße geöffnet, zeigt einen einfachen Raum, in dessen Mitte (oder auch in einem besonderen Vorhofe unter einer Säulenhalle) ein heiliger Stier liegt. Vor den Stufen der Tempel und auf den Treppen des heiligen Teiches hocken oder bewegen sich heilige Büßer in den verschiedensten und sonderbarsten Gebärden und Andachtsübungen. Die meisten dieser Fakire sind geriebene Betrüger, welche dem dolce far niente (süßem Nichtsthun) auf Kosten ihrer frommen und wohlthätigen Glaubensgenossen sich hingeben. Ihr nackter Körper ist mit Asche und Öl beschmiert, die langen Haare in wirre Zöpfe geflochten, die niemals gereinigt werden und eine besondere Art des „Weichselzopfes“ [1]) repräsentieren, meist ein reich bevölkerter zoologischer Garten. Das einzige Verdienst der meisten Fakire besteht darin, daß sie irgend ein Glied ihres Körpers verstümmeln. Der eine hat seine Faust seit vielen Jahren krampfhaft geschlossen, so daß die Fingernägel tief in das Fleisch der Hohlhand eingewachsen sind; ein anderer hat den emporgestreckten Arm in senkrechter Stellung so lange erhalten, bis derselbe alle Beweglichkeit und Empfindlichkeit verlor, so daß er nun gleich einem dürren Aste vertrocknet über das Haupt emporragt; ein dritter hat sich die verschiedensten Wunden beigebracht und durch Einstreuen von Asche in langer Eiterung erhalten, so daß sein Gesicht und Leib auf das scheußlichste entstellt sind u. s. w.

Vielen Spaß hatte ich mit der munteren, jede Kleidung verschmähenden Jugend, die in Scharen meiner Aquarellarbeit zuschaute und darüber ihre lustigen Glossen machte. Besonderes Vergnügen schien ihr die Karikatur eines heulenden, sich ganz verrückt gebärdenden Fakirs im Teiche zu machen. Andere interessante Bilder lieferte mir in Walkeschwan eine Brahminenschule; der alte Schulmeister schien ebenfalls den Ernst des Lebens mehr von der heiteren Seite zu nehmen und war offenbar sehr erfreut, als ich mich ihm durch Zeichen als Kollegen zu erkennen gab. Dicht neben diesem Tempel der Weisheit hatte ich auch Gelegenheit, etwas von der praktischen Medizin der Hindu zu sehen: ein Hindudoktor war nämlich damit beschäftigt, aus einem armen Rheumatismuskranken den Teufel durch Kneten und Pressen auszutreiben. In diesen Fächern, wie überhaupt in der Tierquälerei, leisten die frommen Hindu wirklich Großes, während sie gleichzeitig sich sehr hüten, irgend ein Wesen, sei es auch das kleinste oder schädlichste Insekt, wirklich umzubringen.

1) Eine krankhafte, durch Unreinlichkeit entstandene Verfilzung der Kopfhaare.

Eine Exkursion nach der durch ihre vollendeten und figurenreichen Höhlentempel berühmten Insel Elefanta bot mir zum erstenmal Gelegenheit, die tropische Flora ihr Wunderwerk frei und ungekünstelt entfalten zu sehen. Allerdings hatte ich schon den vorhergehenden Nachmittag dazu benutzt, um mit dem Tramway (Pferdebahn) nordwärts durch die schwarze Stadt nach Victoria Garden zu fahren. Das ist ein hübscher, wenn auch nicht sehr sorgfältig gepflegter botanischer Garten; zwar kann er sich nach Reichtum und Anlage nicht mit andern botanischen Gärten Indiens messen; indessen ich sah doch zum erstenmal hier eine große Anzahl der schönsten und großartigsten Tropengewächse von Angesicht: insbesondere die Hauptformen der indischen Palmen und Bambusen, Bananen[1]) und Pandanus[2]), Brotfrucht[3]) und Papayo[4]), Lotos[5]) und Pistia[6]) u. s. w. Wie sehr mich aber auch dieser schöne Victoriapark am ersten Abend in Bombay entzückte, und wie wenig ich jemals das prachtvolle Beleuchtungsspiel des glühenden Sonnenuntergangs in demselben vergessen werde, so war doch meine Freude noch ungleich größer und lebhafter, als ich am folgenden Nachmittag auf Elefanta die bedeutendsten Charakterpflanzen Indiens wild in ihrem freien und ungekünstelten Naturzustande erblickte in jener Überfülle der Üppigkeit, die keinen Gartenzwang duldet. Da bekleiden rankende Schlingpflanzen und kletternde Farne die riesigen Teakstämme; da beugen die edelsten Kokospalmen ihren schlanken, gebogenen Stamm mit der herrlichen, glitzernden Fiederkrone über den Strand des Meeres, der mit Pandanusbüschen gesäumt und mit einer im Wasser wurzelnden Mangrovemauer[7]) befestigt ist. Da ranken mächtige Schmarotzerfeigen und Winden und andere mit großen, bunten Blumen ausgestattete Kletterpflanzen an den kerzengeraden, schwarzen Stämmen der gewaltigen Palmyrapalmen empor, und selbst ihre stolze Krone von handförmigen Fächerblättern ist mit Blumen bekränzt. Und dort erheben sich Prachtexemplare vom heiligen indischen Feigenbaum, von den Banianen; unten löst sich ihr mächtiger Hauptstamm in ein förmliches Netzwerk gewaltiger Wurzeln auf, während oben aus dem dichten, dunkelgrünen Laubwerke dicke Riesenäste eine Schar von Luftwurzeln herabsenken; und von diesen erreichen viele wieder den Boden und bilden wurzelschlagend neue Stämme zur Stütze der alten mütterlichen Krone. Und dort, siehe dort! da erstickt ein gewaltiger Würger (eine parasitische Feigenart) mit

1) Musa (Paradiesfeige), eine der wichtigsten tropischen Kulturpflanzen. — 2) Baumartige, auf Stelzenwurzeln sich erhebende Gewächse mit Schwertblättern. — 3) Der Brotfruchtbaum trägt kopfgroße, eßbare Früchte mit mehligem Fleisch. — 4) Ein Baum mit melonenartigen Früchten. — 5) Vergl. Note 1, S. 383. — 6) Eine Wasserpflanze. Ihre Blätter bilden handgroße, schwimmende Rosetten. — 7) Mangrovebaum, Wurzelbaum, Rhizophora. Seine Luftwurzeln bilden an Küsten und Flußufern undurchdringliche Dickichte.

dem Netzwerk seiner verflochtenen Stammäste die edle Palme, die er zäh umklammert hält — und wenige Schritte weiter, da steht ein Bruder dieses Würgers mit totem, einen cylindrischen Hohlraum umschließenden Stamme ohne Blätter; erst war die erwürgte Palme gestorben und vermodert, und dann hatte den grausamen Mörder dasselbe Schicksal ereilt. Dazwischen bildet das zierliche Bambusrohr große Riesenbouquets, breiten prächtige Bananen und Strelitzien[1]) ihre frischgrünen, zarten Blätter aus, entfalten herrliche bunte und große Blumen ihre duftenden Kelche, bilden zartgefiederte Akazien weit ausgedehnte Schirmdächer, verflechten sich stachelige, kaktusähnliche Euphorbien zu dichten Hecken. So sah ich hier zum erstenmal auf Elefanta in greifbarer Wirklichkeit eine Fülle der merkwürdigsten und schönsten Gestalten der tropischen Flora, von denen ich seit dreißig Jahren gelesen und geträumt hatte. Und dazwischen gaukelten in der sonnenglühenden Luft Tausende der schönsten und buntesten Schmetterlinge, schwirrten durch das Gebüsch große, goldglänzende Prachtkäfer, huschten durch das Laub Hunderte von behenden Eidechsen und Schlangen, flogen von Stamm zu Stamm lärmende Scharen prachtgefiederter Vögel — lauter neue, nie lebend gesehene Formen und mir doch großenteils seit langem alte Bekannte. Wie ein Kind haschte ich nach all den herrlichen Siebensachen und legte meine Hand auf die Stämme der Palmen und Bambusen, um mich zu überzeugen, daß nicht alles nur ein schöner Märchentraum sei. Und so fuhr ich traumbefangen bei der wunderherrlichsten Abendbeleuchtung von Elefanta nach Bombay zurück und sah in der schlaflosen Nacht Tausende der prächtigsten Bilder an meinem Auge aufs neue vorüberziehen.

16.

Indische Leichenbestattung.

F. Reuleaux.

Auf einem kleinen Platze in Benares bot sich uns das Schauspiel eines Leichenzuges oder dessen, was in Indien an die Stelle desselben tritt, dar. Eine Schar von etlichen dreißig Männern kam vorüber. Sie gingen im Geschwindschritt dahin, je zwei und zwei. Ungefähr in der Mitte des Zuges wurde die Leiche auf einer Bahre getragen, auf den Schultern von vier Männern.

Der tote Körper war in bunte, reichfarbige Stoffe, die dicht an den Körper schlossen, nicht sowohl eingehüllt als förmlich eingenäht, die Arme dicht an den Leib gestreckt, das Ganze von außen mit der Hülle umlegt,

1) Den Bananen verwandte Pflanze mit fächerförmiger Blattstellung.

auch der Kopf, wie bei Mumien. Die Tragbahre, aus Bambusstangen gebildet, war einigermaßen geschmückt, ihr voraus wurde ein Zeichen, vielleicht ein Götterbildchen getragen; einige der Begleiter trugen auch frische, farbige Gewänder. Ihr Dahinschreiten begleiteten die Leichenführer mit dem schauerlich klingenden Rufe: Harri, Harri, bol! Harri, Harri bol! Harri, Harri, bol! den sie nach kurzen Pausen wiederholten, immer dreimal hintereinander. Eine Gari (gigartiges Fuhrwerk) von besonderer indischer Bauart, mit zugezogenen Vorhängen, folgte dem Zuge, der nach kurzer Zeit verschwunden war. Noch aus der Ferne hörten wir das Harri, Harri, bol! dumpf herüberklingen. Es war eine nicht ganz „kleine Leiche," die wir gesehen hatten. Am Morgen waren wir an einer „kleineren" vorübergekommen. Der Leichnam, eingenäht wie der beschriebene, aber in einfaches Weiß, lag auf der Bambusbahre, und diese war von ihren beiden Trägern gerade einmal abgesetzt worden, damit sie sich ausruhen könnten; sie unterhielten sich, auf der Erde hockend, mit einem Bekannten und verspeisten eine Melone.

Die wörtliche Bedeutung des Rufes wußte man mir nicht anzugeben; es sei der Todesruf bei allen Leichenbegleitungen. Ich machte mir die Deutung, deren Richtigkeit ich dahingestellt sein lasse, daß es eine Anrufung des Wischnu ist. Hari oder Harri ist ein besonderer Beiname dieses Gottes, und bol heißt: sprich oder rufe, vielleicht auch hier abgekürzt: hat gerufen. Die Leichen werden von den Trägern zum Flußufer gebracht, in Benares wie anderswo, möge es auch entfernt sein, und dort verbrannt; dann wird die Asche in den Strom gestreut. Am Ganges verbrannt und der Mutter Ganga übergeben zu werden, steht dem Inder besonders hoch. Bei unserem Frühbesuch am Gangesufer waren wir auch zu der Stelle gekommen, wo die Leichenverbrennung stattfindet, ja gerade als eine begonnen hatte. (Siehe die Abbildung auf Seite 408.) Es war an dem sogenannten Brandthor, Verbrennungs-Ghat. Die Leiche lag in einem schmalen Scheiterhaufen aus trockenem, knorrigem Holz, der unmittelbar auf dem steinigen Ufer aufgeschichtet worden, das nicht einmal horizontal geebnet war. Der Holzstoß war etwas über zwei Meter lang und etwa einen Meter hoch und breit. Die Verbrennung, welche wir ins Werk setzen sahen, ging absolut weihelos, ohne jede Feierlichkeit vor sich. Ein brauner Bursche setzte mühsam mittelst Zündhölzchen den Holzstoß in Brand; in der Nähe hockten einige vielleicht Angehörige auf dem Boden. Wir konnten die vollständige Durchführung des äußerst handwerksmäßigen Geschäftes nicht abwarten; offenbar gehörte der Tote der niedersten Kaste an. Wer es erschwingen kann, läßt dem Scheiterhaufen für ein verstorbenes Familienmitglied Sandelholz zu Häupten und zu Füßen des Toten beilegen. Vornehme errichten den ganzen Scheiterhaufen aus diesem wohlriechenden

Material. Dieses letztere bildet deshalb einen großen Handelsartikel. Ein bedeutender Teil des Bedarfes wird jetzt aus Westaustralien bezogen, jener einzigen australischen Kolonie, wohin noch ab und zu Verbrecher transportiert werden. Die Hauptbeschäftigung derselben ist das mühsame Fällen und Herabflößen von Sandelbäumen für den ostindischen Verbrauch.

Die Geschäfte der Leichenüberführung und Verbrennung liegen der niedersten Kastenstufe, den schon in Kalkutta gesehenen Harri ob, deren Name wohl mit dem Leichenrufe zusammenhängt oder einerlei Quelle hat. Nach der Kleinheit der Brennstoffmenge zu urteilen, konnte in dem beobachteten Falle die Zerstörung des toten Körpers durch das Feuer nur unvollkommen gelingen. Die Gesamtheit der Reste wird in den Strom hinausgebracht. Leichen von Kindern unter vier Jahren werden nicht verbrannt, sondern ohne weiteres in den Fluß versenkt. Auch diesen Vorgang hatten wir zu beobachten Gelegenheit. Zwei alte Harris in schlechter Bekleidung hatten einen solchen Auftrag zu erfüllen. Die kleine Leiche war in ein Stück weißen Zeuges eingenäht. An das schaurige Bündel war ein großer, kugelförmiger Krug mit einem Strick befestigt, leer und unverschlossen; derselbe schwamm so, daß die Mündung aus dem Wasser ragte. Die beiden Alten bestiegen ein plumpes, häßliches Boot und stacherten dasselbe zwischen den übrigen Fahrzeugen hinaus in den freien Strom, wobei der eine das Bündel am Stricke hielt und im Wasser nachzog, nicht ohne daß es hier und da rauh angestoßen wurde. Kein Leidtragender war zu sehen; kein Mutterauge schaute nach; die einzigen Zuschauer waren wir etwas angegrausten Europäer. Draußen im stark treibenden Ganges wurde der Strick losgelassen — — —. Ich dachte an den Alligator, den wir bei der Soonabrücke hatten aus den Fluten emportauchen sehen.

Eine Sutti oder Witwenverbrennung, jenes furchtbare Erzeugnis fanatischen Wahnes, bekamen wir nicht zu sehen, obwohl Jules Vernes „Reisender in achtzig Tagen" angeblich mehr Glück in dieser Beziehung hatte; die Engländer haben den Brauch mit Mut, Geduld und Strenge thatsächlich beseitigt. Die Bewegung begann schon 1813, durch Ramohun Roy, einen indischen Friedrich von Spee[1]), kühn angefaßt. Sie wurden hierbei von mehreren aufgeklärten Indern unterstützt. Ohne diese Hilfe würde vielleicht heute noch der barbarische Frevel geübt werden. Das Leben wird eben geringer geachtet in Indien, und der idealistische Zug des Volkes ließ dasselbe nicht sehen, nicht wissen, was es that. Wie der Vorgang sich aber eigentlich einst abspielte, zu welchen Fürchterlichkeiten hier religiöser Wahn den Menschen trieb — wer weiß, in wie viel

1) Friedr. von Spee, Jesuitenpater, 1591—1635, machte sich um die Abschaffung der Hexenprozesse sehr verdient.

verborgenen Winkeln des großen Reiches noch treibt —, das hatte ich aus Schilderungen eines Augenzeugen vernommen, die ich während unserer Fahrt von Howrah nach Benares gelesen. Es war die Mitteilung eines hochgebildeten Inders, der seine Landsleute in einem in Kalkutta frisch erschienenen Buche schilderte. Lebhaft standen, während das Harri, Harri, bol! noch dumpf herüberklang, die Scenen vor meiner Seele, welche mein Gewährsmann mit Augen gesehen hatte und uns, wie folgt, lebendig nahe rückt.

„Als ich noch ein kleiner Knabe war und eines Morgens in der Patsala (Lesezimmer) mit Lesen beschäftigt war, wurde meine Aufmerksamkeit dadurch erregt, daß meine Mutter sagte, meine Muhme werde eine ‚Sutti‘ (auch Sati, Satti) werden.

„Ich verstand das Wort nicht; hin und her erwog ich in meinen Gedanken, was ‚Sutti‘ doch meinen möge. Da ich es nicht herausbringen konnte, fragte ich meine Mutter danach; diese, Thränen in den Augen, antwortete, meine Muhme (die im nächsten Hause wohnte) werde ‚Feuer essen gehen‘. Alsbald empfand ich die größte Neugier, das Ding mit eigenen Augen zu sehen, immer noch im unklaren, was es denn eigentlich sein möge. Eine deutliche Vorstellung besaß ich damals nicht, daß das Leben mit einem Mal ausgelöscht werden könne; keinen Augenblick dachte ich daran, daß ich meine liebe Tante für immer verlieren solle. Hinunter rannte ich in der Muhme Zimmer, und was sollte ich da sehen, als eine Gruppe düster dreinschauender Frauen, meine Muhme in der Mitte. Jetzt noch, nach fünfzig Jahren, steht lebhaft vor meiner Seele, was ich erblickte. Meine Muhme war angethan mit einem rotseidenen Gewande und all ihrem Schmuck, ihre Stirn dick bemalt mit Sidur oder Zinnober, ihre Füße rot gemalt mit einem anderen Farbstoffe, sie kaute einen Mund voll Betel (Vergleiche die Note auf Seite 380.) und eine hellbrennende Lampe stand gerade vor ihr. Offenbar befand sie sich in einer religiösen Verzückung, ernst, in allem, was sie that, zugleich aber ruhig und gemessen, als ob nichts Auffallendes zu geschehen habe. Kurz gesagt, sie war in ihrer Morgenandacht begriffen, zugleich ungeduldig die Stunde erwartend, wo sie diese sterbliche Hülle ablegen solle. Mein Oheim lag als Leiche in dem anstoßenden Zimmer. Mir schien, als ob alle anwesenden Frauen die Tugend und den Mut meiner Muhme bewunderten. Einige küßten den Betel aus ihrem Munde, andere betupften ihre Stirn, um etwas von dem Sidur oder Zinnober zu bekommen, während nicht wenige ihr zu Füßen fielen und den heißen Wunsch aussprachen, nur einen kleinen Teil von ihrer Tugend ihr eigen nennen zu können. Was mich unter allen diesen Vorgängen am meisten betroffen machte, war, daß meine Muhme mit einem Mal auf die Bitte einer alten Brahmanin die Hand ausstreckte und einen Finger genau über die Flamme der Lampe hielt, wo er nach wenig Sekunden versengt war und sie mit

Gewalt von der alten Frau zurückgerissen wurde; diese hatte sie gebeten, so zu thun, um einen Vorgeschmack von der unerschütterlichen Festigkeit ihres Entschlusses zu erhalten. Die vollständige Gelassenheit, mit welcher sie diese Feuerprobe durchmachte, überzeugte alle, daß sie eine wahre Sutti sei, bestimmt, mit ihrem Gatten in Boykonto (Welt der Seligkeit), dem Paradiese, zu leben. Niemand vermochte eine Änderung in ihrer Haltung oder ihrer Entschlossenheit zu entdecken, nachdem sie diesen schmerzhaften Versuch durchgeführt.

Ungefähr 11 Uhr war es, als die Vorbereitungen zur Fortführung der Leiche meines Oheims zum Ghat gemacht wurden. Es war eine kleine Trauerversammlung, ungefähr dreißig Personen, alle aus geachteten Familien, die sich freiwillig erboten hatten, die Totenbahre abwechselnd auf ihren Schultern zu tragen. Der Tote ward auf die Tscharpai (Bahre) gehoben; meine Muhme folgte, nicht in einem geschlossenen, sondern in einem offenen Palki (Sänfte). Sie war unverschleiert und gleichgültig gegenüber dem Umstand, sich öffentlich zeigen zu müssen; sie war so zu sagen tot für die Außenwelt. Der feine Zug hoher Schamhaftigkeit, so charakteristisch für die indischen Frauen, war vollständig unterdrückt in ihr. In Wahrheit verlangte sie sichtlich nach dem Augenblicke, wo ihre Seele mit der ihres Gatten wieder vereinigt werden sollte, um im Himmel zu wohnen. Sie trug eine Tulsi-mala (Schnur mit geschliffenen Gebetperlen) in der Rechten, die Perlen zählend, und schien die Rufe „Harri, Harri, bol!“ mit Heiterkeit des Gemütes anzuhören. Wer mag entscheiden, wie es in einem bebewußten Wesen aussehen mochte, welches im Begriffe stand, zu Harris Füßen für immer den letzten Lebensfunken herzugeben, ohne Murren, ohne Seufzer, ohne eine Thräne! Ein tiefernster religiöser Glaube, welcher der Seele als Notanker dient inmitten der Stürme des Lebens, vermag allein das Rätsel zu lösen und den Tod seiner Schrecknisse zu entwaffnen. Wir erreichten Nimtollah-Ghat (Thor des Mittelstadtteils) gegen 12 Uhr, wo wir zehn bis fünfzehn Minuten hielten, um den toten Körper mit heiligem Wasser zu besprengen, und zogen dann alle langsam nach Kultollah-Ghat (Thor des Uferviertels).

Als wir an unserem Bestimmungsort angelangt waren, dem traurigen, einsamen und verlassenen Aufenthalt hinduistischer Leichenbestatter, kam der Polizei-Oberst (ebenfalls ein Hindu) zur Stelle und fragte eingehend meine Muhme aus, auf die verschiedenste Weise versuchend, sie zur Sinnesänderung zu bestimmen. Sie aber, wie eine Jeanne d'Arc (Jungfrau von Orleans), verhielt sich entschieden und entschlossen; sie gab die unzweideutige Antwort, daß solches ihr vorherbestimmt sei, und daß Harri sie und ihren Gatten vorgefordert habe nach Boykonto. Der Darogah (Polizei-Oberst), bestürzt über die Festigkeit ihres Entschlusses, trat zurück an den Ghat, den Vorgang zu überwachen, während ein Scheiterhaufe hergerichtet wurde;



Indische Leichenbestattung.

er bestand aus trockenem Brennholz, Reisigbündeln, Fichtenholz nebst vielem Sandelholz, Butter und anderem dazwischen, was der Luft einen durchdringenden Geruch erteilen sollte. Auch ein halbes Dutzend langer Bambusstangen wurde herbeigebracht, deren Bestimmung ich später erst durch den Augenschein kennen lernen sollte. Wir kleinen Knaben wurden angewiesen, uns abseits zu stellen. Der Bestattungsbrahmine kam sodann und las einige Gebete und Anrufungen ab. Nachdem der in neue Gewänder gehüllte tote Körper auf den Holzstoß gelegt worden, wurde meiner Muhme bedeutet, siebenmal denselben zu umwandeln, was sie that, indem sie eine Menge Blumen, Kaurimuscheln und gerösteten Reis auf den Boden streute. Es fiel mir damals sehr auf, daß nach jedem Rundgang ihre Stärke und Geistesgegenwart nachgaben, worauf der Dagorah herantrat und aufs neue und bis zum letzten Augenblick versuchte, sie von ihrem verhängnisvollen Entschluß abzubringen; aber sie, an der Schwelle eines grauenvollen Todes, in der letzten Stunde des Lebens, Yamas (des Todesgottes) Verhängnisfackel vor Augen, erstieg ruhig den Scheiterhaufen und legte sich ihrem Gatten zur Seite, die eine Hand unter sein Haupt, die andere auf seine Brust gelegt, und man hörte sie noch mit halberloschener Stimme ‚Harri, Harri‘ anrufen — ein Zeichen ihres unerschütterten Glaubens an die Wirklichkeit ewiger Glückseligkeit. Nachdem sie sich so auf dem Holzstoß gebettet, wurde sie fast augenblicklich überdeckt oder vielmehr begraben unter trockenem Holz, während einige starke Männer den Holzstoß mit den Bambusstangen niederdrückten und hielten, der alsbald an allen Seiten in wilden Brand geraten war. Ein mächtiges Freudengeschrei erscholl sodann aus der Zuschauermenge, bis der tote und der lebende Körper beide in eine Handvoll Staub und Asche verwandelt waren. Als die tragische Scene beendigt und die Aufregung des Augenblicks vorüber war, begannen Männer und Weiber rings zu weinen und zu schluchzen, während noch Beifallrufen und Gestöhne der Menge die Luft erfüllte."

17.

Aden.

Erzherzog Salvator von Österreich.

Die Nacht verging ruhig mit leichter Nordostbrise, so daß wir schon um 7 Uhr die malerischen, phantastisch wie Hörner gezeichneten Felsenkegel von Djebel Hassan vor uns hatten und hinter einer langgezogenen flachen Ebene, auf der man einige Häuser und Bäume sieht, den malerisch emporragenden Berg von Aden, der an Gibraltar mahnt, tief gefurcht und gezackt, mit der Signalstange und den weiß blinkenden Häusern.

Hinter einer hervorragenden, mit einem Turme versehenen Spitze, welcher gegenüber sich ein rot angestrichenes Leuchtschiff befindet, liegen in der wohlgeschützten, schönen Bucht eine weiß angestrichene, gepanzerte englische Kriegs-Golette, ein anderes P. u. O.-Schiff[1]), ein Messagerie-Boot[2]) und weit rückwärts noch eins dieser Gesellschaft, das scheinbar Kohle abladet. In der Mitte springt ein Molo (Hafendamm, Landungsbrücke) vor mit hölzernem Ende. Um 8 Uhr war das Schiff, nachdem wir einen Piloten[3]) an Bord genommen, geankert und sofort von einer Menge kleiner Piroguen (Kähne) mit einem einzigen breiten Ruder, mit dunkeln, nackten Knaben darauf, umringt, ein seltsames Bild, das man nicht bald anderswo zu Gesichte bekommt. Bald kamen auch numerierte Negerknaben mit weißen Jacken auf englisch gebauten Booten. Wir warteten einige Minuten, bis der Agent kam, und es wurde entschieden, daß wir um 11 Uhr wieder wegfahren sollten. Wir nahmen daher gleich ein Boot, fuhren ans Land mit den halbnackten Jungen, die fest ruderten und ihre weißen Zähne zeigend die langen, lockigen Haare nach Art der Abessinier zurückwarfen. Manche schienen einen Hautausschlag auf dem Kopfe zu haben, da sich die Haut in weißen Schuppen zwischen den Haaren ablöste.

In etwa dreiviertel Stunden waren wir am Landungsplatze, in dessen unmittelbarer Nähe sich die Post befindet, zu der ich mich sofort begab. Ich nahm nach langem Warten daselbst einen Wagen und fuhr zum Telegraphenamte, welches am andern Ende der Ortschaft, ganz südwärts oder, besser gesagt, ganz seewärts gelegen ist. Man passiert zuerst einen leichten Hügelrücken und fährt dann auf dem kahlen, vulkanischen, dunkelgrauen Boden auf einer guten, ebenen Straße. Wir kommen an einigen recht schönen Häusern vorbei, einige mit Hallen ringsum, andere mit vergitterten Verandas, wieder andere halb offen, wahrscheinlich für Soldaten. Dieses Thal überragend, liegt auf einer kleinen Anhöhe die weißgetünchte, mit zwei Glockentürmchen an den Seiten versehene katholische Kirche, zu der ein steiler Weg zwischen zwei Pyramidenpfeilern an der Straße hinaufführt. Bei derselben ist rechts die Ruhestätte eines spanischen Generals, der Befehlshaber der Philippinen war. Das Innere der Kirche ist einfach mit Rohrdecke unter dem bloßen Dach, aber reinlich gehalten. Recht schön ist die Aussicht von derselben auf die weit ausgedehnte Bucht und die in derselben verankerten Schiffe. Zahlreiche Milvus aterrimus[4]), die Habbayas der Araber, und Nephron percnopterus[5]) beleben die Landschaft; einige der letzteren setzten sich auf den schwarzen Felsen in den malerischten Stellungen, namentlich die schwerfälligen

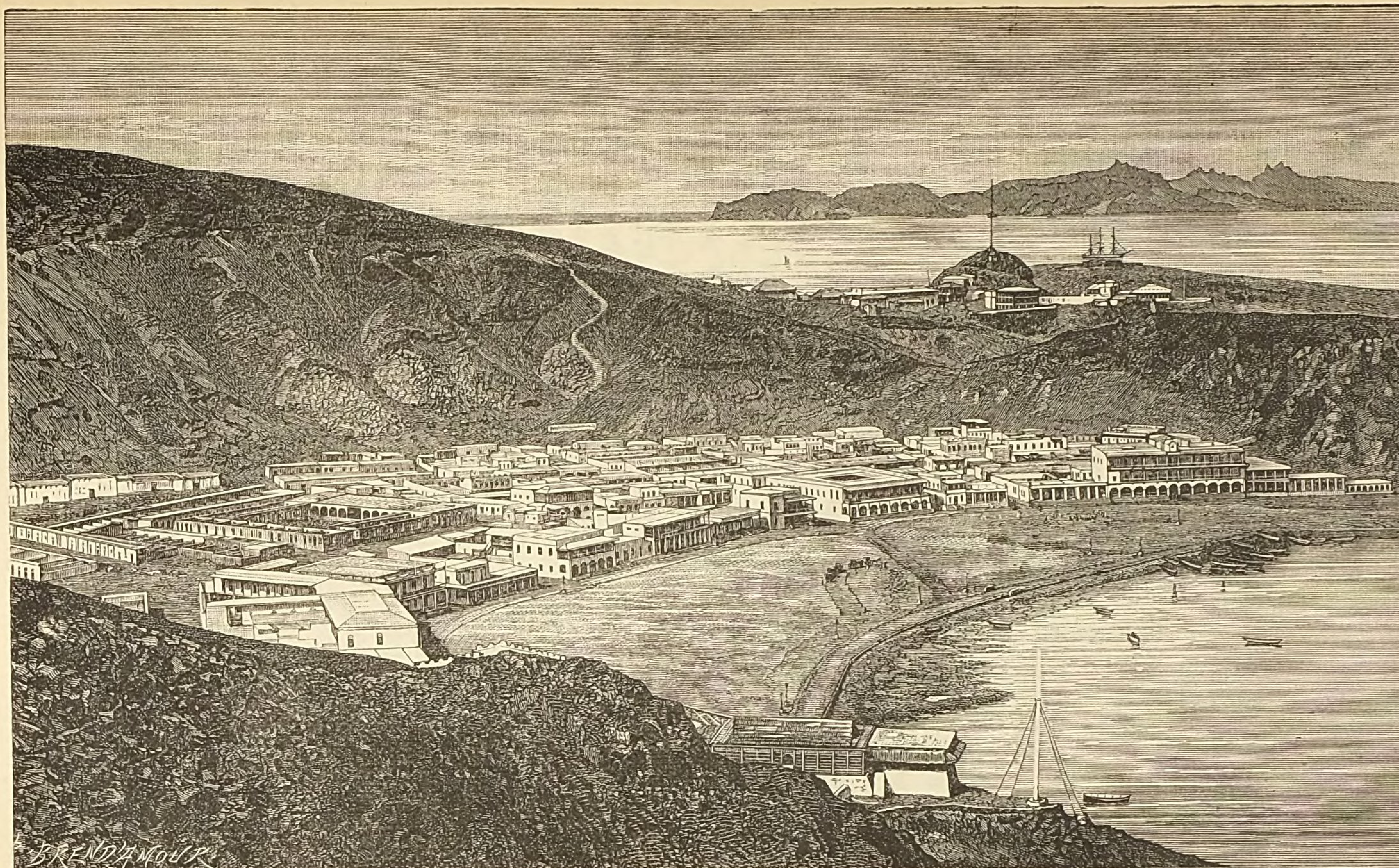
1) Ein Schiff der „Peninsular and Oriental steam navigation company“.

2) Ein der französischen Schiffsgesellschaft „Messageries maritimes“ gehörendes Boot. — 3) Lotse, Steuermann. — 4) Eine Weihenart. — 5) Eine kleine Art Aasgeier.

jüngeren. Die Fahrstraße hört am Ende auf, und eine steile Treppe führt zum Telegraphenhause, einem aus dunklem, lavaartigem Stein aufgeführtem Gebäude mit breiten Verandas, von denen aus man eine schöne Aussicht auf das Meer genießt. Ich fuhr nach kurzem Aufenthalte in der Kirche wieder zur Post. Man kommt dabei früher an der großen, mit hohem Dache versehenen englischen Kirche vorbei, in deren Nähe, gleichwie in der Thalmulde hinter der Anhöhe, auf welcher die katholische Kirche steht, ein paar Büsche wachsen, eine Seltenheit für Aden. Wenn man von der Post zum andern Ende der Ortschaft fährt, kommt man an einigen isolierten, mit vergitterten Verandas umgebenen Häusern und dann an stattlichen Bauten mit Hallen, in welchen sich die einzelnen Firmen der Handelshäuser befinden, vorüber zum Gasthause de l'Univers. Dasselbe liegt am Ende dieses Halbkreises, der den hier ganz seichten Hafen flankiert, und wo die großen Kohlenniederlagen gelegen sind. Ein hölzernes, schattiges Dach dient für die Wache auf dem Platze, gleichsam ein künstlicher Baum in der baumlosen Gegend. Weiter oben liegen noch andere Häuser, deren Weiß sich von der dunkeln Farbe der Hügel scharf abhebt. Der Wirt vom Hôtel de l'Univers ist ein Sizilianer, er besitzt einen jungen zahmen Panther und viele chinesische Kuriositäten. Wir fuhren sofort wieder zurück auf den Landungsplatz und fürchteten schon, zu spät anzukommen. Aber gerade als wir wegfahren und noch einen Blick auf die gravitätisch dahintrabenden Kamele, von welchen manche auch Karren ziehen, auf die Herden von Eseln und auf die im Schatten von Dachungen ruhig lagernden Araber mit den weit offenen Kutschen nach englischer Art und den lärmenden Lastwagen und die zudringlichen jüdischen Wechsler zurückwerfen wollen, landen noch einige unserer Passagiere, die aber selbstverständlich nur sehr kurze Zeit auf dem Lande verblieben. Beim Wegfahren, das wir nur mittelst ein paar Rupien Bakschisch[1]) über den bedungenen Preis bewerkstelligten, schlug sich ein Knabe mit dem Ruder an und weinte bitterlich; ein Schilling (1 Mark) brachte ihn wieder zum Lachen. Dann kamen wir aber aufs Trockene, und wieder war ein Bakschisch notwendig, damit die lachenden Knaben watend das Boot wieder flott machten. Endlich erreichten wir das Schiff. Möwen mit dunklem Mantel saßen auf der Boje[2]) und auf dem Leuchtschiff, während andere dasselbe in der Luft umkreisten und mit den Haddayas wetteiferten, von denen viele sich auf unser Takelwerk niederließen. Gerade fuhr der „Oakdale“, ein gleichfalls neben uns geankerter Dampfer mit weißrotem Kamin, gegen Indien zu. Zahllose Boote umschwärmten unser Schiff, welches

1) 1 Rupie = 1,92 Mark. Bakschisch = Trinkgeld.

2) Boje = ein schwimmendes, verankertes Merkzeichen zur Bezeichnung des Fahrwassers.



Aden.

das wenige Gepäck für Aden schon ausgeladen hatte, dafür aber 100 Tonnen Kohlen einschiffte. Die Knaben schrieen wetteifernd aus ihren Kanoes: „I have a dive, I have a dive, oho, oho, oho!“ [1]) und erhaschten mit unglaublicher Gewandtheit die ihnen ins Wasser geworfene Münze. Manchmal nahm sie ein stärkerer, bronzefarbiger Junge den armen Kleinen weg. Juden mit ihren Seitenlocken und mit buntgeränderten Kaftans [2]) boten Straußfedern, gewöhnlich ein Bündel von vier Stück zu 1 £ (20 Mark), für welche sie schon fertige Blechbüchsen hatten, um das Mitnehmen zu erleichtern, oder eine Art Boa von grauen Straußfedern zum Kaufe an. Dunkle arabische Jünglinge verkauften nette, bunte Körbchen, von denen je ein Paar ineinander paßte; ich kaufte ein Paar um einen Schilling. Andere wieder hatten Hörner von Oryx leucoryx [3]), von denen ich um eine Rupie ein Paar an mich brachte, andere ein Pantherfell zum Verkaufe. Und ein jeder bemühte sich in der kurzen Weile, die Ware anzubringen; sie klammerten sich an das Fallreep [4]), an die Lukendeckel, oder es war ein dunkler, schlanker Junge, der die Ware von unten auf der Kohlenpönize, wo sich diese lärmenden Händler herumtrieben, an Bord reichte. Sie hatten auch Muscheln, namentlich Cypraea tigrina und Madrepora tubipora, in Menge, die sie um einen Spottpreis verkauften. Inzwischen kamen Perser mit hohem Turban an Bord, um Geschäfte abzuschließen; wir hatten auch einige Deckpassagiere bekommen und in der ersten Kajüte eine Prinzessin aus Ceylon, eine alte Frau, die mit ihrem Gefolge, hohen Leuten mit schön geflochtener, cylindrischer Kappe, aus Mekka kam. Sobald die einzelnen Boote sich entfernt hatten, umschwärmten uns noch die zahlreichen Buben mit ihren Piroguen; einige erklommen die Kräne der Boote oder guckten von unserm Doppelzelt herab, mit ihren herzigen, lachenden Gesichtern, den intelligenten, funkelnden Augen, die weißblinkenden Zähne zeigend nach einem halben Schilling spähend, den man ins Wasser warf. Schon um 11½ Uhr war das Schiff in Bewegung, mit der mächtigen Schraube den Sand aufwirbelnd, und noch waren einzelne der Burschen auf Verdeck, bis sie alle ins Wasser sprangen und im Chor „oho, oho, oho“ sangen, eine Scene voll Wildheit, die mich aber in der Gewandtheit des Schwimmens und Tauchens an die Knaben Chioggias [5]) erinnerte. Wir zogen an dem malerischen Vorsprunge von Aden vorbei, grüßten die blinkende katholische Kirche, und an dem Leuchtturme mit vortretender, abgestumpfter Spitze, mit gegen das Meer geneigten Schichtungen, vorüber dampften wir in die blaue, ruhige Fläche hinaus.

1) „Laß mich tauchen!“ — 2) Schlafrockähnliches Kleidungsstück. — 3) Eine Antilopenart. — 4) Treppe zum Erklimmen eines Schiffes vom Wasser aus.
5) Hafenstadt südl. von Venedig.

18.

Die arabische Wüste.

W. Palgrave.

I. Die Nefud.

Wir hatten von Beduinen und anderen schon so viel von den Nefud (sandigen Wüstenstrichen) gehört, daß wir auf Schreckliches gefaßt waren; die Wirklichkeit aber, namentlich in diesen Hundstagen, ließ alles, was uns erzählt worden, und was wir uns vorgestellt hatten, weit hinter sich zurück.

Wir sollten jetzt ein ungeheures Meer von lockerem, rötlichem Sande durchschneiden, der zu ungeheuren, für das Auge unbegrenzten Bergreihen aufgehäuft ist, die einander parallel von Norden nach Süden laufen, ein wellenförmiger Hügel hinter dem andern, jeder im Durchschnitt 80—100 Meter hoch, mit schiefen Seiten und abgerundeten Gipfeln und in allen Richtungen von den unstäten Windstößen der Wüste durchfurcht. In den Tiefen zwischen diesen Hügeln erscheint sich der Reisende wie in einer tiefen Sandgrube eingekerkert und von allen Seiten von brennenden Mauern umschlossen, während er wieder, wenn er den Abhang erklimmt, scheinbar ein weites Feuermeer überblickt, das unter einem starken Monsun[1]) anschwillt und durch Windstöße, die von der Seite kommen, in kleine, rotglühende Wellen geteilt ist. Kein Schatten, keine Ruhe für das Auge oder die Glieder in den Strömen von Licht und Hitze, die sich von oben auf eine von unten blendend strahlende Fläche ergießen.

Dazu den ganzen langen Sommertag ein mühsames Waten durch lockeren, brennenden Sand, auf verschmachtenden, halb betäubten Tieren, mit wenigem, oft unterbrochenem Schlaf, bei Nacht und bei Tage keine Ruhe; denn nirgends ist Schatten — wenig zu essen und wenig zu trinken —, das lauwarme, trübe gefärbte Wasser in den Schläuchen nimmt schnell ab, mehr noch durch Verdunstung als durch Verbrauch; die über dem Scheitel stehende Sonne versengt Kleider, Gepäck, Satteldecken, so daß alles wie verbrannt riecht und vor Hitze kaum anzurühren ist. „Wäre dies ewig, so wäre hier die Hölle", sagte ich zu meinem Reisegefährten, der, auf seinem Kamele verschmachtend, keine Antwort gab. Auch die lärmende Munterkeit der Beduinen war bald zu Ende, die jetzt zerstreut, der eine vorn, der andere hinten, ihres Weges in tiefem Schweigen

1) Periodischer Wind, macht sich im nördl. Indischen Ocean während der Sommerhälfte als Südwest, während der Winterhälfte als Nordostwind geltend.

zogen, das nur hin und wieder durch das Geschrei eines Kamels unterbrochen wurde, das von seinem Reiter durch Schläge zu größerer Eile angetrieben wurde.

Am 20. Juli, bald nach Mittag, brachen wir von Be'er Schekik auf. Den ganzen noch übrigen Tag und beinahe die ganze Nacht hindurch reisten wir ohne Unterbrechung weiter; denn hier durften wir uns, mit Einschluß der Essenszeit, höchstens drei bis vier Stunden Ruhe gestatten; konnten wir die andere Seite der Nefud nicht erreichen, bevor unser Wasservorrat zu Ende ging, so waren wir sicher verloren. Ja, während der letzten 24 Stunden machten wir in diesen Pässen, wie die Araber sie nennen, eine einzige Stunde Halt. Der 21. Juli, ein Montag, wurde uns entsetzlich lang, — immer dieselbe Arbeit, immer dieselbe Scene ohne alle Abwechselung; der lockere Sand läßt fast gar keine Vegetation zu; selbst der Ghada, der, wie manche andere Euphorbien, weder Erde noch Feuchtigkeit zu bedürfen scheint, ist hier selten und verkümmert und gewährt weder Schatten, noch Futter für die Kamele. Zuweilen glaubt man etwas wie eine Spur zu entdecken, aber auf der sich ewig bewegenden Oberfläche ist längst schon jede Spur von denen verschwunden, die zuletzt hier gewandert sind.

Am zweiten Tage, gegen Sonnenuntergang, kamen uns zwei einzelstehende, pyramidenförmige Spitzen von schwarzem Granit zu Gesicht, die sich gerade vor uns aus den Sandwogen erhoben. Diese sind unter dem Namen „Alam-es-Sa'ad", d. h. Zeichen des Glücks, bekannt, weil sie anzeigen, daß etwa ein Drittel der Entfernung von Be'er Schekik bis Dschebel Schomer (Schammar) zurückgelegt ist. Wie Inseln, oder vielmehr wie die Felsen im Meere vor der Mündung des Tajo, oder die Malediven in der Mitte des Indischen Oceans, ragen sie aus dem Sandmeer empor. Sie müssen ihre Wurzeln in dem Felsengrunde haben, über den dieses Sandlager ausgegossen ist, wie das Wasser des Meeres über dessen Bett. Das untere Lager ist hier offenbar Granit, anderswo ist es Basalt, zuweilen auch Kalk. Die durchschnittliche Tiefe des Sandes schätze ich auf etwa 130 Meter, doch mag sie oft noch bedeutender sein, wenigstens habe ich Löcher gefunden, die, senkrecht gemessen, volle 190 Meter tief waren.

Die dunkle Masse der Alam-es-Sa'ad immer vor uns, zogen wir vorwärts, bis wir gegen Mitternacht, soviel ich nach den Sternen beurteilen konnte (unsere einzige Uhr, und unter diesem hellen Himmel wahrlich nicht die schlechteste), dicht unter den ungeheuren schwarzen Massen vorbeikamen. Umsonst hatte ich mir Hoffnung gemacht, daß wir dort eine kleine Rast halten würden, wenn auch nur für eine halbe Stunde. Ohne Aufenthalt ging es weiter, und erst als der Morgenstern dicht unter den Plejaden aufging, hieß es: Absteigen! Wir stürzten

mehr auf den Boden, als daß wir uns niederlegten, und noch ehe die Sonne aufging, waren wir schon wieder unterwegs.

Bald erreichten wir den Gipfel eines riesenhaften langen Sandberges. „Seht hier!“ sagte Gedej zu uns, indem er vorwärts deutete. In weiter Ferne erschien wie eine Wolke am äußersten Horizont eine blaue Bergspitze und seitwärts von dieser eine andere, etwas niedrigere. „Das sind die Berge von Gobbah und die nächste Grenze des Dschebel Schomer“, sagte unser Führer. Da ich aber sah, wie schlaff die Wasserschläuche schon auf unsern Kamelen hingen, so war mein erster Gedanke: „Wie sollen wir diese erreichen?“ und die ganze Bande schien ziemlich derselben Meinung zu sein; denn sie trieben ihre Kamele stärker vorwärts.

Mit nicht geringer Schwierigkeit glitten wir so zu sagen auf dem Sande von unserem hohen Standpunkte wieder abwärts und verloren auf einmal zu meinem größten Bedauern die Bergspitzen von Gobbah wieder aus den Augen, die wir erst wiedersehen sollten, als wir uns dicht an deren Fuße, am Rande der Nefud selbst befanden.

Aber je weiter wir vorwärts kamen, desto schrecklicher wurde die Wüste, und gegen Mittag brach unsere Bande in ein vollständiges „sauve qui peut“[1]) aus. Einige waren mit ihrem Vorrate, festem wie flüssigem, bereits zu Ende, und die übrigen waren nahe daran; alle stachelten daher ihre Tiere an, um das Land der Ruhe und Sicherheit zu erreichen. Gedej, mein Kamerad, und ich blieben natürlich beisammen. Da bemerkte ich einige Sperlinge, die unter einem Strauche seitwärts vom Wege zwitscherten. Es waren die ersten Vögel, die wir in dieser Wüste trafen; sie zeigten uns, daß wir der Kultur und dem Leben nun wieder näherkamen. Ich entsann mich der Erzählungen, die ich in meiner Jugend am gemütlichen Kamin gehört, wie weitfahrende Schiffer, Kolumbus und seine Genossen, wenn ich nicht irre, nachdem sie wochenlang auf dem furchtbaren Ocean gefahren, einen Vogel begrüßten, der von irgend einer noch unentdeckten Küste kam und sich auf dem Maste niederließ. Mein Kamerad jauchzte vor Freude laut auf.

Wir hatten jedoch noch einen langen Weg vor uns und quälten uns den ganzen Abend, mit kaum vier Stunden Rast, ehe wir ein höchst dürftiges Abendessen zu uns nehmen konnten, und dann ging es noch die ganze Nacht in dem wellenförmigen Labyrinthe auf und ab, als ob wir, in den Kreis eines Zauberers gebannt, immer reisten, ohne vorwärtszukommen. In den finstern Stunden, die unmittelbar dem Morgengrauen vorangehen, trafen wir auf eine Truppe von etwa sechzig mit Flinten und Lanzen bewaffneten Reitern, eine Abteilung einer militärischen

---

1) Rette sich, wer kann!

Expedition, die auf Befehl des Vizekönigs Telal gegen einige aufrührerische Beduinen in der Nähe von Tejmah auszog.

Der Morgen brach an, und noch immer ging es im Sande mühsam weiter. Als es hell wurde, sahen wir unsere Reisegefährten wie schwarze Flecken einzeln umhergestreut; der eine ritt weit voran auf einem noch kräftigen Dromedare, ein anderer, der eine Strecke zurückgeblieben war, stand neben seinem gestürzten Kamele und trieb diesem ein Messer zolltief in die Flanken, um es wieder zum Gehen zu bringen; ein dritter, der weit zurückgeblieben war, kam langsam nach. Jeder für sich und Gott für uns alle! — so beeilten wir unsere Schritte, ängstlich vor uns nach den Gebirgen von Gobbah blickend, die nicht mehr fern sein konnten. Endlich, gegen Mittag, erblickten wir sie auf einmal, ganz nahe zu unserer Rechten, wilde, phantastische Felsenspitzen, die am Rande des Sandmeeres aufstiegen. Eine Strecke ritten wir an ihnen hin, dann, bei einer Wendung, lag die ganze Ebene von Gobbah vor unsern Blicken.

Hier hatten wir eine Gruppe schwarzer, rotgestreifter Granitfelsen vor uns, die nach ungefährer Schätzung gegen 220 Meter hoch sein konnten; hinter diesen eine große, kahle Ebene, zum Teil weiß und mit Salz überdeckt, an andern Stellen grün, mit bebauten Stücken und Palmenhainen, zwischen denen wir in nicht allzu großer Ferne das Dorf Gobbah sehen konnten. Jenseits des Thales schimmerte eine andere Reihe von Sandbergen, die aber weniger wild und öde aussah, als die, welche wir hinter uns hatten, und in weiter Ferne lag die Hauptkette von Dschebel Schomer, eine lange, purpurrote Sierra[1]) mit höchst malerischen Umrissen.

Unsere Erschöpfung hatte den höchsten Grad erreicht. Mein Kamel konnte kaum mehr weiter, und ich selbst war zu sehr ermüdet, um es kräftig antreiben zu können; so brauchten wir beinahe eine Stunde, um über einen schmalen Streifen weißen, mit Salz gemischten Sandes zu gehen, der noch zwischen uns und dem Dorfe lag.

Außerhalb der Gartenmauern des Dorfes lag das Zelt unseres edlen Führers, wo dessen Weib und Familie ihren Herrn mit Sehnsucht erwarteten. Gedej lud uns ein — und nach der Sitte von Schomer konnte er allerdings nicht weniger thun — unter seinem Dache und mit seiner Bewirtung fürlieb zu nehmen, und wir konnten nichts Besseres thun, als seiner Einladung folgen. Wir ließen also unsere Kamele sich draußen wie tot hinstrecken und traten ein, um etwas Wasser mit saurer Milch zu genießen und in dem etwas zweideutigen Schatten zu ruhen, den eine einfache, ziemlich zerfetzte Decke von schwarzem Ziegenhaar gewährte.

1) Die wörtliche Bedeutung von Sierra ist „Säge" Im geographischen Sinne bezeichnet das Wort einen Gebirgsrücken oder ein Gebirge.

II. Der Samum.

Der Leser wird ohne Zweifel schon viel von dem Samum oder dem tödlichen Winde der Wüste gehört haben; bis jetzt aber hatte ich diesen noch nicht in seiner ganzen Stärke kennen gelernt, und seine modifizierte Gestalt, der Schiluk oder Sirocco der syrischen Wüste, obwohl unangenehm genug, kann kaum gefährlich genannt werden. Ich war daher beinahe geneigt, die Erzählungen von dieser merkwürdigen Naturerscheinung und den verderblichen Wirkungen dieses „giftigen Sturmes“ in dieselbe Kategorie zu setzen, wie die wandelnden Sandsäulen, von denen in manchen Werken die Rede ist. Über diese wandelnden Säulen und vom Sande erstickten Karawanen lachten die Beduinen, wenn ich sie darüber fragte, laut auf und erklärten, daß außer etwa einem Staubwinde, ähnlich denen, die jeder erlebt hat, der einmal einen Sommer in dieser Gegend zugebracht, in Arabien nichts von dergleichen fabelhaften Dingen vorkomme. Wenn ich sie über den Samum befragte, nahmen sie die Sache ungleich ernster, und mit welchem Rechte, sollte ich bald erfahren.

Es war gegen Mittag, — ein Mittag, wie er nur unter dem unbewölkten Himmel Arabiens in der ausgedörrten Wüste und im höchsten Sommer möglich ist, als plötzliche und glühende Windstöße von Süden her begannen, während die Luft jeden Augenblick schwüler wurde, bis mein Gefährte und ich uns gegenseitig fragten, was das zu bedeuten habe, und wo das hinaus wolle. Wir sahen uns nach unserem Führer Salim um, um diesen zu fragen; er hatte aber bereits sein Gesicht in seinen Mantel gehüllt und kauerte gebückt auf dem Halse seines Kamels, ohne ein Wort zu antworten. Seine Kameraden, die beiden Scherarat-Beduinen, hatten eine ähnliche Stellung angenommen und sprachen ebenfalls kein Wort. Endlich, nach wiederholten Fragen, deutete Salim, anstatt direkt auf unsere Fragen zu antworten, auf ein kleines, schwarzes Zelt, welches zum Glück nicht weit vor uns lag, und sagte: „Versucht das zu erreichen! Wenn wir noch bis dahin kommen, sind wir gerettet.“ Dann setzte er noch hinzu: „Nehmt euch in acht, daß die Kamele nicht stehenbleiben und sich niederlegen!“ Dann gab er seinem Tiere einige tüchtige Hiebe und verfiel wieder in dumpfes Schweigen.

Wir sahen ängstlich nach dem Zelte; es war noch etwa zweihundert Schritte entfernt. Die Windstöße wurden immer heißer und heftiger, und nur mit wiederholter Anstrengung konnten wir unsere Tiere noch vorwärts treiben. Der Horizont nahm jetzt schnell eine dunkelviolette Farbe an und schien sich an allen Seiten wie mit einem Vorhange zu bedecken, während uns zu gleicher Zeit ein erstickender Hauch wie aus einem ungeheuren Backofen entgegenströmte. Unsere Kamele fingen nun an, sich

im Kreise zu drehen und ihre Kniee zu beugen, und wollten sich niederlegen. Der Samum war da.

Wir waren natürlich dem Beispiele unserer Araber gefolgt und hatten unser Gesicht verhüllt, und nur mit Schlägen und Stößen zwangen wir die wankenden Tiere vorwärts, dem einzigen Asyle zu. Die Luft war so finster und die Hitze so glühend, daß es schien, als ob die Hölle aus den Tiefen der Erde heraufgestiegen wäre. Wir kamen gerade noch zur rechten Zeit bei dem Zelte an, und in dem Augenblicke, als der heftigste Stoß des konzentrierten Giftwindes kam, lagen wir bereits alle mit verhüllten Köpfen unter Dach auf den Boden hingestreckt, allerdings dem Ersticken nahe, aber doch in Sicherheit, während unsere Kamele draußen wie tot ihre langen Hälse auf dem Sande hinstreckten.

Bei unserer Ankunft war niemand in dem Zelte, als eine einzelne Beduinenfrau, deren Mann mit seinen Kamelen abwesend war. Als sie sah, wie fünf Männer so ohne Gruß plötzlich in ihre Wohnung stürzten, erhob sie ein gewaltiges Geschrei und schimpfte uns Räuber, Mörder und Gott weiß wie noch. Salim beeilte sich, sie zu beruhigen, indem er rief: „Freunde!“ und ohne weiteres warfen wir uns alle flach auf den Boden nieder.

Wir blieben so etwa zehn Minuten, während welcher wir eine ununterbrochene Hitze wie von einem langsam über uns hingezogenen rotglühenden Eisen fühlten. Dann fingen die Wände des Zeltes wieder an, bei den zurückkehrenden Windstößen zu klatschen, woran wir erkannten, daß das Schlimmste nun vorüber sei. Wir standen wieder auf, halb tot vor Erschöpfung, und nahmen die Hülle von unsern Gesichtern. Meine Gefährten sahen mehr Leichen, als lebenden Menschen, ähnlich, und wahrscheinlich ich ebenso. Ich konnte jedoch trotz der Warnung nicht unterlassen, hinauszutreten und nach den Kamelen zu sehen; sie lagen noch immer wie tot am Boden. Die Luft war noch finster; es währte aber nicht lange, so war sie wieder so hell, wie gewöhnlich. Solange der Samum anhielt, war die Atmosphäre vollkommen frei von Sand oder Staub, so daß ich mir die auffallende Dunkelheit durchaus nicht zu erklären weiß.

19.

Die Beduinen Palästinas.

R. Rampendahl.

Die Beduinen sind unter allen Mohammedanern am wenigsten von den übeln Vorschriften und Gesetzen ihres Propheten beeinflußt worden, haben aber dagegen die Lichtseiten der Gesetzgebung Mohammeds am besten bewahrt, und ihnen werden die schönsten Züge der Dankbarkeit, der Gastfreundschaft und der Offenheit nachgewiesen.

Übrigens habe ich in dem äußeren Religionsverhalten und in ihrer Glaubensweise wenig Abweichungen von denen der andern Moslemiten gefunden. Sie verrichten zu den verschiedenen Tageszeiten mit nach Mekka[1]) gerichtetem Antlitz ihr Gebet, wobei ihnen ihr dichter, aus Kamelhaar gewebter Mantel den vorgeschriebenen Teppich ersetzt, und feiern den Ramadan[2]) und das Beiramsfest nachts mit übermäßigem Essen und Trinken und tags mit Fasten. Abends, während des Festmonats, sowie das letzte Stück des leuchtenden Sonnenrandes verschwunden ist, schlürft der Beduine aus dem schon bereitstehenden Kruge einiges Wasser, spült den Mund aus und trinkt. Dann probiert er den unvermeidlichen Tschibuk (Tabakspfeife) und begiebt sich bald darauf zum Mahle, um nun, abwechselnd mit Essen und Schlafen, Kräfte zu sammeln für den andern Fastentag.

Allgemein verbreitet ist der Glaube, daß Seelen Hingeschiedener in Tieren, vorzugsweise Hunden, wohnen müßten. Sie füttern daher Hunde ab und zu, hauptsächlich kranke, und gewähren ihnen selbst oberflächliche Pflege, daher findet man auch immer den unschönen arabischen Hund in Beduinenlagern.

Vor allem, was an den Tod erinnert, haben sie große Scheu und meiden viele Plätze im Lande ganz, an welche sich Geschichten von überirdischen schlechten Wesen knüpfen. Stirbt einer von ihnen, so wird der Tote, der in ein weißes Tuch gehüllt worden, unter dem Absingen einiger Gebete und dem rhythmischen Hersagen einer und derselben Formel zu Grabe getragen. Oft ist das Grab keine zwanzig Schritte vom Sterbeplatze entfernt. In der Grube sind drei Steine so aufgerichtet, daß der Kopf des Verstorbenen unter denselben liegen kann und die hinabgeworfene Erde das Gesicht frei läßt. Das Grab wird mit großen Steinen gefüllt und die Erde festgestampft, um Hyänen und Schakale am Ausscharren der Leiche zu hindern.

---

1) Die religiöse Hauptstadt der Mohammedaner, in der arabischen Landschaft Hedschas.

2) Der 9. Monat des mohammedanischen Mondjahres, 29tägige Fasten. (Vergl. den Aufsatz S. 145.) Gleich danach wird der große Beiram und 70 Tage später der kleine Beiram gefeiert.

Hat ein Beduinensohn das Geld beisammen, so nimmt er nach dem Gesetze vier Frauen, nicht auf einmal, sondern im Zwischenraum verschiedener Jahre. Bei der Wahl einer Frau hört er nicht sowohl auf das Preisen der Schönheit derselben, sondern sieht mehr auf die Familie, auf den Stamm, aus welchem das Mädchen gebürtig ist. Töchter mächtiger Beduinenstämme werden viel teurer bezahlt, als solche von kleineren, und Mädchen großer Stämme sind so begehrt, daß sie, obgleich noch im Kindesalter stehend, doch schon verkauft und geheiratet werden. Solche Mädchen, die allen Ansprüchen eines Beduinen genügen, werden bis zu dem Preise von circa 1500 Francs bezahlt; geringe dagegen kosten nur 200 Francs. Daß man überhaupt bei mohammedanischen Völkern Frauen von zwölf, ja zehn Jahren findet, ist genugsam bekannt.

Wird einem Beduinen ein Kind geboren, so legt der Vater das nackte Neugeborene auf zwei bis drei Stunden in die heiße, strahlende Sonne, um, wie sie sagen, die Augen desselben zu stärken. Bei der Geburt eines Sohnes herrscht im Lager die größte Freude, da durch den Zuwachs eines männlichen Sprößlings das Ansehen der Familie erhöht wird. Das Erscheinen einer Tochter wird gleichgültiger genommen, weil das Mädchen bis zur Heiratsfähigkeit zu nichts nütze ist; dann allerdings vermag es, je nach dem Maße seiner Schönheit oder des Ansehens seiner Familie, dem Vater eine Anzahl Francs von dem Bewerber einzutragen.

Die meisten Frauen und Mädchen zeigen ihr Gesicht unverhüllt. Tragen dieselben einen Schleier, so betrachten sie denselben eher als Schmuck, als daß er ihr Gesicht verdecken soll. Der Schleier, von schwarz gefärbtem Stoff gefertigt, ist von oben bis unten reihenweise mit alten und neuen Münzen, Perlen, Ringen u. dgl. benäht. Bei vielen Stämmen herrscht der Brauch, Ohrringe zu tragen, die oft einen Durchmesser bis zu 12 cm haben. Da an den schon an und für sich schweren Ring noch allerlei Zierat angehängt wird, so sind die Ohrläppchen oft schon bei ganz jungen Beduinenfrauen verunstaltet und unnatürlich herabgezogen; ebenso zeigt das blau tättowierte Gesicht bei dem ohnehin fremdartigen Eindruck eine nicht angenehme Erscheinung.

Die Kleidung der Beduinenweiber ist ebenso einfach wie unschön. Ein blaugefärbtes Gewand verhüllt den Körper bis zu den Füßen und ist oberhalb der Hüften etwas zusammengezogen. Ein Stück Baumwollenzeug dient ihnen als Gürtel und giebt dem Raum oberhalb der Hüften die nötige Sicherheit, denselben als Aufbewahrungsort von allerlei Sachen benutzen zu können. Ein einfacher, weißer Überwurf, der bis zu den Knieen reicht, macht ihre Kopfbedeckung aus. Fußbekleidung kennen Frauen und Kinder im allgemeinen nicht.

Eine eigentümliche Gewohnheit der Weiber ist, daß sie von Jugend auf den Leib unnatürlich vorstrecken, dem Kopf jedoch die gewöhnliche

gerade Lage im Gehen und Stehen geben, so daß sie ein ganz fremdartiges Aussehen bekommen. Diese Haltung mag daher rühren, daß die Frauen dieser Nomaden jegliche Sache auf dem Kopfe tragen. Auch ihr Kind trägt die Mutter nicht, wie bei uns, in den Armen, sondern setzt es auf eine Schulter oder auf eine Hüfte, wo das Kleine sich von selbst bald vor dem Fallen in unbewachten Augenblicken zu hüten weiß.

Das Innere der Beduinenzelte zeigt zwei Abteilungen, wovon die eine ausschließlich dem Manne als Aufenthaltsort dient. In dem Gemache der Frauen, in welchem neben den Kindern auch oft Schafe und Federvieh ihre Wohnstätte haben, befinden sich auch alle Gerätschaften, um die Mahlzeiten zu bereiten, ebenso drei aufgerichtete Steine, welche die Stelle eines Herdes vertreten. Der Rauch sucht sich irgend eine Öffnung.

Ihre gewöhnliche Speise besteht in dünnen, tellergroßen, zähen Fladen in Olivenöl gebacken, Eiern und trockenen Datteln; auch wissen sie sehr scharf schmeckenden Käse von Ziegenmilch zu bereiten; als Getränk dienen Kaffee und Wasser.

Der Mann füllt seine Zeit aus mit Rauchen, Spielen, Reiten u. dgl. Er hält es unter seiner Würde zu arbeiten und lebt lieber dürftig, als daß er durch seiner Hände Werk seine Lage verbessern sollte. Ihren etwaigen Landbesitz verpachten sie daher und nehmen als Pachtsumme einen Anteil der Ernte, oder sie lassen den Ländereibesitz durch ihre Sklaven bebauen.

Die Beduinen gehorchen ihrem Scheich[1]) in allen Dingen; er ist absoluter Herrscher. Dieses Gefühl der Unterthänigkeit ist bei ihnen ein so natürliches geworden, daß niemals Auflehnungen gegen den Scheich des Lagers vorkommen. Der Scheich steht zu seinen Stammesunterthanen in rein patriarchalischem Verhältnisse. Die Würde bekommen Söhne aus Scheichsfamilien durch Wahl. Klugheit, pflichttreue Beobachtung aller Beduinengesetze und Tapferkeit sind unumgänglich notwendig. Er allein repräsentiert die Gerichtsbarkeit und fällt den Urteilsspruch. Die Strafen sind eigentümlich, aber strenge. Fängt man einen Dieb, so schneidet man demselben ein oder beide Ohren ab. Hat sich ein Übelthäter aber starker und wiederholter Vergehen schuldig gemacht, so erklärt man denselben für vogelfrei und schießt ihn nieder, wo man ihn findet. Über die That bewahren sie strenges Stillschweigen, um nicht die Blutrache auf den Stamm zu laden. Auch fremden Tieren, die ihre Frucht abweiden, schneiden sie ein Stück von den Ohren oder verstümmeln den Schwanz.

Ein Beduine wird stets mit seinem Leben für ein gegebenes Ver-

---

1) „Graubart", Ältester, Vorsteher.

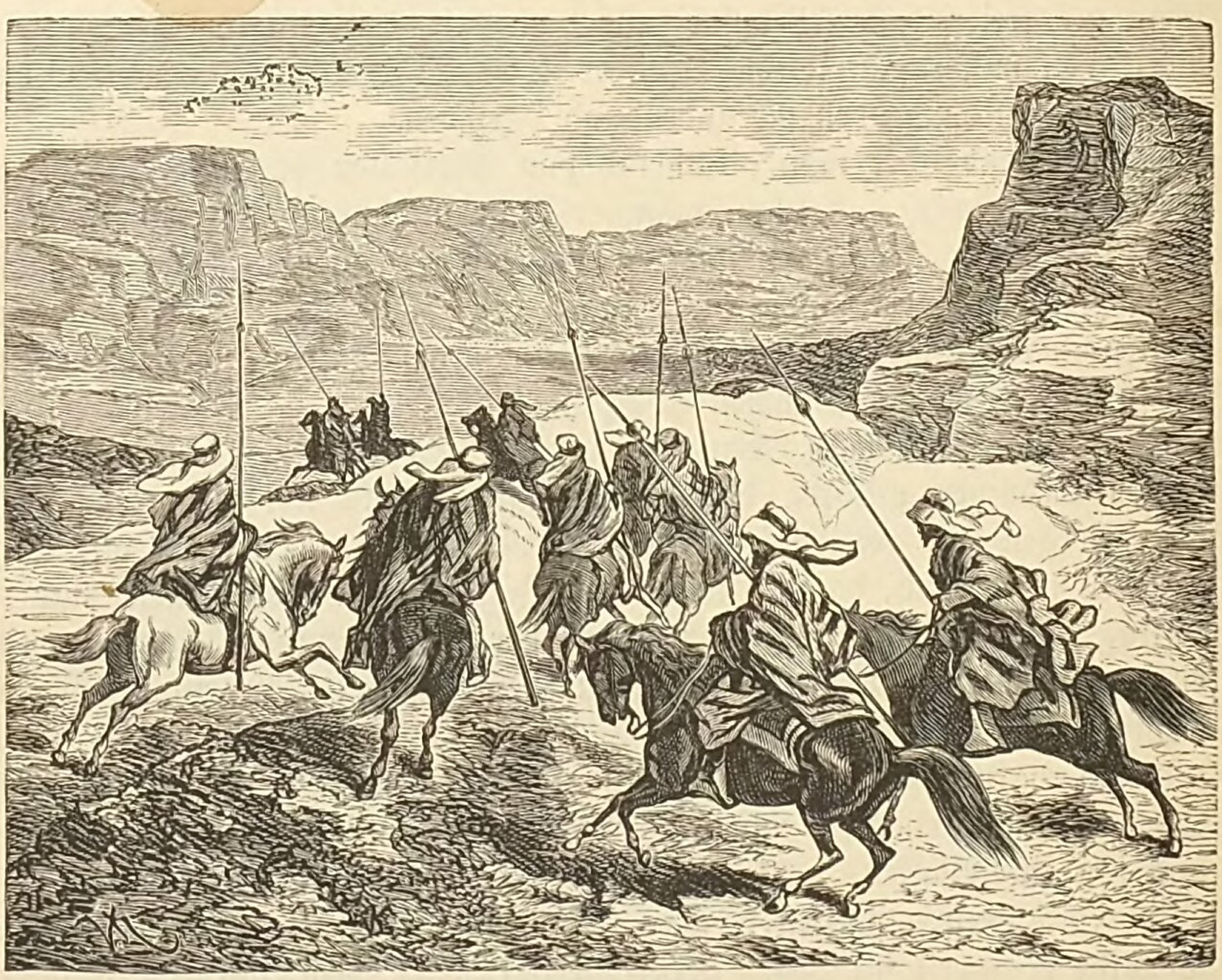
sprechen hatten. Vertraut sich ein Fremder dem Schutze eines Beduinenscheichs oder Beduinen an, so hat er unzweifelhaft ein sichereres Geleit, als wenn gedungene, noch so gut bewaffnete Begleiter ihn schützen sollten. Der Beduine sucht eine Ehre darin, dem Fremden den sichersten Schutz zu gewähren, und mit Genugthuung erfüllt es ihn, wenn man beim Danken einige Worte über seine Macht einfließen läßt. Der Fellah (Ackerbauer) dagegen weiß immer von einem Fremden zu gewinnen, auf welche Weise, ist ihm gleich; dadurch fühlt sich auch der Beduine erhaben über den Fellah und über den Städter, weil Gelderwerb in unnatürlichem oder widerrechtlichem Sinne seinem Charakter entgegen ist, und seine Eigenschaft als freier, echter Beduine duldet niemals, daß ein ihm geschenktes Vertrauen mißbraucht wird. Gleiches erwartet er aber auch von allen ihm entgegenkommenden Freunden und Fremden.

Allerdings hört man alljährlich von Überfällen durch Beduinen in der Jordangegend, und schon mancher Reisende und Landsmann konnte von Glück sagen, wenn ihm das Leben gelassen wurde; denn diese Araber nehmen einem Unbekannten nicht allein alles bis aufs Hemd, sondern auch noch dieses Kleidungsstück, und die Nackten müssen froh sein, wenn sie für unverschämte Summen in Jericho schlechte arabische Kleidung bekommen, damit sie nach Jerusalem zurückkehren können. Diese räuberischen Beduinen gehören dem Hadscheijastamm an und hausen in den öden Bergen am rechten Ufer des Toten Meeres. Sie sind fast angewiesen auf Raub, da ihr seit langen Jahren gewählter Distrikt nichts einträgt, der Stamm auch von alters her nie Besitzungen kannte, und doch weiß man von diesen Beduinen dieselben guten Eigenschaften zu erzählen, wie von ihren Brüdern.

So charakterfest der Beduine in allen Dingen ist, zeigt er doch zwei Schwächen unverhohlen, nämlich seine Liebhaberei für ein schönes Pferd und für gute Waffen. Lebt der Beduine auch in noch so großer Armut — Pferd und Waffen müssen bleiben, und ist er um deren Besitz gekommen, so borgt er zuerst für diese. Sein Pferd liebt er mehr, als seine Töchter und sich selbst, und Wahrheit ist es, daß ein Beduine beim Beginn einer Schlacht Allah (Gott) bittet, lieber ihn, als sein Roß sterben zu lassen. Ich habe weiße Stuten gesehen, die besonders beliebt bei ihnen sind, welche den Besitzern nicht um tausend Francs und mehr feil waren — und wirklich, ein herrliches Bild bietet dieses edelste aller Tiere in seiner Erscheinung, wenn es, den Kopf stolz und selbstbewußt gehoben, in leicht tänzelndem Gange, dem „Beduinentritt", seinen ebenso stolzen Reiter trägt, dessen Erscheinung durch den flatternden, weißen Burnus [1]) und die lange arabische Flinte auf dem Rücken malerisch gehoben wird.

1) Mantelartiger Überwurf, gewöhnlich von weißer Wolle.

So einfach, wie das Leben des Beduinen verstreicht, erfüllt ihn der Besitz und Bestand seiner Pferde mit der größten Freude, und mit Vergnügen hängt er seiner einzigen Arbeit, der Pflege seines Pferdes, nach, und in dem Systeme der Erziehung desselben haben diese Beduinen die größte Vollkommenheit erreicht. Von ihren Stuten stammt das edelste Blut und die besten Pferde der Welt. Tagsüber sind die Pferde, sofern sie nicht gebraucht werden, sich selbst überlassen und durchweiden ungefesselt die Gegend. Abends werden sie zum Lager getrieben, wo jeder Besitzer eines Pferdes demselben die eben gemolkene Kamelsmilch



Beduinen im Jordanthale.

zu saufen giebt und es dann in der Nähe seines Zeltes anpflöckt. Bedarf der Beduine seines Pferdes, so läßt er einen eigentümlichen Pfiff erschallen, auf welchen dasselbe sofort herbeigeeilt kommt und aus der ganzen Beduinenschar eines Lagers seinen Herrn ausfindig zu machen und sich zu ihm hinzudrängen weiß.

Im Reiten sind die Beduinen fast unübertrefflich. Staunenswert ist ihre Geschicklichkeit, mit welcher sie Pferde plötzlich wenden und im Galopp zum Stehen parieren. Ein eigentümliches Spiel treibt der Aberglaube bei ihren Pferdeangelegenheiten. Gewisse Gewohnheiten der

Pferde oder Abweichungen von der gewöhnlichen Beschaffenheit derselben flößen dem Eigentümer Angst und Mißtrauen ein. Scharrt z. B. ein Hengst gewohnheitsmäßig mit dem linken Vorderfuße, so findet dieses Tier unter keinen Umständen einen Käufer, da die Beduinen, wie auch alle andern Araber glauben, daß ein solches Pferd seinem Herrn ein Grab scharren werde. Ebenso deuten sie eine ungewöhnliche Lage der Stirnhaare auf ähnliche Weise, und beim Tauschen der Pferde sieht der Käufer nicht zuerst, wie bei uns, dem Tiere ins Maul, sondern untersucht die Stirn, ob sich in den Haaren auch vielleicht ein Mirakel finde.

Kaum eine Leidenschaft des Menschen kann sich jahrhundertelang so ausgeprägt erhalten, wie die Befriedigung der Rache bei den Orientalen und besonders bei den Beduinen. Die Blutrache ist bei ihnen nicht nur allgemein anerkannt und erlaubt, sondern alle Mitglieder des Stammes, nicht bloß die Verwandten des Beleidigten, sind verpflichtet, dem Erschlagenen Genugthuung zu verschaffen. Mit welcher Hartnäckigkeit sie dieses Gebot erfüllen, erhellt aus folgender Thatsache.

Ein Fellah geriet mit einem erst kurz verheirateten Beduinen in Streit. Der Beduine, welcher Jerusalem besuchen wollte, ritt durch ein Stück Feld, um einen Teil des Weges abzuschneiden. Der Fellah, welcher Eigentümer des Feldes war, wollte dies nicht zugeben, hielt das Pferd des Beduinen an und nötigte ihn zum Umkehren. Das Pferd, durch das Angreifen und vielleicht durch das laute Reden scheu gemacht, versuchte davonzugaloppieren und schleifte den Fellah eine Strecke mit sich, der nun erbost mit seinem langen Stocke einen so wuchtigen Hieb nach dem Kopfe des Beduinen führte, daß derselbe die Besinnung verlor und vom Pferde stürzte. Der Fellah ließ das Pferd laufen und begab sich zu dem Geschlagenen, nicht um demselben zu helfen, sondern um ihn beiseite zu schaffen, da er wohl wußte, daß der Stamm den Verwundeten in erbitterter Weise rächen würde. Er schnitt daher mit seinem krummen, stumpfen Messer so tief in den Hals seines Opfers, daß es verbluten mußte, und häufte über den vielleicht noch Lebenden so viele Steine, bis der Körper bedeckt war.

Nach wenigen Tagen schossen zwei der das Land immer durchstreifenden Sapties (Polizeisoldaten) auf einen Haufen Schakale, die sich bei der Mordstätte eingefunden hatten, und töteten eins der Tiere. Als sie hinzugeritten waren, gewahrten sie den Leichnam jenes Beduinen, von welchem die Schakale schon fast alle Steine weggescharrt hatten. Die That wurde bekannt, und die Verwandten des Gemordeten erkannten in der Leiche einen der ihrigen. Auch bei dieser Gelegenheit mußte das allmächtige Mittel, das Bakschisch (Trinkgeld), seine Rolle spielen, diesesmal aber zu Gunsten der beleidigten Partei, und die beiden würdigen Aufrechthalter der öffentlichen Ordnung und Sicherheit schlugen das be-

deutende Angebot der Fellah aus, nahmen dasjenige der Beduinen und zeigten die That dem Kadi (Richter) an. Auch ohne daß sich die Bewohner des naheliegenden Fellahdorfes, bei welchem die That geschehen war, durch Anbieten eines Bakschisch verdächtig gemacht hatten, wäre eine Beschuldigung doch gleich auf diese gefallen, da sie als rohe und streitsüchtige Gesellen bekannt waren, und demnach sandte die Justiz einen Sabed (Offizier über einige Soldaten) dorthin, um wo möglich den Mörder zu entdecken und einzubringen.

Als die Häscher im Dorfe angekommen waren, machten sie kurzen Prozeß und ergriffen einen Fellah, über welchen andere, vielleicht seine Feinde, eine bezeichnende Äußerung gemacht hatten, und führten den unschuldigen Unglücklichen, den sie an den Schweif eines Pferdes banden, nach Jerusalem. Denn da der wirkliche Mörder ein begüterter Mann und viele Mitbewohner des Dorfes ihm ergeben waren, wurde es ihm leicht, sich zu verbergen, und eine bedeutende Summe ließ den Mund des Offiziers verstummen, der ohnehin nicht recht wußte, an wen er sich zu halten hatte.

Der Angeklagte sollte den Mord mit dem Tode büßen, und das Todesurteil wurde rechtskräftig über ihn verhängt. Vergebens boten die Verwandten des unschuldig Verurteilten sowohl den Richtern, als auch dem Stamm, oder vielmehr der Frau des ermordeten Beduinen 500 Francs; allen anderen voraus wollte die Mutter des Erschlagenen Blut sehen, obwohl ihre Schwiegertochter gern das Geld für ihren eben geborenen Sohn genommen hätte, und nach Blut schrie der ganze Stamm.

Am Tage der Hinrichtung erwies sich der als Nachrichter bestimmte Soldat nicht mutig genug, und ein anderer mit raubtierartigem Gesicht übernahm freiwillig das grausige Amt seines Kameraden. Ohne weiteres wurde der Delinquent auf einen Stuhl gebunden, und nachdem der Scharfrichter durch den Genuß von zwei Gläsern Mastic (ein Branntwein) noch gleichgültiger geworden war, hieb er den Unglücklichen mit einem gewöhnlichen Soldatensäbel in den Hals und durchschlug vielleicht die Halswirbel — noch verschiedene Schläge und mehrmaliges Sägen waren nötig, um endlich den Kopf dieses Armen vom Rumpfe zu trennen. Und was that die Mutter des Erschlagenen, als das Blut des Gemarterten stärker zu fließen begann? — Sie füllte ein eigens hierzu gekauftes Glas mit dem warmen Blute, trank dieses und glaubte, nun vollständig die an ihrem Sohne begangene That gerächt zu haben.

20.

Das Tote Meer.

P. Baarts.

Unsere Reise brachte uns über er-Riha an das Ufer des Toten Meeres. Elende Hütten, vielfach nur aus Lehm gebaut, sind die Wohnungen des heutigen Jericho. Einzelne sehen zwar freundlicher aus, da mächtige Weinranken sie verschleiern und Lauben vor den Thüren bilden. Aufgehäuftes Dorngestrüpp dient als Verzäunung der Höfe; Grundstücke sind durch stachelige Hecken voneinander getrennt; Feigenkaktus und Granaten prangen mit ihren gelben und roten Blüten; in den Gärten stehen Zakkumbäume, aus deren Früchten falscher Balsam bereitet wird. Auf den Feldern wogt die Gerste in fast völliger Reife; daneben sind Weizenäcker, Tabakpflanzungen und Gemüsebeete; da und dort wird auch etwas Indigo[1]) und Baumwolle gebaut.

Auf Wegen und Stegen betteln uns halbnackte, schmutzige Kinder an, mit allerlei Grind und Ausschlag behaftet. Die Leute, die aus den Hütten heraustreten, die Fremden zu sehen, tragen den Stempel physischer und moralischer Verkommenheit. Wir können nicht vergessen, daß einst Sodoma und Gomorrha in diesem Thale standen.

Unser Ritt brachte uns bald aus der Oase hinaus. Ganz vegetationslos war auch der wüste Teil der Thalebene im Frühjahr durchaus nicht. Allerlei Büsche und Sträucher, zumal aber auch Oleander mit schönen rosenfarbenen Blüten, und mancherlei Kräuter mit bunten Blumen schmückten den grauen Boden. Dieser ist vielfach unterwühlt von einer Art Erdratte (Psammomys obesus); aus dem Gebüsch stehlen sich langbeinige Hasen hervor und flattern Rebhühner auf. Mancherlei kleineres Gefieder schwingt sich über uns hinweg, etwa hinauf auf die sonderbaren Hügel mit steilen, zerrissenen Abhängen, die aussehen, als wären sie stehen geblieben, während rings umher das Erdreich durch mächtige Wasserfluten weggerissen ward. Allmählich wird die Vegetation spärlicher — ein eigentümlicher weißer Niederschlag bedeckt den Boden. Wo ein Sonnenstrahl, das Gewölk durchbrechend, auf die Erde fällt, funkelt und blitzt es, und nicht nur vom Boden, sondern auch von den mageren Pflänzchen, die darauf stehen. Es sind Salzkrystalle, von der Ausdünstung des Toten Meeres hierher abgelagert. Zuletzt hört alle Vegetation absolut auf; wir kommen an ganzen Haufen dürren Holzes vorüber, dumpfer Wellenschlag tönt an unser Ohr — das Tote Meer liegt mit flachem Strande

1) Die Indigopflanze, welche den bekannten blauen Farbstoff liefert, ist ein zu den Schmetterlingsblütlern gehörender Halbstrauch.

offen vor uns. Graugrün wogt die Salzflut uns entgegen; in der Ferne liegt dichter Nebel darüber. Gespenstisch zeichnen sich in ihm die hohen, wild zerklüfteten Vorgebirge ab, welche das Land von beiden Seiten in das Meer hineinstreckt, eines hinter dem andern wie Coulissen eines Höllentheaters. Schauerlich kahl ragen die Berge rechts vorne in unserer Nähe empor — es ist der Grenzwall der Judäischen Wüste. Unheimlich weht uns der warme Wind an, der von Südosten über den See daherstreicht. Keine Spur eines lebenden Wesens ist in der Flut zu sehen; augenblicklich zeigt sich auch kein Vogel in der Nähe. Einige Fliegen, die um unsere Pferde herumschwirren, und ein elender Hund, der uns von Jericho nachgelaufen ist, machen das Fehlen anderer lebenden Wesen nur um so auffälliger und befremdender. Es ist wirklich ein „Totes Meer", das vor uns liegt — eine Stätte ungeheurer und grauenvoller Erinnerungen und auch unheimlicher und schauerlicher Eindrücke.

Doch treten einem hier oft auch jene Erinnerungen zurück, wenn die Eindrücke, die man gerade empfängt, freundlicher Art sind. Wenn vom tiefblauen Himmel die Sonne in vollem Glanze herabstrahlt, der Nebel nur wie ein zarter Schleier über dem See liegt, die Flut das Blau des Himmels widerspiegelt und auf so lieblichem Grund die Felsen des Ufers abzeichnet, eine Schar von Vögeln aus einem verborgenen Thale hervorkommt und mit zierlichem Schwunge sich auf das Wasser herabläßt und darin badet — da lockt es mit Macht gleichfalls hinein zum erquickenden Bade. Sah es an jenem Tage auch weniger einladend aus, so konnten wir doch nicht umhin, dies sonderbare Meer auch am eigenen Leibe durch ein Bad zu erproben. Wir entledigten uns der Kleider und schritten ins Wasser hinein. Der Untergrund war mit kleinen, flachen Steinen bedeckt, also ganz angenehm. Sehr allmählich senkte er sich; endlich ging einem das Wasser bis an die Hüften. Stehen konnte man nicht mehr gut, man fühlte sich wie gehoben; man mußte schwimmen, ob man es schon konnte oder nicht. Wie ein Stück Holz konnte man still auf dem Wasser liegen, ohne zu sinken. Von unangenehmer Wirkung des Wassers auf die Haut habe ich beim Baden nichts gespürt. Erst nachher, als wir die Kleider wieder angelegt hatten, meinten wir das Gefühl zu haben, als bliebe uns etwas auf der Haut zurück, und zwischen den Fingern kam es uns wie kleberig vor. Bekanntlich enthält das Wasser dieses Sees über 25 Prozent feste Bestandteile: Chlornatrium, Chlormagnesium, Chlorcalcium u. a. m. Eigentümlich massiv ist darum der Wellenschlag; wir fühlten es beim Baden, und der Amerikaner Lynch, der 1848 in einem eisernen Boot das Tote Meer befuhr, beschrieb die Wirkung der Wellenschläge auf sein Fahrzeug als dumpfen Hammerschlägen zu vergleichen. Es war ein lustiges Baden. Daß aber das althergebrachte Grauen vor dieser Stätte nicht so ganz unberechtigt

ist, zeigt der baldige Tod manches Reisenden, der sich längere Zeit daselbst aufhielt.

Das Becken des Toten Meeres, dessen Oberfläche 395 Meter unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegt, hat eine Totallänge von 75 Kilometer bei einer durchschnittlichen Breite von 12 Kilometer. Es besteht aus zwei Abteilungen, deren größere, nördliche eine Tiefe bis zu 400 Meter hat, während die Tiefe der kleineren, südlichen stellenweise nur 1 Meter, nirgends aber mehr als 4 Meter beträgt.

Wunderbar sind die Kontraste, welche die Natur in der Umgebung dieses Sees, zumal am Ostrande aufweist. Hart am Rande desselben ragen die kahlen Felsen steil empor — alles tot und öde. Dann plötzlich öffnet sich zwischen den Felsen eine Thalspalte oder gar ein breiteres Thal — und über grünen Wiesen, die im Flor der Kamillen, Disteln und mancherlei Kleearten prangen, steigen Palmenhaine empor, samt kleinen Wäldern von Weidepappeln, Sejal-Akazien, Tamarisken, Mandel- und Feigenbäumen, sowie riesigen Oleandern mit großen Büscheln von Blüten und Früchten. An den Thalseiten zieht sich dichtes Gebüsch von Besenginster, Crataegus (Weißdorn), echtem und falschem Sodomsapfel (Calotropis procera und Solanum sanctum) hinauf; zwischen wilder Gerste leuchten Asphodelussterne[1]). Unten am Ufer des Baches bilden Schilfrohr und Binsen ein undurchdringliches Dickicht. Auf den Felsen sieht man Gazellen und Steinböcke ihre Sprünge machen; aus den Spalten steckt der Klippschliefer[2]) seine spitze Schnauze hervor; häßliche Spuren verraten die Anwesenheit wilder Schweine. Rebhühner, Enten und Tauben locken den Jäger in diese romantische Wildnis hinein. Verscheucht vom Knall der Flinte fliegen Krähen und schwarze Reiher auf, hinter ihnen her Wachteln und Lerchen. Ganze Scharen von Störchen sieht man einherstolzieren; die Frösche im untern Lauf der Bäche sind ihre Beute. Allerlei kleines Gefieder schnappt nach den Schmetterlingen und zahllosen Mücken, die hier im Sonnenschein schwärmen.

In der Südhälfte des Beckens streckt sich die Halbinsel Lisan von der Ostküste bis fast zur Westküste ins Meer hinein. Gegen 70 Meter ragt ihr Boden über den Seespiegel empor. Kaum irgend ein Pflänzchen bedeckt die weite Fläche, nur die salzliebende Tamariske verschmäht den dürren Boden nicht ganz. Aber da, wo die Landzunge am Festlande hängt, prangt die Ebene, von zahlreichen Wasserrinnen durchzogen, im üppigsten Pflanzenschmucke.

Ähnlich dieser Oase von el-Mezraa, nur fast noch blühender und lebensvoller, ist die ganz am Südende des Sees gelegene von es-Safije,

1) Asphodelus, ein unserem Lauch verwandtes Zwiebelgewächs.

2) Klippdachs, die Ordnung „Platthufer" ausmachendes Säugetier.

von wo die Kamele mit Pottasche und Salz nach Jerusalem geschickt werden. Gleich im Westen stößt an dies lachende Stück Land die kahle Salzebene es-Sebcha, eine weite, rotgelbe Fläche, welcher der Stempel völliger Erstorbenheit aufgeprägt ist; dahinter steigt der seltsame Dschebel Usdum empor, ein meilenlanger Damm von zackigem Kalk und teils schmutzigem, teils krystallhellem Steinsalz, von Scharen kleiner, schwarzer Vögel umschwärmt.

In den Thalschluchten rauschen Quellen klarsten, eiskalten Wassers in Kaskaden zwischen den Felsen hervor, und in nächster Nähe — dampfen heiße Schwefelquellen und bilden asphalthaltige Quellen schwarze Ränder an ihren Rinnsalen.

Am berühmtesten sind die heißen Quellen von Kallirrhoe im Thalkessel des Zerka Ma'in zwischen jähen Abhängen. Ihre Temperatur beträgt 52—56 ° C. Aufgelöster Kalk, den das Wasser führt, schlägt sich in leichten Tuffbildungen nieder und bildet weiter unten eine Halde von 40 Schritt im Durchmesser. Stellenweise steigt in der Nähe der Quellen aus tiefen Löchern ein starker, heißer, salzhaltiger Luftstrom empor. Durch ein Paradies reichster und mannigfaltigster Vegetation fließen die Gewässer der Quellen, sich allmählich abkühlend und reinigend, dem Meere zu. Alte Römerstraßen, auf denen einst gleich vielen andern Leidenden Herodes herabgereist kam, um Heilung in den heißen Bädern dieses Thales zu suchen, führen zu dem Hochlande von Moab hinauf. Dort stehen die Ruinen der alten Festung Machärus (Mkaur), in der einst der Täufer Johannes seinen Freimut in Ketten und mit dem Tode büßte. Zahlreiche Beduinenstämme, welche hier ein halb seßhaftes, dem Ackerbau und der Viehzucht gewidmetes Leben führen, machen diese Gegend für den Reisenden unsicher. Als interessante Einzelheiten verdienen Erwähnung die zahlreichen Fossilien (Versteinerungen) im weichen Kalkstein des Wadi Modschib und die kleinen Hochebenen, hart am Ufer des Meeres, welche vielfach mit Jerichorosen (Anastatica hierochontica) [1]), zuweilen besonders großen, dicht bedeckt sind.

Mit den herrlichen Wadis (Thälern) des Ostufers läßt sich auf der Westseite, wo die Wüste vorherrscht, nur etwa das Thal von Engedi (Ain Dschidi) vergleichen. Kurz vor seiner Einmündung in das Seebecken erweitert sich die Thalsohle und bildet ein 120 Meter über dem Spiegel des Toten Meeres gelegenes kleines Plateau, das im Norden und Westen von mächtigen Felswänden umgeben ist. Über diese führt ein schwindelnder Pfad von Betlehem zu der Quelle Engedi hinunter. Das Wasser dieser Quelle ist lauwarm (34 ° C.) und enthält viel Kalk, der

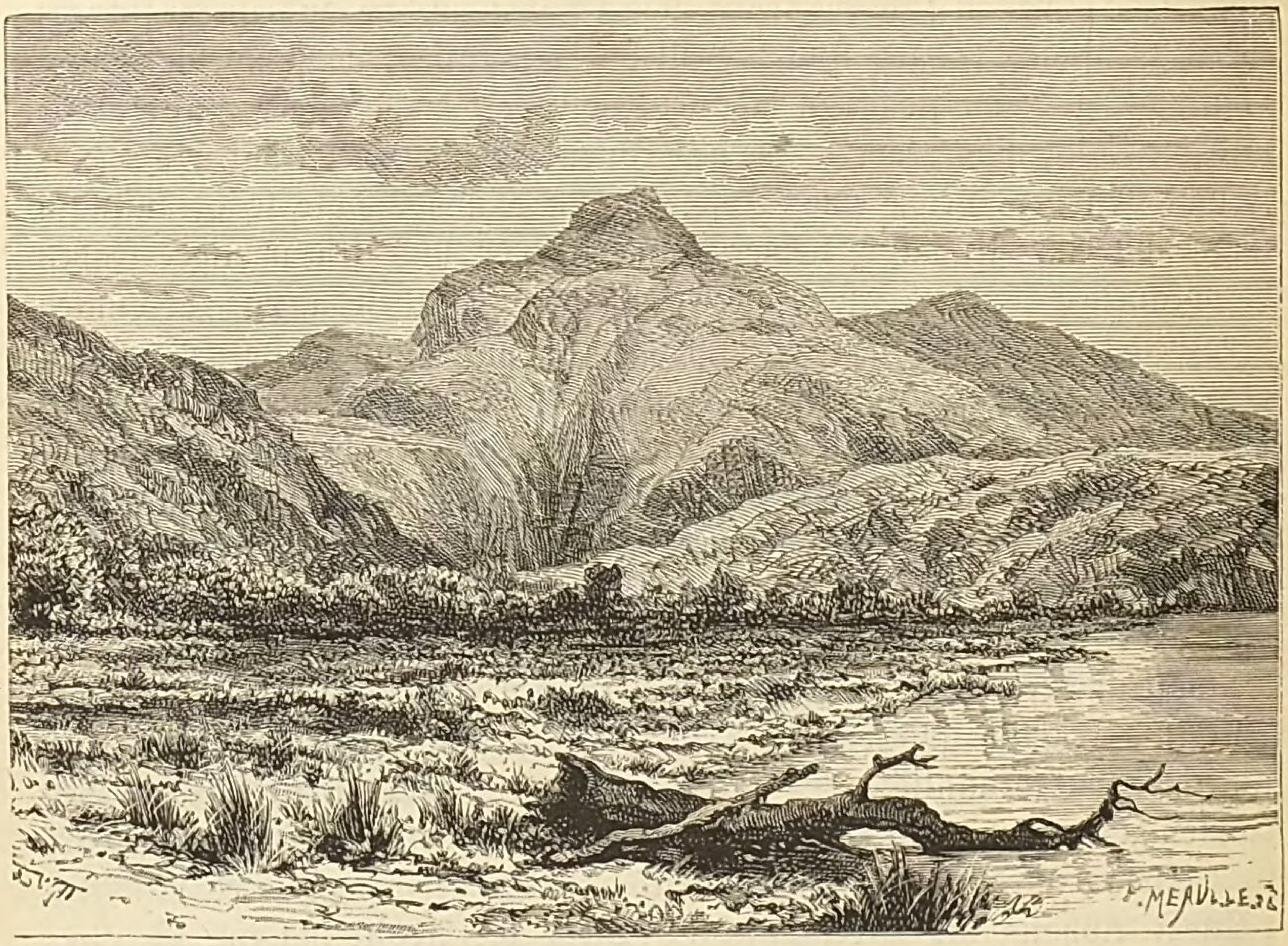
1) Ein Kreuzblütler. Der stark verzweigte Stengel schrumpft nach der Fruchtreife nestartig zusammen, entfaltet sich aber wieder bei jeder Anfeuchtung.

ihm einen süßlichen Geschmack verleiht. Die Ränder des Rinnsals sind durch mancherlei Mollusken (Weichtiere) wie mit einem schwarzen Überzug bedeckt. Unter den Steinen im Bette des Baches schlüpfen Süßwasserkrabben (krebsartige Tiere) hin und her. Der weitere Lauf der Quelle ist mit dichtem Gebüsch, das den Charakter der arabischen Flora trägt, auf beiden Seiten eingefaßt, während mächtiges Schilfrohr im Wasser selbst emporschießt. Unter den Sträuchern sind am interessantesten die mächtigen Zizyphus spina Christi-Büsche, zwischen deren stacheligen Zweigen zahllose kleine Vögel nisten, welche aus ihrem sicheren Versteck lustiges Gezirp und Getriller hören lassen, während die Raubvögel, die gern an sie heran möchten, voll Verdruß darüber hinstreichen; und die Calotropis procera, die den echten Sodomsapfel trägt, eine gelbe Frucht von der Größe eines Apfels, deren dünne Schale leicht aufplatzt und dann eine Unmasse kleiner Samenkörner und seidenartiger Fäden hervorquellen läßt. Diese Fasern sollen von den Beduinen zu Lunten verarbeitet, auch von den Beduinenfrauen mit Baumwolle zusammengesponnen werden. Der unechte Sodomsapfel (Solanum sanctum) ist viel kleiner als die Frucht der Calotropis, enthält aber gleichfalls eine Menge kleiner Samenkörner, die oft, sei es infolge eines Insektenstiches, sei es durch Wirkung eines wuchernden Pilzes, in schwarzen Staub verwandelt werden. Der Kontrast zwischen der schönen, roten Schale und dem widerlichen Inhalt ist dann in der That seltsam. Die Blätter des Hennastrauches, Lawsonia alba, liefern den Orientalen das schon im Altertum reichlich angewandte Mittel, Hände und Füße des zarten Geschlechtes mit bräunlichen Streifen zu bemalen, was zumal für das Beiramfest zum ordnungsmäßigen Ausputz aller Frauen und Mädchen gehört.

Etwas nördlich von Engedi tritt das Vorgebirge Merseb mit senkrechtem Abhang ins Meer hinein. (Siehe die Abbildung auf S. 432). Die Passage über diese Felsen ist mit unsäglichen Schwierigkeiten verknüpft; Reiter müssen absteigen und in triefendem Schweiß zu Fuß hinauf- und hinabklettern; die Lasttiere müssen abgeladen und das Gepäck von den Leuten stückweise von Ort zu Ort geschleppt werden.

Wir unserseits ritten, nachdem wir unser Bad im Meer genommen, bald wieder nordwärts nach dem Jordan hin. Seine doppelte Mündung, vor welcher gewöhnlich eine Menge toter Fische, die den Übergang in den Salzsee nicht verwinden konnten, auf der Oberfläche des Meeres schwimmen sollen, ließen wir unbesucht. Auf dem glatten Wege, der durch die Ebene hinführt, ritt es sich munter voran. Einer von uns trug großes Verlangen, den schönen Grauen unsers Beduinen zu probieren. Der Reiter ließ sich herbei, das Pferd unserm Freunde für den Ritt zum Flusse zu überlassen. Der saß kaum im Sattel, als ein wildes Jagen begann; wir meinten, es sei Übermut des Reiters, doch es stand schlimmer.

Auf dem arabischen Bocksattel und mit den kurzen, tellerartigen Steigbügeln hat man andere Künste nötig, seines Pferdes Herr zu werden, als bei europäischem Reitzeuge. Erst als der tolle Gaul sich müde gestürmt, hörte er auf zu rennen, und es war für den Reiter eine angenehme Überraschung, sich noch im Sattel zu finden und das Tier weiter lenken zu können. Da er aber gleich nach dem heißen Jagen in die eiskalten Fluten des Jordans baden ging, nahm er zum Andenken an diesen Ritt ein häßliches Fieber aus dem Gelobten Lande mit nach Hause.



Der das Kap Mersed bildende Dschebel Schukif.

Auch wir spülten uns im Schatten der Tamarisken und Pappeln des Jordanufers in dem reißenden Strom die Reste des Überzuges, den das Bad im Toten Meere auf unserer Haut zurückgelassen, durch ein zweites Bad ab. An der Stelle, wo wir badeten, war die Strömung so stark, daß man, wo das Wasser bis an die Kniee ging, nur knapp noch stehen konnte; die rollenden Kiesel des Untergrundes gewährten keinen festen Halt. Um unterzutauchen, krallten wir uns mit Zehen und Fingern in die Steine hinein und wurden doch fast weggerissen. Ungefähr ebendort hat einige Jahre später der unglückliche Dr. Mook bei einem Versuche, ein Floß, das zu zerreißen drohte, schwimmend fester zusammenzubinden, sein Leben verloren.

Ein buntes Leben bringt der Frühling in dieses Thal. Da kommen

die Scharen christlicher, zumal griechischer Pilger hierher, im heiligen Flusse zu baden. Geweiht ist er ja wahrlich durch die Erinnerung an Johannes den Täufer und an den Erlöser, der sich hier von ihm taufen ließ, und so sehr die eigentümliche Natur rings umher und die ungewöhnliche romantische Art des Reisens in diesen Gegenden zerstreut, so sammelt man gern immer wieder seine Gedanken um das Andenken dessen, der dies ganze Land aller Welt wert gemacht hat. Den Griechen ist das Bad im Jordan ein Akt religiöser Bedeutung, ohne dessen Vollzug eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande ihres rechten Abschlusses entbehren würde. Verschwunden sind die Marmorquais, die im sechsten Jahrhundert die Badestätte der christlichen Wallfahrer auszeichneten; nicht mehr ragt das große Kreuz mitten im Strome auf. Aber auch jetzt segnen die Priester das Wasser ein, ziehen die Pilger in weißen Gewändern, die sie dann als zukünftige Sterbekleider aufheben, scharenweise in den Fluß hinein und lassen sich von den Popen (griechischen Geistlichen) dreimal untertauchen. Mit den griechischen Christen gemeinsam machen diese Wallfahrt zum Jordan katholische Armenier aus Kleinasien, Kopten aus dem Nillande, auch Maroniten vom Libanon und andere Mitglieder der römischen Kirche aus allen Weltgegenden. Viele füllen sich Krüge mit dem Wasser des Flusses, um es in ihre ferne Heimat mitzunehmen. In langem Zuge geht's dann unter frommen Gesängen wieder nach Jerusalem zurück. Zur Seite der Pilgerschar führen die zu ihrem Schutze mitgesandten Beduinen allerlei Reiterstücke und Kampfspiele auf, froh des großen Gewinnes, den ihnen diese Wallfahrt einbringt. In früheren Zeiten spielten ihre Vorfahren den Pilgern oft übel mit; mehr wie Gefangene denn wie Schützlinge trieben sie die Schar zum Jordan hin und wieder zurück und erpreßten mit List und Gewalt immer neue Zugaben zu dem hohen Tribut, der ihnen schon bezahlt worden war.

Der Rückweg zu unserem Lager führte uns geradeaus westlich. Silberne Strahlen sandte der Vollmond, der hoch über dem Toten Meere stand, auf die grüne Oase von Jericho herab, als wir durch sie hindurch unsern Zelten zueilten. Hinter uns kläfften die Hunde des elenden Dorfes. Von der Elisaquelle aber leuchtete uns ein freundliches Feuer entgegen, und bald saßen wir guter Dinge im traulichen Zelte beim Mahle.

21.

Smyrna.

A. Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld.

Unter den levantinischen Küstenstädten hat Smyrna, einst die „Perle Joniens", noch lange nicht die Würdigung gefunden, die das „östliche Neapel" zweifellos verdient. Und dennoch hat diese Stadt ihre land-

schaftlichen Reize, die im ungetrübten Vollgenusse wesentlich dadurch gehoben werden, daß mit denselben historische Erinnerungen verwoben sind, die in die dunkelste Vorzeit hineinreichen. Soll doch das liebliche Thälchen, das der Meles von Norden nach Süden durchfließt, der Ort sein, wo der halb mythische Homer unter den Sterblichen wandelte.

Der Anblick Smyrnas kann von keiner Seite besser genossen werden, als von der Höhe oder den üppigen Hängen des Berges Pagos, der sich im Süden der Stadt wie eine Coulisse vorlegt. Auch sein Gipfel trägt die Spuren uralter Ansiedelung, cyklopenartige Fundamente und altes Gemäuer, das in seinem heutigen baufälligen Zustande eine Moscheeruine umschließt. Wer daher Smyrnas magischen Total-Anblick ungeschmälert genießen und sich den unleugbaren Zauber einer orientalischen Landschaft nicht durch die schmutzigen, abstoßenden Details des täglichen Lebens und Webens schmälern lassen will, der trachte beizeiten, dem dunstigen Gassengewirre zu entrinnen, um jene Bergeshöhe zu gewinnen. Der erste Anblick wird genügen, um sofort in uns das Bewußtsein zu erhärten, daß, Konstantinopel ausgenommen, keine Küstenstadt der Levante sich rühmen kann, auch nur annähernd ein so prächtiges Bild zu präsentieren, wie die heutige Metropole Kleinasiens. Weit nach Süden hin zieht sich die Thalspalte des Meles, hin und wieder besäumt von schwärzlichen Cypressen und Olivengebüsch. Man könnte die stille Landschaft mit ihren unvergleichlichen Tinten und spärlichen Wohnstätten ein Asyl nennen, so wunderbar frisch mutet sie an; aber neben dem Silberbande des Flüßchens erblicken wir die schwarze Spur eines — modernen Schienenweges, und das Poltern der Lokomotive rüttelt uns. auch hier unbarmherzig aus unsern klassischen Träumereien auf; ihr schriller Pfiff verscheucht uns den Schatten Homers, und wir sehen wieder den silbernen Meles, die Cypressen und Olivenkronen, das schmucke Dörfchen Budscha und rechter Hand, also gegen Westen hin, die eigentümlich geformten Doppelkuppen des Berges „due fratelli“.

Wesentlich anderer Natur ist das Bild im Norden und Westen. Man braucht sich so zu sagen nur um seine Achse zu drehen, um eine totale Veränderung des Gesichtskreises herbeizuführen. Es ist der breite Golf, der sich zu unsern Füßen dehnt, nicht so großartig wie jener Neapels, zumal wegen seines allenthalben öden Nordufers, aber immerhin mit ihm vergleichbar, zumal nach der Nordostseite hin, wo der höchste Berg in der Umgegend Smyrnas, der Sipylos mit seinen Dörfern und Villen, Waldparzellen und üppigen Gärten eine äußerst belebte Gestadezone im Hintergrunde abschließt. Wie also gegen Osten der tiefblaue Golf mit seiner geradezu beständig vor Anker liegenden Handels- und Kriegsflotte aller abendländischen Seemächte wohlthuend die abwechselungsreichen landschaftlichen Linien unterbricht, so anziehend erscheint für das nimmer-

satte Auge das niedere Gestade jenseits des Hafens. Es sind die Ruinen eines Klosters, die zuerst auffallen, dann einzelne Bauten für den Schiffsverkehr, dahinter, in großem Bogen um den Sipylos vorbeiziehend, ein zweiter Schienenweg, jener von Smyrna nach Manissa (Magnetia) und Sart (Sardes), und an den Bergabhängen, gleich leuchtenden Blüten in einen bunten Teppich gewoben, die Villen und Landhäuschen, einzelne Ortschaften und Ruinen zwischen Gärten, in denen alle subtropischen Pflanzen ihre Vertreter haben. Besonders reizend liegt die Partie hinter Burnabat, dann das kleine Delta=Gebiet des Meles zwischen Kalkar=Bunar und der bekannten, von Malern vielfach dargestellten „Karawanen=Brücke". Wir dürfen aber über diese nebensächlichen Detailbilder der weiten Umgebung nicht auf die Hauptsache, nämlich auf die Stadt selbst, einzugehen vergessen. Sie liegt unmittelbar zu unsern Füßen, ja die Häuser des Türkenviertels scheinen zu uns heraufklettern zu wollen, so sehr ballen sie sich zu engen, dunstigen und beispiellos schmutzigen Quartieren in der nächsten Nähe unseres Standpunktes zusammen. Schon ein Blick von hier oben vermag uns über die großen Bevölkerungsgruppen der Stadt und ihre Stadtviertel eine ziemlich genaue Orientierung zu verschaffen.

Das bunte Chaos von baufälligen Holzhäusern mit den weitausladenden Altanen in unserer Nachbarschaft, die gegen den Meles zu liegenden Friedhöfe mit den dunkeln Cypressen und die stille Geschäftslosigkeit in allen zu überblickenden Gassen, das kann nur das Türkenquartier sein. Und so ist es. Über die zahlreichen Moscheeen=Minarets (schlanke Türme) hinweg trifft unser Blick den nächsten größern, schärfer hervortretenden Stadtkomplex, in welchem schon mehr Leben pulsiert, Frauen nicht mehr scheu und ängstlich hinter mit Holzgeflecht versponnenen Fenstern in die stille Landschaft hinausbrüten und Kinder weniger aufsichtslos in den Straßen und Höfen umherlungern. Es sind die Quartiere der Griechen, Armenier und Juden. Die eigentliche Pulsader Smyrnas ist das „Frankenquartier". Eine einzige, scheinbar endlose Gasse durchschneidet es der Länge nach. Mit ihr parallel zieht der Quai [1]), zum Teil wohlgepflastert, anderenteils entweder bloßer Schuttweg oder martervolle Pflasterstraße von kopfgroßen Klaubsteinen und dazwischen ebenso großen Löchern. An und auf diesem Quai nun entfaltet sich das eigentliche Leben Smyrnas, das Leben nach unsern modernen Kulturbegriffen nämlich, das wir nach der Menge fashionabler [2]) Genüsse oder wenigstens nach dem Vorhandensein ihrer Repräsentanten taxieren. Das typische Wesen der eingeborenen Bevölkerung und die Kundgebungen ihrer originellen Lebensbeziehungen vermag man auch in Smyrna, wie

1) Vergl. Note 3, S. 438. — 2. Der feineren Sitte entsprechend, modisch.

in allen orientalischen Städten, nur in den Wohnungen und Quartieren ersprießlich zu belauschen. Da nur die Griechen sich mit dem Handel beschäftigen, ist das türkische Volk durchweg arm und sollen Fälle nicht selten sein, daß Leute auf offener Straße vor Hunger sterben.

Wir wenden uns vorerst nach der neuen Quai-Straße. Auf der Wasserseite selbst stehen die Häuser noch stellenweise dicht zusammengedrängt, ja viele schweben, auf Piloten (Pfahlrosten) erbaut, über den Wassern des Hafens, und während unter den Füßen ehrsamer Moslims die schwachen Wellen des Meeres plätschern, streift durch den luftigen Holzbau der kühle Westwind, ein wahres Labsal für die schlafmüden Korangelehrten, die hier mit Vorliebe in ein wesenloses Nichts hinausbrüten. Eine Gedankenlosigkeit bei wachem Geiste erscheint uns nachgerade als ein kaum erträglicher Zustand; für den Orientalen und speziell wieder für den Türken ist sie ein vielbegehrtes Glück, dem er nahezu die ganze Tageszeit über obliegt, während er die Arbeit den übrigen zweibeinigen Geschöpfen, das Regieren dem lieben Herrgott überläßt. Als einst diese Kostgänger Allahs in einer solchen pilotierten Kaffeebude Licht, Luft und Meer genossen, brach das Gebälke unter ihren Füßen, und sie fanden hart am Ufer ihren Tod in den Wellen und unter den Holztrümmern. Der Fall machte einige Zeit von sich reden, dann ward er vergessen, und heute sitzen andere derartige Kostgänger in einer andern ähnlichen baufälligen Bude, an sie gefesselt durch die starke Macht der Gewohnheit, gegen die sie in ihrem eisernen Konservatismus nicht anzukämpfen vermögen.

Der Lieblingsaufenthalt der mohammedanischen Smyrnioten sind indes weniger der Quai, als vielmehr die Gärten längs des Meles. Kaffeebuden erheben sich dort unter mächtigen Platanen, der Mandel- und Citronenbaum fächelt den Sinnen Wohlgerüche zu, und das Auge weilt gern an den fernen Hängen von Bunarbaschi, dem Ideal eines orientalischen Lausch- und Ruheplätzchens. In Bunarbaschi, dessen Name schon auf Quellen und erquickende Bachkaskaden hinweist, wird füglich den ganzen Tag über nichts anderes gethan, als gefaulenzt. Die mächtigen Platanen und Cypressen, die sich dort erheben, sind buchstäblich von rieselnden Gewässern eingeschlossen, von allen Seiten her gurgelt und rauscht es, und unter den weithin schattenden Riesenkronen sitzen in patriarchalischer Genügsamkeit die silberbärtigen Rechtgläubigen, eher Marmorbildern, als wie Menschen gleich. Nichts vermag diese zweifelhaft Glücklichen in ihrer Behaglichkeit zu stören. Der Gang der Weltgeschichte ist ihnen entrückt, sie wissen nichts von Kulturarbeit und geistigem Ringen, nur die Sonne leuchtet ihrem Lebenspfade, und wenn die Abenddämmerung durch die blutroten Granatbaumblüten bricht, oder die dichten Oleanderkronen im duftigen Blaßrot erglühen macht, erzählt einer oder der andere

von vergangenen Tagen, oder von Hedschas'[1]) glühendem Boden, wo das Heiligtum ihres Glaubens, die Kaaba, von Tausenden von Engeln bewacht wird.

Da wir nun schon einmal bei Bunarbaschi sind, so wollen wir auch einen Blick auf das näher zu Smyrna gelegene Burnabat werfen. Hier liegen die „Sommerfrischen“ der Europäer. Wohl giebt es Matten ringsum, auf denen vereinzelte Baumgruppen die ermüdende Einförmigkeit unterbrechen, ja sogar Gärtchen hinter den schmucklosen, europäisch nüchternen Gebäudefassaden, aber dies alles hat nur einen zweifelhaften Wert. Zudem liegt Burnabat an der Karawanenstraße nach Manissa, und der aufgewirbelte Staub von Tausenden von Tragtieren, darunter namentlich viel Kamele, kann unmöglich zur Annehmlichkeit des Ortes beitragen. Auch die Ebene ringsum ist eigentlich nur ein Tummelplatz zahlloser Pferde-, Büffel- und Kamelherden. An derselben Stelle, wo einst die blühenden jonischen Niederlassungen standen, findet man heute meist nur einschichtige Häuser. Und dennoch ist diese Ebene nicht ohne Eindruck. Mit ihrer malerischen Umrahmung von kahlen Berghäuptern und dem tiefblauen Golf im Westen ist sie großartiger, als irgend ein Territorium um Konstantinopel.

Indem wir wieder zu den Ufern des Meles zurückkehren, wollen wir noch einen Blick in das „Frankenquartier“ werfen. Wir überschreiten das kleine Flüßchen auf der vielgenannten Karawanenbrücke, zu deren beiden Seiten wir das regste orientalische Treiben beobachten können, und lenken in die „Rue franque“ (fränkische Straße) ein. Der Unterschied zwischen ihren Bauten und denen des übrigen Smyrna ist ein ganz gewaltiger. Sie sind zwar keineswegs imposant, ja in der Front eigentlich unansehnlich und von kahler Architektur, aber die allerorts herrschende Sauberkeit, der frische, blendend weiße Kalkanwurf und die zierlichen Balkons, von schlanken Eisensäulen getragen, lassen unverzüglich erkennen, daß hier ein ganz anderer, vorwärts strebender Geist waltet. Eine Merkwürdigkeit der Smyrnaer Franken- und Griechenhäuser sind die tiefen Hausfluren vom Hauptportale aus, wodurch die meisten Wohnräume nicht gegen die Straße, sondern zu beiden Seiten der Flur nach den Gärten, die zu den Häusern gehören, zu liegen kommen. Diese Fluren an sich sind aber nicht öde oder unbenutzt, sie dienen vielmehr zum zeitweiligen Aufenthalt der Familien während der heißen Tagesstunden, und um diesen Aufenthalt angenehmer zu machen, sind die Wände mit Blumen und Schlinggewächsen geschmückt, und an ihnen stehen elegante Möbel, Ruhebänke ja selbst Lese- und Arbeitstischchen umher.

1) Der am Roten Meere liegende Teil Arabiens.

22.

Nagasaki.

Hans Meyer.

Der Morgen (29. Dezbr. 1882) brachte mit der Nähe des Landes prächtig helles Wetter. Die See war in vollkommener Ruhe, und der Schwarm der Möwen, die sich hinter dem am Achter (Schiffshinterteil) flatternden japanischen Banner (rote Sonnenscheibe im weißen Feld) lustig jagten, wuchs von Stunde zu Stunde. Schon war, wie der Kapitän behauptete, fern links im Norden [1]) die zu Korea gehörende Insel Quelpart sichtbar geworden, und bald erschienen gerade vor uns im Nordost die ersten Streifen der Gotto-Inseln, das erste Stück Japan. Nach zwei Stunden liefen wir an ihnen vorbei, nahe genug, um über den umbrandeten Granitfelsen die vereinzelt stehenden, für Japans Landschaften so sehr charakteristischen Föhren zu erkennen, und dann dehnte sich vor uns die bergige Südwestküste von Kiusiu, Japans drittgrößter, südlichster Insel, aus. Wir steuerten in gerader Linie auf das als Schauplatz einer grausamen Christenverfolgung bekannte Papenberg los, das sich jetzt als Inselchen vom dunstigen Hintergrund abhob, bogen kurz davor nach Südosten ab und traten gegen 10 Uhr in die liebliche, formensanfte Bai von Nagasaki, wo die „Genkai-Maru" [2]) zwischen japanischen Küstenbooten, englischen und deutschen Seglern und amerikanischen Dampfern Anker warf. In einem flachen Kahne (Sampan) ruderten uns zwei sehnige, mit Strohmänteln bekleidete Japaner an den alten, verfallenden Quai [3]), wo ich mit einem frohen „Hurra, Japan!" über die hohe Ufermauer ans Land sprang. So war ich denn wirklich am Ziel, im äußersten Osten Asiens; fünfzehn Monate hatte es gewährt, bis ich mich zum „Reich der aufgehenden Sonne" durchgeschlagen hatte, 10000 und mehr Seemeilen trennten mich von der Heimat!

In wenigen Minuten waren wir von einer Rotte schreiender Kulis umringt, welche die Vorzüge ihrer Dschinrikischas [4]) lebhaft gestikulierend anpriesen und uns auf den Fersen folgten, als wir unsere Fußwanderung an den europäischen Häuserreihen des Quais entlang antraten. Hier liegen hinter kleinen, umzäunten Vorgärtchen die im Stil deutscher Durchschnittsvillen erbauten Wohnungen und Bureaux der europäischen Konsuln und Kaufleute, woran sich nach hinten und nach beiden Seiten die japanische Stadt anschließt. Die Straße ist still, wie die ganze Reede. Einige

1) Der Reisende kam von Schanghai. — 2) Name des japanischen Dampfers, welchen der Reisende benutzte. — 3) Das gemauerte Ufer, der Verladeplatz. — 4) Zweiräderige, von Menschen gezogene, zum Personentransport bestimmte Fuhrwerke.

Dschinrikischas mit verhüllten Japanerinnen rasseln vorüber, vereinzelte eintönige „Hei-ho"-Rufe lasttragender Kulis sind zu hören, und danach wird nur noch das unermüdliche „Scha, Sir?" (Dschinrikischa, Herr?) der uns folgenden Fahrkulis laut.

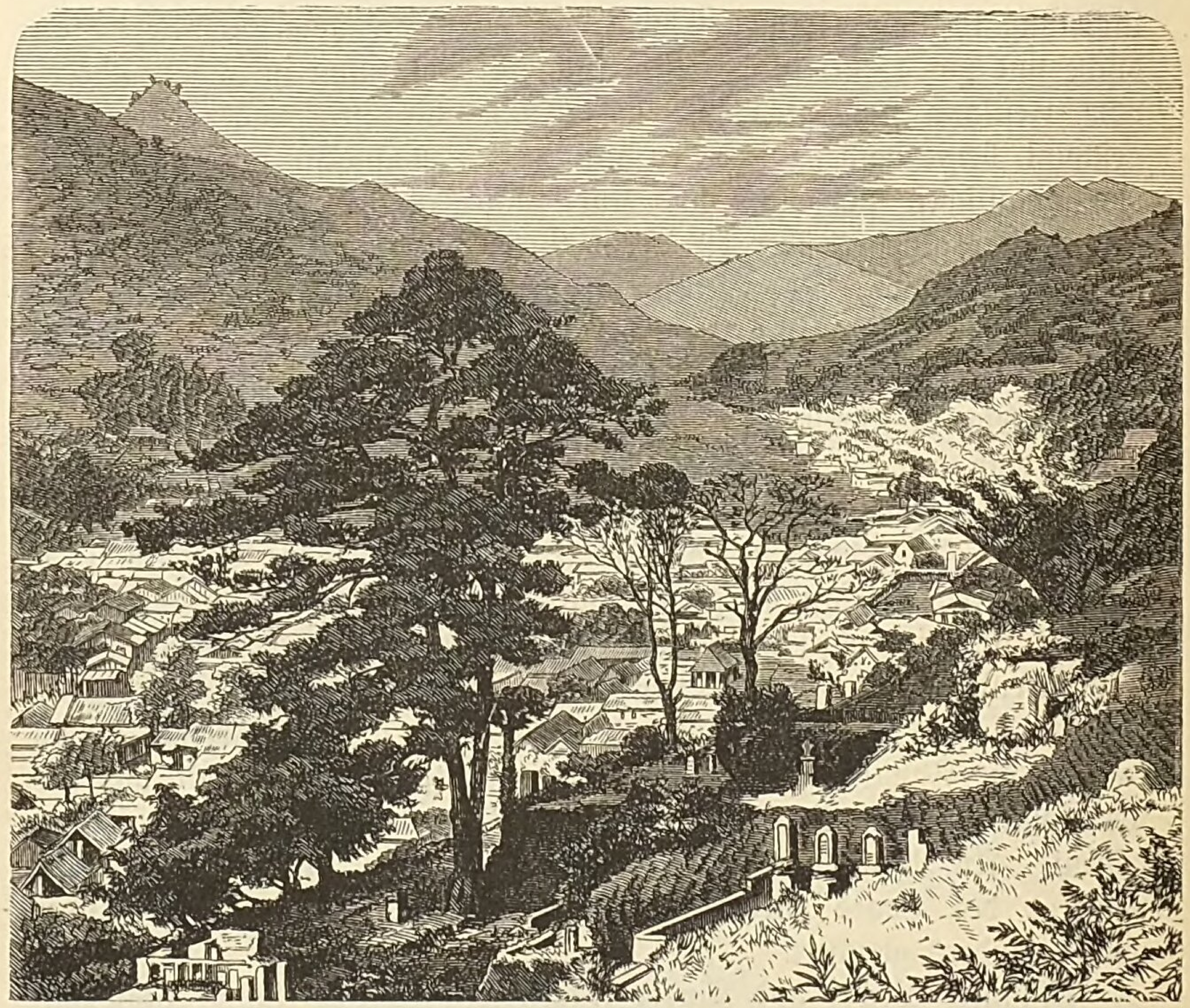
Am Ende des Quais biegen wir unmittelbar hinter dem deutschen Konsulat links über eine hochgespannte Holzbrücke und betreten ein Inselchen, dessen sonderbare, weiß getünchte Holzhäuschen rings um ein ebensolches Holzkirchlein uns schon vom Schiff aus aufgefallen waren. Auch hier kein lautes Leben. Ein Hauch tiefen Friedens, feierliche Sonntagsstimmung liegt über dem netten Bilde. Es ist Desima, die alte holländische und vor 1855 einzige europäische Niederlassung in Japan, ehedem vom Festland nur zu Boot zu erreichen und durch hohe Ufermauern geschützt, heute nach zwei Seiten auf Brücken zugänglich und größtenteils von japanischen Porzellan- und Kuriositätenhändlern bewohnt.

Weiter ging es über die zweite Brücke, und nun waren wir in der japanischen Stadt. Das Leben wird reger, aber nicht ungestüm. Die chaussierten Straßen sind breit genug, daß vor den Häusern die Fruchthändler, Gemüsekrämer und Trödler ihre Waren auflegen können, ohne den Verkehr zu stören. Die Häuser bestehen nur aus Erdgeschoß oder tragen doch nur ein Stockwerk über dem Parterre; das Material der Wände ist vorwiegend Holz. Das Dach ist mit schwarzen Thonziegeln, mit Stroh oder schmalen Holzschindeln gedeckt, und das Gitterwerk der Schiebethüren, die fast die ganze untere Vorderfronte des Hauses ausmachen, ist, wie dasjenige der im obern Stockwerk angebrachten großen Schiebefenster, mit kleinen Bogen des zähen japanischen Faserpapiers beklebt. Öffnet sich eine Thür, so blickt man in einen großen Raum, in dem die Familie auf saubern Strohmatten zusammenhockt und sich über kohlengefüllten Bronzebecken die vom Dezemberwind erstarrten Finger wärmt. An Kaufbuden und Werkstätten sind die Thüren gewöhnlich während des Tages zurückgeschoben und nachts durch dicke Holzläden noch besonders gesichert.

Männer, Weiber und Kinder tragen weitärmelige, lange, schlafrockartige Gewänder, die in der Taille von einem Gürteltuch zusammengehalten werden. Im Winter wird darüber eine gleichfalls weitärmelige, dicke Jacke gezogen, die Männer legen dann noch ein zum Knöchel reichendes, eng anschließendes Beinkleid an, und jedermann steckt die Füße in ein Paar warm gefütterte, sockenartige Pantoffeln, die den Fuß bis über die Knöchel umhüllen und zwischen der großen und zweiten Zehe eine Einbuchtung haben, um darinnen das Tragband der Strohsandalen oder der Holzschuhe festhalten zu können. Und diese Holzschuhe, die der Japaner anlegt, sobald er den Fuß vor das Haus setzt, sind das Merkwürdigste an seiner seltsamen Bekleidung. Vielfach sind es bloße, 7—8 cm

hohe Holzklötze in Form eines Kothurns[1]), auf deren ovale Oberfläche der Fuß gesetzt wird; meist aber haben sie die Gestalt kleiner Fußbänkchen, d. h. sie bestehen aus einem größeren Brettchen mit zwei darunter genagelten, parallel gestellten kleineren Brettchen, und in beiden Fällen hält der Fuß den Schuh oder richtiger das Fußbrettchen durch ein Band fest, das von der Spitze des Brettchens über die große Zehe läuft, sich dort teilt und rechts und links vor der Ferse befestigt ist.

Die Schmetterlingsflügelfrisur der Weiber ist allbekannt; das männ-



Nagasaki.

liche Geschlecht trägt die Haare nach europäischer Art kurz geschoren oder gescheitelt, der dünne Bart wird meist rasiert, und zwar hat diese Haarfrisur der Männer ein Edikt des Mikado[2]) angeordnet. Ebenso ist das Verschwinden der Sitte des Schwerttragens einem kaiserlichen Edikt zu verdanken. Bei Todesstrafe darf kein Japaner mehr die ehedem traditionellen zwei Säbel im Gürtel tragen.

1) Eine Art Schuhe mit mehrfach übereinander gelegten Sohlen, deren sich die griechischen Tragödienspieler bedienten. — 2) Titel des Kaisers von Japan.

Wir durchschlenderten Straße nach Straße. Schwarze, hochbepackte Rinder und struppige Packpferde, deren Hufe nach japanischem Brauch, anstatt mit Eisen beschlagen, mit Stroh umflochten waren, begegneten uns in langen Zügen; hier saßen Holzschnitzer und Korbflechter an der Arbeit, dort malte ein Lackierer die bekannten japanischen Vögelchen und Fische mit wenigen Strichen auf Kästchen und Theebretter, am dritten Ort hämmerten Messing- und Kupferschmiede, dazwischen waren die Barbiere in ihren offenen Buden geschäftig, Bronze- und Porzellanhändler luden zum Besuche ihrer „shops“ (Läden) ein, und auf dem Straßendamm jagten die Kinder mit Papierdrachen auf und ab, riefen die laufenden Dschinrikischa-Kulis ihre Warnrufe „Hei-hei-hei“ oder „Hau-hau-heh“, und es knicksten und lachten die sich begegnenden Bekannten so freundlich und selbstzufrieden, daß ich sofort den allerbesten Begriff von japanischer Höflichkeit und Liebenswürdigkeit bekam.

An einer Straßenecke begegnete uns eine kleine Schar europäisch gekleideter japanesischer Beamten, die stolz in ihren warmen Paletots und Pelzmützen, aber nichtsdestoweniger auf den unvermeidlichen Fußbrettchen an uns vorüberklapperten, ein höchst komischer Anblick. Und welcher Gegensatz, als kurz hinter ihnen ein Trupp weiß gekleideter, schwarzbärtiger Männergestalten von hoher Figur und mehr nordchinesischem Typus folgte, Leute von Korea, die regelmäßig um die Zeit der Jahreswende zum Einkauf von Reis nach Nagasaki herüberkommen.

Weiterhin wurde mein Begleiter von einem vergnügt grinsenden Männlein aufgehalten; es war einer seiner japanischen Geschäftsfreunde, der uns einlud, in seinem Hause mit ihm zu frühstücken. Mein Begleiter, der die japanischen Frühstücke wohl sattsam kannte, machte ein etwas verdrießliches Gesicht, gab meiner Bitte aber nach, und unserem Gastgeber folgend, der nicht wenig stolz darauf war, zwei Europäer bewirten zu können, schritten wir dem Häuschen zu. Dort angelangt, setzte sich mein Gefährte auf die Schwelle nieder und zog seine Stiefel aus. Ich staunte, folgte aber seinem Beispiele. Der Japaner streifte die Fußbrettchen ab und stand nun in seinen weißen Socken auf den fein geflochtenen Strohmatten, mit denen alle Fußböden eines japanischen Hauses belegt zu sein pflegen, bog nach gut japanischer Sitte die Kniee ein, rieb sich mit beiden Händen die Oberschenkel und brachte schlürfend einen Schwall von stereotypen Begrüßungsformeln hervor, die damit endeten, daß er uns die Hand reichte und uns über eine steile Treppe zum oberen Stockwerk führte. Dort öffnete er ein paar Schiebethüren und hieß uns auf dem Mattenboden neben einem riesigen, glutstrahlenden Kohlenbecken Platz nehmen; Stühle, Tische und Schränke giebt es in einem japanischen Hause nicht. Sprüche, die in verschnörkelten Lettern mit schwarzer und roter Tusche auf die Papierwände gemalt sind, und einige breite aufge-

hängte Papierstreifen (Kakimonos), auf welchen kühne Gegenstände und Geschehnisse in noch kühnerer Pinselführung und Perspektive zur Darstellung gebracht sind, bilden neben einer oder zwei eisenbeschlagenen Holztruhen und einigen Kohlenbecken den ganzen Schmuck der Ausstattung. Natürlich finden sich an der Feuerstelle einige Kochtöpfe, Porzellanschüsselchen und Eßstäbchen vor, und vielleicht liegt in den Truhen neben Geld und Kleidern noch ein wenig Haarschmuck der Frauen; was aber daneben noch existieren sollte, ist Luxussache.

Sofort nach unserem Eintritt brachte eine „Musume" (Mädchen) Schälchen voll japanischen „Otscha" (Thee) mit süßem Backwerk, das sie, niederknieend und die Ellbogen auf den Boden stützend, servierte; dann stellte uns unser Wirt sein Tabakstäschchen mit japanischem, fein geschnittenem Tabak und einige winzige Metallpfeifchen zur Verfügung und verschwand, um für Frühstück zu sorgen. Das umständliche Rauchen, wobei man nach drei bis vier Zügen das ausgebrannte Pfeifchen von neuem zu stopfen hat, war mir bald lästig; ich steckte mir eine Cigarre an, setzte mich japanischem Brauch zuwider mit ausgestreckten Beinen platt auf den Boden und streckte meine stiefellosen, kalt gewordenen Füße direkt ans Kohlenbecken. Mein Begleiter lachte mich aus, that aber bald ein Gleiches; denn Wirt und Frühstück ließen eine gute Weile auf sich warten. Endlich erschien „Gowin" lächelnd und höflich schlürfend. Hinter ihm trat die Musume ein mit einem riesigen Servierbrett, welches mit Schüsselchen und Näpfchen voll Reis, Fisch, Curry[1]), Eier, Gemüse, Obst und Backwerk dicht besetzt war. Nur Fleisch fehlte, denn dies giebt es beim buddhistischen Japaner[2]) nicht. Die Speisen waren klein zerstückelt, um mit den Eßstäbchen gegessen zu werden.

Mein erster Versuch im Frühstücken à la Japan fiel ziemlich kläglich aus. Die Musume mußte mich lehren, die Stäbchen zu handhaben, hübsch sittig niederzukauern und gewärmten „Sake" (Reiswein) aus niedlichen Näpfchen zu schlürfen. Bei jedem Fehlgriff gab es Gelächter und Scherz, und so wurde es eine recht vergnügte Frühstückssitzung, von der ich zwar hungrig und mit steifen Kniegelenken, aber höchst belustigt aufstand. Zum Schluß noch ein Pfeifchen und ein kurzes Plauderstündchen in japanischem Englisch. Dann folgte auf meinen Wunsch ein Gang durchs Haus, auf dem wir nichts als ein halbes Dutzend ebensolcher leerer Gemächer zu sehen bekamen. Die Gemahlin unseres Gastfreundes war nicht anwesend, sonst würde sie nach japanischem Brauch am Mahl teilgenommen haben; denn im Gegensatz zu China spielt in Japan die Frau eine große Rolle in der Gesellschaft.

---

1) Vergl. Anmerk. 1, S. 390. — 2) Anhänger des Buddhismus, einer von Buddha um das Jahr 600 v. Chr. gestifteten Religion.

Damit war meine erste Bekanntschaft mit einem japanischen Hauswesen beendigt. Wir verabschiedeten uns mit einer geziemenden Anzahl von Bücklingen und Freundschaftsversicherungen, zogen draußen unsere Stiefel wieder an, die wunderbarerweise noch auf demselben Fleck standen, wo wir sie hingestellt hatten, und sahen zu, wo wir anderwärts etwas Solides zu essen bekommen könnten.

23.

Im Tempel zu Yoschida. [1]

A. Freiherr v. Hübner.

Der große Tempel liegt wenige Schritte vom Eingange der oberen Stadt in einem Haine von vielhundertjährigen Cedern und Kryptomerien[2]. Eine lange Allee dieser ehrwürdigen Bäume und eine doppelte Reihe von Steinlaternen führen von der Heerstraße zur Gabel, d. h. zu dem freistehenden Thore, welches aus zwei aufrechten, nach innen etwas geneigten und aus zwei übereinander gelegten Querbalken zusammengesetzt ist und an einen Galgen erinnert. Solche Thore findet man in allen Schintotempeln[3]. Unter der Gabel durchgehend, gelangen wir in den Tempelhof, der ein längliches Rechteck ist. In der Mitte des Platzes, gegenüber der Tempelhalle, erhebt sich 2 Meter über den Boden eine Estrade, deren schwerfälliges Dach einem aufgestülpten Filzhut gleicht. Für die heutige Ceremonie hat man die Estrade durch einen erhöhten Brettergang mit der Tempelhalle verbunden. Zu letzterer, welche das gleichfalls isolierte Hauptgebäude ist, führen Stufen empor. Längs der ganzen Fassade läuft eine Galerie. Diese durchschreitend gelangt man in die eigentliche Halle und, jenseits derselben, in das Heiligtum. Es steht dem Blicke des Ungeweiheten offen und enthält, wie alle Schintotempel, den Altar mit den Kandelabern, dem (buddhistischen) Weihrauchgefäß und dem heiligen Spiegel. Die Gesimse des Gebäudes sind reich geschnitzt und tragen noch Spuren von Vergoldung. Im Hofe sehen wir einige Prachtexemplare von Itchô (Salisburia adiantifolia)[4] und einen phantastischen Brunnen, der durch ein Dach geschützt ist; die Rinne stellt einen Drachen vor; die Arbeit ist offenbar von hohem Alter. Dies ist der berühmte Tempel von Yoschida, den wir täglich besuchten.

1) Yoschida liegt an der Südostseite Nippons, am Fuße des Fusi-no-jama.

2) Ein cypressenartiger Baum mit schöner, pyramidaler Krone.

3) Die Schinto- (Sinto-) Religion (Geisterglaube) ist älteren Ursprunges, als der Buddhismus (Vergl. die Note, S. 442), ist aber durch letzteren fast ganz verdrängt.

4) Ein zur Familie der Nadelhölzer gehörender Baum mit zweilappigen Blättern.

Am Vorabende unserer Abreise wurde dort ein großes Fest begangen. Der Hof war mit Volk gefüllt. Auf der Estrade stand ein kleiner, blumenbekränzter Altar mit dem heiligen Spiegel, und vor dem Altare tanzte ein Priester. Er war in einen weiten Talar von Seidenbrokat gekleidet, trug auf dem Haupte den Helm des Kriegers und hielt zwei Schwerter in den Händen. Sein Gegner ist unsichtbar, aber der Kampf darum nicht minder erbittert. Bald greift der Priester an, bald weicht er zurück, dann dreht er sich im Kreise auf den Absätzen, dringt wieder vor, erlegt endlich den Dämon. Da der Kampfplatz kaum 6 Meter im Geviert mißt, ist der Kämpfer häufig genötigt, sich umzuwenden, aber er thut dies mit Grazie und edlem Anstand; dabei regelt er seine Bewegungen nach den klagenden Tönen einer Flöte und den dumpfen Schlägen auf einer Trommel. Die beiden Musiker, ein Greis und ein Knabe, kauern auf ihren Fersen in einer Ecke der Estrade. Endlich zieht sich der siegreiche Krieger über den Brettergang nach dem Innern des Tempels zurück. Auf den Stufen erscheinen jetzt mehrere Priester, die den Frauen und Kindern im Hofe kleine Kupfermünzen zuwerfen.

Nun beginnt die zweite Ceremonie.

Ein Bonze erscheint auf der Schwelle des Tempels. Majestätisch, mit dem schleppenden Gange des Tragöden[1]), schreitet er über den Bretter-steg nach der Estrade. Sein Anzug ähnelt unsern Kirchengewändern. Über einem weiten Talar trägt er eine reich gestickte Stola. Sein ungeschorenes Haupt (er ist Schintoite und nicht Buddhist) umfängt ein gestreiftes, rotes Band, dessen Ende sich über seinen Scheitel erhebt. In der Hand trägt er einen Bogen und am Rücken den Köcher. Tiefes Schweigen herrscht in der, hier wie überall in Japan, dunkelblauen und bronzefarbigen Volksmenge. Nur das monotone Gezirpe der Cikaden[2]) und das leise Flüstern der Cedern unterbricht die sonst lautlose Stille. Tausend Augen sind auf den Priester geheftet; aber keine Rührung, keine Andacht oder Sammlung, ja selbst keine Neugierde belebt die Gesichter. Mehr als der Gottesdienst erregen die beiden Fremdlinge die Aufmerksamkeit der ihnen zunächst Stehenden. Sie betrachten uns mit dem Ausdruck des Erstaunens, fast des Schreckens. Zwei Weiße im Tempel von Yoschida! Im Augenblicke, wo der Priester auf der Estrade erscheint, beginnt die Musik. Die Flöte läßt seltsame Weisen vernehmen, Weisen, deren Ursprung sich offenbar in der grauen Vorzeit verliert. Zuweilen, entferntem Donner ähnlich, fällt die große Trommel ein. Der Bonze (Priester), die Augen gen Himmel gerichtet und immer wie am Kothurn[3]) einhergehend, bewegt sich im Kreise, verneigt sich dann plötz-

1) Darsteller der Tragödien (Trauerspiele). — 2) Zur Ordnung der Halbflügler gehörende Insekten. — 3) Vergl. die Note 1, S. 440.

lich, holt einen Pfeil aus dem Köcher, richtet sich auf, zielt nach dem bösen Geiste, den er in der Luft entdeckt hat, und erlegt ihn. Da stimmt die Flöte eine Siegeshymne an. Der Priester beginnt einen neuen Rundgang, gewahrt und tötet einen andern Geist, und das Orchester, die Flöte und die Trommel, malen in schrillen oder dumpfen Tönen die Wechselfälle des Kampfes. Endlich ist Yoschida befreit von allen bösen Feinden; der Priester singt den Lobgesang, wirft Bohnen in die Luft, stürzt vor dem heiligen Spiegel zu Boden und kehrt sodann feierlichen Schrittes, wie er gekommen, nach dem Tempel zurück.

Ich finde keine Worte, um den Ausdruck seiner Züge zu schildern, das Mienenspiel, die klassische Schönheit seiner Stellungen, die ergreifende Wirkung der uralten Weisen, die edle und geheimnisvolle Weihe des Ortes. Die Stellungen des Priesters waren, wie gesagt, klassisch; aber sie waren dies nicht nur im allgemeinen Sinne des Wortes, sie erinnerten vielmehr entschieden an gewisse wohlbekannte und hochberühmte Formen der griechischen Kunst. Dagegen trug der Übergang von einer Stellung zur andern das Gepräge des japanischen Geschmackes. Es waren kurze, heftige, unnatürliche, beinahe verzerrte, aber niemals häßliche Bewegungen. Daß diese Ceremonien älter sind als unsere Zeitrechnung, unterliegt wohl keinem Zweifel. Daß gewisse rhythmische Bewegungen sich wiederfinden in dem Schnitzwerk und in den Andachtsbildern des Landes, kann nicht Wunder nehmen. Aber wie soll man sich die klassische Reinheit der Stellungen und ihre auffallende Verwandtschaft mit der griechischen Kunst erklären, während dieser Anflug von Klassizität den japanischen Kunstprodukten so gänzlich fehlt? Man spreche mir nicht vom Zufall. Der Zufall erklärt alles und nichts. Ich frage mich: Ist während des goldenen Zeitalters der griechischen Kunst einer ihrer Strahlen, für Jahrhunderte belebend, nach dem äußersten Osten gedrungen? Die Geschichte giebt hierüber keinen Aufschluß.

Nachdem die Jagd nach bösen Geistern zu Ende war, erschienen die Priester abermals auf der Tempelschwelle, um Geld auszuwerfen. Ermutigt durch die harmlose Haltung des Volkes, fassen die beiden Fremdlinge ein Herz und steigen tapfer die Tempelstufen hinan. Die Priester empfangen uns freundlich mit den üblichen Artigkeitsbezeigungen, nehmen eine bescheidene Gabe an und versehen uns mit kleiner Kupfermünze, die wir an ihrer Seite, nunmehr in Bonzen verwandelt, unter die Menge auswerfen. Einige Hundert von Gläubigen balgen sich um den kleinen Gewinn. Ein possenhafter Auftritt, der allerdings mit der Heiligkeit des Ortes wenig stimmte. Wir hielten uns die Seiten. Auch die Priester lachten herzlich mit. Unter ihnen erkenne ich den Krieger, der den Schwerttanz aufführte, und den Geisterjäger. Sie haben sich die Schminke abge-

waschen und ihre Waffen abgelegt und sehen nun aus wie harmlose, gemütliche Schildbürger.

Auf diesen weltlichen Zwischenakt folgt die Schlußceremonie. Die Priester versammeln sich im Heiligtume, setzen sich im Kreise nieder und trinken der Reihe nach aus einem Gefäße. Hierauf folgt ein Chorgesang. Dann erheben sie sich, durchschreiten die Halle, ziehen auf der Tempelschwelle ihre Schuhe an und gehen nach Hause. Alle tragen weiße oder blaue oder rote Faltengewänder, je nach ihrem Range; die weiße Farbe bezeichnet den höchsten. Das Haupt hatten sie unbedeckt und nur mit dem gestreiften Bande geziert, oder sie trugen den schwarzlackierten Papierhut der Höflinge.

Jetzt verschwindet die Sonne hinter dem Fusi-no-jama. Ihre elektrischen Feuer vergolden die drei- oder vierfachen Bergreihen im Osten, welche wenige Europäer betraten, und die wir Glückliche morgen und übermorgen übersteigen werden. Der Himmel ist rosenfarbig mit lichtblauen Wolkenflocken, wie ich dies nur in Yokohama, und auch da nur selten, sah. Ist dies alles Wirklichkeit oder Traum, eine ideale Welt, ein Zaubermärchen? Noch im Schlafe verfolgen mich die geheimnisvollen Schauer des Tempels von Yoschida.

24

Auf Sumatra.

O. Forbes.

Nachdem ich in der Mitte Dezembers meine Sammlungen nach England abgesendet, wendete ich meine Schritte noch einmal nach Sumatra, um die Hochländer der Regentschaften Benkulen und Palembang (im Süden Sumatras) zu untersuchen. Gerade damals war das Kabel zwischen Anjer [1]) und Telok-Betong [2]) gebrochen; ein Regierungsdampfer ging zwischen beiden Orten hin und her, um die Verbindung zu unterhalten, und die Behörden erlaubten mir gütigst, ihn zu benutzen, wenn ich diesen Weg wählen sollte. Infolge davon brachte mich eine Tagesfahrt nach Anjer, wo ich wieder die prachtvolle Aussicht von der Veranda des kleinen Wirtshauses genoß, welches dort gestanden hat. Ach, daß ich schreiben muß „gestanden hat"; denn die grausame Krakatoawoge [3]), in der Dämmerung des 26. August 1883, hat

1) Anjer liegt an der Westküste Javas. — 2) An der Südostspitze Sumatras. — 3) Eine durch den Ausbruch des Vulkans Krakatoa in der Sundastraße erzeugte Meereswoge überflutete in einer Höhe von 12—30 Meter die Gestadelandschaften. Der Reisende besuchte Sumatra kurz vor dieser Katastrophe.

das Dorf und mit ihm das kleine Wirtshaus, die freundliche holländische Wirtin und ihre ganze Familie fortgespült. Ich fuhr nach Telok-Betong über und begab mich nach kurzem Aufenthalt zu Land nach Beneawang an der Spitze der Semangka-Bai[1]). Obgleich man mir sagte, daß die Straße, welche ich erwählte, wenig begangen werde, beschloß ich doch, die Reise zu versuchen, aber sie zeigte sich schwieriger, als ich vorausgesetzt hatte. Ich konnte keinen Begleiter finden, der den Weg schon gemacht hatte, niemand, der mir nur die Entfernung bis Battu-Beah hätte angeben können. Doch erreichte ich glücklich am Nachmittage das Dorf Sangi am Einfluß des Samung in die Semangka und brachte dort die Nacht zu.

Am nächsten Tage wurde der Samung in kleinen Praus (Booten) überschritten, und in Begleitung von 25 Trägern ging ich am östlichen Ufer der Semangka hinauf. Da dieser Fluß an der Stelle, wo der Pfad ihn später kreuzt, eine sehr starke Strömung hatte und gegen 2 Meter tief war, befanden wir uns in großer Verlegenheit. Es kostete eine Stunde, um ein Floß zu bauen, und eine zweite, um das Gepäck hinüberzuschaffen. Als dies glücklich zustande gebracht war, fing es an zu regnen, und eine Stunde später wäre es unmöglich gewesen, überzusetzen. Der Fluß strömt zwischen Bergen dahin, welche die nächsten 50 Meilen sehr steil vom Ufer aufsteigen; die Nebenflüsse stürzen über diese steilen, felsigen Abhänge herab und bringen eine plötzliche Anschwellung hervor. Über diese reißenden Nebenflüsse mußte jedes Gepäckstück einzeln durch mehrere Träger geschafft werden, wobei sie es jeder mit einer Hand stützten und sich mit der andern am Nachbar festhielten. Dieses Manöver war nicht selten lebensgefährlich; denn wenn man den Fußhalt verlor, so konnte keine menschliche Hilfe verhindern, daß man in den Hauptfluß hinab geschwemmt wurde, welcher stellenweise 50 Meter unter uns kochend und brüllend vorüberschoß, oft 20 Meter breit.

Der Weg war von möglichst schlechter Beschaffenheit; bald war er durch herabgestürzte Baumstämme oder Felsblöcke versperrt, bald unter Landschlipfen verschwunden, bald war die Entfernung zwischen zwei Bäumen zu eng, um das Gepäck durchzulassen, so daß der eine gefällt werden mußte. Unser beabsichtigter Nachthalteplatz war eine Waldhütte, aber keiner meiner Begleiter wußte, wo oder wie weit entfernt sie stand, wenn sie überhaupt existierte. Als der Tag sich neigte, wurde ich besorgt; denn es gab viele Tiger und den ganzen Tag hatten wir die frischen Spuren einer Elefantenherde gekreuzt oder waren ihnen gefolgt. Es war Weihnachtszeit und wir befanden uns nahe am 5. Grade südlicher Breite, also mußte die Dunkelheit kurz nach 6 Uhr eintreten.

1) Die Semangka-Bai, in welche die Semangka mündet, ist die westliche von den beiden an der Südostspitze Sumatras liegenden Buchten.

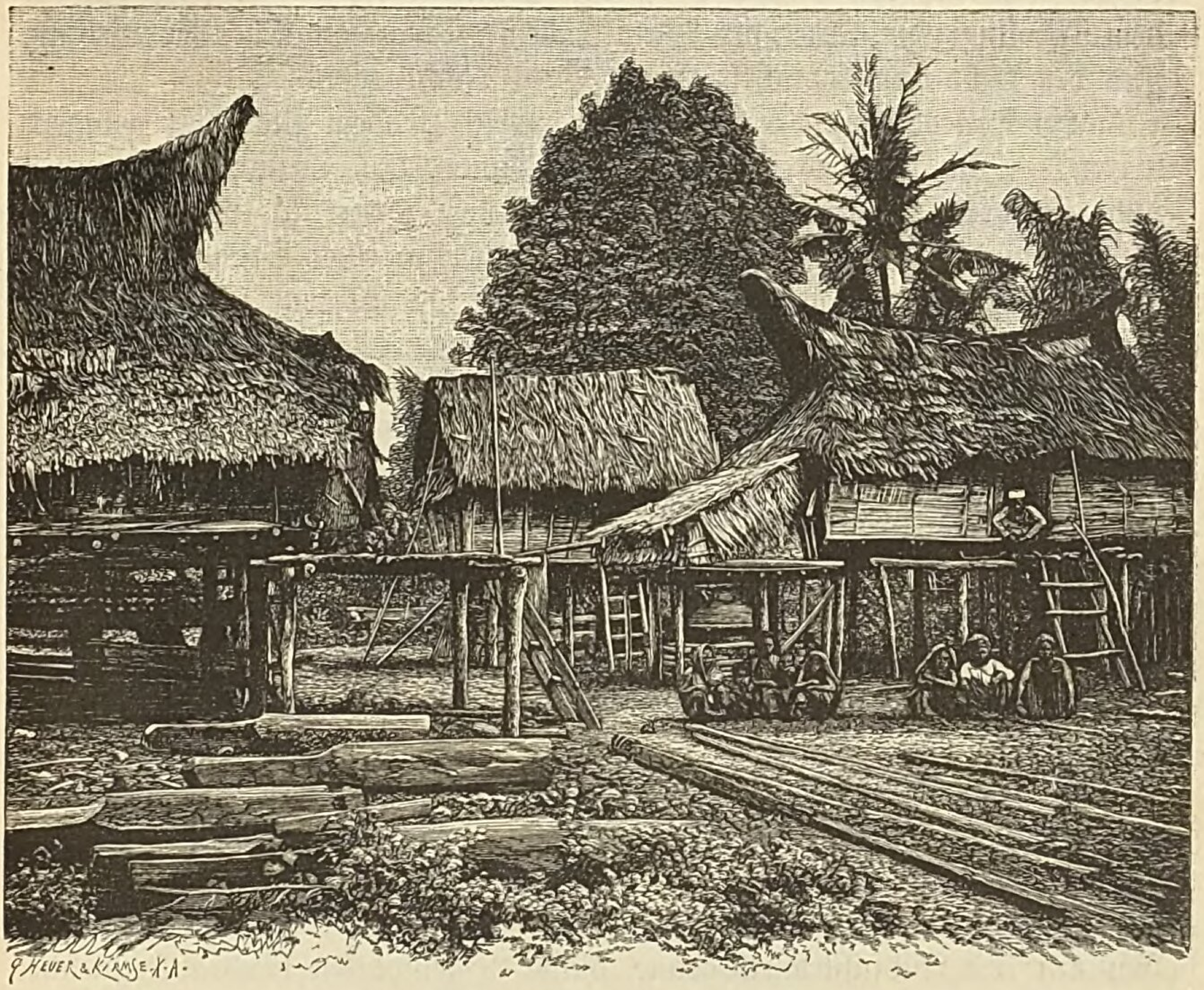
Halb sechs Uhr wollte ich das Lager aufschlagen, aber der Boden war so naß und die Blutegel[1]) so zahlreich, daß die Träger mich baten, weiterzugehen. Die am schwersten Beladenen waren allmählich außer Rufweite zurückgeblieben, und die mir nahe waren, befanden sich wegen des Ungemachs in ziemlich aufrührerischer Stimmung. Ganz plötzlich, obgleich wir sie erwarteten, brach die Dunkelheit über uns herein, so dicht, daß ich auch nicht einmal den Umriß des vor mir befindlichen Trägers erkennen konnte. Durch die Hoffnung ermutigt, daß nach zwölfstündigem Marsche die Hütte nahe sein müsse, trabten wir weiter, bis wir durch die Rauheit des Weges zum Halten gezwungen wurden, und beschlossen, eine Fackel zu machen, um den Rest des Weges zu erleuchten.

Das einzige trockene Holz, das uns erreichbar war, bestand in dem Innern der Bambusrohre, welche als Tragstangen für das Gepäck dienten. Eines von diesen wurde eilig frei gemacht und in Stücke gehauen, aber niemand besaß ein trockenes Zündhölzchen; mein eigener Vorrat war bei dem Nachtrab. Mein Diener hatte jedoch einen Feuerstein und etwas Zunder, womit es ihm nach vieler Mühe gelang, eine Cigarette zu entzünden. Nun mußten wir versuchen, mit der Cigarette das trockene Geschabsel aus dem Innern des Bambus in Brand zu stecken; endlich fing es Feuer und die Hoffnung wuchs mit dem aufsteigenden Rauch, aber ein großer Regentropfen erstickte beides. Gegen eine Stunde arbeiteten wir umsonst, um Feuer zu machen, und die Absicht, eine Fackel zu entzünden und vorwärtszugehen, mußte aufgegeben werden.

Die Träger hatten sich beim Halten auf den nassen Boden geworfen und schliefen fest. Wir alle waren bis auf die Haut durchnäßt, aber in dem Gepäck befand sich glücklicherweise mein wasserdichtes Laken mit trockenen Kleidern und meinem Überzieher. Nach verschiedenen Versuchen, die passenden Kleidungsstücke an die für sie bestimmten Glieder zu ziehen, warf ich das Laken über den Kopf und setzte mich auf einen Koffer, um bis zum Morgen dem Regen und den wilden Tieren zu trotzen, mit den Händen tief in den Überziehertaschen. Zu meinem Entzücken berührten meine Finger ein Stück ganz trockenes Linnen. Ich stand auf und weckte den Mann mit Stein und Stahl; wir hämmerten unendlich lange drauf los und wurden zuletzt belohnt: der Zunder hatte gefangen. Es ist unmöglich, mit Worten zu erzählen, wie ich dies eben dem Ei entschlüpfte Feuerchen pflegte, wie zärtlich ich es in den hohlen Händen hielt, während mein Bursche es sanft fächelte, wie wir es, als es ein wenig gewachsen war, in einem Hute größer zogen, ehe wir es auf den Boden pflanzten, wo es von der kalten Berührung fast sein Leben aus-

1) Eine auf dem Lande lebende Art Blutegel gehört zu den größten Plagen dieser Gegenden.

hauchte; aber der große, regenschirmartige Hut schützte es, bis es für sich selbst sorgen konnte. Nun wurden alle Leute geweckt, um Holz zu holen, und zuletzt hatten wir das befriedigende Gefühl, daß die Tiger uns fern bleiben und kein Elefant uns niedertrampeln würde, es müßte denn ein bösartiges, altes Männchen sein. Außer einer Hand voll Reis an der Furt hatten weder ich, noch die Leute seit dem Morgen etwas gegessen,



Hütten der Eingeborenen auf Sumatra.

und da wir Feuer hatten, hofften wir auch kochen zu können, aber natürlich waren die Lebensmittel bei dem anderen Teil des Gepäckes. Es war also nichts zu thun, als sich mit so viel Geduld, als jeder besaß, niederzusetzen und den Morgen zu erwarten.

Während die Lage für meine Gefährten nichts weniger als angenehm war, fand ich selbst eine nicht geringe Entschädigung in dem Anblick des Waldes, welcher überall phosphoreszierte. Der Stamm jedes Baumes glänzte von einem blassen, weißgrünlichen Licht, welches auch über die Bodenfläche wogte, wie das Licht des Mondes, wenn er durch ziehende Wolken scheint — dies alles hervorgebracht durch einen kleinen, fadenartigen Pilz, der bei Tage für das unbewaffnete Auge unsichtbar war.

Hier und da zeigten kurze, dicke Schwämme eine klar beleuchtete Halbkugel, deren Helligkeit bis zum Tagesanbruch dieselbe blieb; lange, phosphoreszierende Raupen und Tausendfüße krochen aus jedem Winkel hervor und ließen einen Lichtstreif hinter sich, während die Leuchtkäfer in der Höhe glänzten wie ein niedriges Firmament. Während ich darüber nachgrübelte, welche Vorteile wohl diese so weit verschiedenen Wesen aus diesem wunderbaren Lichtschein ziehen könnten, schlummerte ich ein bei dem unbestimmten Ächzen des Waldes, dem „Kang-Kang" der Hornfrösche und der nicht unmelodischen Klage eines Nachtvogels.

Der Tagesanbruch zeigte uns, auf welch elendem Platz wir gelagert waren — am Rande einer Felsklippe, unter der Traufe der Bäume, nicht in ihrem Schutze. Wir sammelten das zerstreute Gepäck. Dicht bei mir fand ich das Huhn tot mit den Füßen an einer Stange hängend, nach welchem ich am vorhergehenden Abend, da ich sein Gackern hörte, herumgetappt war. Schwach und mutlos setzten wir unsere Reise fort und erreichten die Hütte der Dammar-Sammler [1]) nach einer Stunde. Das tote Huhn wurde eilig mit ein wenig durch den Regen sauer gewordenen Reises gekocht und ohne Abscheu verspeist. Als die zurückgebliebenen Gepäckträger uns am Nachmittage einholten, waren sie derartig ermüdet, daß sie heute nicht weiterzugehen vermochten; darum verbrachten wir die Nacht, wo wir waren. Bei Sonnenuntergang hielten wir ein üppiges Mahl, wie wir dachten, von dem einzigen Huhn, das dem Eigentümer der Hütte gehörte, und hoben noch einen Teil zum nächsten Frühstück auf.

Die Erinnerung an unsere traurige Umgebung an jenem Abend ist mir noch gegenwärtig: eine elende Hütte, gleich einem Eisenbahnsignalposten auf hohen Pfählen stehend, auf einer Waldblöße im Herzen des Urwaldes unter einer wilden, melancholischen Verwirrung von gefällten Bäumen; die Aussicht durch graue, dichte Regenwolken beschränkt, welche massenweise um die Hügel und bis in die Baumwipfel hernieder hingen. Das Schwirren der Cikaden und das „Ku-u" der Argus-Fasane schien noch melancholischer, als sonst; nichts gab es, um die Düsterheit aufzuhellen. In dem kleinen Raum, den man mir achtungsvoll abgetrennt hatte, legte ich mich zeitig zur Ruhe und schlief gut, trotz dem Rauch und der schwitzenden Dammar-Lampe, dem Dampf von trocknenden Kleidern und dem Geruch, der die Hütte füllte, in welcher 28 Personen zusammengepfercht waren.

Am nächsten Tage war kaum der Morgen erschienen, als wir wieder unterwegs waren und so eilig dahinschritten, als es die tiefen Spuren einer Elefantenherde erlaubten, welche aus der vergangenen Nacht her-

1) Dammar, ein von der Dammarfichte gewonnenes Baumharz.

rührten. Derartige Spuren fanden sich in dem Distrikte, den ich bereiste, ziemlich zahlreich; in einer Gegend hatten die Elefanten nur wenige Stunden vor meiner Ankunft arge Verwüstungen angerichtet. Vom Rhinozeros sah ich dagegen nur selten Anzeichen.

Einige Meilen weiterhin im Walde kamen wir an einem großen Stein vorüber, der einigen Einfluß auf die irdischen Angelegenheiten auszuüben schien; denn jeder Träger pflückte im Vorbeigehen eine Handvoll Blätter, legte sie auf den Stein und betete um einen trockenen Tag und gutes Glück. Mochte es nun der Einfluß des Steines sein oder nicht, wir bekamen gutes Wetter, und ich wünschte nur, daß wir ihn etwas früher angetroffen hätten. Den ganzen Tag zogen wir am Ufer der Semangka entlang, welche tief und geräuschlos durch das ebene Plateau an uns vorüberglitt, wobei wir sie mehrmals auf dicken Baumstämmen, die von Ufer zu Ufer gefallen waren, überschritten, durch dichten Wald, in einer schmalen, dunkeln Gasse, wo wir nur bisweilen den Himmel über uns erblicken konnten. Nur von Zeit zu Zeit öffnete sich der Weg auf hübsche sandige Uferstellen, welche von metallglänzenden Tigerkäfern und Sandbienen belebt waren, und wo gelbe und schwalbenschwänzige Schmetterlinge in Scharen über dem feuchten Boden kreisten.

Gegen Abend, als wir aus dem Walde auftauchten, erfreute uns der Anblick eines kleinen Haufens von Häusern des Dorfes Bumi-Padang, des „Feldes der Welt", welches eine Meile entfernt lag. Aber plötzlich hörte der Weg auf; denn wir patschten mit jedem Schritte bis zu den Schenkeln in einem tiefen Morast, der von ungeheuren Blutegeln wimmelte, und der sich nach allen Seiten zu erstrecken schien, ausgenommen hinter uns. Das Haupt der Marga mit seinen Unterhäuptlingen sahen uns und kamen mit dem gewöhnlichen Menschenschwarm heraus, uns zu begrüßen und zum Dorfe zu geleiten. Ohne Zweifel machte ihnen der Anblick unserer Karawane, wie sie im Morast herumkrabbelte, nicht wenig Vergnügen — war es doch für uns selbst lächerlich genug. Hier entließ ich die Träger von der Küste und ging bei Tagesanbruch mit neuem Gefolge weiter, um Kenali, die Hauptstadt der Marga, zu erreichen. Kenali ist ein großes, sehr altes Dorf. Beide Seiten des Weges dahin waren mit Kaffee, Reis und vorzüglichem Tabak bebaut, durch welche diese Region Sumatras berühmt ist. Auch Mais wird in Menge gezogen, sowie europäische und süße Kartoffeln und vorzüglicher Kohl.

Das Dorf, auf einer Anhöhe über dem Fluß gelegen, ist eines der schönsten, reinlichsten und zierlichst angelegten, die ich besucht hatte. Einen seiner auffallendsten Züge bildeten die kunstvollen Verzierungen. Die massiven Pfeiler, die darüber gelegten Balken und das Fachwerk der Wohnungen waren ganz mit reichen, verwickelten und wahrhaft schönen Schnitzereien in äußerst hartem, schwarzem Holz bedeckt, welche nach

150jährigem Bestehen noch vollkommen frisch und gesund erschienen. Die auf den Pfeilern ruhenden Querbalken ragten etwa ein Meter über die Ecken hervor und waren mit geschnitzten Endstücken, ähnlich den Figuren an einem Schiffsbug, verziert. Eine breite, hölzerne Treppe, oft mit fein gearbeitetem Geländer, führte zu der Thür hinauf. Die Fenster bestanden aus massiven Holzblöcken, in welche die ovalen oder rechtwinkeligen Öffnungen eingeschnitten waren, und konnten durch ein passend gearbeitetes, sich drehendes Holzstück von innen verschlossen werden. Die Abteilungen zwischen den Öffnungen waren äußerlich mit verschiedenen Farben bemalt oder nach eleganten Zeichnungen mit Perlmutter eingelegt. Die Seiten der meisten Häuser bestanden aus hölzernen Füllungen, in genutetes Balkenwerk eingelassen und genau passend, alles mit sehr geringem Werkzeug zustande gebracht und oft ohne einen einzigen Nagel. Der Balai (Gemeindehaus), immer das am besten behandelte Gebäude in einem Dorfe, war überall mit reichen Schnitzereien bedeckt.

Wir stiegen von dem Dorfe 80 Meter abwärts, wo wir den Fluß erreichten, und gingen längs seiner Ufer über eine schmale Alluvialfläche[1]) mehrere Meilen weit am Rande von Reisfeldern hin. Diese waren kunstvoll in viereckigen Beeten angelegt, die sich in niedrigen Terrassen übereinander erhoben, wobei das Wasser von den höheren sinnreich durch Bambusrohre in die tieferen so geleitet war, daß diese den Zwischendeich durchbohrten und dann aufwärts gebogen auf der tiefern Terrasse niedrige Springbrunnen hervorbrachten. Dies gab einen hübschen Anblick auf diesen grünumwallten Teichen, deren Oberfläche spiegelglatt war, ausgenommen die Stelle des Springbrunnens und einige stille Kreise um das Ausflußrohr. Da die Terrassen sich nur wenig übereinander erhoben reflektierte sich der blaue Himmel wie in einem Spiegel längs des ganzen, Thales, während das hellgrüne, junge Getreide, nur eben über die Oberfläche hervorragend, den Spiegel grün färbte, ohne im geringsten für das Auge die ruhige Oberfläche zu unterbrechen, oder die vollkommene Widerspiegelung des immer wechselnden Himmels zu stören — ein prachtvoller, in Worten nicht zu beschreibender Anblick. Hier und da lagen mitten in diesen Feldern rauchende Dörfer in Hainen von Eriodendron[2]) und Acacia-Bäumen und belebten die Landschaft.

---

1) Alluvium nennt man die gegenwärtig noch in der Bildung begriffenen, durch die Gewässer bewirkten Ablagerungen an der Erdoberfläche.

2) Wollbaum, zur Familie der Malvaceen gehörend, mit seidenartig glänzender Samenwolle.

25.

Die Dayaks auf Borneo.

E. Marburg.

Nach zweitägigem Aufenthalt in Bandjermasin [1]) traten wir unsere so heiß ersehnte Tour ins Innere an, um in den heiligen Urwald einzudringen. Wir hatten eine hübsche, zwanzig Fuß lange Prau gemietet, die mit breiten Bänken, gutem Steuer und einer gemütlichen, kleinen Kajüte ausgestattet war. Unsere Besatzung, welche das aus einem Baumstamm gehöhlte Fahrzeug rudern sollte, bestand außer dem Führer, einem intelligenten Malaien, aus zehn Männern, lauter friedliebenden Dayaks. Dem Doktor und mir hatte sich noch der Sohn eines höheren Beamten aus Bandjermasin angeschlossen, den sein weißer Diener begleitete. Wir versahen uns noch reichlich mit kleiner Münze, verschiedenen Geschenken und frischen Lebensmitteln und lichteten dann, wenn man so sagen darf, die Anker.

Wir fuhren den mächtigen Barito hinauf. Zuerst sind seine Ufer flach und sumpfig, aber nach zweistündiger Fahrt sahen wir sie schon wellig und mit Bäumen bestanden; bald befanden wir uns in dem dichtesten stillen Urwald. Hin und wieder schlug ein größerer Fisch in die Höhe, Wasservögel zeigten sich am Ufer, und einsam schwebte ein mächtiger Raubvogel gerade über uns. Von Raubtieren, die etwa zum Trinken ans Wasser gekommen wären, sahen wir, ebenso wie von Schlangen, keine Spur; nur eine Herde Affen bildete über einen kleinen Nebenfluß eine langgestreckte Kette.

Gegen Abend erreichten wir Marabahan, eine lebhafte Handelsstadt, bei welcher der Nagara in den Barito mündet. In der Umgebung dieser Stadt befanden sich Kohlenminen, wie denn überhaupt Borneo über unerschöpfliche Kohlenlager verfügt. Die Nacht blieben wir hier und kampierten schlecht und recht in dem Hause eines angesehenen Chinesen. Gegen Morgen setzten wir unsere Reise fort, um so bald als möglich in das Gebiet der unabhängigen Dayaks zu kommen.

Die zweite Stadt, die wir antrafen, war Marganari. Sie ist äußerst umfangreich und bevölkert; der ganze Distrikt soll sogar 300000 Einwohner zählen. Früher stand hier die Waffenfabrikation in voller Blüte, besonders wurden vortreffliche Schwerter angefertigt; seitdem aber die Holländer dieselbe verboten haben, ist auch der Handel der Stadt bedeutend zurückgegangen.

1) Bandjermasin liegt an der Südküste Borneos, an der Mündung des Baritostromes.

Am anderen Mittag ruderten wir weiter den Nagara hinauf. Beide Ufer waren von üppigem tropischen Urwalde bekränzt; ringsumher herrschte Totenstille. Wir hatten bereits die äußerste Grenze der Civilisation überschritten und befanden uns im Gebiete der wilden Völkerschaften. Nach dreitägiger, anstrengender Fahrt gelangten wir zu einem kleinen Dorfe, dessen Name mir jetzt entfallen ist. Dies sollte der Zielpunkt unserer Wasserfahrt sein und von hier der Marsch quer durch den fast undurchdringlichen Urwald angetreten werden. Die Wohnungen im Dorfe standen öde und leer, die Bewohner mußten wohl den Fischfang schon beendigt haben. Wir quartierten uns in einer der Hütten ein. Die Nacht, die wir dort zubrachten, war schrecklich. Es wimmelte hier alles von Moskitos und Ameisen. Besonders war eine kleine weiße und eine ähnliche rötliche eine fürchterliche Plage für uns. Wo sie nur die bloße Haut berührten, entstanden Blasen, und es war das Gefühl, als würden wir mit Nesseln gepeitscht. Wir waren deshalb auch herzlich froh, als der Morgen goldig anbrach und wir unsere Weiterreise fortsetzen konnten. Freilich mußte dieselbe von jetzt an zu Fuße gemacht werden, da es auf Borneo keine eingeborenen Pferde giebt. Aber dafür wurden wir auch reichlich durch die kostbare Luft, die in allen Farben spielende, echt tropische Vegetation und das muntere Gezwitscher der Vögel entschädigt. Wir rückten nur langsam vorwärts, weil oft erst der Weg durch die üppig wuchernden Schlingpflanzen mit dem Beile gebahnt werden mußte. Raubtiere und giftige Schlangen trafen wir ebensowenig an, als Nashörner und Elefanten, und wir konnten jetzt sehen, was von den Schilderungen zu halten sei, mit welchen man uns auf Java abzuschrecken versucht hatte. Wir bemerkten nur eine kleine, unschädliche Leopardenart. Desto mehr sind die Grasfresser vertreten: ganze Herden lustiger Affen schaukelten sich über uns in den Bäumen, und hübsch gefleckte Zibethkatzen kletterten in ungezählter Menge von einem Stamme zum andern.

Wir fanden die herrlichsten und geschätztesten Bäume, deren Produkte in Europa allgemein bekannt sind. So den Teppanbaum (Polyalthea), dessen Wurzeln sich weithin über der Erde verzweigen, und in dessen Gewirre die Vögel zahlreiche Nester gebaut haben; dann den Tabanbaum, von dem das beste Guttapercha gewonnen wird; ferner das spanische Rohr, den beliebten Sagobaum und die schlanken Baumfarne. Vor allen aber die Durianen, welche köstliche Früchte tragen, die aber die Malaien verachten, weil der Kern einen überaus unangenehmen, zwiebelartig scharfen Geruch besitzt. Wir Europäer erquickten uns desto mehr an der gewürzhaften, melonenähnlichen Frucht. Die Nacht wurde in einem improvisierten Zelte zugebracht, und trotz aller Insektenplagen und Affengekreisch schliefen wir bei der linden Tropenluft vortrefflich.

Vier Tage vergingen so unter mannigfacher Abwechselung, am fünften

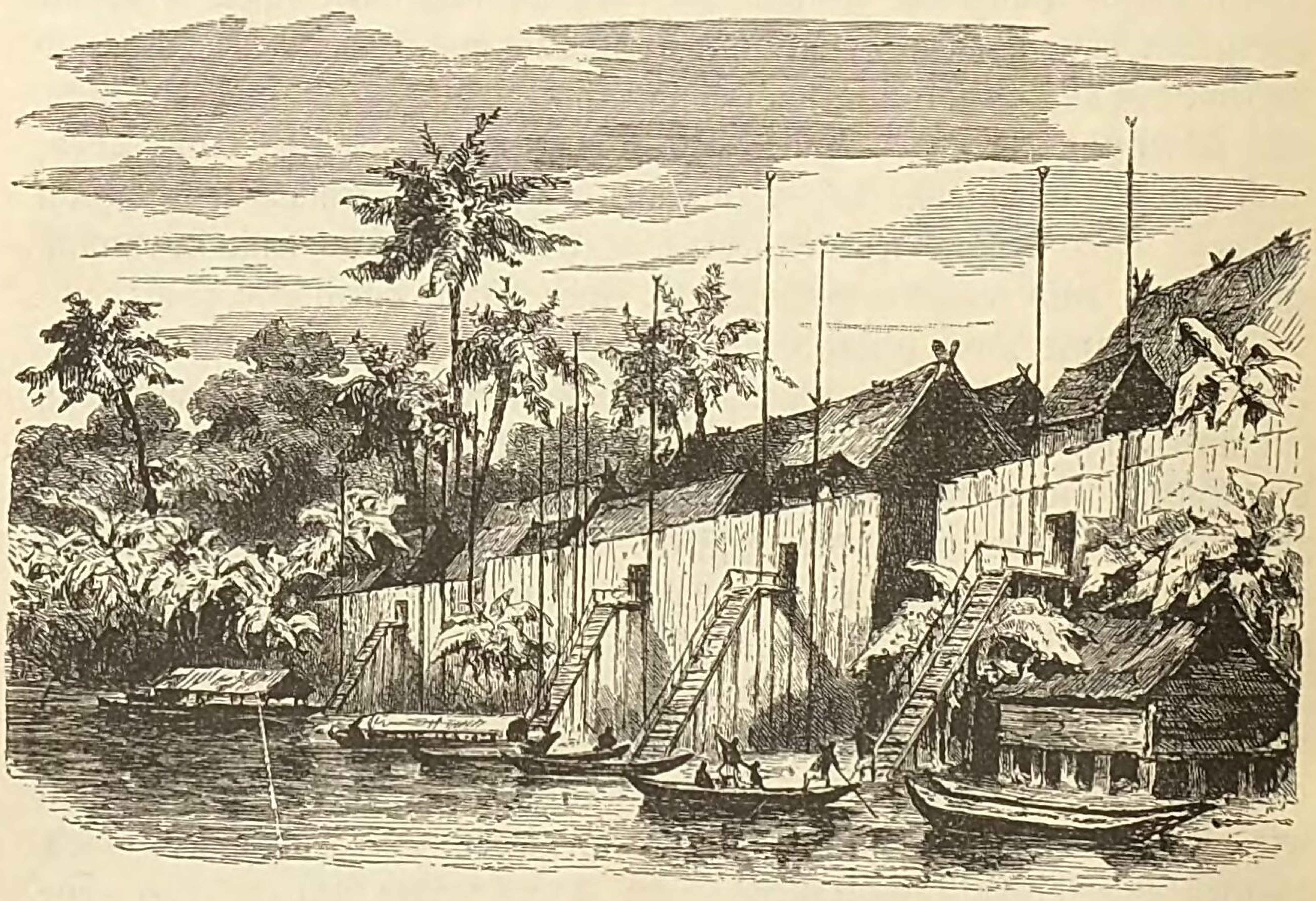
kam uns das erste Dorf der Dayaks in Sicht. Unsere malaiischen Führer zeigten einige Unruhe; denn sie wußten ebenso wie wir, daß die Dayaks zwar niemals Europäer, wohl aber bei jeder passenden Gelegenheit die Malaien und Chinesen, die sie als ihre Todfeinde ansehen, angriffen und, wenn der Sieg wie fast immer wegen der Übermacht auf ihrer Seite war, ihnen dann ohne weiteres die Köpfe abschnitten. Als unsere Führer und Diener hofften sie aber, daß sie von den Dayaks friedlich behandelt werden würden. Ungescheut betraten wir deshalb das Dorf und wandten uns zunächst der Behausung des Häuptlings, in der Dayaksprache Panglima genannt, zu. Nachdem wir ihm unsere Geschenke übergeben hatten, wurden wir auch freundlich willkommen geheißen und uns wie den Malaien, welche man von allen Seiten argwöhnisch beobachtete, eine Abteilung der ersten Hütte als Wohnung angewiesen. Uns allen, auch den Malaien, war der persönliche Schutz des Panglima zugesagt worden. Wir trugen kein Begehren, sogleich in unsere enge Wohnung einzuziehen, und machten deshalb erst einen Gang durch das Dorf.

Das ganze Dorf bestand aus drei Hütten, jede etwa fünfzig Meter lang, welche vollständig auf Pfählen erbaut sind und zwar so hoch, daß ein mittelgroßer Elefant bequem darunter hinweggehen könnte. Die Form der Hütten ist rund, mit einem aus Palmblättern bestehenden, spitz zulaufenden Dache; statt der Thüren sind leichte, gepflochtene Matten aufgehängt. Das Gebäude hat etwa das Aussehen eines Leinwandcirkus auf unseren Jahrmärkten. Die ganze Hütte, in der eine Unmenge Menschen wohnen, ist in zwei Hälften geteilt, deren eine den Schlafraum und deren andere den gemeinsamen Arbeitsraum bildet; eben hier wohnt auch das ganze Geflügel: Hühner, Tauben und Enten, zu welchen auch wir ohne Umstände einquartiert wurden. Über übergroße Reinlichkeit konnten wir deshalb wenigstens nicht klagen. Als wir in das erste Zimmer — wenn wir diese Schmutzhöhle so nennen dürfen — eingetreten waren, sahen wir an beiden Wänden eine lange Reihe alter und junger Dayakweiber sitzen, alle mit Mattenflechten beschäftigt. Wir sahen ihnen eine Weile mit Interesse zu und wandten uns dann, den zweiten Raum zu besichtigen. Vor Schreck traten wir ein paar Schritte zurück; denn über der Thür hingen wie eine Guirlande etwa fünfzig getrocknete Menschenschädel, in deren Augenhöhlen weiße Muscheln eingesetzt waren. Jetzt kehrten wir voll Abscheu um und kletterten eilig die eingekerbten Baumstämme hinab, die zum Fußboden führten.

Was das Äußere der Dayaks anbetrifft, so sind sie geradezu, Männer wie Frauen, häßlich zu nennen. Der Mund ist groß, die Nase platt mit breiten Flügeln, die Lippen blaß und dick, oft durch das fortwährende Betelkauen verzerrt. Ihre Haut ist schieferartig und äußerst rauh, von hellbrauner Farbe; Augen und Haare sind schwarz. Das

Sonderbarste aber sind die Ohren. Von frühester Jugend an werden Stäbchen durch die Läppchen gesteckt, dieselben dann stets durch größere ersetzt, schließlich dicke Pflöcke, so daß die Ohren bei den Erwachsenen bis auf die Schultern reichen, was abscheulich aussieht.

Die Kleidung der Männer im Frieden besteht nur in einem Bastgürtel um die Lenden, sonst sind sie vollständig nackt. Ihre Kriegsbekleidung ist etwas vollkommener: auf dem Kopfe ein kugelförmiger Helm, um den Leib ein mit Perlenmuscheln und Perlmutter reich verziertes Wams, an



Dayakdorf auf Borneo.

dem Fuße eine Art Sandalen. An Waffen führen sie einen Köcher, aus Rohr gearbeitete und mit einem scharfen Fischzahn versehene Pfeile, welche in ein furchtbares Gift getaucht sind, und ein Blaserohr, welches etwa $1\frac{1}{2}$ Meter lang ist, und aus dem sie ihre Pfeile mit nie fehlender Sicherheit abschießen. Da das Rohr auch mit einer scharfen Spitze, gleichsam einem Bajonett, versehen ist, dient es ihnen außerdem als Lanze. An der Seite tragen sie den Klewang, eine Art Schwert, das in seiner Form mit einem großen Rasiermesser Ähnlichkeit hat und von furchtbarster Wirkung ist. Außerdem haben sie noch den Parang, einen kurzen, breiten Dolch. Man sieht, daß die Dayaks wohl ausgerüstet sind wie ein richtiges Kriegsvolk, und in der That leben sie in beständigen Fehden mit anderen Stämmen.

Das Kleid der Frauen bildet ein knapp anliegendes, ebenfalls geschmücktes, kurzes Tuchröckchen, das durch einen aus Bambusringen und blinkenden Messingstreifen bestehenden Gürtel zusammengehalten wird. Überhaupt behängen sie sich gern mit allerlei glitzerndem Tand. Die Mädchen heiraten mit zehn und zwölf Jahren, machen also darin von den Javanerinnen keinen Unterschied. — Die Sprache der Dayaks ist ein schlechter Dialekt des Malaiischen.

Am Nachmittage hatten wir noch Gelegenheit, einem der beliebten Schwerttänze beizuwohnen. Zwei geschmückte junge Männer tanzten, die anmutigsten Stellungen einnehmend, um ein paar kreuzweise am Boden liegende Schwerter. Ihre Bewegungen waren wirklich kunstvoll, wie man es sonst bei so wilden Völkern selten findet. Zuletzt ergriffen sie die Schwerter und fochten auf die geschickteste Weise, gleich den besten Fechtern.

Was das Kannibalentum der Dayaks anbetrifft, über welches ich weiter unten noch eine kurze Schilderung geben will, so ist es vollständig mit in ihre Religion, ihr Leben und ihre Sitten verwachsen. Kein Dayak darf einen eigenen Hausstand gründen, bevor er nicht mindestens drei Köpfe in seiner Hütte hängen hat. Um Panglima zu werden, muß man erst mindestens hundert Köpfe erbeutet haben. Die Lebensweise der Dayaks steht noch auf der niedrigsten Kulturstufe. Sie verzehren nur das, was Jagd und Fischerei ihnen darbieten, und auch dies roh, höchstens mit etwas Salz bestreut. Alle nur irgend fangbaren Tiere werden verzehrt, sogar Schlangen, Eidechsen, Ratten, Mäuse und Krokodile. Sie gleichen hierin vollkommen den Chinesen. Kleinere Tiere werden nicht einmal erst ausgenommen, sondern einfach auf Kohlen ein klein wenig geröstet. Als Zukost haben sie Reis, der nie fehlen darf und, in Wasser gesiedet, als Lieblingsspeise dient. Ihre Gefäße sind meistenteils Menschenschädel, große und kleine, je nach Bedarf.

Abends machte ich der Behausung einer alten Frau einen Besuch; sie war der Arzt des Stammes. Ich sah auch ein hübsches Beispiel ihrer Heilkunst. Ein junger Dayak war ungeschickt gewesen und von einem Baume gestürzt, wodurch er sich wohl innerlich verletzt hatte. Das Weib machte ihm Kräuterumschläge, aber wunderbarerweise um den Kopf, was jedoch leider keinen Erfolg hatte, denn der Patient stöhnte herzzerreißend. Sie rieb ihm deshalb den ganzen Körper mit Schlangenfett ein, das die Dayaks durch Erlegen großer Riesenschlangen zu gewinnen wissen; auch dieses kostbare Mittel half nichts. Jetzt sollte ich als Wunderdoktor eintreten. Ich gab ihm aus meiner Reiseapotheke eine gute Dosis Glaubersalz, was ihm auch zu bekommen schien. Unser englischer Arzt war leider gerade auf einem botanischen Ausfluge nach den nahen Bergen.

Schon acht Tage waren wir im Dayakdorfe; alles war seinen gewohnten Lauf gegangen, und wir dachten bereits daran, unsere Heimreise anzutreten, als ein Umstand eintrat, infolgedessen wir noch längere Zeit hier verweilten. Ein Bote vom Panglima Oppurna brachte uns die Ankündigung, daß nach drei Tagen ein großes Tiwah stattfinden werde, wozu auch wir freundlichst eingeladen wären. Tiwah bedeutet Totenfest; es wird zu Ehren der Verstorbenen abgehalten und dauert gewöhnlich acht Tage. Da wohl erst wenige Europäer einem solchen Feste beigewohnt hatten, so war es uns natürlich sehr interessant, davon Augenzeuge zu sein. Große Vorbereitungen, wie wir es eigentlich erwartet hatten, trafen die Dayaks zu ihrer Nationalfeier nicht. In dem nächsten Felde wurden ungefähr zwanzig Pfähle fest in die Erde gegraben und einige lange Gräben gezogen, zu Sitzen für die Zuschauer bestimmt.

Am Tage vor dem Beginn des Festes kam eine Abteilung Dayaks von einem kleinen Kriegszuge heim. Fast sämtliche Krieger trugen abgeschlagene Köpfe; diejenigen, welche die meisten hatten, gingen voran. Alle daheimgebliebenen Dayaks zogen ihnen entgegen, um die Sieger im Triumphe einzuholen. Am Schluß des Zuges wurden etwa dreißig Gefangene geführt, die jedenfalls zu einem jener schrecklichen Mahle bestimmt waren, deren Teilnehmer wir als Kannibalen bezeichnen.

Am folgenden Morgen begannen die Festlichkeiten. Die Liaus, das heißt die Priester des Stammes, riefen die Götter, besonders den Dewata Dugingang' an, dann erschienen die Bliangs, sechs Priesterinnen, die jeder Stamm besitzt, und stimmten eine herz- und ohrenzerreißende Totenklage an, vor der wir aber bald flüchten mußten. Das Singen und Beten dauerte den ganzen Tag; während dessen hockten die übrigen Dayaks in den Gräben und hörten voll Andacht zu. — Am nächsten Tage wurden zunächst drei Kriegsgefangene vorgeführt; die Liaus schienen sie zu verfluchen und den Zorn Dewata Dugingangs auf sie herabzurufen. Darauf wurden sie entkleidet, das heißt der Lederschurz abgenommen, und an die Marterpfähle gebunden. Ein Dayakkrieger nach dem anderen kam nun schnellen Schrittes heran, stieß ihnen den scharfen Klewang leicht in den Körper und kehrte dann in einen Bogen auf seinen Platz zurück. Hierauf wurde von allen Seiten mit den Parangs auf sie geworfen, bis die unglücklichen Opfer ganz von Wunden und Blut bedeckt waren. Keine derselben jedoch war tödlich; die bedauernswerten Menschen sollten sich nur langsam verbluten, oft leben sie aber noch vier bis fünf Stunden unter den schrecklichsten Qualen. Wir konnten diese Grausamkeit gar nicht mehr mit ansehen und gingen in unsere Hütte. Als wir uns gegen Mittag wieder nach dem Festplatze begaben, waren die armen Gefangenen richtig zu Tode gemartert. Die Leichen wurden nun von

den Pfählen gerissen, und siegestrunken warfen die Dayaks die von den toten Körpern abgeschnittenen Stücke Fleisch auf ein Kohlenfeuer, um sie nach kurzer Zeit zu verschlingen. Oft können sie selbst das Rösten nicht einmal abwarten und verzehren, so unglaublich es auch scheinen mag, die Leichen roh. Auf solche Weise sollten jeden Tag zwei bis drei Gefangene gemartert werden, da dies Fest uns zu Ehren zehn bis zwölf Tage dauern sollte. Wir hatten jedoch genug von dem einen Tage, und trotz aller Bitten und Einwendungen des Panglima beschlossen wir, schon morgen in aller Frühe aufzubrechen.

Am Nachmittag wohnten wir noch der Beerdigung des trotz Glaubersalzes verstorbenen Dayaks bei. Ein langer Zug bewegte sich an uns vorüber, voran gingen mehrere Liaus, dann folgten drei Bliangs, Trauergesänge heulend, nach ihnen kam die Leiche, unbekleidet, von vier Sklaven auf Stangen getragen, zum Schluß gingen wieder drei Bliangs. Die Richtung desselben war zu unserer Verwunderung nach dem Urwalde zu; an einer besonders dichten Stelle in demselben wurde endlich Halt gemacht. Die Liaus zeichneten einen Kreis in den Rasen, mitten hinein wurde die Leiche gesetzt. Nach mannigfachen Gesängen, Beschwörungsformeln und rasenden Tänzen der Priester und Priesterinnen, während wir uns zurückziehen mußten, nahmen die Träger, recht kräftige Männer, die Leiche und erkletterten mit ihr einen besonders hohen Baum. Auf dem höchsten Gipfel wurde der Tote mitten in dem frischen Gezweig befestigt und so den schon in der Luft kreisenden Raubvögeln preisgegeben. Nach einigen Tagen wird dann das Gerippe heruntergenommen und unter Ceremonien der Erde übergeben.

Am folgenden Morgen um sechs Uhr früh erhoben wir uns, wenig gestärkt, teilten noch einige Geschenke aus und verabschiedeten uns dann feierlichst von dem alten Panglima und den Stammesältesten. Sie sahen auch recht freundlich aus, und besonders war uns die Frau des Häuptlings gewogen. Auf ihren Wunsch bekamen wir einen Führer mit, der uns den kürzesten Weg zum Nagara zeigen sollte.

Bald empfing uns wieder der frische Urwald, und wir atmeten ordentlich auf, daß wir uns jetzt nicht mehr in der Nähe jener Menschen befanden, deren sämtliche Sitten widerwärtig und grausam sind.

Australien.

1.

Sydney.

Graf Anrep-Elmpt [1]).

Kaum ist man durch den schroff felsigen Eingang in den Hafen von Port-Jackson gefahren, so entfaltet sich sofort die überraschende Ansicht der kranzförmig die 5 engl. Meilen lange, buchtenreiche Bai umfassenden Stadt nebst ihren Vorstädten. Ein schönes, imposantes Bild! (Siehe die Illustration auf S. 463). Dieser Eindruck wird während der Fahrt gesteigert durch die zahlreichen Buchten, in denen, gleichwie im Hafen selbst, unzählige Dampfer, Schoner, Segelschiffe u. s. w. teils vor Anker liegen, teils nach allen Richtungen die glitzernde, leicht gekräuselte Wasserfläche entweder schweigsam oder summend, brummend und pfeifend eilig durchschneiden.

Diesen Eindruck einer blühenden Handelsstadt voll Leben und Treiben, eines Hafens, der gewissermaßen einzig in der Welt besteht, behält der Ankömmling bis zum Halt am Wharf (Ladeplatz); hier aber tritt an seine Stelle momentan das Gefühl einer gewissen Enttäuschung; denn vor einem liegen stille, leblose Gassen, breite Straßen und eine große, jedoch an geschäftlichem Leben scheinbar arme Stadt. Diese Enttäuschung hört jedoch auf, wenn man, das Wharf verlassend, hinauf in das Herz der Stadt gelangt, wo nur zu rasch es dem Fremden klar wird, daß Sydney sich mit vollstem Recht eine Großstadt nennt.

Namentlich sind es die zwei Hauptstraßen, die George-Street und die Pitt-Street, die dem Fremden sofort den lebendigen, bunten Charakter der Stadt vorstellen. Man begegnet in denselben einer wogenden Menge absonderlichster Physiognomieen von europäischen, amerikanischen, asiatischen und oceanischen Typen und Sprachen; hier herrscht ein fortwäh-

1) Graf Anrep-Elmpt machte die Reise im Jahre 1878.

rendes Gerassel von zwei- und vierräderigen Karren, Wagen, Cabs, Droschken, Omnibussen mit zwei, vier, auch sechs Pferden bespannt; Postreiter in scharlachroter Uniform und zahlreiche andere Reiter in allen Kostümen vermehren das Durcheinander, alles rennt im eiligsten Tempo, als ob es irgendwo brenne; Ausrufer hier, Ausrufer dort; Drehorgeln und Musikanten auf Schritt und Tritt; Schimpfen, Schreien, Rufen, Pfeifen, Peitschengeknall und Kindergeschrei hier und überall, kurz, es entfaltet sich das echte Bild einer Stadt von 100 000 [1]) Menschen des 19. Jahrhunderts, wo keiner Zeit zu haben glaubt und meist doch nichts Besonderes zu thun hat. Überall tritt die Herrschaft der Hauptgottheit unseres Zeitalters, „des allmächtigen Geldes", hervor. Ein nicht minder lebhaftes Treiben entwickelt sich, besonders zur Abendzeit, in den übrigen Hauptstraßen, wie Hunter-, King- und Market-Street mit ihren reichhaltigen Schauläden der verschiedensten Art, ihren unzähligen Bar-rooms (Trinkhallen), großen und kleinen Hotels, Banken u. s. w. Aber trotz des hastigen und rastlosen Lebens und Treibens in den Straßen, trotz der glanzvoll und reich ausgestatteten Schaufenster der Kaufläden scheint hier das Geschäft doch krank zu sein, was die zahllosen Auktionshäuser und Trödler beweisen, die fast die einzigen sind, welche noch ein glänzendes Geschäft machen.

Die Straßen sind chaussiert oder gepflastert, meist jedoch in ununterbrochener Reparatur, daher in denselben stets unbequeme Hemmungen des Verkehrs stattfinden. Die Trottoirs sind ziemlich breit und gut, meist aus Makadam (eine Art Steinschlag), Cement oder Asphalt, stellenweise auch aus behauenen Steinen, jedoch bei den Straßenübergängen mit halsbrecherischen Stufen versehen, die bei der Mangelhaftigkeit der hiesigen Gasbeleuchtung nicht nur äußerst unangenehm sind, sondern oft gefährlich werden und dadurch manchem Arzte der Stadt schon ein Scherflein in die Tasche gebracht haben.

Kirchen der verschiedensten Konfessionen und Sekten trifft man zahlreich in Sydney; unter diesen befinden sich viele pompöse, kostspielige Bauwerke, geschmackvolle dagegen nur wenige. Ebenso verhält es sich mit den übrigen öffentlichen und privaten Gebäuden dieser Hauptstadt. Sie haben viel Geld gekostet, tragen meisterhafte Verzierungen, teures Material, zierliche Kuppeln und Ausbaue, Vergoldungen und Bronzierungen zur Schau; doch alle zeigen den neuenglischen, pompösen, zwar soliden und praktischen, jedoch stil- und geschmacklosen Typus des Parvenu (Emporkömmlings).

Der umfangreiche, frei gelegene Bahnhof ist schmuck erbaut und

---

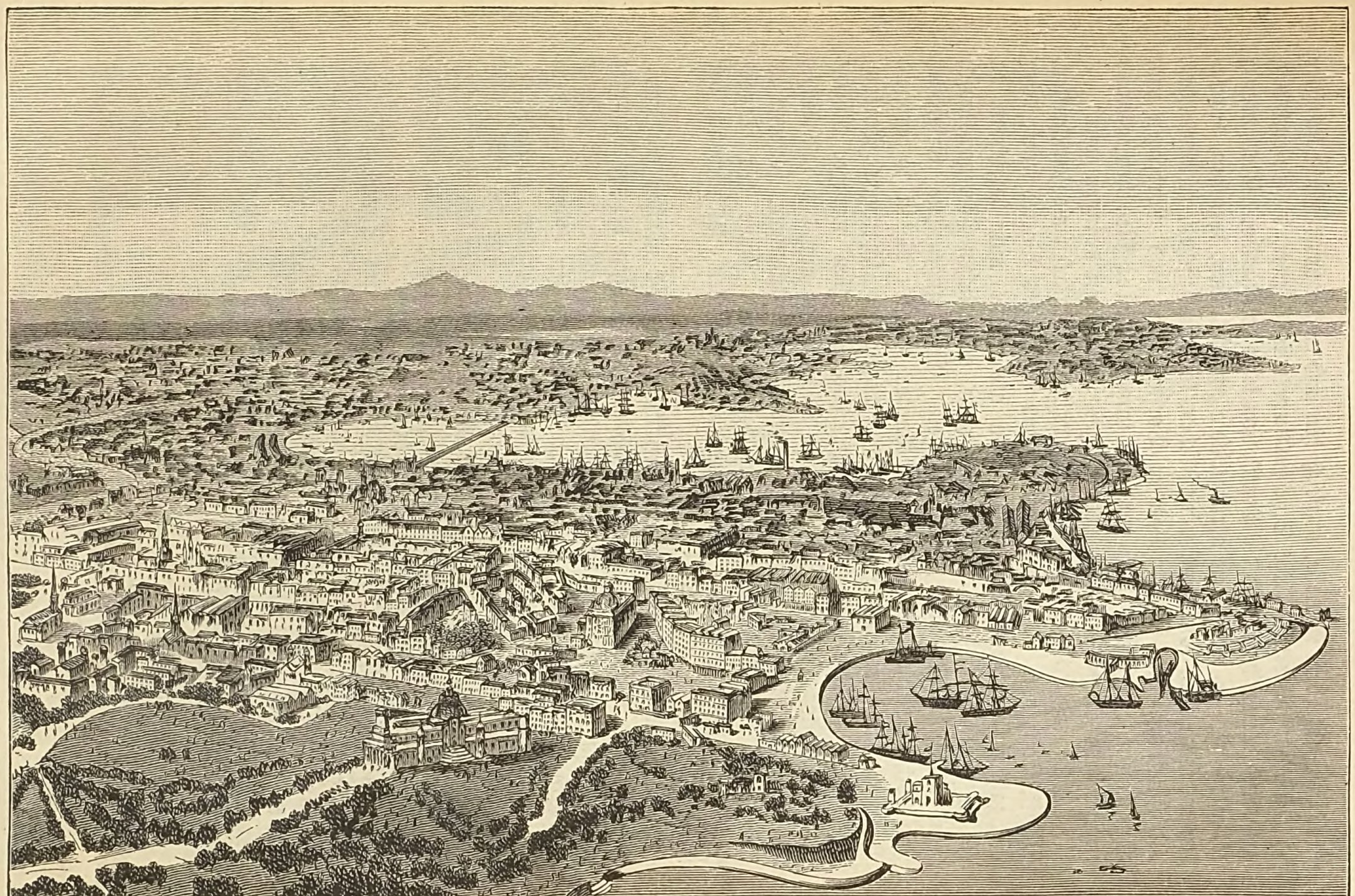
1) Die Einwohnerschaft der Vorstädte, welche für sich allein 120 000 zählt, ist hier ausgeschlossen.

macht den Eindruck eines großartigen Verkehrs. In seiner Nähe befindet sich das in nichtssagendem Stil aufgeführte permanente Gebäude der landwirtschaftlichen Ausstellung, umgeben von dem recht unschönen Prinz-Alfred-Park. Südwestlich davon erhebt sich stolz das Universitätsgebäude im Centrum des an und für sich schon hoch gelegenen Viktoria-Parks. Es ist unstreitig unter die schönsten und gelungensten Bauwerke der Stadt zu zählen. Von seinen Fenstern aus genießt man einen prachtvollen Anblick auf das bunte Sydney, den glänzenden Hafen von Port Jackson, auf die rauchigen Vorstädte und auf die aus Eukalypten (Gummibäumen), Mimosen, Akazien, niedrigem Gebüsch, Gestrüpp, Steingeröll oder Sandhügeln bestehende hügelige Umgebung Sydneys. Das zweistöckige Gebäude ist halbwegs im gotischen Stile des 15. Jahrhunderts erbaut; das Material desselben bildet der schmucke Sandstein, welchen die Umgebung Sydneys in so vortrefflicher Qualität liefert. Unweit der Universität liegt inmitten einer noch jungen Anpflanzung in gesunder, freier Lage die Anstalt für Taubstumme und Blinde.

Eine besondere Zierde der Stadt bildet der botanische Garten. Der Garten liegt zwischen der Sydney-Cove (Bucht) und der Wulumulu-Bai und umfaßt die pompös ummauerte Farm-Cove, eine Bucht des Hafens, in welcher die Kriegsschiffe der Kolonie ankern. Links vom Garten erhebt sich auf stattlicher Anhöhe der Fort-Macquarie-Landzunge das reizend in einer englischen Parkanlage gelegene Palais des Gouverneurs, während rechts sich jene schmale, schattenreiche Landzunge anschließt, welche die Farm-Cove von der belebten Wulumulu-Bai trennt. Die Lage des botanischen Gartens ist eine der lieblichsten, die man sich für eine derartige Anlage denken kann. Seine nördliche Grenze bildet das durch eine kunstvolle Mauer eingefaßte hohe Ufer der Farm-Cove, längs welcher ein stattlicher, von üppigster Vegetation umgebener Weg führt, mit herrlicher Aussicht auf die blaue Wasserfläche, auf der zahlreiche Freunde des Segelns oder Ruderns ihre gewandten Übungen anstellen.

Der Garten ist reich an gefällig angelegten Rasenplätzen, die echt englisch sorgsam gepflegt als Muster einer Rasenerzeugung dienen können. An Pflanzen zeigt er eine große Mannigfaltigkeit von Arten aller Zonen. Eine wissenschaftliche Regelmäßigkeit oder Klassifikation der Pflanzengruppen ist nicht vorhanden. Dieses Durcheinander ist zwar ein gefälliges für das Auge, aber höchst störend für den wissenschaftlichen Besucher. Die Anlage und Pflege der Wege, der verschiedenartigsten kleinen Wasserfälle, Springbrunnen, Teiche, Inseln, zierlichen Hügel, Pavillons ist eine vorzügliche. In der Nähe des Eingangs befindet sich ein umfangreicher Tiergarten, der aber im Verhältnis zum botanischen Garten weniger sehenswert ist.

Die Theater, deren Sydney drei besitzt, dienen eigentlich nur der Zer-



Sydney.

streuung, nicht dem Genusse, obgleich hin und wieder vortreffliche Künstler in denselben auftreten. Die Sitze sind unerträglich enge, die Beleuchtung gründlich mangelhaft, und die Ventilation fehlt vollständig. Ebensowenig laden die Hallen mit ihren akrobatischen musikalischen, lyrischen, dramatischen, tragischen, komischen, spiritistischen, kommunistischen, freidenkenden, antichinesischen und sogar religiösen Vorstellungen und Vorträgen zum Besuche ein, es sei denn, daß man sich zum Zwecke des Menschenstudiums in die rohe Masse oft sehr verdächtiger Individuen drängen will.

Öffentliche Lokale, als Cafés, Bierhallen, Biergärten mit Zeitschriften, Musik, Tanz u. s. w. giebt es im richtigen Sinne des Wortes keine; denn die zahlreichen Bar-rooms kann man als solche nicht bezeichnen, da es in ihnen an jeder Gelegenheit zum gemütlichen Ideeenaustausch beim Glase Wein oder Bier mangelt. Eine angenehme Erholung und höchst genußreichen Aufenthalt könnten dagegen die in so großem Maßstabe in der Mitte der Stadt angelegten schattigen Parkanlagen und Gärten bieten, wenn nur das Publikum weniger Roheit und Brutalität besäße. Diese Parks bieten nicht nur den zahlreichen Cricket-Klubs Gelegenheit zu ihren unterhaltenden Übungen, sondern sie sind auch der Tummelplatz der wilden Jugend, sowie der Tagesschlafplatz der zahlreichen Vagabunden des wilden Nachtlebens der Hauptstadt.

Einen ganz besonders charakteristischen Eindruck machen die Parkanlagen an den Sonntagen, wo mit Ausnahme derjenigen, die per Dampfer oder Bahn aus der Stadt hinausziehen, die Bevölkerung der Stadt zahlreich sich versammelt, um, auf dem Rasen oder den Bänken auf dem Bauche ausgestreckt, den stillen Sonntag sich auszugähnen, auszurecken, oder aber — wie namentlich im Hyde-Park — sich um die zahlreichen sogenannten Missionare oder Apostel oder um die vielen kommunistischen Volksredner zu gruppieren und ihnen zu lauschen, bis — was oft genug geschieht — eine Prügelei die Scene beendet.

Das Gemisch der Besucher des Hyde-Parks am Sonntag ist ein höchst buntes; die verschiedensten Nationen der ganzen Erde erkennt man hier an Sprache, Farbe und Physiognomie; der einzige, welcher fehlt, ist der Ureingeborene Australiens; und wenn man einmal einem solchen begegnet, so erscheint er in Lumpen gehüllt — ein Bild der Verkommenheit und Entartung.

2.

Ausflug in die Blauen Berge.

J. W. Dehn.

Der Name der „Blauen Berge“[1]) erklärt sich von selbst; das Gebirge erscheint aus der Ferne von blauem Äther umgeben. Selbst im grellsten Sonnenlichte ist dies deutlich wahrzunehmen. Die Ausdünstungen der verschiedenen Arten von Eucalyptus (Gummibäumen), welche fast ausschließlich diese Berge schmücken, soll die blaue Färbung der Atmosphäre hervorrufen. Der Hauptgebirgszug erstreckt sich südlich 70 englische Meilen weit; nach beiden Seiten ziehen sich auf 34 Meilen hin die westlichen und östlichen Ausläufer. Wer Zeit und Mühe daran wenden kann, um einzelne Thäler zu Fuß zu durchstreifen, wird sich jedenfalls belohnt finden. Auf Mount Victoria, dem höchst gelegenen Punkte, sind einige Gasthäuser eingerichtet worden, von denen aus der Tourist gewöhnlich seine Ausflüge unternimmt. Das mit großer Mühe verbundene Besteigen einiger wenig höher gelegenen Punkte in der Nähe des Mount Victoria ist nicht lohnend, man müßte denn ein ganz besonderes Verlangen tragen nach intensivstem Sonnenbrand. Das gleichsam umgekehrte Unternehmen aber wird niemand bereuen, obgleich es mit Anstrengungen und Gefahren aller Art verbunden ist und ziemlich einen ganzen Tag in Anspruch nimmt: eine Partie in die tief gelegenen Schluchten. Hier ist der Natur der echt australische Stempel aufgedrückt. Man muß unbedingt in die eine oder andere Schlucht hinunterklettern, und sollte es auf Händen und Füßen geschehen, um den so eigentümlichen Reiz der australischen Tier- und Pflanzenwelt in seiner Wildheit kennen zu lernen. Staunen mit Kopfschütteln, tiefster Ernst mit freudigstem Lachen bewegt den Wanderer; doch behält eine gewisse Ängstlichkeit die Oberhand, da man sich in steter Gefahr befindet. Es ist die giftige Schlange, die eine reine, ungetrübte Freude an dieser herrlichen Natur nicht aufkommen läßt. Die Furcht vor ihrem Biß, der fast in allen Fällen den Tod sofort nach sich ziehen soll, ist ein beklemmendes, unangenehm-lästiges Gefühl. Doch immer von neuem ergreift uns freudiges Erstaunen; die Bilderbücher aus der Jugend goldenen Tagen scheinen vor uns aufgeschlagen: was wie nur im Bilde einst halb ungläubig geschaut, „hier wird's Ereignis.“ Der Lyravogel! Dort auf den dürren Ästen eines alten Gummibaumes stolziert er gravitätisch umher. Das Weibchen hält sich in der Nähe des

1) Die Blauen Berge, Blue Mountains, liegen im östlichsten Teile von Neu-Süd-Wales.

Nestes auf, während der Hahn mit fast senkrecht getragenem Schweif auf einem Zweige seinen Platz genommen hat. Von Zeit zu Zeit, in der unendlichen Stille, läßt er ein sonderbares Pfeifen hören. Unberechenbarer Rhythmus und wahrhaft grauenerregende Intervalle liegen in seinen Tönen, die doch tief und süß klingen. Seltsamer Sangesbruder! Man kann nicht umhin, ihn auszulachen. Zwischen den riesigen Sandsteinblöcken, die man mühevoll überklettert, hört man plötzlich ein Rascheln. Das ist der Lysard (eine große, etwa 1½ Meter lange Eidechse), der nach der Quelle eilt, die unter den Felsblöcken rieselt und sich unten in der Schlucht zu einem Wässerchen gesammelt hat. Ein harmloses Tier, scheu und geschwind, aber gut Freund mit der Schlange. Daher meidet man gern seine Nähe, zufrieden, ihn in seiner braunen Haut auf einen Augenblick beobachtet zu haben. Der Anblick der schwarzen, 2—2½ Meter langen Schlange ist im höchsten Grade widerlich. Unten am Wasser, im Schlamme trifft man sie häufig und muß auf der Hut sein, sie nicht zu berühren oder gar zu treten. Der schwarze Führer und sein Hund erkennen die Anwesenheit der Schlange schon auf 10 bis 15 Schritt am Geruch und bedeuten dem Reisenden, stillzustehen. Die Eingeborenen nähern sich dann dem gefährlichen Tiere auf 3 bis 4 Schritte und versetzen ihm mit einem guten Stocke, geübt und kräftig mit sicherer Hand, einen Schlag über den Kopf, der jeden Angriff desselben unmöglich macht.

Bunte, in den reichsten Farben schillernde Insekten summen emsig von Blatt zu Blatt, oder wiegen sich auf den langausgestreckten Armen der unzähligen Kräuter. Die Pflanzenwelt, obgleich eigentümlich einseitig, hat doch ihre großen Reize. Im feuchten Boden, in der Nähe der kleinen Gewässer, gedeihen Farnkräuter von seltener Höhe (3—4 Meter), von erquickender Schönheit des Grüns und merkwürdiger Mannigfaltigkeit der Blattgestaltung. Diese Farne sind die Zierde der Wildnis und werden von Reisenden mit Vorliebe gesammelt, natürlich nicht ohne große Schwierigkeiten; denn der Weg hinauf ist beschwerlich, und jede Kleinigkeit, die man zu tragen unternimmt, wird mit der Zeit eine Last. Berühmte deutsche Botaniker haben hier reiche Schätze für ihre Herbarien gesammelt. Der Laie aber thut besser daran, sich an dem prächtigen Grün zu erfreuen und nur den Eindruck mit nach oben und nach Hause zu nehmen von all dem Schönen, Ergreifenden, das dort unten in den Schluchten, auf immer feuchtem Boden grünt und blüht wie in einem gewaltigen Treibhause.

Den höchsten Reiz gewährt es, einen Sonnen-Auf- und -Untergang auf Mount Victoria zu genießen. Die nahegelegenen Wasserfälle im Cunimbla-Valley und bei Mount Piddington zu besuchen, dürfte in zweiter Linie folgen. — Der Grundcharakter der Berge ist wild; Wege

und Stege sind nur mit Mühe zu passieren. Die eisenhaltige, rote Sandsteinformation entsendet unter den grellen Strahlen des australischen Sonnenlichtes feurige Reflexe, die sich dem dunkeln Grün der Eukalypten gegenüber ganz seltsam ausnehmen. Das Auge wird nicht müde, in die Ferne zu schauen; denn es findet im Hintergrunde allerwärts den wohlthuenden Ruhepunkt in der blauen Atmosphäre. Die Färbung derselben wird nach Sonnenuntergang ganz besonders auffallend und stark, so daß man nur einen kleinen Gesichtskreis behält. Völlige Dunkelheit tritt sehr bald nach dem Verschwinden der Sonne ein, und nur noch vereinzelt schauen hier und da nackte Stellen des Gesteins aus der Dunkelheit hervor. Das Schauspiel des Tages hat ein Ende; die heilige Nacht breitet ihre Schwingen aus, der Mond geht auf. O, diese „mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält!" Der Mond gießt sein ruhiges, weißes Licht aus über die schlummernden Berge. Die ganze Scenerie nimmt einen milden Charakter an; man glaubt nicht, daß es dieselben Berge sind, die man erst wenige Stunden vorher so feurig, so wild und kühn gesehen hat. — Die Nacht auf Mount Victoria ist so herrlich, daß man nur zu leicht dazu kommt, sie zum Tag zu machen. Und man thut gut daran; denn der Wirt auf Mount Victoria hat Betten, die der Einfachheit wegen mit rotem Sandstein gestopft zu sein scheinen. Es ist also ratsam, unterm Regenschirm auf Farnkräutern zu übernachten. Die Verpflegung ist ähnlicher Art; die Gemüse, gekochtem Seegras nicht unähnlich, werden zwar reichlich gegeben, aber schlecht, während doch Berliner Grundsatz ist: „Lieber ein Gericht mehr, aber gut." — Auch fehlt es an gutem Trinkwasser; der so genannte Stoff in der großen Cisterne wird zwar mit Aufmerksamkeit, aber ohne jeden Durst betrachtet; denn er ist braun und abgestanden. Um so besser mundet der englische Porter und am besten das verehrlichste Getränk „half and half", die Mischung aus Porter und Ale.

Voll der reichen Eindrücke fuhr ich mit dem Frühzuge bergab, dem Städtchen Bathurst zu, welches an einem Miniaturflüßchen, Namens Macquarie River, liegt und etwa 5500 Einwohner zählt. Die nahegelegenen Goldminen lieferten im Jahre 1879 einen Ertrag im Werte von 62982 Pfund Sterling. Bathurst hat recht ansehnliche Gebäude, und das Aussehen des Ortes läßt auf großen Reichtum schließen. In nächster Umgebung werden Kohlen an der Oberfläche gefunden, und bei Hartley, einem unweit gelegenen kleinen Orte, findet sich der Ölstein in Schichten von ein Meter Dicke, der unter dem Namen shale in Menge nach England versandt wird und 150 bis 160 Pfund rohes „Oil" per Tonne liefert. Bathurst trägt den Namen „Kornkammer Australiens," und gewiß nicht mit Unrecht. Schon lange, bevor man die Stadt erreicht, sieht man links und rechts vom Bahnkörper den prachtvollsten Weizen auf den Feldern, zwei Meter

hohe Halme beugen sich unter der Last schwerer Ähren. Auch andere Feldfrüchte, vorherrschend der schwere australische Mais, gedeihen hier in üppiger Weise. Zwischendurch bemerkt man Landstriche, die noch gar nicht urbar gemacht worden sind. Allenthalben stand einst der Gummibaum; denn Tausende von alten Stümpfen, die von abgehauenen oder abgebrannten Stämmen übrig geblieben sind, weisen auf reiches vergangenes Leben. Die Beseitigung des Gummibaumes macht große Schwierigkeiten; denn er erreicht eine Stärke bis zu 1 1/3 Meter im Durchmesser, und sein Holz ist hart wie Eisen, sehr fett und zähe. In der Nähe der kleinen Ortschaften und Gehöfte sind europäische Bäume angepflanzt, die auf dem vorzüglichen Boden leicht fortkommen. Mit einigem Vergnügen begrüßt man unsere Eiche, die sich wohl zu fühlen scheint. Unser guter Lindenbaum kann sich dagegen an den langen Sommer nicht gewöhnen.

3.

Feuertanz der Papuas.

N. Graf Anrep-Elmpt.

Meine Richtung[1]) war meist eine nördliche; mein Weg blieb hügelig, meist steigend und zugleich sumpfig. Die Umgebung bildete üppiger Urbusch, der durch zunehmende Schlingpflanzen und großblätterigen Unterwuchs des allmählich höher schießenden Unterholzes dichter und dichter wurde. Es war für den Freund der Natur und einer üppigen Vegetation eine entzückende Strecke von 14 Meilen bis zu den „Glaß-Mountains“ (Glasberge), wo nur ein bescheidenes Wirthshaus für Reisende und für den Halt und Pferdewechsel der Postkutsche vorhanden war.

Um 5 Uhr nachmittags hielt ich vor dem 44 m über dem Meeresspiegels liegenden Hause. Nachdem ich mein Pferd gefüttert und hierauf in den Paddoc (Gehege) gelassen, wanderte ich in die von der untergehenden Sonne prachtvoll beleuchtete Umgebung, die eine höchst bemerkenswerte war. Es waren nämlich fünf riesige, krystallinische Granit-Kolosse inmitten des dichten Urbusches, die in regelrechtem Kreise den Ort umgeben. Der niedrigste derselben ist 300 m, der höchste 660 m über dem Meeresspiegel. Der von 400 m Höhe und 100 m in der Breite, der die Form eines Obelisken bildet, ist der auffallendste in der Form und dem Glanz. Das Glitzern ihrer Flächen, oder richtiger ihrer steilen Wandungen, giebt

---

1) Der Reisende befand sich um diese Zeit (1878) im Moreton-Distrikt im südöstlichsten Queensland, zwischen Brisbane, der Hauptstadt Queenslands und dem nördlich davon gelegenen Gympie.

ihnen mit Recht den Namen „Glas- oder Krystallberge". Sie sind unbesteigbar. Ihre kreisförmige Lage, wie auch der Charakter ihrer Grundumgebung deuten unzweifelhaft auf einen früher hier bestandenen Krater.

Nach einem spärlichen Abendbrot und nach Rückkehr von einem Besuche meines Pferdes erblickte ich hinter dem Hause hellen Lichtschein und qualmenden Rauch und erfuhr, daß es eine bedeutende Horde Eingeborener sei, die, im Busch gelagert, diese Nacht bei Mondlicht ihren Feuertanz (Koroborry) abhalten würden.

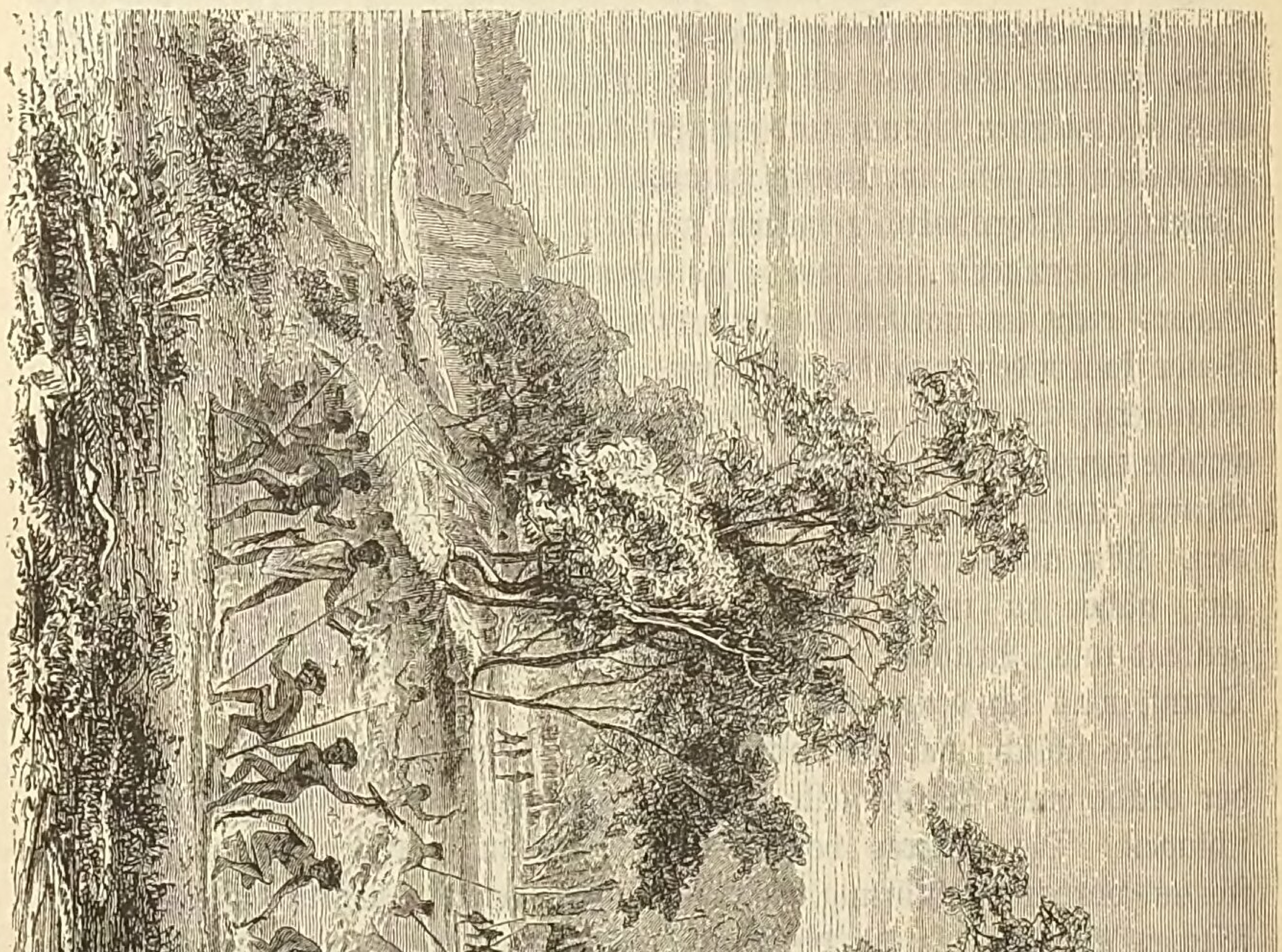
Ich wanderte hin, wurde von den zahlreichen, mageren Hunden des Lagers recht unangenehm, jedoch von den auf dem Boden, am lodernden Feuer kauernden und die räudigen, gerippartigen Bestien zurückrufenden Männern, Weibern und Kindern freundlich grinsend empfangen. Die Hunde verzogen sich kriechend und knurrend, den Schwanz zwischen den Beinen, unter die kauernde Masse der wild und elend aussehenden Gruppen. Mit ausgestreckten Armen und dem a-la-la-la-la forderten sie mich auf, näher zu treten, und mit Lauten und Zeichen auf ihre Pfeifen deutend und „Brandy" rufend, erbaten sie sich Tabak oder Geld zu einem Trunk, was ich denn auch sofort gab.

Wie üblich, war die Horde in einer kleinen Fläche gelben Grases in der Nähe einer Wasserstelle gelagert und hatte dort ihre Hütten aufgeschlagen. Die letzteren bestanden aus breiten Streifen Baumrinde, die sie an vorher dachförmig in den Boden gesteckte Stäbe mit Gras befestigen und das oft, da die Rinde seltener geworden, nur von der Windseite, während sie den Rest mit Gesträuch oder Lumpen bedecken; oder aber sie legen die Borke auf im Kreise eingerammte, spitz zulaufende, miteinander verbundene Stäbe. In einer solchen Behausung rasten oft bis vier Erwachsene nebst Kindern. Vor dem Eingange jeder Hütte brennt stets ein Feuer. Sie lagern nur in kleineren oder größeren Flächen, nie unter Bäumen oder Gebüsch, wahrscheinlich des Blitzes und der Schlangen wegen.

Als ich erschien, sollte der Tanz beginnen. Das Feuer hierzu wurde angefacht und derart versorgt, daß es recht viel Qualm erzeugte. Um dasselbe kauerten Männer, Frauen und Kinder heulend, schreiend und mit höchst geschicktem Händegeklatsch, hin und wieder wirkliche Trommeltöne hervorbringend.

Es waren nur zwei Männer und zwei Frauen im Tanz, später vergrößerte sich mehr und mehr ihre Zahl. Die Männer trugen langes, gekräuseltes Haar, buschig gekräuselten Bart und mächtigen Schnurrbart, die Frauen hatten ebenfalls gleich langes, gekräuseltes Haar, wie die Männer, und einige derselben hatten sogar einen auffallenden Bartanflug. Der Tanz erinnerte erst an die spanische Tanza; denn er begann ebenfalls in langsamem Tempo, mit nur wenig Bewegung der Füße, aber

desto stärkeren Schwenkungen der Arme und Hände und des ganzen Oberkörpers. Die Männer hatten Knochen und Speere, die Frauen kurze



Feuertanz der Papuas.

Stäbe in den Händen. Allmählich wurden die Bewegungen heftiger; die Füße lösten sich so zu sagen aus ihrer Unthätigkeit. Speere, Knochen und

Stäbe schlugen aneinander. Hin und wieder trat einer der Männer in dieses Durcheinander, mit Gewandtheit rechts, links, vorwärts, rückwärts die Knochen, Stäbe und Speere parierend, ohne einen Schlag zu erhalten. Die Füße traten in das Feuer, und um sich drehend, niederkauernd und wieder aufschnellend, dabei die Beine bald hoch hinauf, bald von sich streckend bot er einen Anblick sondergleichen. Seine bald wilden, bald liebkosenden Bewegungen waren stets begleitet von monotonem Gesang und Händegeklatsch.

Plötzlich stürzten sie auf mich ein, gleichwie um mich niederzuwerfen und a-la-la-la-la heulend; mit ausgestreckten Händen und tierisch gierigem Ausdruck forderten sie Geld zu Brandy oder Tabak. Nachdem ich ihr Verlangen nach meinen Kräften erfüllt, erfolgte ihr wild lebhafter Tanz in das Feuer, indem sie dasselbe mit den Füßen auslöschten. Darauf zogen sie sich, mit Ruß und Asche bedeckt, in ihre Hütten zurück, wo sie, die brennende Pfeife im Munde, schnatternd und schreiend, schneuzend und speiend, umgeben von der Schar ihrer mageren Hunde, um das Feuer niederkauerten.

Die hiesigen Eingeborenen machten einen höchst entarteten Eindruck, und wollte man die Ureingeborenen überhaupt nach ihnen beurteilen, so wären dieselben freilich unter die niedrigste Kategorie der Menschenrassen zu stellen; denn sie sind hier grenzenlos träge, schmutzig, boshaft, unverschämt, undankbar, meist dem Trunk ergeben und, wie ich glaube, für Tabak oder Branntwein zu jeder That fähig.

Ein Versuch, den ich machte, mit einem martialisch aussehenden und etwas englisch redenden Eingeborenen eine Unterhaltung anzuknüpfen, mißlang vollständig, während ich im Westen von Queensland mehrfach Gelegenheit fand, englisch sprechende Ureingeborene anzutreffen, die mit klarem Verstande mir Rede und Antwort gaben und mich überzeugten, daß die Rasse doch nicht so unfähig zu einer Entwickelung ist, als wie es so vieler Ansicht ist, nach welcher die Papuas geistig vollständig unfähig zum Denken sein sollen.

4.

Die Diggings.

Dr. C. E. Jung.

Der Ausdruck „Diggings" kam wohl von Kalifornien, aber er bürgerte sich sehr schnell ein. Wenn man von dem Digger, dem Gräber, spricht, so meint man nur den, der nach Gold sucht. Wer heute australische Diggings besucht, wird wenig finden, was ihn an die Schilderungen er-

innern könnte, denen er in Romanen begegnete. Natürlich will ein jeder Besucher Australiens die Stätten sehen, wo das Gold gefunden wurde, und ein jeder wird enttäuscht. Die Plätze sind abschreckend häßlich, überall ist der Boden durchlöchert, und neben jeder kleinen Grube mit der Winde darüber lagert ein Haufen ausgegrabener Erde. Hier und dort ragt ein Baumstumpf zwischen den kleinen aufgeworfenen Hügeln empor; die Zelte der Goldgräber sind über den ganzen Platz verstreut, zwischen den Löchern, rings im Kranz um dieselben.

Dicht dabei ziehen sich ein paar Reihen niedriger Gebäude hin, die aussehen, als wären sie in aller Eile und nur für den Augenblick errichtet. Und das sind sie auch. Sie haben sich eingestellt, schnell nach dem ersten glücklichen Funde, und sie werden wieder verschwinden, wenn die Erde sich arm erweist. Vielleicht läßt man sie zurück, vielleicht lohnt es sich nicht der Mühe, sie fortzuschaffen.

Auf den ersten Blick möchte man meinen, man sähe hier eine Messe, einen Jahrmarkt, wie man sie in so vielen Städten Deutschlands findet, so bunt sind diese Buden von Waren, von marktschreierischen Plakaten, so klein und vergänglich sehen sie aus. Aber diese bretternen Buden mit Dächern von Segeltuch stellen Hotels, Läden, Banken, Regierungsgebäude vor. Kein Haus sieht aus, als sollte es zehn Jahre dauern, und wahrscheinlich hat auch keiner der Besitzer an einen so großen Zeitraum gedacht. Selbst die größten Diggerplätze, wie Gympie mit seinen 6000 Einwohnern, machen diesen Eindruck trotz ihrer Kirchen und Schulen, öffentlichen Bibliotheken und der Zeitung, die selten fehlt. Sie haben etwas unaussprechlich Wüstes, Melancholisches, nirgends wäre Horazens aurum irrepertum et sic melius situm, si celat terra (Od. III. 3)[1]), besser am Platze, als an den Goldgruben Australiens.

Hier und dort wehen vor den Grubenlöchern kleine, rote Fahnen; das sind Zeichen, der glückliche Inhaber hat Gold gefunden, aber die Zahl derer, die keine roten Wimpel im Winde flattern lassen, ist enorm. Auch in dieser Lotterie werden wenig Treffer und viele Nieten gezogen.

Die Goldentdeckungen brachten die bisher ruhig laufende Entwickelung der Kolonieen völlig aus dem Geleise; die Werkstätten, die Bureaux der Regierung wurden verlassen. Es war vergeblich, daß man den Beamten die Gehälter verdoppelte und aufs bestimmteste versicherte, daß niemand, der den Dienst verlasse, um zu den Diggings zu gehen, je auf Wiederanstellung rechnen dürfe. Die Beamten ergriffen Picke und Schaufel und zogen, lustige Lieder singend, die Straße, auf der sich Wagen, Reiter und Fußgänger, Männer, Frauen und Kinder, Leute jeden Standes und der verschiedensten Nationalitäten drängten. Engländer, Schotten

1) In freier Übersetzung etwa: Das Gold liegt besser unentdeckt in der Erde.

und Irländer, Amerikaner aus Kalifornien, Deutsche, Franzosen und Italiener, schwarze Indier und gelbe Chinesen, alle eilten auf den zerwühlten Wegen dem großen Eldorado (Goldlande) zu.

Ein Kapitän, der in den Hafen von Melbourne einlief, mußte sich fragen, ob er wohl je wieder Gelegenheit haben würde, auszulaufen; denn die Matrosen, angezogen von dem mächtigen Magnet Gold, entschlüpften ihm wie Aale, oder sie lehnten sich in offener Rebellion gegen ihn auf, fesselten ihn und ruderten ans Ufer. Es gab Kapitäne, welche dem Beispiele ihrer Leute folgten, und das Fahrzeug lag unbemannt und unthätig im Hafen.

Der Zulauf an Menschen war enorm; in einem Monat wanderten in Melbourne allein 15855 Menschen ein; ganze Armeeen von Ochsenwagen zogen die Straße zu den Diggings entlang. So weit das Auge reichen konnte, erblickte man Menschen auf der Wanderung, eine unabsehbare Linie, bald verschwindend auf dem wellenförmigen Boden, bald wieder auftauchend. Wo früher tiefe Stille herrschte, die nur von der Stimme des Glockenvogels unterbrochen wurde, da knarren die Wagen, brüllen die Ochsen, fluchen die Fuhrleute und trüben das Wasser des einst klaren Stromes. Im Biwak essen, trinken und rauchen nebeneinander Architekten, Juweliere, Chemiker, Buchhändler, Kesselflicker, Schneider und Seeleute. Am Ufer des Creek[1]) stehen die Cradles[2]) in einer Reihe und die Wäscher sind in voller Arbeit. Das ist ein Klirren und Klappern und Plätschern, worunter alle Töne verhallen.

Die Cradle ist ihrer Länge nach mit dem Wasser parallel gestellt. Der Cradleman hält den Griff in seiner Linken und dreht fortwährend, mit einem Stab oder Kratzer zerstößt er die Erdklumpen oder rührt das Aneinanderklebende durch. Der Waterman steht am oberen Ende der Cradle und füllt mit einem Löffel fortwährend Wasser hinein. Ein dritter Mann sammelt in einem großen zinnernen Becken sorgsam den Brei, der durch die Siebe der Cradle auf die Bretter darunter gefallen ist, trägt die Schüssel in den Fluß, geht bis ans Knie ins Wasser, und indem er sein Gefäß untertaucht, es mit dem Inhalt hin- und herschüttelt, fällt das edle Metall auf den Grund, und die Erde und der Sand sondern sich davon ab.

Der glänzende Staub wird nun sorgfältig in einer kleinen Pfanne ausgewaschen, am Feuer getrocknet und in Flaschen gethan. Die Quarzsteine im ersten Sieb werden untersucht, die goldhaltigen beiseite gelegt, das taube Gestein weggeworfen. An der Spitze des Hügels sind Goldgräber in emsiger Thätigkeit; die Träger klimmen die steile Wand hinab

1) Kleiner Fluß. 2) Cradle (Wiege) bedeutet hier die Vorrichtung zum Auswaschen der goldhaltigen Erde.

und ziehen einen mit goldhaltiger Erde gefüllten Schlitten hinunter, einige tragen zinnerne Gefäße auf den Köpfen, andere Säcke auf dem Rücken. Wie bei einem Eisenbahnbau, wo die Spitze eines Hügels abgetragen wird, um ein Thal auszufüllen, so schwärmt dieser Ameisenhaufen umher.

Die Sonne wirft lange Schatten, ein Flintenschuß fällt aus dem Zelte des Kommissärs — das Signal zum Aufhören des Grabens. Die Feuer flackern auf, die Leute sammeln sich um dieselben zur Abendmahlzeit. Der Rauch ruht über den Bäumen, wie über einer Stadt.

Das Knarren und Klappern der Cradles ist verklungen, statt dessen hört man laute Stimmen und schallendes Gelächter, untermischt mit den Glocken der weidenden Ochsen und dem Gebell der Hunde, das um so lauter wird, je mehr die Dunkelheit zunimmt. Die Wache der Schwarzen, die geschmeidig und graziös wie Känguruhs in ihren Bewegungen sind, führt ein Scheingefecht auf; ein Schwarzer greift mit einer Bratpfanne an, der andere thut, als wollte er ihn mit seinem Messer stechen: ein Maler könnte Studien machen an diesen Stellungen. Horch! vom Black Hill herüber tönt Hörnerklang zu uns durch das Thal; dicht zur Seite erklingt die süße Melodie eines deutschen Männergesangs, und dort vom Flusse her läßt sich der Chorus rauher Männerstimmen hören. Die Entfernung mischt alle Töne in ein harmonisches Ganze, und dem Ohr des Müden klingt diese Musik wie das Summen auf einer englischen Wiese im Herbst.

Ein Hieb! ein Schlag! noch einer! nun Pelotonfeuer! Kampfgeschrei erhebt sich, mischt sich mit der Musik und übertönt diese gar!

Unten in der Stadt, d. h. in Melbourne oder Sydney war der Digger ein willkommener Gast. Der Wirt empfing den Mann mit offenen Armen, dem es nicht darauf ankam, seine schwarze Thonpfeife mit einer Pfundnote anzubrennen, oder eine Zehnpfundnote in der „Bar" (Schenke) anzunageln, mit der Unterschrift: Zum Vertrinken. Der Kaufmann liebte einen Kunden, der kleines Geld als Herausgabe mit Unwillen zurückwies. Die Hauptstädte waren zu jener Zeit wenig lieblich anzuschauen; bei größtem Mangel an Arbeitern war an eine Reinigung der Straßen nicht zu denken. Verwesende Tierleiber und Unrat verpesteten die Luft. Die Vorstadt bildete eine Zeltstadt, Canvastown, denn wo sollte man Häuser für die schnell zuströmende Bevölkerung finden, und Maurer und Zimmerleute waren selten in den Diggings. Aber die Hauptstadt zog den glücklichen Goldgräber stets wie ein Magnet an. Hier verlor er auch wohl sein Herz an irgend eine liebenswürdige Bewohnerin seines Wirtshauses. Jack folgte Cäsars berühmtem Beispiele. Kommen, Sehen und Siegen war für den Inhaber von Goldstaub und Nuggets (Goldklumpen) wie Haselnüsse eins; die Hochzeit folgte auf dem Fuße.

Der nächste Händler lieferte ein halbes Dutzend schwerseidener Kleider, der Juwelier Uhr und Schmucksachen, und der nächste Sonntag sah das glückliche Paar zur Kirche rollen in einer Equipage, deren Kutscher und Pferde unter der Fülle weißer, seidener Hochzeitsbänder nahezu verschwanden. Solange das Gold reichte — und der Wirt half Jack, daß es nicht allzulange dauerte —, ging alles in dulci jubilo, aber nach kurzen Flitterwochen marschierte der ernüchterte, ärmere, aber nicht weisere Mann wieder seiner alten Arbeitsstätte zu. Das junge Weib blieb zurück; ihren so schnell gewonnenen, so schnell verlorenen Mann sah sie selten wieder. Vielleicht schloß sie bald eine neue Verbindung mit dem nächsten Glücklichen, und vielleicht nicht mit besserem Ende.

Jack und Bill waren leichtsinnige Menschen, aber in der Regel gutmütige Kerle, von warmem Mitgefühl für ihren Nächsten, besonders wenn dieser Nächste eine hilflose Frau oder ein hilfloses Kind war. Ihre Hand war dann immer bereit zu geben. Wenn ein Unglücksfall einen Kameraden betroffen hatte, so that gewiß jeder seine Prise Goldstaub in den herumgetragenen Hut. Für den Hilfsbedürftigen, Schwachen und Kranken zeigte der Digger immer ein warmes Herz, wenn auch sein Äußeres abstoßend und rauh war. Goldgraben und Goldwaschen sind Beschäftigungen, die weder die Reinlichkeit befördern, noch die Manieren verfeinern. In den Erinnerungen derer, die in den Goldfeldern lebten, ist mancher schöne Zug aufbewahrt von uneigennütziger und zartfühlender Mildthätigkeit, welche diese rauhen Männer übten.

Treues Zusammenhalten mit dem Mate, dem Kameraden, war die erste Pflicht des Diggers, ein Betrug, ein Verrat das schwärzeste Verbrechen. Der Kamerad, dem das Gold zur Aufbewahrung anvertraut war, genoß das volle Vertrauen seiner Mitarbeiter; ein Zweifel an seiner Rechtlichkeit wäre ein nur mit Blut zu sühnendes Verbrechen gewesen. Aber wehe ihm, wenn er dies Vertrauen verscherzte, sein Urteil war schnell gefällt, denn Richter Lynch [1]) saß über ihn zu Gericht. Eine Stelle im einsamen Busch, ein Schuß oder zwei, ein Baum und ein Strick, das war der sichere Schluß der Tragödie.

Aber bis zum Tode und noch über das Grab hinaus blieb der Mate treu seinem Mate, der an ihm ehrlich gehandelt. Im Leben wie im Tode durfte er nichts auf ihm haften lassen, mit dem Arm und seinem Revolver mußte er für ihn eintreten. Die Blutrache war ihm heilige Pflicht. „Du bist mein Gast heute Nacht", sagte ein Schäfer zu einem Wanderer, den er in der einsamen Hütte empfing, „und du bleibst es bis morgen, wenn der Tag anbricht; aber dann mußt du sterben. Ich sehe in deiner Hand die Wasserkanne, die meinem Kameraden gehörte — da

1) Die Volksjustiz. (Vergl. S. 191.)

steht sein Name hingekratzt und der meinige —, den du im Walde ermordet hast. Du mußt sterben, ich habe es meinem toten Mate geschworen." Und er hätte den Mann am nächsten Morgen niedergeschossen in voller Gewißheit, eine Pflicht zu erfüllen, wäre nicht die Unschuld des Reisenden durch das Hinzukommen eines Dritten klargestellt worden.

Solche Leute waren gefährliche Richter. Leicht vom Schein der Wahrheit betrogen, schien ihnen Gesetz und Recht eine Krankheit der modernen, unnatürlichen Gesellschaftsverhältnisse. Sie urteilten nach dem, was recht und billig schien, ohne zu erwägen, wie oft der Schein trügt. Daher kamen sie nicht selten in Kollision mit der bestehenden Gesetzgebung und ihren Vertretern.

In der Nähe des Eureka-Hotels bei Ballarat[1]) fand man die Leiche eines Mannes. Äußere Anzeichen gaben Grund zu der Vermutung, daß hier ein Mord begangen sei, und der Verdacht heftete sich auf den Wirt des Gasthauses. Der Mann war unbeliebt, ja verhaßt, und er verdiente diesen Haß; denn er hatte manchen glücklichen Digger erst mit seinem Fusel betäubt und dann beraubt. Aber Beweise für dieses schwere Verbrechen lagen noch nicht vor; das Gericht sprach ihn frei. Die Digger, schon vorher durch Maßregeln der Regierung erbittert, die sie drückend nannten, hielten ihr eigenes Gericht, und das Eureka-Hotel wurde mit allem, was darin war, niedergebrannt. Der Wirt rettete nur das Leben. Einige Verhaftungen wurden vorgenommen; die Digger verlangten die Freilassung ihrer Kameraden, der Gouverneur schlug das Gesuch rundweg ab und sandte militärische Verstärkung. Sofort organisierten die Digger ihre Streitkräfte, ein starker Verhau von Baumstämmen wurde errichtet, ihre Reiterei machte eine Exkursion, schnitt einen Transport von Munition ab und zerstörte dieselbe. Nun kam es zum offenen Kampfe. Die Barrikaden wurden mit bedeutenden Verlusten auf beiden Seiten erstürmt und die Aufrührer geschlagen. Sorgfältig nahmen sie ihre Verwundeten und Toten mit sich; man erfuhr nie, wer und wie viele gefallen waren. Und die Regierung machte der Bewegung in der besten Weise ein Ende, indem sie die Forderung der Aufständischen noch einmal einer unparteiischen Prüfung unterzog und gewährte, was schon längst hätte gewährt werden sollen. Das eigentümliche, wilde Leben, darf man sagen, die Romantik der Diggings, eine solche, wie sie Bret Harte[2]) uns schildern konnte, ist längst vorüber. Australien hat seinen Bret Harte nicht gefunden, und die Gelegenheit ist verloren gegangen. Auch auf den Goldfeldern des nördlichen Queensland spielen sich die Scenen nicht ab, die Viktoria auf seinen Alluvialgoldfeldern sah. Heute

1) Im Süden der Provinz Viktoria, nächst Melbourne die wichtigste Stadt derselben. — 2) Beliebter nordamerikanischer Schriftsteller der Neuzeit.



Goldgräber in Australien.

ist man ruhiger geworden. Der Betrieb hat andere Gestalten angenommen. Nicht mehr in Klumpen und Körnern kann der arme Mann mit Schaufel und „Cradle" das Gold aus dem Sande scharren; der Goldgräber hat in tiefe, kunstvoll getriebene Schachte zu steigen, bedeutende Kapitalien, Maschinen zum Heben, Stampfen und Ausscheiden des Goldes sind nötig. Goldgräberstädte wie Sandhurst und Bendigo mit ihren prächtigen Banken, Hotels, Theatern, reichen Läden und wohlgekleideten Bewohnern sind jenen Plätzen sehr unähnlich, wie sie vor zwanzig Jahren erstanden und wie sie noch heute überall, wie Pilze über Nacht aus den Boden zu wachsen scheinen, wo sich nur immer das edle Metall findet.

Nur in Queensland werden noch immer Felder entdeckt, wo Gold mit leichter Mühe zu haben ist. Deswegen ziehen Chinesen in Tausenden dorthin und verlassen Viktoria, das früher das Hauptziel ihrer Wanderungen war. Aber der Digger ist verständiger geworden. Viele, welche an den neuen Feldern arbeiten, sind alte „Hände", Männer, die Bendigo und Golden Gully in ihrer Blütezeit kannten. Sie haben seit jenen Tagen gelernt, daß unter vielen Nieten nur wenig Treffer sind.

Der Digger, solange er bei der Arbeit ist, ist mäßig und trinkt nicht; das spart er sich für die Zeit auf, wenn die Grube ihren Ertrag nicht mehr giebt, und auch dann denken die meisten an die Zukunft. Der Aufenthalt in den engen, feuchten Gruben, das Auswaschen des schmutzigen Stoffes, das Leben in rohen Hütten und Zelten, vor denen das Kochfeuer brennt, an dem in verkohlter Pfanne große Klumpen Fleisch gebraten werden, während die Asche als Backofen dient, der Mangel an Wasser zur Pflege des Körpers, das alles ist nicht dazu angelegt, des Diggers äußere Erscheinung zur anmutenden zu machen. Mit zottigem Haar und bärtigem, wettergebräuntem Gesicht, das ein breitkrempiger Filzhut überschattet, im schweren, wollenen Hemd und hohen Kniestiefeln, um den Leib den Gurt oder die Schärpe, in der der nie fehlende Revolver und das lange, zu allen Diensten bereite Schlachtmesser stecken, sieht unser Goldgräber mehr einem Banditen ähnlich, besonders wenn er den dichten Schleier gegen die lästigen Fliegen über sein Gesicht zieht. Aber er ist mit seinen Waffen nicht mehr so schnell da, wie früher. Wehe dem, der sich dem Zelte eines Diggers nahete, ohne die Erlaubnis seiner Insassen einzuholen. Wenn nicht Dogge oder Bluthund ihn an der Gurgel packten, so streckte ihn sicherlich eine Kugel nieder. Das war die australische Auslegung seines britischen Grundsatzes, daß das Haus des Engländers seine Burg ist. Damals hatte man Ursache, auf der Hut zu sein; heute wird's denen schwerer gemacht, welche von den Diggings Gold holen wollen, ohne zu arbeiten. Ordnung und Sicherheit sind hergestellt. Wäre es nicht wegen der dem Auge überall begegnenden

Erdhaufen, der Winden und anderer charakteristischen Merkmale einer Goldstadt, man möchte meinen, in irgend einer ländlichen Ansiedelung des Innern zu sein.

Soweit das Auge blickt, nichts wie ungeheure Haufen brauner Lehmerde neben den engen Gruben, über denen sich eine klapperige Winde erhebt, dazwischen überall Baumstümpfe, Überbleibsel des Waldes, der die Hügelseiten bedeckte, elende Hütten und Zelte, Häuser und Buden mit schreienden Plakaten und Flaggen.

Aber Ordnung und Gesetz sind auch in diese schnell entstandenen Niederlassungen eingezogen. Man lebt hier ebenso wie andererorten. Die Leute gehen zur Kirche, schicken ihre Kinder zur Schule, halten Meetings (Versammlungen) und geben sich gegenseitige Zweckessen mit Redeübungen, gerade wie sonst in kleinen australischen Städten. Sie haben ihre Liebhaberkonzerte, young men's improvement societies[1]) mit Liebhabertheater und imitierten Negerkonzerten wie anderswo, sie geben ihre Bälle und plagen einander mit denselben Rangstreitigkeiten, wie in Krähwinkel. Trollope erzählt, wie ein kleines Golddorf in bedenkliche Aufregung versetzt wurde, weil die Frau des Posthalters, die erste Schönheit des Ortes, sich weigerte, einen Ball zu besuchen, zu dem auch Ladenmädchen Zutritt haben sollten. Aber bei dem Überfluß an Tänzern und dem Mangel an Tänzerinnen wäre eine Ausschließung unzulässig gewesen. Das Meeting lehnte die Forderung der Frau Postmeisterin ab, und der Ball wurde seiner schönsten Zierde beraubt. Aber das Fest war ein Erfolg trotz alledem. „Nachdem die frohen Teilnehmer auf der leichten phantastischen Zehe den Reigen geführt hatten, bis die ermüdete Natur ihre Rechte geltend machte, folgte ein Souper. Als die Tafel aufgehoben wurde, trat die rosige Gottheit wiederum ein und jagte mit Apollos eifriger Hilfe die blasse Cynthia nieder in die westliche Welt u. s. w., u. s. w." So feierte das lokale Blatt das wichtige Ereignis.

5.

In der westaustralischen Wüste.

E. Giles.

Am 9. und 10. Oktober (1875) zeigte sich auf unserem Marsche nichts als Skrub (niedriges Pflanzendickicht), am 11. gegen Abend tauchten vor uns einige skrubbewachsene Höhen auf, die wieder von Salzseeen umfaßt wurden, und um einen Umweg von mehreren Meilen zu ersparen, versuchten wir, einen davon zu überschreiten, der zwar gegen Westen hin

---

1) Vereine zur Ausbildung junger Leute.

nicht sehr breit, aber von Nord nach Süd außerordentlich lang war und quer über unserem Kurs lag. Unglücklicherweise gerieten wir mit einigen der führenden Kamele in einen furchtbaren Morast, aus dem wir sie nur mit der größten Schwierigkeit heil herausbrachten. Wir bekamen schließlich nur dadurch alle ohne Verlust heraus, daß alle Personen unter größter Kraftanwendung die Beine der Kamele an Stricken in die Höhe zogen und die frei gewordenen Löcher mit Teertuch verstopften; alsdann mußten wir selbst alle ihre Lasten und die Packsättel hinaustragen. Es schien uns eine keineswegs leichte Aufgabe, 200 Pfund auf unserem Rücken durch den morastigen Boden bis an das trockene Ufer zu tragen, aber es war doch ein großes Glück, keinen Verlust an Kamelen zu erleiden; denn ein Kamel in einem Sumpf ist das hilfloseste Tier, das man sich denken kann. Als wir den Sumpf verließen, stiegen wir nordwärts das Ufer des Sees hinan, wo wir noch einige Erbswicken fanden und nahe am Anfange des Sees das Lager aufschlugen. Wir waren fast 30 Meilen (englisch) marschiert, aber nur 24 in gerader Linie von unserem Lagerplatze aus. Drei Abende nacheinander hatten die Kamele nichts zu fressen gefunden. Etwas Rauch stieg 3 oder 4 Meilen von unserem Lager auf, und da sich einige Anhöhen dort fanden, beabsichtigte ich, am andern Morgen jemand abzuschicken, um nach Wasser zu suchen. Am folgenden Tage mußten wir einen Umweg von 3 oder 4 Meilen machen, um diesen sumpfigen See zu vermeiden. Nur Alec Roß und Tommy überschritten ihn, um Spuren von Eingeborenen aufzuspüren und nach Wasser auszuschauen. Jenseit des Sees kamen wir über dicht mit Skrub bewachsene Granithöhen, wo hier und da kahle Felsen zutage traten, aber Vertiefungen, die auch nur einen Tropfen Wasser hätten enthalten können, ließen sich nicht darin erblicken. Nachdem wir 15 bis 16 Meilen zurückgelegt, alle Höhen überschritten und den Mallee- (Eucalyptus dumosa) Skrub wieder betreten hatten, holten uns Alec und Tommy ein, da Mr. Young mit Kamelen für sie zurückgeblieben war, und berichteten, sie hätten ein kleines Felsenloch gefunden, nach Alecs Aussage mit 20 bis 30 Gallonen[1]) Wasser, oder, wie Tommy sich ausdrückte, mit einem kleinen Tropfen, so daß ich es nicht der Mühe wert hielt, Kamele so weit zurückzuschicken um einen so geringen Gewinn. Wir sahen heute zwei bis drei Dutzend Grasbäume (Xanthorrhoea), nebst Quabong- (Santalum Preissianum) und Currajing- (Brachychiton) Bäumen, und kampierten wieder im Skrub, wo es nur wenige Leguminosen[2]) für die Kamele gab, nachdem wir $28\frac{1}{2}$ Meilen zurückgelegt, aber in gerader Richtung nur 24 Meilen vorwärts gekommen waren. Die letzten drei Tage waren sehr warm gewesen, das Thermometer stieg alltäglich auf

1) 1 Gallone ist etwa $4\frac{1}{2}$ Liter. — 2) Hülsenfrucht tragende Gewächse.

36,7° C. (etwa 29,4° R.) im Schatten. Die Kamele schienen durstig zu sein; sie wollten von den vorhandenen Büschen, die auch wirklich ein ärmliches Futter abgaben, nichts genießen. Im Verlauf der letzten paar Tage hatten wir bisweilen Stellen mit Gras und lehmigem Boden angetroffen, gewöhnlich da, wo die gelbrindigen Malleebäume wuchsen, und wir kamen an vielen kleinen Lehmrinnen und -Pfannen vorbei, in denen sich Regenwasser eine Zeitlang halten könnte; aber nach dem Aussehen des Grases und der übrigen Vegetation konnte es offenbar in dieser verruchten Gegend seit wenigstens einem Jahre nicht geregnet haben: jedes vegetabilische Ding schien trocken, dürr oder tot zu sein. Am 13. Oktober überschritten wir 12 Meilen vom Lager einige andere, mit Skrub bewachsene Granithöhen, wo der nackte Fels in einiger Ausdehnung bloß lag. Ich suchte auf ihm, aber die Vertiefungen waren so klein und seicht, daß sich Wasser nicht länger als acht Tage nach einem Regenfall darin halten konnte. Mr. Young und Tommy erblickten von ihren Kamelen herab eine andere Masse kahlen Granites weiter entfernt in Nordwest; ich nahm deshalb Tommy und mein Reitkamel, und wir ritten dahin, während die Expedition ihren Marsch fortsetzte. Bei der Ankunft fanden wir ein sehr hübsches Stück Landschaft — mehrere hundert Acker[1]) roten Felsens mit Grasflächen, die sich von ihm gegen Westen abdachten und kleine Wasserläufe oder flache Kanäle bildeten. Wir sahen Scharen von Krähen und viele frische Fußspuren von Eingeborenen, auch den Rauch von mehreren Feuern in dem umgebenden Skrub. Tommy ging nach dem tieferen Boden, während ich den kahlen, flachen Granitfelsen absuchte. Bald fand er einen kleinen Brunnen in einem der begrasten Wasserkanäle und rief es mir zu. Als ich hinkam, fand ich, daß nur sehr wenig Wasser darin zu sehen war; aber ich dachte, man könnte mit einer Schaufel einen Vorrat ergraben, und beschloß, ihn auf meinem Kamele zurückzuschicken und die Reisegesellschaft herbeiholen zu lassen. Alles Wasser in dem Brunnen gaben wir meinem kleinen Reitkamele, und Tommy entfernte sich, während ich unterdes die ganze Umgebung nach mehr Wasser absuchen wollte. Als er etwa 200 Schritt den begrasten Kanal hinabgegangen war, rief er mir wieder zu, zeigte auf den Boden und sagte: „Viel Wasser hier! Viel Wasser hier!“ und das Kamel weigerte sich, vorüberzugehen. Ich ging hinab und fand einen ganz vortrefflichen, großen Brunnen mit einer reichlichen Wassermenge, die augenscheinlich beständig von der benachbarten Felsenmasse her ergänzt wurde. Nun freute ich mich sehr über unsere Entdeckung und gab meinem kleinen Kamel einen tüchtigen Trunk mit Tommys Hut. Dieser ging nun nach der Reisegesellschaft, während ich auf ihre Ankunft wartete. Bald hörte ich Stimmen in

1) 1 engl. Acker = 0,405 ha.

der Nähe, welche nur von Eingeborenen herrühren konnten. Ich dachte, man müsse mich gesehen haben, als ich auf dem Scheitel des Felsens war, und wünsche meine nähere Bekanntschaft zu machen; es stellte sich aber heraus, daß es nur zwei Weiber waren, die an dem Brunnen Wasser holen wollten; denn beide hatten Gefäße, um das Wasser nach ihrem Lagerplatze zu tragen. Als sie nahe genug waren, um mich sehen zu können, stürzten sie vor und stierten mich an. Ich lud sie durch Zeichen ein, an den Brunnen zu kommen und zu trinken, aber sie ließen ihre Rindengefäße fallen und entfernten sich etwas lebhaft; ich nahm die Gefäße auf und fand sie von höchst origineller Konstruktion. Sie bestanden einfach aus einem kleinen Stück von einer gelben Baumrinde, das an den Enden mit einer Art Rindenstrick in die Höhe gebunden war und einen kleinen Trog darstellte. Es waren dies die ersten Eingeborenen, die ich während der Expedition zu Gesicht bekommen hatte. Andere ließen sich nicht sehen, während ich hier allein war. Nach etwa 4 Stunden kam die ganze Reisegesellschaft an, und alsbald tränkten wir alle Kamele. Sie waren schon 6 Meilen über diesen Ort hinaus gewesen und mußten daher um so viel zurückgehen; alles in allem hatten sie von Queen-Victorias-Quelle[1]) 202 Meilen zurückgelegt, obwohl die Entfernung in gerader Linie nur 180 Meilen beträgt. Fast unmittelbar nach Ankunft der Gesellschaft erschien eine Anzahl eingeborener Männer nebst einem Knaben, augenscheinlich sehr ruhig und harmlos; wahrscheinlich hatten sie schon früher weiße Leute gesehen. Einer oder zwei sprachen ein paar Worte Englisch, wie „white fellow“, „what name“ „boy“[2]) 2c. Sie hatten ihr Vergnügen daran, die Kamele so viel trinken zu sehen; die Tiere machten den Brunnen vollständig leer, den die Eingeborenen vermutlich nie zuvor leer gesehen hatten. Das Wasser ersetzte sich aber so rasch, daß der Brunnen in einer Stunde so voll war, wie je, mit bedeutend reinerem Wasser, als vorher. Zudem bot die Umgebung eine Fülle von guten Kräutern und Büschen für die Kamele, und es war ein höchst romantischer und hübscher kleiner Platz. Die kleinen, grasbewachsenen Kanäle sahen frisch grün aus, der ganze Raum von einer Meile Umfang ist offen, hier und da mit schattigen Akazienbäumen und Büschen bestanden, und unter einigen derselben hatten wir unser Lager aufgeschlagen.

Zuerst kamen nur acht Eingeborene zum Vorschein, und Mr. Young schnitt ein rotes Tuch in ebenso viele Streifen, die er ihnen um die Schläfen band, und auf die sie außerordentlich stolz zu sein schienen. Gegen Abend zeigten sich noch drei oder vier andere bei dem Lager, einer mit einem großen Stück Perlmutterschale an einem um den Hals gelegten

---

1) Eine schöne, beständig fließende Quelle, welche Giles am 25. Sept. in der Wüste entdeckte. — 2) Weißer Mann — wie heißt — Knabe.

Strick, ein anderer mit einem seltsamen Schmuck aus kurzen Federn, ebenfalls am Halse getragen; das Ding glich der Öffnung eines Portemonnaies, sah sehr kurios aus, und als wir es untersuchen wollten, brachte er es rasch an seinen Mund und öffnete unter herzlichem Lachen diesen großen Bestandteil seines Gesichtes bis zu seiner vollsten Ausdehnung. Zugleich nahm er eine theatralische Miene an, und die außerordentliche Maske gab ihm das Ansehen eines Dämons in einer Pantomime. Als er den Schmuck von seinem Halse nahm, zerriß er den Strick, und ich ersetzte ihm denselben durch ein elastisches Band, so daß er es nach Belieben anlegen und abnehmen konnte, ohne es zu zerreißen; aber auf das wunderbare Phänomen der Ausdehnung eines festen Körpers war er nicht vorbereitet, und er mochte anfangs nicht seine Person damit berühren; als ich es aber zuerst über meinen Kopf nahm und ihn so beruhigte, trug er seinen Schmuck wieder wie gewöhnlich.

Es schien ein sehr gutmütiges Völkchen zu sein, und wir gaben jedem ein wenig Mehlteig und Zucker. Am Morgen vor unserer Ankunft hier war Tommy so glücklich gewesen, Lowans-Eier zu finden, und heute hatten wir 11 oder 12 Stück. Als die Eingeborenen die Eier sahen, die sie wahrscheinlich als ihr gesetzliches Eigentum betrachteten, behielten sie dieselben mit großer Aufmerksamkeit im Auge; wahrscheinlich erwarteten sie, daß wir sie ihnen übergeben würden, was wir aber nicht thaten. Am folgenden Morgen war es bitterkalt, das Thermometer stand auf dem Gefrierpunkte, obgleich kein Tau fiel; unsere schwarzen Freunde fanden sich sehr zeitig zum Frühstücke ein und brachten noch einige mit, die wir vorher nicht gesehen hatten. Bald darauf kam ein kleiner Knabe allein; dieser Kobold glich einer kleinen Kröte, denn er war ganz Mund und Magen. Mein schwarzer Bursche Tommy, welcher von der Fowler-Bai (an der Südküste Australiens) stammte, meinte, er könne ein paar Worte verstehen, aber nicht alles; er war zu schüchtern, eine Unterhaltung mit ihnen zu versuchen, aber er horchte auf alles, was sie sagten, und übersetzte uns manchmal ihre Bemerkungen.

Heute begaben sich Alec Roß und Peter Nicholls in ihr Lager und berichteten, die meisten der Männer, die in unserem Lager gewesen wären, säßen dort, ohne etwas zu essen zu haben; die Weiber seien wahrscheinich auf einer Jagdexkursion abwesend, während sie, als die Herren der Schöpfung, in ihrer Versammlung warteten, bis die Essensstunde angekündigt würde. Sie bekamen sehr wenig von mir, da ich nicht viel wegzugeben hatte. Nicholls sagte mir, sie hätten einige zinnerne Gerätschaften in ihrem Lager, und ich bemerkte an zweien von dem ersten Schub, der uns besuchte, daß einer ein kleines Stück groben Zeuges, der andere ein Stück Pferdegurtgewebe trug. Als ich die gewecktesten nach einigen auf Petermanns Karte mit einheimischen Namen bezeichneten Punkten fragte,

kannten sie zwei oder drei davon und zeigten gewöhnlich nach der richtigen Himmelsgegend. Ganz augenscheinlich hatten sie schon oft weiße Leute gesehen, wenn nicht gar gegessen.

Gestern, den 15. Oktober, gelang es Mr. Young, von den Schwarzen den einheimischen Namen dieses Ortes zu erfahren; sie nennen ihn, wie es scheint, „Ularring“, mit dem Accent auf der zweiten Silbe.

Diesen Morgen kamen unsere gewöhnlichen Besucher wieder (zwei von ihnen wünschten sehr, mit uns nach Westen zu gehen, wenn wir die Reise fortsetzten) und etwas später allein ein sehr hübsches kleines Mädchen, etwa 6 bis 10 Jahre alt, das sofort der Liebling des Lagers wurde. Alle Personen dieses Stammes sind äußerst dünn und abgemagert, so auch diese kleine Dame, aber sie hatte prächtige Augen und schöne Zähne, und bald hatten wir ihr Kleidung angelegt und ein gutes Frühstück verabreicht. Eine Stunde nach ihrer Ankunft war sie so zu Hause in meinem Lager, als wenn ich ihr Vater wäre. Sie ist ein lustiges kleines Ding, aber wir verstehen kein Wort von ihrem Geplauder. Heute (den 16.) erhob sich beim Mittagsessen ein heftiger Wirbelwind und entführte fast alle meine Papiere aus dem Lager; selbst diese Tagebuchblätter wirbelten in der Luft umher und jagten so wild durch den Raum, daß ich bestürzt wurde in dem Gedanken, ich würde sie ganz verlieren und müßte meiner Einbildungskraft zumuten, ein neues Tagebuch zu erfinden; da aber fast alle von uns hinterdrein liefen, so erhielten wir sie beim Niederfallen wieder. In einen Grevillea-Baum, der nahe an dieser Quelle wächst, schnitt Mr. Young die Anfangsbuchstaben meines Namens, E. G. 75, ein.

Der 16. Oktober 1875 näherte sich seinem Ende, die muntere Stimme des Karawanen-Kochs hat uns zur Abendmahlzeit gerufen, und wie gewöhnlich setzten wir uns in ruhiger Zufriedenheit nieder, ohne uns träumen zu lassen, daß Gefahr und Tod in der Nähe lauerten; aber außerhalb dieser friedlichen Scene wurden von einer Armee ungesehener und unvermuteter Feinde mächtige Vorbereitungen zu unserer Vernichtung getroffen.

Unser Abendessen war zufällig ein wenig früher als gewöhnlich aufgetragen worden. Mr. Young stand von allen zuerst auf, während ich der letzte an der Tafel war. Als Mr. Young zu der Stelle ging, wo sein Bett auf dem Felsen aufgeschlagen war, sah er zwei unbewaffnete Eingeborene mit den beiden, die sich in unserem Lager befanden, Zeichen wechseln, und unmittelbar darauf erblickte er die Front einer großen, imponierenden Armee, die, geführt von den zwei vorausgegangenen Kundschaftern, rasch heranschritt. Diese Krieger waren bemalt, mit Federn geschmückt und bis an die Zähne mit Speeren, Keulen und andern Waffen bewehrt, zu augenblicklichem Angriff bereit. Der erste Anblick dieser Macht war höchst imponierend. Sie hielten sich in gedrängten Reihen dicht zu-

sammen; augenscheinlich war es eine vollkommen organisierte Macht. Die Feindseligkeiten standen unmittelbar bevor, und zum größten Glück (sie dachten uns beim Essen zu finden und die ganze sitzende Gesellschaft spießen zu können) hatten wir gerade noch Zeit, das erste Feuer auf sie abzugeben, bevor 50 oder 60 Speere gegen uns geschleudert werden konnten; sonst hätte keiner von uns ihren Speeren entgehen können, und die meisten, wenn nicht wir alle, wären sicher getötet worden; denn ihre Zahl betrug fast hundert, und sie näherten sich uns in einer geschlossenen Phalanx von 5 oder 6 Reihen, jede Reihe zu 18 bis 20 Mann. Ihr Plan war ohne Zweifel, daß, sobald die Speere der bewaffneten Krieger einige von uns getroffen hätten, die harmlosen Spione im Lager uns mit Muße zusammenhauen sollten, während wir uns im Blute und in Schmerzen am Boden wälzten; aber sie wurden überrascht, ihr übrigens vorzüglich organisierter Angriff begann wegen der geringen Veränderung in unserer Essenszeit einen Gedanken zu spät, und unser Feuer brachte in der geordneten Linie ihrer Legion eine große Bewegung und Schwenkung hervor.

Einer der Spione im Lager lief auf mich zu, sobald er mich aufspringen und meine Vorbereitungen zum Kampfe sah, umschlang mich mit seinen Armen, um mich am Schießen zu verhindern; und obgleich wir vorher kein Wort Englisch aus ihm herausbringen konnten, rief er, als er mich so energisch sah: „Don't, don't!“ (Thu es nicht, thu es nicht!), mich dabei fortwährend festhaltend. Zu meinem größten Ärger wurde ich aus der dichten Schlachtordnung fortgezogen. Ich konnte nicht gegen den Hauptfeind thätig sein, da ich meine Aufmerksamkeit ausschließlich dem einen Manne zuwenden mußte. Ich wollte ihm zuerst einen Schuß zu kosten geben; aber weil er zu dicht an mir und die Flinte zu lang war, konnte ich die Mündung nicht gegen ihn richten, und die einzige Möglichkeit, mich von ihm zu befreien, war, mit der rechten Hand den Kolben meiner Flinte auf seinen Kopf zu hämmern, da er meine Linke noch fest gepackt hielt. Endlich machte ich mich von ihm los, und er versteckte sich hinter einem Baum, gerade als die Hauptarmee in der Front wankte, und ich glaube, mein Schuß gab schließlich die Entscheidung. Die zurückgeschlagene Armee verschwand hinter den Büschen und Bäumen, welche jenseit der kahlen Felsen, auf denen unser Lager stand, wuchsen, und aus denen sie vor noch keiner Viertelstunde so tapfer hervorgetreten war. Es war dieses die am besten organisierte und disciplinierte Kriegstruppe von Eingeborenen, die ich jemals gesehen habe. Sie müssen ihren Angriffsplan voll und reiflich überlegt haben; sie schickten nicht nur anscheinend ruhige und harmlose Spione ins Lager, sondern auch ein hübsches kleines Mädchen, um bei uns jeden Verdacht auf einen etwaigen Angriff einzuschläfern. Einmal während

des Tages kam das kleine Mädchen, setzte sich zu mir und begann ein sehr ernsthaftes Gespräch in ihrer Sprache, und eifrig werbend fing sie an zu gestikulieren, ahmte das Speerwerfen der Eingeborenen nach, deutete nach dem Lager der Schwarzen und stampfte dann dicht neben mir auf den Boden. Unzweifelhaft unterrichtete sie mich von dem beabsichtigten Angriffe des Stammes, aber da ich kein Wort verstand, faßte ich auch, da ich schrieb, ihre Gebärden nicht auf, und da sie mich fast mit Staub bedeckte, hielt ich sie für eine zudringliche kleine Person.

Nach dem Gefechte lasen wir von dem Felsen, wo die feindlichen Eingeborenen gestanden hatten, mehrere Speere auf, die meist einen besonders daran befestigten Bart hatten. Ich zerstörte diese Waffen zum großen Ärger des zurückgelassenen Spions, der sich während des ganzen Gefechts ruhig verhalten hatte. Er scheint ein Verwandter des kleinen Mädchens zu sein; denn sie gehen immer zusammen, vielleicht ist sie die ihm bestimmte Zukünftige.

Während des Gefechtes wurde dieses kleine Geschöpf fast wahnsinnig vor Aufregung. Zu jedem, der im Begriff war, seine Flinte abzuschießen, lief sie hin, klopfte ihm sanft auf den Rücken, schlug in ihre kleinen Hände, quiekte vor Vergnügen und hüpfte umher wie eine Krähe im Hemde. Mein schwarzer Bursche Tommy begann in der Aufregung während des Gefechts ganz fließend mit den beiden Spionen in deren Sprache zu sprechen; fast die ganze Zeit über hielt er ein eifriges Gespräch mit ihnen. Es schien, als habe mein anscheinend jugendlich unschuldiger Eingeborener von der Fowler-Bai die diplomatische Regel des berühmten französischen Ministers Talleyrand, daß die Sprache dem Menschen nur gegeben sei, um seine Gedanken zu verbergen, gründlich verstanden. Als ich ihn wegen seines auffallenden Betragens zur Rede stellte, sagte er, die Eingeborenen hätten versucht, ihn zu überreden, mit nach ihrem Lager zu gehen, aber seine natürliche Schüchternheit habe ihn davon abgeschreckt und wahrscheinlich sein Leben gerettet. Wir erinnerten uns später, daß Tommy beim Beginn des Angriffs sagte: „Ich sagte Ihnen, schwarze Männer kommen“, obgleich wir uns nicht besinnen konnten, daß er uns je gewarnt habe. Der Spion, der mich umschlungen hatte, lief in der entgegengesetzten Richtung davon, wie die geschlagene Armee; der andere und das Mädchen blieben noch einige Zeit nach dem Vorfalle, und niemand sah sie weggehen, obgleich wir endlich ihre Abwesenheit gewahr wurden.

Wir hielten die Nacht hindurch Wache, weil dies nach einem solchen Angriffe eine notwendige Vorsicht war, obgleich ich früher keine Nachtwache eingerichtet hatte. Es herrschte Totenstille in der Richtung nach dem Lager des Feindes, nur das Blöken unserer Kamele unterbrach die Stille der hellen Mondnacht.

Ganz früh am folgenden Morgen berührte das Schreien und Heulen von einer Anzahl Eingeborener unangenehm unser Ohr; wir erwarteten einen neuen Angriff und bereiteten uns darauf vor. Das Schreien hielt einige Zeit an, kam aber nicht näher. Nach dem Frühstück erschienen das kleine Mädchen und ihr Begleiter (der ruhigste von den beiden Spionen) in unserem Lager so gelassen, als hätte nichts Unangenehmes unsere freundschaftlichen Beziehungen gestört; mein persönlicher Gegner kam aber nicht wieder zum Vorschein. Ich hatte dem Mädchen bei ihrem ersten Besuche im Lager ein Hemd gegeben, und Peter Nicholls hatte ihren Beschützer mit einem alten Rock beschenkt, der etwas lang war. Bei ihrer Ankunft an diesem Morgen hatten sie diese Kleidungsstücke vertauscht: das Mädchen erschien in dem Rock, der bis zur Erde hing, und der Mann in dem Hemd, das kaum weit genug reichte. Wir gaben ihnen etwas zu frühstücken, und sie verließen das Lager wieder, kehrten aber zum Mittagsessen zurück. Da entschloß ich mich, ihnen das längere Verweilen bei uns nicht zu erlauben; ich befahl ihnen zu gehen, und sie entfernten sich augenscheinlich sehr widerwillig; auch sahen wir sie nicht wieder, obwohl sie uns überwacht haben mögen.

6.

Fahrt des „Ellengowan" auf dem Fly-Flusse in Neu-Guinea im Dezember 1875.

M' Farlane.

Die Katau=Leute[1]) beschrieben uns die Bewohner der unteren Ufer des Fly=Flusses[2]) als sehr zahlreich und große Krieger, vor denen man mehr Furcht haben müsse, als vor den Weißen mit ihren großen Kanonen; und in der That fanden wir sehr bald, daß Mainou, der Häuptling von Katau, nicht so sehr unrecht gehabt hatte. An der Mündung des Flusses, der dort etwa 5 englische Meilen breit und fünf Faden (1 F. = 1,829 m) tief ist, bemerkten wir zwei große Dörfer, deren einzelne Häuser etwa 100 bis 120 Meter lang waren. Der Fluß wird nach dem Innern des Landes zu etwas breiter. In der ersten Nacht ankerten wir nach einer sehr beschwerlichen Fahrt durch ein enges Fahrwasser, das wir nur durch beständigen Gebrauch des Lotes finden konnten, bei einer kleinen Insel, etwa

1) Eingeborene von der Südküste Neu=Guineas.

2) Der Fly=Fluß, der bedeutendste Fluß Neu=Guineas, mündet in den Papua=Golf. Von seinem oberen Laufe ist noch fast nichts bekannt.

16 Meilen (engl.) von der Mündung, und nicht lange dauerte es, so erschienen fünf bis sechs Kanoes, kleine, einfache Fahrzeuge, aus den beiden Dörfern; doch konnten die in jedem derselben befindlichen fünf bis sechs Eingebornen der starken Ebbeströmung wegen den Dampfer nicht erreichen. Am nächsten Morgen kamen fünf Boote von einem drei Meilen weiter stromaufwärts liegenden Dorfe, und da die Eingebornen grüne Büsche als Zeichen des Friedens zeigten, so erlaubten wir ihnen, an Bord zu kommen, um ihre Yams [1]) gegen irgend welche Kleinigkeiten zu vertauschen. Wir schleppten mehrere der Kanoes nach ihrem Heimatsdorfe, wo der Häuptling uns besuchte und versprach, uns am nächsten Morgen auf der weiteren Fahrt zu begleiten. Trotzdem wir in größter Freundschaft schieden, so kamen weder er noch seine Unterthanen, so daß wir gezwungen waren, allein unsern Weg zu suchen. Nachdem wir etwa 6 Meilen gedampft waren, bemerkten wir fünf große, mit bewaffneten Wilden angefüllte Fahrzeuge von einer vor uns liegenden Insel abstoßen und quer über den Fluß und in einen Bach hineinfahren, in dessen Nähe wir vorbeikommen mußten. Gleich darauf erschienen bei derselben Insel vier andere Kanoes, die auf uns abhielten, augenscheinlich in der Absicht, uns, wenn wir die Fahrt mit der gleichen Geschwindigkeit fortsetzten, von beiden Seiten anzugreifen. Die Flucht nehmen konnten wir nicht, da einesteils das Fahrwasser zu gefährlich war, anderenteils die Boote der Eingebornen viel leichter und schneller sich rudern ließen, als unser Dampfer mit voller Kraft fahren konnte. Es blieb uns also nichts übrig, als Feindseligkeiten durch Feindseligkeiten vorzubeugen, und wir durften das um so eher thun, als dadurch den Eingebornen eine gute Lektion gegeben wurde, damit sie ein anderes Mal nicht wieder einen Angriff auf ein europäisches Fahrzeug machen sollten, und damit sie die Überlegenheit der Schußwaffen erkennen möchten. Die Kanoes der Eingebornen enthielten je 25 bis 30 Mann, von denen etwa zwei Drittel die Ruder handhabten und die übrigen, Pfeil und Bogen in der Hand, kampfbereit standen. Alle hatten ihre Kriegsrüstung an: Helm, der bei einigen mit Federn von Paradiesvögeln geschmückt war, wodurch der Besitzer fast das Aussehen eines nordamerikanischen Indianers erhielt, Schild und Armschienen. Die Wilden mit den Federbüschen waren augenscheinlich die Häuptlinge, denn sie trieben die Ruderer durch Geschrei und Gebärden zur Thätigkeit an. Unterdessen hatte sich uns ein kleineres Kanoe genähert, um zu rekognoszieren, dessen fünf Insassen uns mit Hohngelächter und spöttischen Reden antworteten, als wir ihnen durch Mainou zuriefen, wir beabsichtigen keine Feindseligkeiten. Die Wilden waren ihres Sieges gewiß und schwelgten schon in dem Gedanken an die Plün-

1) Die eßbaren, oft 15—20 kg schweren Wurzelknollen von Dioscorea alata.

derung des Schiffes und unsere Ermordung, als sie mit wildem Geheul zum Angriff heraneilten. Gar zu nahe durften wir sie nicht herankommen lassen, wollten wir nicht von ihren vielleicht vergifteten Pfeilen getroffen werden; wir feuerten deshalb einen Schuß vor dem Bug des ersten Kanoes vorüber. Einen Augenblick zögerten die Wilden, dann aber kamen sie mit vermehrter Schnelligkeit heran, so daß wir gezwungen waren, zwei Kugeln durch den Bug des einen Fahrzeugs zu senden; die Wirkung war eine ergötzliche. Die Krieger warfen ihre Waffen hin und griffen ebenfalls zu den Rudern, und nun begann eine Wettfahrt, als ob sie nur dadurch ihr Leben retten könnten, wobei wir, um die Wirkung des bereits erzielten Erfolges noch zu verstärken, sie durch einige weitere, über ihre Köpfe hinweg gerichtete Schüsse zu noch größerer Eile antrieben. Der Eingebornen waren etwa 200 gewesen, und höchst wahrscheinlich waren dieselben durch unsern Freund vom vorhergehenden Tage zu dem Angriffe aufgestachelt worden; denn während unserer Fahrt hatten uns mehrere Meilen weit einige der Wilden beobachtet.

Am folgenden Tage änderte sich die Vegetation an den Ufern des Flusses. Hier und dort erschienen größere Grasflächen, verschiedene Palmenarten wurden zahlreicher, auch sahen wir wilde Muskatnuß-, Mango [1]- und Brotfruchtbäume. Dagegen trafen wir Eingeborne erst wieder, als wir uns 24 Meilen von der Angriffsstelle einer kleinen, teils bewaldeten, teils mit Sagopalmen bestandenen Insel näherten. Der Kapitän und ein Teil der Mannschaft hatten sich an das Land begeben, um Holz zu fällen, und Herr D'Albertis hatte sich dem Kapitän angeschlossen, um sich die Fauna genauer zu betrachten, als plötzlich drei Kanoes mit Bewaffneten auf der andern Seite des Flusses erschienen. Ein Pfiff der Dampfpfeife rief die Mannschaft vom Lande zurück. Der Anblick des besetzten Bootes schien die Wilden in ihrem Entschlusse wankend zu machen, sie hielten eine kurze Beratung und kehrten nach ihrem Dorfe zurück, aber nur, um nach etwa 2 Stunden mit bedeutender Verstärkung wiederzukommen. In sechs Kanoes kamen etwa 150 Mann, die in gleicher Weise wie die Krieger am Tage vorher bewaffnet waren und in die Flucht geschlagen wurden. Wir schickten unser großes Boot zur Verfolgung ab, und es gelang demselben, eins der leeren Kanoes wegzunehmen, das an Bord gebracht und zur Strafe als Brennholz verwandt wurde. Am nächsten Morgen setzten wir die Fahrt mit der Flut fort, und bald näherten sich uns bei dem Dorfe, von wo aus der Angriff auf uns unternommen war, etwa zwanzig Kanoes, deren Insassen Friedenszweige schwenkten, aber dennoch nicht an Bord gelassen wurden, weil wir in einiger Entfernung andere bewaffnete Boote bemerkten und deshalb Ver-

1) Mangifera indica, trägt eßbare Früchte.

räterei befürchteten. Zwölf Meilen weit folgten sie uns den Fluß hinauf, erst dann verließen sie uns, wahrscheinlich weil dort das Gebiet eines anderen Stammes begann. Von hier ab wurde das Bett des Flusses schmaler und das aus rotem Thon bestehende Ufer höher. Da hier gutes Brennholz zu bekommen war, so wollten wir wieder unser Boot an das Land schicken, als wir das Kriegsgeschrei der Eingebornen hörten, die sich jedoch als weniger kriegerisch, wie die weiter abwärts wohnenden Stämme, erwiesen und wohl mehr ihr Gebiet zu verteidigen, als uns anzugreifen beabsichtigten, da sie die am Lande mit dem Einsammeln von Holz beschäftigte Mannschaft vollkommen unbelästigt ließen. Weiter aufwärts sahen wir keine Wilden mehr, woraus wir schlossen, daß die Stämme nicht aus dem Innern des Landes nach der Küste zu, sondern von der Küste nach dem Innern vorgedrungen sind.

Nachdem wir genügend Holz gefällt, setzten wir unsere Fahrt weiter fort. Das Land war noch immer niedrig und sumpfig und der Boden mit einer groben Grasart bedeckt. Abends befanden wir uns etwa 150 Meilen von der Mündung des Flusses, der an unserem Ankerplatze die bedeutende Tiefe von 17 Faden hatte. Von hier aus fuhren wir mit dem Boote noch sechs bis sieben Meilen weiter aufwärts, bis zu einer kleinen Insel, die wir nach unserem Schiffe „Ellengowan" nannten, beschlossen dann aber, da der Fluß sich noch meilenweit in gleicher Tiefe und Breite nach Nordwest erstreckte, auch in der weitesten Ferne noch kein Bergland sichtbar wurde und unsere Zeit und Mundvorräte zu Ende gingen, die Rückfahrt anzutreten. Mehrere von der Mannschaft lagen bereits am Fieber erkrankt, die Regengüsse fielen immer öfter und heftiger, und auch die Europäer begannen, über eine skorbutähnliche[1]) Krankheit zu klagen. Dabei wurden wir von den Moskitos und anderen Insekten auf das schrecklichste geplagt, trotzdem wir uns von Kopf bis zu Fuß mit Petroleum wuschen. So ungern wir auch zu unserem Entschlusse kamen, es blieb uns nichts anderes übrig, wollten wir nicht riskieren, die Rückkehr uns überhaupt unmöglich zu machen. Von Eingebornen hatten wir in den letzten 4 oder 5 Tagen nichts mehr gesehen, obgleich Mr. D'Albertis in der Nähe der Insel Ellengowan Spuren von einer Jagdpartie wahrgenommen hatte.

Am 15. Dezember traten wir unsere Rückfahrt an, die wir ungehindert fortsetzten, bis wir wieder in die Nähe der Eingebornen kamen, die nochmals einen Versuch machten, uns anzugreifen, denselben aber aufgaben, als wir ihnen einige Kugeln zusandten. Als wir zu den großen Dörfern kamen, wo wir auf der Fahrt stromaufwärts angegriffen waren, stieß eine Flotte von Kanoes vom Lande ab, so daß wir das Schiff in Be-

1) Vgl. die Note S. 493.

reitschaft setzen mußten, um einen etwa geplanten Angriff abzuschlagen. Ein Boot näherte sich uns bis auf einige hundert Yards (1 Y. = 0,914 m), wollte aber trotz unserer lebhaften Versicherungen, daß wir durchaus keine Feindseligkeiten beabsichtigen, nicht an das Schiff anlegen, vielmehr suchten die Insassen sich von weitem das Rätsel zu lösen, auf welche Weise unser Dampfer ohne Segel und Ruder fortbewegt werde. Auch die ihnen gezeigten Tauschgegenstände, Beile, Messer, rotes Zeug u. s. w., konnten sie nicht veranlassen, heranzukommen; infolgedessen legten wir einige Gegenstände in ein Boot, das wir vom Schiffe abtreiben ließen. Die Wilden nahmen die Sachen und fuhren mit denselben zur Beratung nach ihren Freunden zurück, worauf uns die ganze Flotte in angemessener Entfernung folgte, was uns um so unangenehmer war, als die flachen Stellen des Flusses uns jeden Augenblick in Gefahr brachten, zu stranden. Um uns deshalb die Eingebornen vom Leibe zu halten, warfen wir eine Dynamitpatrone mit langem Zünder über Bord, die ihre gute Wirkung that. Die Wilden verspürten den Stoß und sahen das Wasser aufbrausen, und alles warf sich platt in die Boote nieder, nicht wagend, uns noch weiter zu verfolgen. Eine halbe Stunde später gerieten wir wirklich auf eine Sandbank, von der wir trotz aller Bemühungen nicht wieder frei kommen konnten, und als das Wasser mit der Ebbe fiel, lief das Schiff vollständig trocken, wodurch wir Gelegenheit bekamen, einen Bruch unseres Schraubenschaftes in der Nähe zu betrachten.

Unsere Lage war nichts weniger, als angenehm. 75 Meilen von der Mündung des Flusses, 200 Meilen von Kap York[1]) entfernt, in der Nähe der uns beobachtenden Eingebornen, mit kranker Mannschaft, mangelndem Proviant und bei strömendem Regen blieb uns nichts weiter übrig, als so schnell als möglich die Schraube auszunehmen, das Schiff wieder flott zu machen und die Fahrt unter Segel fortzusetzen. Glücklicherweise gelang es uns, den Dampfer schon mit nächster Flut wieder abzubringen, und da wir auch mit den Eingebornen ein einigermaßen freundschaftliches Verhältnis herzustellen vermochten und sie veranlassen konnten, ihre Yams, Schweine u. s. w. gegen Beile und dgl. umzutauschen, so war unserer Not für den Augenblick gesteuert. Am nächsten Morgen kamen zwei Häuptlinge an Bord, mit denen wir aufs neue Freundschaft schlossen; ohne Furcht besichtigten sie das ganze Schiff, und nur als sie in einem großen Spiegel ihr Bild erblickten, schienen sie etwas wie Furcht zu empfinden. Wir schieden in aller Freundschaft, und es ist deshalb wohl nicht anzunehmen, daß sie auf das nächste europäische Schiff einen Angriff unternehmen werden. Nach fünf Tage langem Kreuzen kamen wir endlich an der Mündung des Flusses an, wo wir eine günstige

1) Der nördlichste Punkt des australischen Festlandes.

Brise benutzten, unsere Reise nach Kap York fortzusetzen, das wir am 27. Dezember erreichten.

Zu den wichtigeren Resultaten der Expedition kann man zählen, daß jetzt die Schiffbarkeit des Flusses bis weit ins Innere des Landes hinein festgestellt ist, die bisher vielfach angezweifelt wurde, daß mit den Eingebornen freundschaftliche Beziehungen angeknüpft sind und einiges über den Charakter des Landes bekannt geworden ist, namentlich auch, daß man bis 200 Meilen in dasselbe hinein kein Hochland findet, und endlich, daß der untere Lauf des Flusses von Mischlingen der Papuas und Malaien bewohnt wird, die verschiedene Dialekte sprechen und auf dem Kriegsfuße zu einander stehen. Die naturwissenschaftliche Ausbeute ist ebenfalls nicht gering ausgefallen. Was die eigentlichen Zwecke der (englischen) Missionsgesellschaft anlangt, so ist als sicher anzunehmen, daß das Wort Gottes den Eingebornen nur durch ihre eigenen Leute, die auf den Missionsstationen Bekehrung und Belehrung empfangen haben, verkündet werden kann.

7.

Stewart-Atoll[1]).

Ferd. v. Hochstetter.

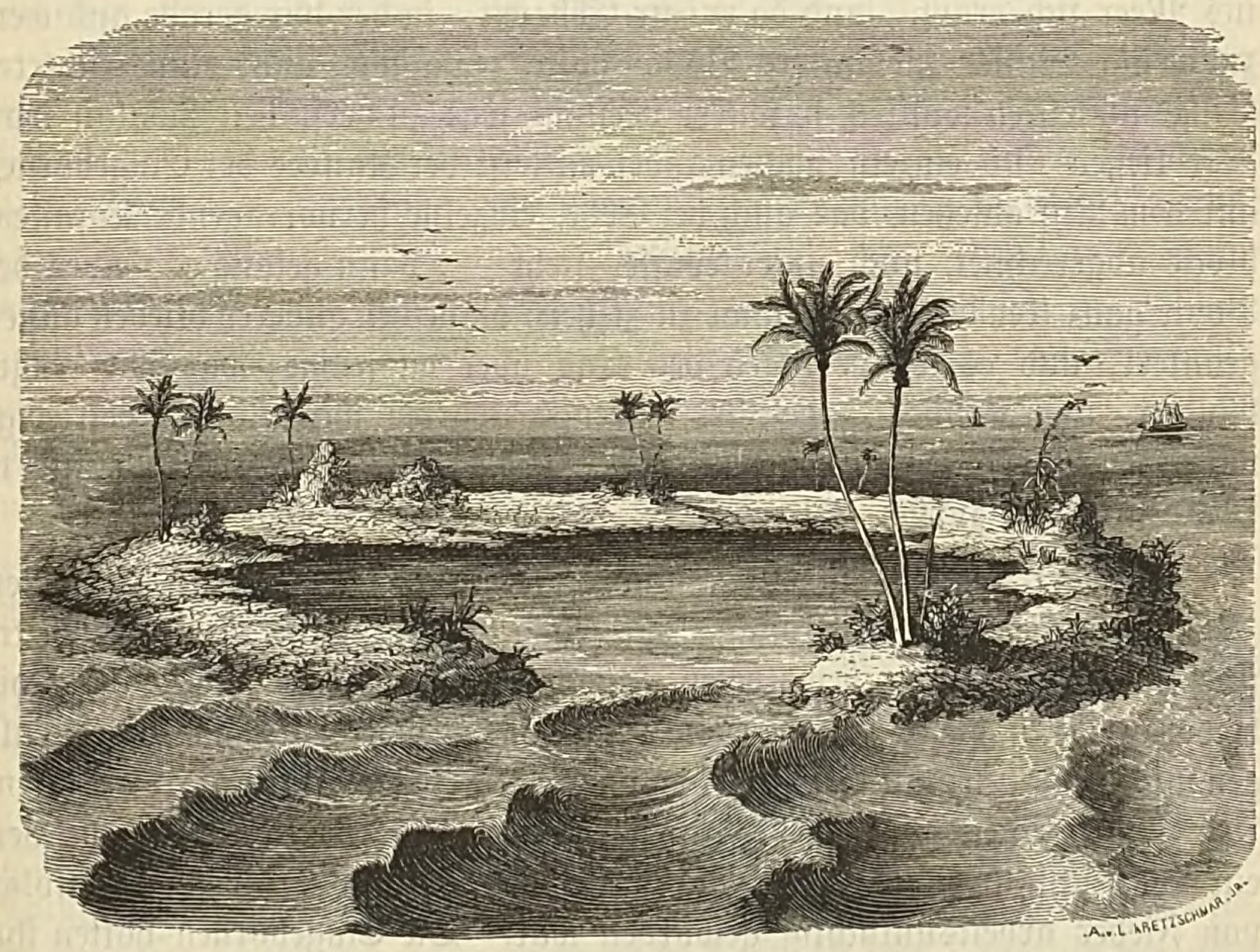
Am 16. August (1858) abends waren wir den Stewart-Inseln, diesen südöstlich vom Salomon-Archipel gelegenen niederen Korallen-Inseln, die auf einem atollförmigen Riffe liegen, so nahe, daß die Eingebornen in ihren Kanoes zu uns an Bord kamen. Es waren heitere, lachende, zutrauliche Menschen, die alle gebrochen englisch sprachen und ohne weiteres zu uns an Bord kamen, braune Kerle von wahrhaft athletischem Körperbau, an Armen und Schenkeln, einige auch auf dem Rücken und der Brust tättowiert, mit dem Lendengürtel, „Malo“, als einziger nationaler Bekleidung, außer welchem aber manche noch Teile europäischer Kleidung trugen. Ihr wohlgenährtes, gesundes Aussehen bewies, daß es ihnen an guter Nahrung nicht fehlt, und wir hörten zu unserer Freude, daß sie Schweine, Hühner, Kokosnüsse Arrow-root[2]) im Überfluß haben und dafür gern von uns Zeug, Messer, Tabak, Glasperlen und Spielkarten eintauschen. Spielkarten! Auf einer Südsee-Insel! Südsee-Insulaner, die Karten spielen! — das war uns etwas ganz Neues. Noch mehr aber

---

1) Atolle sind ringförmige, durch Korallenriffe gebildete Inseln. Die von ihnen eingeschlossene ruhige Wasserfläche wird Lagune genannt.

2) Ein aus den Wurzelknollen verschiedener Pflanzen, z. B. der Pfeilwurz (Maranta) bereitetes Stärkemehl.

erstaunten wir, als einige von ihnen in der Batterie zu dem gerade auf dem Tisch stehenden Damenbrett sich setzten und uns aufforderten, mit ihnen zu spielen. Und siehe da! selbst geübten Spielern von uns gewannen sie die Partieen ab. Wir hatten manchen Spaß mit diesen freundlichen, gutmütigen Menschen, die bei uns an Bord blieben, bis die Nacht einbrach, und dann unter Händedruck und „good night“ (Gute Nacht) von uns Abschied nahmen, Schweine, Hühner und was sie sonst haben, für uns



Atoll.

vorzubereiten versprachen, damit wir es morgen in unseren Booten abholen könnten, da die Schweine für ihre Kanoes zu schwer seien.

Da sich bereits, wenn auch in leichtem Grade, Spuren von Skorbut[1]) unter der Mannschaft zeigten, so war diese Gelegenheit, einige frische Lebensmittel zu bekommen, eine sehr erwünschte, und am 7. morgens segelten, vom Kommandanten selbst geführt, drei Boote von der Fregatte („Novara“) der Insel zu. Die Eingebornen erwarteten uns mit ihren Kanoes bei dem Kanal an der Nordwestseite des Riffes, an der Seite unter dem Winde, der einzigen Stelle, wo es möglich ist, mit Booten über das Atollriff

1) Skorbut (Scharbock), eine besonders häufig bei Seeleuten beobachtete Krankheit, entsteht infolge einer Veränderung der Blutmischung. Eine mit dieser Krankheit oft verbundene Erscheinung ist z. B. das Faulwerden des Zahnfleisches.

in die von demselben umschlossene ruhige Lagune zu gelangen. Überall sonst tobt, auch beim ruhigsten Wetter, eine furchtbare Brandung gegen das Riff, und selbst diese Stelle ist unzugänglich, wenn eine nur einigermaßen frische Brise weht. Wir hatten aber gerade einen günstigen Tag getroffen, der es unsern Booten möglich machte, in dem ruhigen Wasser im Lee [1]) des Riffes bis dicht an dieses selbst heranzukommen und darauf zu ankern. Die Passage durch den Kanal bot aber trotzdem noch Schwierigkeiten genug, da durch denselben ein reißender Strom aus der Lagune ins Meer sich ergoß, und da er zur Ebbezeit, in der wir gerade ankamen, zu wenig Wasser für unsere Boote hatte. Da wir nicht unverrichteter Dinge umkehren wollten, so wurde versucht, was zu versuchen möglich war. Wir ließen uns einzeln nacheinander mittelst der Kanoes der Eingebornen auf dem Riff absetzen, das auch bei Ebbe, einzelne hervorragende Korallenblöcke abgerechnet, noch unter Wasser steht —, dann gelang es, eines der Boote ganz leer durch den Kanal zu ziehen; die beiden anderen blieben außen geankert, und es wurde ihnen den Tag über dasjenige, was wir eingehandelt, auf Kanoes zugeführt; abends kehrten wir alle sehr befriedigt mit gegen 20 Schweinen, 60 Hühnern, einer großen Menge Kokosnüsse u. s. w. an Bord zurück.

Stewart-Atoll ist ein halbmondförmiges Korallenriff von 16 Seemeilen (= 4 deutschen Meilen) Umfang, mit einer tiefen Lagune in seiner Mitte und mit fünf kleinen, bewaldeten Inseln auf dem Riffe selbst. Nur die beiden größten dieser Inseln, von den Eingebornen Sikei'ana und Fa'ule genannt, sind bewohnt. Die Einwohnerzahl beträgt ungefähr 180 Seelen. Wir trafen einen englischen Matrosen unter den Eingebornen, welchen ein Walfischfahrer vor sieben Monaten hier ausgesetzt, weil er infolge von Fieber arbeitsuntüchtig geworden war. Die Eingebornen hatten ihn aufs gastfreundlichste aufgenommen, aber der arme Mensch war doch überglücklich, durch uns aus seiner unfreiwilligen Verbannung erlöst zu werden. Es wurde ihm seine Bitte, Überfahrt nach Sydney zu bekommen, gern gewährt. Wir hatten uns in zwei Partieen auf die beiden genannten Inseln verteilt. Ich war auf dem näher gelegenen Fa'ule geblieben, um genug Zeit zu haben, diese kleine Insel zu untersuchen.

Es hat einen eigenen Reiz, eine so beschränkte Welt zu beobachten, die nichtsdestoweniger dem Menschen als Wohnort dienen kann, und auf der er sich, wie diese Insulaner bewiesen, eines glücklichen, sorgenlosen Daseins erfreut.

Die ganze Welt dieser Insulaner, alles bewohnbare Land des Korallenriffes, beträgt nicht mehr als ein Drittel einer Quadrat-Seemeile; kein Berg, kein Hügel, kein Fluß; der höchste Punkt des Landes ist nur

1) Die vom Winde nicht getroffene Seite des Schiffes.

so hoch, als Wellen und Wind Sand und Trümmer aufhäufen können, ringsum das endlose Meer. Der ganze Mineralreichtum der Erde ist hier auf ein einziges Mineral zusammengeschrumpft; es ist kohlensaurer Kalk, welchen Milliarden von Korallentierchen aus der Salzflut abscheiden. In außerordentlichen Fällen führt der Ocean noch schwimmende Steine her; so kommen Bimssteine, welche den Boden etwas verbessern, oder in dem Wurzelwerk angeschwemmter Baumstämme auch andere Steine an, auf welchen der Bewohner dieser kleinen Welt Muschelschalen schleifen kann, die ihm als Schneidewerkzeug, als Messer und Axt dienen.

Die Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt hat hier nur 20—30 Vertreter. Das Meer hat die Samen von üppigeren, reicheren Gestaden hergeführt und auf den Korallensand ausgeworfen, sie sind aufgegangen, die Kokospalme, der Baum von tausendfältigem Nutzen, welcher Nahrung, Hausgeräte, Baumaterial und Kleidung liefert, der „Pini-Pini"-Baum, aus dessen Stamm sich der Insulaner mittelst der geschärften Muschel sein Kanoe aushöhlt. Noch beschränkter ist die Tierwelt: kein Vierfüßler, nur einige Seevögel und Insekten. Die einzige Fleischnahrung liefert das Meer in Fischen, Krabben und Schaltieren. Man fragt mit Recht, zu welcher Stufe geistiger und sittlicher Entwickelung es die Menschen bringen können, welchen die beschränkte Welt einer solchen Koralleninsel zum Wohnplatz angewiesen ist.

Die Stewart-Insulaner leben indes nicht mehr in diesen ursprünglichsten, einfachsten Verhältnissen. Ein, wie es scheint, ziemlich häufiger Besuch von Schiffen hat ihnen vieles zugeführt, was ihre Existenz wesentlich verbessert. Sie haben nun Schweine, Hühner, Knollengewächse aller Art, die vortrefflich auf den Inseln gedeihen, um welche sie wieder andere Dinge eintauschen können, die zu ihren Bedürfnissen gehören. Ebenso scheinen sie keine ganz reine polynesische Rasse zu sein. Uns ist vor allem andern die außerordentliche Verschiedenheit ihrer Gesichtszüge aufgefallen. Nur wenige machen den Eindruck einer reinen malaiischen Rasse. Von einer Vermischung mit der Papua-Rasse auf den nahen Salomons-Inseln ist keine Spur. Dagegen tragen viele so entschieden europäische Züge, daß man fast geneigt ist, der Ansicht eines Missionars in Sydney recht zu geben, nach welcher diese Insulaner alle von einem englischen Matrosen und einem Weib von den Samoa-Inseln herstammen, die sich im vorigen Jahrhundert hier niedergelassen.

8.

Kampf mit den Eingeborenen auf Neu-Britannien[1]).

W. Powell.

An den French Islands[2]) vorbei steuerten wir auf das Kap Gloucester[3]) los. Bei unserer Annäherung sahen wir eine große Rauchmasse über dem Lande, welche die Berggipfel verhüllte, und entdeckten, als wir näher kamen, daß der Rauch aus unzähligen großen und kleinen Vulkanen emporstieg, die alle in heftiger Thätigkeit begriffen waren. Das ganze Land schien in Feuer zu stehen. In der Dunkelheit war der Anblick geradezu wunderbar, und die Helligkeit war so groß, daß man hätte dabei lesen können. Auch die Turpinier-Insel[4]) war in vulkanischer Thätigkeit, und das Getöse all der Ausbrüche glich einem ununterbrochenen dumpfen Donnern.

Am Morgen fuhren wir näher zur Küste, erblickten aber keine Spur von Eingeborenen. Einen Versuch, quer über die Dampier-Straße[5]) zu fahren, machte ein heftiger Südostwind und die hochgehende See unmöglich, trotzdem wir vor- und rückwärts kreuzten, um die starke Strömung zu überwinden. Zwei Tage lang versuchten wir es umsonst und mußten während dieser Zeit auch noch beständig an den Pumpen bleiben, da die Wandungen des Schiffes so zusammengetrocknet waren, daß mit jedem hohen Wogenschlage Wasser eindrang[6]). Schließlich schlug eine mächtige Welle an unser Steuerruder und schwemmte es fort, wie einen morschen Stock. Fast erschöpft, ohne Ruder und mit leckem Schiff konnten wir lediglich an Rückkehr denken, und so verfertigten wir denn mit Bootrudern u. s. w. ein Notruder und fuhren zu einer kleinen Bai, etwa 33 Kilometer östlich von Kap Gloucester, zurück.

Nach kurzem Suchen fanden wir etwa 25 — 30 Meter vom Strande eine Sandbank, auf die wir unser Schiff auflaufen ließen, um ein zur Rückfahrt nach Duke-of-York[7]) ausreichendes Steuerruder anzubringen. Mittelst eines vor dem Schiffe in der Sandbank befestigten Ankers zogen wir denn nun unser Fahrzeug so weit hinauf, daß es bei der Ebbe trocken lag. Während der Flut, deren Höhe 1,2 Meter betrug, war die Bank jedoch fast ganz überschwemmt.

---

1) Neu-Britannien, im Osten Neu-Guineas gelegen, ist jetzt deutsche Kolonie und heißt Neu-Pommern im Bismarck-Archipel. — 2) Eine Gruppe kleiner Inseln im Nordwesten Neu-Britanniens. — 3) Im Westen von Neu-Britannien. — 4) Ebenda. — 5) Zwischen Neu-Britannien und Rook-Insel. — 6) Das Schiff war der „Oststern", ein kleines Segelfahrzeug von 15 Tonnen Gehalt. — 7) Im St. Georgs-Kanal, welcher Neu-Britannien von Neu-Irland trennt.

Während wir nun den Eintritt der Ebbe erwarteten, kam ein Kahn um ein nicht weit entferntes Kap herum gerade auf uns zu. In geringer Entfernung von uns hielt er, und ein alter Mann hielt ein paar kleine Yams [1]) in die Höhe, offenbar zum Verkaufe. Ich machte ihm sofort begreiflich, daß ich sie kaufen wollte; er kam ans Schiff, und ich gab ihm einige Perlen dafür. Der alte Eingeborene musterte sehr genau unser Fahrzeug und auch den Anker auf der Sandbank und verließ uns dann mit dem Versprechen, noch mehr Yams zu holen. Bald darauf saß unser Schiffchen fest, und wir begannen mit Herstellung des Notruders; aber da ich vor Fieber kaum aufrecht stehen konnte, ging ich unter Deck, und die beiden anderen machten sich ans Werk. Nach kurzer Zeit rief H. . . . . . die Kajütentreppe herunter, eine Menge Eingeborener komme mit Spießen rc. auf dem Strande daher, und ihre Absicht scheine nicht allzu friedlich zu sein.

Trotz meines Übelbefindens ging ich auf Deck, und bald hatten wir unsere Gewehre geladen, einige mit Steinsalz, und die kleinen Drehkanonen in Bereitschaft und waren nötigenfalls zu festem Widerstand entschlossen.

In einiger Entfernung von uns war eine große Anzahl von Männern teils auf dem Strande, teils in mehreren Kähnen. Der ganze Haufe hatte Schleudern, Speere und Steinbeile. Es fiel mir ein, daß Rover (ein Hund) am Lande war; durch ihn konnten wir die Absichten der Eingeborenen erproben; wir riefen ihn daher, und als er aus dem Gebüsche herausgesprungen kam, rannten mehrere junge Männer vor und warfen die Speere nach ihm, aber ohne ihn zu treffen; bald war er an Bord. Ich schwenkte nun einen grünen Zweig, worauf nur höhnisches Gelächter folgte. Nun wußte ich sicher, daß sie Böses im Schilde führten; da wir aber bei Ebbe nicht von der Sandbank loskommen konnten, mußten wir ruhig warten, bis sie zum ersten Angriffe schritten. Bald begannen sie Steine gegen uns zu schleudern, wobei sie auf dem Strande näher heranrückten; die Geschosse prasselten unangenehm genug zwischen das Takelwerk und an die Wandungen. Ich schoß nun über ihre Köpfe hin, was aber nur bewirkte, daß sie lachten und sich desto schneller uns näherten; gleichzeitig kamen von der Seeseite her die Kähne. Mir wurde etwas bange, ob diese Leute die Feuerwaffen völlig verachteten, oder ob ihre Gleichgültigkeit nur aus Unbekanntschaft mit den tödlichen Wirkungen derselben entsprang.

Mittlerweile waren sie nahe genug gekommen, um die Speere werfen zu können, und sie thaten dies mit bedeutender Sicherheit. Indessen sparten wir unser Feuer auf, bis sie so nahe wären, daß sie die Wirkung

---

1) Siehe Anmerk. Seite 488.

des Salzes spüren könnten; damit wollte ich sie nämlich zuerst bewillkommnen. Ungefähr zwanzig von ihnen durchschritten die schmale Lache zwischen dem Strande und unserer Sandbank und näherten sich sehr zuversichtlich dem Buge des Schiffs. Wir hatten während dessen hinter der Brüstung gesessen, um vor den Steinen gedeckt zu sein, und da sie uns keinerlei Verteidigungsmaßregeln vornehmen sahen, mochten sie glauben, leichtes Spiel zu haben. Aber als sie nahe genug waren, sprangen wir auf und feuerten zusammen gerade mitten unter sie hinein. Nun folgte ein ungemein lächerlicher Vorgang. Wir hatten absichtlich tief gehalten; sie bekamen daher die Salzladung auf den Leib, schienen aber wirklich zuerst vor Entsetzen weder fliehen zu können, noch das Beißen des Salzes zu empfinden. Indessen nahmen sie bald die Beine unter den Arm und rannten für ihr Leben. Kaum hatten sie sich umgedreht, so salzten wir sie der Gleichmäßigkeit wegen auch von hinten. Als sie nun auf den Strand gelangten, begann das Salz zu wirken, und ihren verzweifelten Sprüngen nach sollte ich fast glauben, daß sie sich vor einer Wiederholung der erhaltenen Lehre wohl hüten dürften.

Die andern Eingeborenen verschwanden wie durch Zauberei im Gebüsche, und auch die Kähne suchten eilig das Weite. Unter den ersteren hatte ich unsern alten Freund mit den Yams erkannt. Offenbar hatte er geglaubt, daß ein Schiff der Weißen ein schönes Stück zum Plündern sei; aber vielleicht mochten die Leute nun eingesehen haben, daß eine solche Plünderung doch nicht so ganz leicht sei. Unser Sieg war schneller gewonnen, als ich gehofft hatte, und noch dazu ohne Blutvergießen. Bald nachher hatten wir das Notruder fertig, holten den Anker ein und machten uns auf die Rückfahrt nach Duke-of-York. Leider sollten wir diese Insel mit unserem Schiffchen nicht erreichen.

Nach zweitägiger Fahrt kamen wir in die Nähe von Kap Lambert[1]. Nachdem uns die Strömung eine Strecke südlich getrieben hatte, erhob sich in der Nacht eine schwere Bö (heftiger Windstoß) mit starkem Regen. Etwa $^1/_2$3 Uhr morgens bemerkte ich auf der Leeseite[2]) eine leuchtende Linie im Wasser, welche, wie ich nur zu genau wußte, ein ganz nahe befindliches Riff anzeigte. Ich schrie meinen Leuten zu, das Schiff umzulegen (zu wenden), aber es gehorchte dem Ruder nicht; bei einem zweiten Versuche ergriff uns eine hohe Welle und warf uns mit einem Krach auf das Riff, daß wir alle niederstürzten. Hier lag nun unser Fahrzeug hart und fest; die Wellen stürzten über das Hinterteil her, als ob sie jede Minute alles zerbrechen wollten, und stießen das Schiffchen heftig gegen die Felsen an.

---

1) Eine der nordöstlichen Spitzen Neu-Britanniens.

2) Vergl. die Note auf S. 494.

Gegen Tagesanbruch begann das Schiff leck zu werden; wir schafften daher alles, was wir holen konnten, aus der Kajüte und dem Raume auf das Vorderkastell, und kurz nach Sonnenaufgang brachten wir die wertvollsten Gegenstände ins Boot. In ihm fuhr ich mit dem einen meiner Begleiter nach dem nächsten Zufluchtsorte, einer südlich gelegenen Sandbank, mit der Absicht, wieder zum Schiffe zurückzukehren und eine neue Ladung zu holen. So wollte ich möglichst viel hierher bringen, dann ein Floß bauen und mit meinen Begleitern und den geretteten Sachen nach der Materbert-Insel [1]) fahren. Aber die Sandbank war, wie wir bald bemerkten, von Eingeborenen aus Matukanaputa besucht, welche hier Schildkröten fingen. Sobald sie unser ansichtig wurden, rannten sie alle nach ihren Speeren, Keulen und Schleudern, augenscheinlich in dem Glauben, wir würden mit ihnen kämpfen. Ich stieg daher, zum Zeichen des Friedens die Hände über den Kopf haltend, ans Land und erklärte ihnen, mein Fahrzeug liege auf dem Strande, ich aber wünsche bloß, meine Habe hier niederzulegen. Nach vielem Reden willigten sie ein. Da ich es aber für nötig hielt, daß jemand zur Behütung der Sachen da bliebe, schickte ich den Mann allein nach einer zweiten Ladung zurück, mit welcher er gegen Abend ankam. Dann fuhr er wieder fort; denn da wir nur das eine Boot hatten, war es klüger, dasselbe bei dem Schiffe zu lassen, im Falle letzteres etwa während der Nacht in Stücke gehen sollte.

So mit einigen fünfzig nichts weniger als freundlich gesinnten Eingeborenen auf der Sandbank allein gelassen, untersuchte ich zuerst, ob mein Gewehr und mein Revolver in gutem Zustande war. Sodann baute ich mir aus den Kisten eine Art Rückenschutz und setzte mich dann hin, um während der Nacht unser Eigentum vor Dieben zu schützen. Denn an den Besprechungen der Wilden und ihren Seitenblicken auf mich erkannte ich gar wohl ihr Verlangen nach all dem gestrandeten Gute. Schließlich näherten sich einige meinem Sitze und drückten mir ihr Beileid über unser Mißgeschick aus; gleichzeitig versicherten sie mir, daß sie mich für einen herzensguten Mann hielten. Ein Schurke preßte sogar einige Thränen heraus. Aber während sie so redeten, suchten sie mich allmählich zu umzingeln. Zu bekannt mit den Listen der Wilden, um mich damit fangen zu lassen, stand ich auf und befahl ihnen in ihrer eigenen Sprache, sich niederzusetzen und mir dann zu sagen, was sie überhaupt noch zu sagen hätten. Denn wenn ich ihnen erlaubt hätte, ganz nahe zu kommen, so würden sie sich plötzlich auf mich gestürzt haben, wohl wissend, daß ich dann keine Zeit zum Schießen hätte.

Offenbar überrascht und einsehend, daß ihre Absicht durchschaut

1) An der Nordostküste Neu-Britanniens.

war, setzten sie sich ein paar Meter entfernt von mir nieder und beteuerten mir aufs neue ihre Freundschaft und ihr Beileid. Aber es war mir, als ob ich den einen von ihnen wispern hörte: „Heute Abend werden wir keine Weißen essen." Das machte mich natürlich noch wachsamer. Ich hörte also ihre Beteuerungen eine Weile an und sagte dann, wenn sie wirklich meine Freunde wären, so sollten sie nach Materbert fahren und dem Häuptling Tobrian mitteilen, er solle mit zwei oder drei seiner größten Kähne mich und meine Sachen holen; ich würde ihnen dann eine schöne Belohnung geben; wenn sie das aber nicht thäten, sondern mir näher kämen, würde ich schießen. Zuerst wollten sie nichts davon hören, bis ein alter Mann sie überredete, fortzugehen, aber nur — wie ich hinterher merkte — zum Scheine, um zu sehen, ob ich nicht einschliefe. Nun gingen sie zu ihren Kähnen und ruderten in die Finsternis hinaus.

Es mochte etwa 1 Uhr sein, da glaubte ich leises Rudern zu vernehmen und entdeckte durch mein Fernrohr drei Kähne, welche ganz sacht herankamen; in jedem stand ein Mann mit erhobenem Speer und lugte nach mir, ob ich wach wäre. Augenblicklich schrie ich ihnen zu, sie sollten sich packen, oder ich würde Feuer geben. Jetzt ruderten sie rasch fort, und die übrigen Kähne, welche auf der andern Seite der Sandbank waren, folgten ihnen. Sie störten mich nun nicht weiter, und am Morgen war nichts mehr von ihnen zu sehen.

Aber eine neue Sorge befiel mich: mein Boot kam nicht! Ich fürchtete, die beiden Leute an Bord des Schiffes wären eingeschlafen und so ermordet worden, in welchem Falle auch ich verloren war. Denn ich hatte wenig zu trinken und zu essen gar nichts. Da kam um 11 Uhr ein Kahn; sein Insasse stand auf und rief mich an, er sei ein Freund und wolle mich sprechen. Da er die Hände über den Kopf hielt, ließ ich ihn landen. Er fing ein großes Lamento an wegen des Wracks, aber ich unterbrach ihn schnell: das seien alles Flausen; die Matukanaputa-Leute hätten mich auch bejammert und hinterher mich töten wollen, ob er etwa dasselbe beabsichtige? „Nein", erwiderte er, „ich will bloß mit dir reden. Die Matukanaputa-Leute taugen nichts. Es war gut, daß du nicht schliefest; sie hätten dich getötet und gegessen. Schlafe auch heute Abend nicht ein; sieh, daß dein Boot kommt; sie wollen den Mann in deinem Boote ermorden, und dann hast du kein Trinkwasser, und der Mann im Schiffe hat auch wenig Wasser, und du kannst nicht zu ihm und er nicht zu dir, und sie wollen dich im Schlafe erschlagen und sagen, es sei genug Holz da, um dich zu braten, und sie wüßten noch nicht, wie Weiße schmecken." Ich erwiderte ihm, er sei mein Freund, weil er mir das mitgeteilt habe, und wenn er zu Tobrian fahren und ihm sagen wolle, daß er ein paar Kähne für mich und meine Waren

schicke, so solle er ein großes Geschenk bekommen. Er weigerte sich aber, weil die Byning-Männer ihn töten würden, wenn sie es erführen. Ich wiederholte mein Versprechen; er erwiderte jedoch: „Nein, nein! Einem toten Mann nützt kein Geschenk!“ So ließ ich ihn denn gehen, nachdem ich ihm etwas Tabak gegeben hatte. Er war kaum fort, als ein Kahn mit Matukanaputa-Leuten kam. Einer von ihnen rief mir zu, ich sollte ihn landen lassen; er wolle mit mir reden. Um keine Furcht zu verraten, sagte ich ihm, er möge kommen. Nun stieg er mit zwei oder drei Begleitern ans Land und näherte sich mir; in der einen Hand hatte er einen Strick, wie sie ihn beim Schildkrötenfange brauchen. Ich stand mit dem Rücken nach meinen Kisten zu; wozu der Strick dienen sollte, war mir sofort klar. „Ich komme von Tobrian“, sagte er; „ist der Kahn groß genug? Komm und sieh ihn dir an!“ Ich wußte aber recht gut, daß er in so kurzer Zeit noch gar nicht von Materbert hätte wieder da sein können; ebenso daß er ein Matukanaputa-Eingeborener war. Ich war also auf meiner Hut und fragte, was er mit dem Stricke wolle. Das brachte ihn in große Verwirrung; er meinte: „Für die Schildkröten.“ Ich bedeutete ihm, daß man Schildkröten nicht bei Tage fange, und ließ mir den Strick geben, fügte jedoch hinzu, wenn ich ihn wieder hier erwische, würde ich ihn erschießen, und er möchte sich lieber gleich fortscheren, wenn er nicht wünsche, daß ich noch schösse. Hätte ich ihm den Strick nicht abgenommen und mich von meinen Kisten entfernt, so würde einer der andern sich von hinten auf mich geworfen, er aber den Strick ein paarmal um mich herumgeschlungen haben: so ist es nämlich ihre Art beim Schildkrötenfang.

Gerade als sie sich davon machten, kam mein Boot in Sicht. Meine Leute hatten große Not gehabt, die Ladung aus dem Raume zu holen; dies war der Grund der Verspätung. Ich schickte den Mann zurück und ließ auch den anderen kommen, da ich glaubte, es sei am sichersten, wenn wir während der Nacht alle beisammen wären.

Am nächsten Morgen noch in der Dunkelheit fuhren meine beiden Begleiter wohlbewaffnet wieder zum Wrack, um eine neue Ladung zu holen. Sie waren eben fort, als ich etwa 15 bis 20 Kähne gerade auf die Sandbank zukommen sah. Schnell brachte ich unsere kleine Drehkanone, die meine Leute am letzten Abend mitgebracht hatten, auf einem Klotze in die richtige Stellung, lud sie mit einem schweren Schusse und einer Handvoll Kugeln, legte mich dann ruhig hin und wartete auf die Annäherung der Wilden. Bald fuhr ein Kahn den andern voraus; ganz vorsichtig kam er näher und näher. Ich schoß aber noch nicht; denn die Leute in dem einen Kahne sollten natürlich nur untersuchen, ob ich wach wäre, ich blieb daher regungslos hinter meinem Klotz liegen, um, wenn alle Kähne heran kämen, desto sicherer treffen zu können. Wirk-

lich müssen sie gemeint haben, ich schliefe; denn nachdem der einzelne Kahn zu den übrigen zurückgekehrt war, näherten sich alle ohne irgend welches Geräusch. Offenbar hatten die Eingebornen die Entfernung meines Bootes beobachtet und dachten, mich im Schlafe zu überraschen. Kleiner und kleiner wurde der Raum zwischen ihnen und mir; in jedem Kahne stand ein Mann und spähete nach mir aus. Die Finger zuckten mir nach der Lunte, aber noch bezähmte ich meine Ungeduld, bis ich sie endlich nahe genug glaubte. Jetzt — jetzt krachte der Schuß! Ein schreckliches Geheul von den Kähnen folgte, und ehe ich nur Zeit zu einem zweiten Gruße hatte, waren alle auf und davon. Ob jemand getötet oder verwundet worden ist, habe ich nie entdeckt.

Bei Tagesanbruch kamen meine Leute zurück mit der Meldung, daß die Wilden an Bord gewesen seien und alles zerstört hätten, sogar den Kompaß und die Fenster. Was sie nicht hatten brauchen können, war über Bord geworfen worden; den armen, alten Rover hatten sie getötet und als Leckerbissen mitgenommen.

Während des Tages und der Nacht ließ man uns in Frieden. Aus geretteten Segeln bauten wir uns ein Zelt. Am folgenden Tage, etwa gegen 11 Uhr, sahen wir eine große Zahl von Kähnen von Neu-Britannien herkommen. Wir bereiteten uns zum Kampfe. Sie näherten sich uns ohne Zögern bis auf etwa 100 Meter. Dann fuhr ein Kahn voraus, und ein Eingeborner bat, ans Land steigen zu dürfen, indem er rief, er sei Talong (ein junger Unterhäuptling von Tobrian, wie ich wußte); ich ließ ihn also landen. Er sagte, er sei von Tobrian gesendet, um mich und meine Sachen nach Materbert zu holen. Ich hatte allerdings einiges Mißtrauen, da ein paar Matukanaputa-Leute unter seinen Begleitern waren. Aber auf Talong konnte ich mich ohne Zweifel verlassen, und da mein eigenes Boot auch nicht die Hälfte meines Gepäckes faßte, hielt ich es fürs beste, den Versuch zu machen. So ließ ich denn die Gewehre meinen Leuten, befahl ihnen, möglichst rasch das Boot zu beladen und uns zu folgen, ließ den größeren Teil meiner Habseligkeiten in die Kähne schaffen und fuhr, mit meinem Revolver bewaffnet, in Talongs Kahne ab. Alles ging glatt, bis wir in die Nähe Neu-Britanniens kamen; da lenkte erst ein Kahn an die Küste, dann ein zweiter u. s. w. — kurz, fast alle verließen uns. Ich fragte Talong, warum das geschehe. Er erwiderte, die Leute seien hungrig, und es sei auch zu heiß, sie würden in der Nacht nachkommen. „Das sind Flausen“, sagte ich, „befiehl ihnen, sofort zu kommen!“ Er begab sich auf den Strand, ihnen das zu sagen, und es entspann sich ein sehr heftiger Wortwechsel. Bald kam er zurück und äußerte, sie wünschten, daß ich ausstiege und etwas äße. Aber flüsternd setzte er hinzu: „Steige nicht aus; sie wollen dich töten, wir müssen rasch nach Materbert fahren, große Kähne holen und deine Sachen mit Gewalt

nehmen.“ Ich sah, daß er in großer Erregung über und über zitterte, und wußte, daß keine Zeit zu verlieren war; ich rief ihm daher zu, er solle wieder in den Kahn springen und so schnell als möglich nach Kap Lambert fahren. Er besann sich nicht lange, und seine Leute ruderten wie für ihr Leben. Aber sobald die andern Eingebornen sahen, daß wir flohen, machten sie sich in zehn Kähnen zur Verfolgung auf, heulend wie leibhaftige Teufel. Fort ging's nun, und Talongs Leute thaten ihr Bestes. Aber trotz aller Anstrengungen stellte es sich nach einer halben Stunde heraus, daß sie uns einholen würden. Bald in diesem, bald in jenem Kahne stand ein Wilder auf, und dann kam sausend oder pfeifend ein Speer oder Stein dicht an uns vorüber. Indessen wollte ich noch nicht schießen, obgleich Talong fortwährend in mich drang, es zu thun; denn das Schwanken des Kahnes hinderte mich am sicheren Zielen, und ich durfte doch keine Kugel verschwenden. Mittlerweile kamen die Steine immer häufiger und näher vorbeigeflogen, und die Sache wurde unangenehm. Ich erhob den Revolver, ließ ihn auf meinem linken Arm ruhen und schoß auf den vordersten Wilden. Ein Mann, in die Schulter getroffen, ließ Arm und Ruder fallen. Darüber erhoben Talongs Leute ein großes Triumphgeschrei; aber die Verfolger, ohne sich beirren zu lassen, legten sich nun noch mehr in die Ruder. Ich hob den Revolver nochmals; sie waren jetzt viel näher, und ich hatte eben den Steuermann des vordersten Kahnes auf dem Korn, als Talong rief: „Herr Powell, Herr Powell, ein großes Boot — sieh!“ Gerade als ich den Kopf wendete, um hinzublicken, fuhr ein Stein nur wenige Zoll weit an mir vorbei und traf den Mann hinter mir in den Rücken, so daß er auf den Boden des Kahnes fiel und anscheinend schwer getroffen liegen blieb. Da kam — eine Fügung der Vorsehung — das Schiff in Sicht; unsere Feinde zogen sich nun so rasch, als sie gekommen waren, zurück.

In kurzem hatten wir unsere Befreier erreicht. Ihr Fahrzeug war eins der Godeffroy'schen Handelsboote, welches von einer langen Reise zurückkehrte. Bald hatte ich dem weißen Händler die nötigen Erklärungen gegeben, und nun ging es hinter den fliehenden Kähnen her. Aber als wir Neu-Britanniens Küste erreichten, fanden wir nur leere Kisten und Kähne, da die Wilden alles mit in den Wald genommen hatten. Bald nachher trafen wir auch mein Boot an und fuhren nach der Niederlassung des Händlers.

So verlor ich denn bis auf wenige Stücke die ganze anthropologische Sammlung von der Nordwestseite Neu-Britanniens, die sorgsam angelegte große Sammlung von Land- und Seemuscheln, meine zahmen Tiere — kurz alles, außer meinen Logaufzeichnungen[1]) und Reisebüchern.

1) Aufzeichnungen über Fahrgeschwindigkeit, Tiefe der See, geographische Lage einzelner Punkte u. s. w.

In kurzer Zeit gelangte ich nach Nodup [1]) und von da nach Duke-of-York. Hier fand ich den Kriegsschoner „Renard" unter dem Befehle des Lieutenants Richards, welcher zufällig ein Schul- und Schiffsfreund von mir war und mich mit nach Sydney nahm.

9.

Die Maoris auf Auckland.

Frh. v. Wüllerstorff-Urbair.

Während ihrer Anwesenheit in Auckland [2]) genossen die Mitglieder der Novara-Expedition das Schauspiel einer Massenversammlung der Maoris (spr. Mauris) im Takapuna-Distrikt, am nördlichen Ufer des Waitematahafens. Ein reicher und hoch in Ehren stehender Maori-Häuptling, Namens Patuoni, pflegt seit einer Reihe von Jahren am Weihnachtstage alle in seiner Nachbarschaft wohnenden befreundeten Stämme, sowie die angesehensten weißen Ansiedler von Auckland zu einem großen Volksfeste einzuladen. Die Nachricht, daß diesmal der „Kavana" (Gouverneur) eines Alliierten der Königin Victoria demselben mit zahlreichem Gefolge beiwohnen werde, hatte unter den Maoris eine große und freudige Aufregung hervorgebracht, und sie boten sich an, mit einigen Kriegs-Kanoes und zwei Walfischbooten an das gegenüberliegende Ufer zu kommen, um die Gäste daselbst abzuholen. Die Mitglieder der Expedition waren jedoch bereits auf dem Versammlungsplatze im Takapuna-Distrikte angelangt, als die neuseeländischen Kriegs-Kanoes am gewöhnlichen Einschiffungsplatze in Auckland eintrafen.

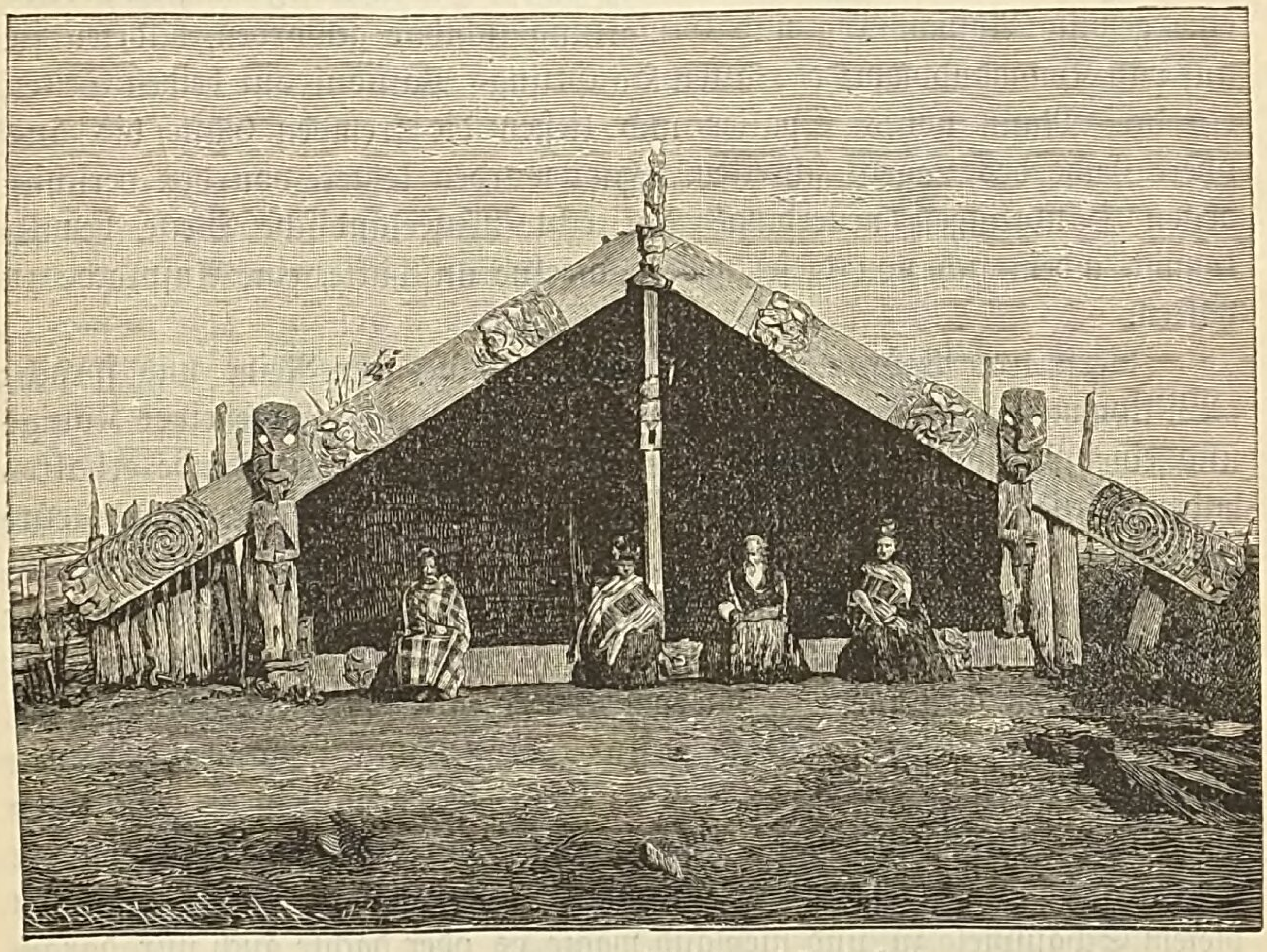
Auf einer Anhöhe sah man große, mit englischen und andern Flaggen geschmückte Zelte aufgeschlagen, und unter denselben standen schmale, ungemein lange, ungefähr $^{2}/_{3}$ Meter hohe Tische mit kleinen, aus dem Blatte des neuseeländischen Flachses zierlich geflochtenen Körbchen bedeckt, in welchen sich gekochte Kartoffeln, Schweinebraten und Fische befanden. Die Gäste, wohl 3—400 an der Zahl, saßen auf dem mit frischen Farnkräutern bestreuten Boden, teils mit untergeschlagenen Beinen, teils auf den Felsen hockend, und langten mit den Fingern eifrig zu; denn zum Gebrauch von Eßbestecken hat es der Maori noch nicht gebracht. Das Hauptgetränk bestand in Thee, und daher sah man auch allenthalben auf der Wiese in der Nähe der Zelte riesige Theekessel mit kochendem Wasser auf einfach angelegten Feuerplätzen stehen. Gleichwohl verrieten Gang und Ausgelassenheit mancher Maoris, daß nebenbei auch minder harmlose Getränke genossen wurden. Wer sein Mahl beendet

---

1) An der Nordostspitze Neu-Britanniens. — 2) Auf der Nord-Insel Neu-Seelands.

hatte, zündete ein Pfeifchen an und mischte sich unter die schwatzende Menge. Tabakrauchen ist bei beiden Geschlechtern zur Leidenschaft geworden, und selbst auf dem Arme getragene Kinder sieht man zuweilen das Pfeifchen aus dem Munde der Mutter nehmen und schmauchen. Die irdene Pfeife, so kurz abgebrochen, daß gerade noch genug vom Stiele bleibt, um sie zwischen den Zähnen halten zu können, ist am beliebtesten.

Kaum verlautete es, daß der Befehlshaber der österreichischen Fre-



Behausung eines Maorikönigs auf Neuseeland.

gatte mit seiner Begleitung im Anzuge sei, als die ganze, eben noch in friedlichem Behagen gelagerte Menge plötzlich wild durcheinander stob. Die bunten Fahnen wurden von den Spitzen der Zelte entfernt und dem tobenden Zuge vorangetragen. Ein rascher, aber monotoner Gesang, abwechselnd von taktmäßigem Stampfen mit den Füßen begleitet, durchdröhnte die Luft; die Häuptlinge hoben ihre kostbaren, aus Grünstein angefertigten Streitkolben (Meri-Meri, d. h. Feuer der Götter) hoch empor; wer von den Maoris einen Stock bei sich führte, schwang diesen mit wilder Begeisterung, während die übrigen die Enden ihrer Wolldecken in die Höhe hielten. Um uns ein noch deutlicheres Bild von ihren alten Sitten zu geben, wurde hierauf ein Kriegstanz aufgeführt an dem Männer, Weiber und Kinder teilnahmen. Obschon derselbe in

nichts anderem, als in einem wirren Gegeneinanderrasen zweier künstlich aufgeregter Volkshaufen bestand, welche sich jeder in einem andern Ende aufgestellt hatten und plötzlich mit wütender Hast und grauenhaftem Lärm aufeinander losstürzten, brachte doch das wilde Geschrei, das Zucken der Gliedmaßen, das Verdrehen der Augen, das Herausstrecken der Zungen eine schaudervolle Wirkung hervor, und man konnte sich leicht einen Begriff von dem furchtbaren Schauspiele machen, wenn die kämpfenden Teile nicht, wie hier, nur als scheinbare, sondern als wirkliche Feinde und Gegner aneinander geraten. Nachdem unter den Kriegstänzern bereits eine gewisse Abspannung und Ermattung sichtbar geworden, bildeten sie auf das Kommandowort des alten Häuptlings Patuoni auf beiden Seiten ein drei Mann hohes Spalier und ließen die fremden Gäste bis ans obere Ende des Lagers schreiten. Hier wurden letztere von den verschiedenen Häuptlingen neuerdings auf echt neuseeländische Weise bewillkommt, indem sich von diesen jeder einzelne anschickte, eine Ansprache zu halten.

Zuerst trat Paora Tuhaera von Oraki aus der Reihe und sprach: „Willkommen, du Häuptling aus einem fernen Lande, Bote eines Königs und einer Nation, von welcher wir erst in jüngster Zeit Kunde erhalten haben! Unsere englischen Freunde erzählten uns, daß deine Landsleute seit langer Zeit Freunde und Bundesgenossen des britischen Volkes sind, dessen Königin unsere Beschützerin ist, und unter dessen Gesetzen wir in ungestörtem, friedlichem Besitze unsere Ländereien bewohnen. Du bist hier ein Fremdling. Du siehst zum ersten Male ein Volksgeschlecht vor dir, dessen Väter in Unwissenheit, in Krieg und allen nur möglichen schlechten Gewohnheiten ihr Leben verbrachten. Du hast bei deinem Erscheinen auf diesem Platze gesehen, in welcher Weise wir unsere Leidenschaften zu erregen und unsere Feinde einzuschüchtern versuchten. Ruhig sahst du diesem Schauspiele zu, und niemand wagte es oder dachte auch nur daran, seine Hand gegen dich zu erheben. Doch wärest du zu jener Zeit, von welcher ich sprach, zu uns gekommen, unser Arm würde zum tödlichen Schlage sich erhoben haben, oder deine Hand, die ich eben erst drückte, würde gegen mich geschwungen worden sein, um mich zu vernichten. Du hast viele andere Länder gesehen und vielleicht manche, welche schöner als dieses Eiland sind; aber hier ist nichts Schlimmes, welches uns stört oder wünschen läßt, in einem anderen Lande zu leben. Die Gesetze Englands beschützen uns vor der Hand der Angreifer; wir leben glücklich und friedlich und freuen uns, diejenigen zu empfangen, welche, gleich dir, in friedlicher Angelegenheit hierher kommen."

Hierauf sprachen noch verschiedene andere Häuptlinge. Die Reden, welche uns der Regierungsdolmetsch Mr. W. Baker ins Englische übersetzte, wurden vom Befehlshaber der Novara-Expedition in englischer

Sprache mit warmen Worten des Dankes und der Freude über das materielle und geistige Gedeihen der Eingeborenen erwidert und von Herrn Baker in die Maorisprache übertragen.

Die Eingeborenen, welche dicht aneinander gedrängt zu beiden Seiten standen und lautlos zugehört hatten, gaben nach Beendigung einer jeden Rede mit Kopf und Händen ihre Zustimmung zu erkennen. Die Art und Weise, wie die Maoris bei solchen feierlichen Anlässen zu sprechen pflegen, ist höchst eigentümlich. Der Redner steht ungefähr zehn Schritte von dem Angeredeten entfernt und geht sprechend bis auf drei Schritte auf denselben zu; hierauf kehrt er schweigend um, bis er, auf seinem früheren Standpunkt angelangt, wieder von neuem zu reden beginnt. Diese Sitte hat mehrfache Vorteile; sie gewährt dem Sprecher Muße, sich zu sammeln, und läßt zugleich dem Zuhörer Zeit, in das eben Vernommene tiefer einzudringen. Überraschend würdevoll und ruhig teilt jeder Redner seine Ansichten und Empfindungen mit. Nur an einzelnen, ihm besonders wichtig erscheinenden Stellen hebt er die rechte Hand empor, während in der gesenkten linken die steinerne Keule ruht, ohne welche kein Häuptling eine Ansprache zu halten pflegt.

Während dieser Reden hatten wir die uns umgebenden Figuren näher betrachtet. Die Mehrzahl derselben war nach europäischer Sitte gekleidet, die Häuptlinge meistens schwarz, mit einer goldbordierten Mütze auf dem Kopfe, die anderen trugen alle die verschiedensten Kostüme zur Schau, wie sie gerade Laune oder Zufall hatten wählen lassen. Alte Männer waren, je nach ihrem Range, mehr oder weniger tättowiert, was gegen ihren europäischen Anzug gewaltig abstach. Ältere Frauen, meist nach europäischer Sitte und zuweilen sogar sehr elegant in Seide oder Musselin gekleidet, aber barfuß, hatten die Lippen und das Kinn tättowiert, während jüngere Leute beiderlei Geschlechts diese Sitte nicht mehr üben und daher ihre oftmals sehr schönen Gesichtszüge ohne diese künstliche Verunstaltung zeigen. Nur eine kleine Zahl Eingeborener schien sich besser in ihrer urtümlichen Tracht zu gefallen und hüllte sich entweder in eine gewöhnliche Wolldecke oder trug die Kakahu, eine besonders zierliche, von den Maori-Frauen aus den Fasern des neuseeländischen Flachses kunstreich verfertigte, mantelartige Bekleidung. Alle hatten sich die durchstochenen Ohrläppchen mit einem Stück oval geschliffenen Grünstein oder mit einem Haifischzahn geschmückt, welche gewöhnlich an einem schwarzseidenen Bändchen befestigt werden. Als wir an den einzelnen Gruppen vorüber gingen und besonders schöne Gestalten bewunderten, fielen uns zwei auf, die ihre Köpfe unter einer Decke verborgen hatten und bitterlich weinten. Auf die Frage nach der Ursache dieser trübseligen Stimmung in so heiterer Gesellschaft erfuhren wir, daß es zwei Verwandte seien, welche lange voneinander getrennt waren

und auf diese Weise ihre Begegnung feierten. Freunde und Verwandte drücken ihre Freude beim Wiedersehen dadurch aus, daß sie sich je nach dem Grade der Freundschaft oder Hochachtung oft stundenlang zusammen setzen, ihre Nasen reibend aneinanderlegen und dazu bitterlich schluchzen und weinen. Sind sie unbeobachtet, so geschieht dies, ohne den Kopf zu bedecken, während sie im entgegengesetzten Falle eine Decke über sich werfen. Kuß und Händedruck sind den Maoris erst durch ihren vertraulicheren Verkehr mit den Weißen bekannt geworden.

Als wir uns von dieser unvergeßlichen Volksscene trennten und nach den Booten zurückkehrten, versammelte sich die fröhliche Menge neuerdings auf der Anhöhe vor den Zelten, und um zu zeigen, daß ihr auch die Gebräuche civilisierter Nationen nicht fremd seien, rief sie den Scheidenden in echt englischer Weise dreimal lärmende Hurras nach.

Die Maoris sind im allgemeinen ein schöner Menschenschlag, wohlgebaut und kräftig, jedenfalls nicht kleiner als die Europäer, denen sie auch durch ihre dem Ansehen nach mehr gebräunte als braune Hautfarbe, durch ihr schlichtes, weiches, teils schwarzes, teils kastanienbraunes Kopfhaar und ihre Gesichtszüge sehr nahe kommen. Sogar Vollblut-Maoris haben zuweilen ein derartig europäisches Aussehen, daß selbst ihre zahlreichen Gesichtstättowierungen diesen Eindruck zu stören nicht imstande sind.

Das Tättowieren oder „Moko“ der Neuseeländer ist eine der am meisten charakteristischen Sitten dieses merkwürdigen Volkes und verdient schon aus dem Grunde ausführlicher beschrieben zu werden, indem dasselbe seit der Verbreitung der christlichen Civilisation fast gänzlich aus dem Gebrauch gekommen ist.

Die Meinung, daß der „Moko“ dem Feinde gegenüber dem Gesichte einen entschiedeneren Ausdruck verleiht, und die weiblichen Maoris den Zärtlichkeiten eines Tättowierten mehr Aufmerksamkeit schenken, als Sterblichen mit einem unentstellten Gesicht, wird als die wesentlichste Veranlassung zur raschen Ausbreitung dieser peinlichen Sitte angegeben. Zugleich war das Tättowieren ein Zeichen der Heiratsfähigkeit für beide Geschlechter.

Gewöhnlich wurde diese schmerzvolle Operation durch einen Priester (tohunga) vorgenommen, welcher eine der zahlreichen Schablonen, gleichsam probeweise, mit schwarzer Farbe auf das Gesicht des zu Tättowierenden malte und vorerst dessen Urteil einholte, indem er denselben, in Ermangelung eines Spiegels, in einen mit Wasser gefüllten Kübel schauen ließ. Erst wenn letzterer seine Zustimmung zu dem gewählten Muster gegeben hatte, wurde mit der eigentlichen Ausführung begonnen.

Die Instrumente, welche dabei in Anwendung kamen, waren:

Der „Uhi“, ein schmales Stück Holz, an dessen einem Ende in verti-

kaler Richtung ein kleines, scharf geschliffenes Bein befestigt war. Dieses nadelartige Instrument, zu dessen Verfertigung in früheren Zeiten Menschen- oder Albatrosknochen[1]) dienten, wurde seit der Einführung des Stahls durch diesen ersetzt.

Der „Ta" oder „Tuki", ein Farnstengel, mit welchem auf den „Uhi" geklopft wurde, damit dieser in die Haut eindringe und die beabsichtigte Zeichnung hervorbringe. Den dazu benötigten Färbestoff (Ngarahu) lieferte Ruß des karbonisierten Holzes der Kauri-Tanne (Dammara Australis), welcher auf den Blättern des Ti-Strauches (Cordyline Australis) gesammelt und mit einer Infusion der Rinde des Hinau (Elaeocarpus Hinau) in Form kleiner Kugeln aufbewahrt wurde.



Maori-Häuptling.

Die Operation ist so schmerzhafter Natur, daß sie ohne Gefahr für das Leben nicht auf einmal vollendet werden kann. Nur ein einziger Fall ist bekannt, wo ein Eingeborener den ganzen langen peinlichen Prozeß in einer Sitzung durchmachte; allein er starb, als eben die letzten Linien vollendet waren. In der Regel geschieht die erste Tättowierung mit dem 18. Jahre und wird in verschiedenen Zeitabschnitten fortgesetzt. Während der Operation liegt der zu Tättowierende auf der Erde, mit seinem Kopfe im Schoß des Tohunga, welcher in der linken Hand den „Uhi", in der rechten den „Ta" oder „Tuki" hält, womit er in raschem Tempo auf den ersteren schlägt. Sobald ein Einschnitt gemacht ist, wird das Blut mit etwas Flachs von der Haut entfernt und der Färbestoff eingerieben. Dabei singen die anwesenden Freunde und der Tohunga fortwährend Lieder, um den Tättowierten aufzuheitern und ihm Mut einzuflößen.

Nach der Operation schwillt das Gesicht und bekommt für einige Zeit ein höchst widerwärtiges Aussehen; ja, es sind sogar einzelne Fälle

1) Albatros, Sturmvogel, mißt mit ausgespannten Flügeln 4 m.

vorgekommen, wo dasselbe für immer mißgestaltet blieb. Aber im allgemeinen heilen die Wunden nach zehn bis zwölf Tagen, und die mit dem „Uhi“ eingeschnittenen Linien erscheinen in einer bläulich-schwarzen Färbung.

Bei den Frauen ist die Operation viel einfacher, sie beschränkt sich auf zwei bis drei horizontale oder vertikale Linien auf den Lippen und Kinn. Diese Tättowierung geschieht aber zuweilen zweimal, um eine schwärzere Färbung hervorzubringen, indem die Neuseeländer eine schwarze Lippe als das Hauptmerkmal idealer Schönheit betrachtet. Es geht dies auch aus den Gesängen hervor, welche bei einem solchen Anlasse vom Tohunga gesungen werden, und denen wir folgende Zeilen auszugsweise entlehnen:

„Neige dich, meine Tochter, dich zu zeichnen,
Zu tättowieren dein Kinn;
Damit nicht, wenn du die Schwelle eines fremden Hauses betrittst,
Sie sagen: Woher kommt dieses häßliche Weib?
Neige dich, meine Tochter, dich zu zeichnen,
Zu tättowieren dein Kinn,
Auf daß du ein geziemend Aussehen erhältst;
Damit nicht, wenn du ein Fest besuchest,
Sie fragen: Woher kommt dieses rotlippige Weib? —
Um dich schön zu machen,
Komm und sei tättowiert!
Damit nicht, wenn du in einen Kreis von Tänzern trittst,
Sie fragen: Woher kommt dieses Weib mit den häßlichen Lippen?
Um dich schön zu machen,
Komm und lasse deine Lippen tättowieren!
Damit nicht, selbst wenn du unter Sklaven gehst,
Diese dich fragen: Woher das Weib mit dem roten Kinn?“

Die angebrachten Zeichnungen sind so mannigfaltig und verschieden, daß kaum zwei Neuseeländer zu finden sein dürften, welche vollkommen gleich tättowiert sind. Indes dient diese Hautbemalung weder zur Bezeichnung der einzelnen Stämme, noch eines Rangunterschiedes. Ein Sklave, wenn er nur die Mittel besaß, mochte sich mit den nämlichen Figuren, wie sein Gebieter, das Gesicht verzieren lassen. Doch ereignete es sich auch, daß Häuptlinge bei Gelegenheit der Eingehung von Verträgen mit den Engländern die künstlichen Linien ihres Gesichtes statt ihrer Namensunterschrift, gleichsam als Wappenzeichen, auf die betreffenden Dokumente malten.

In früheren Zeiten war Vielweiberei unter den Maoris ziemlich allgemein; gegenwärtig beschränkt sich diese mit der christlichen Vorstellung eines Familienherdes unverträgliche Sitte auf jene wenigen Häuptlinge, welche noch Heiden sind. Die Ehen werden in der Regel sehr frühzeitig geschlossen. Kindermord war ehedem unter den Neuseeländern nicht selten; besonders während der inneren Kriege war es nichts Ungewöhnliches,

wenn eine Mutter ihre Kinder, namentlich weiblichen Geschlechtes, tötete, um der Mühe des Pflegens überhoben zu sein. Männliche Nachkommen wurden dagegen mit mehr Sorgfalt behandelt, weil sie die Streitkräfte des Stammes vermehrten und als die Rächer einer erlittenen und noch nicht gesühnten Unbill angesehen wurden.

Die Kriegführung der Maoris geschah größtenteils mittelst Speere und Keulen von den verschiedensten Formen und Größen. Seit der Ankunft der Europäer ist jedoch der Gebrauch der Feuerwaffe ziemlich allgemein geworden. Die merkwürdigste Waffe der Neuseeländer aber, welche zugleich als Abzeichen des Ranges, als Scepter von einheimischen Häuptlingen hoch in Ehren gehalten wird und sich von Generation auf Generation vererbt, ist ein 25—50 cm langes, 10—15 cm breites, in der Mitte ungefähr 1 $^1/_2$ cm dickes, schön geschliffenes Stück Grünstein (Nephrite), von den Eingeborenen Meri-Meri oder Meri-Punamu genannt, welches, am untern Ende durchbohrt, meistenteils an einer Schnur in der Hand getragen wird. In heidnischen Zeiten diente der Meri-Meri als Verteidigungswaffe und auch, um die Schädel des Kriegsgefangenen zu skalpieren. Die verschiedenen Grünsteinwaffen, die wir sahen, waren von blaßgrüner Farbe, an dem scharf zulaufenden Rande durchsichtig, und hatten ein eigentümlich geflammtes Aussehen.

In früheren Zeiten unternahmen die Maoris lange und beschwerliche Reisen von der Ostküste nach der Westküste der Insel, um diesen so sehr geschätzten Stein aufzusuchen. Derselbe wurde gewöhnlich geformt und poliert, indem sie ihn auf einem flachen Sandsteinblock rieben; diese Arbeit war eine so mühevolle und langwierige, daß die Vollendung einer solchen Waffe oft die Anstrengung von zwei Generationen erforderte; und dies ist wohl die Hauptursache ihres großen Wertes. Die vollendete Form, welche die Maoris bei der Mangelhaftigkeit ihrer Hilfsmittel dem Grünstein trotz seiner Härte, die selbst dem Eisen Widerstand leistet, zu geben verstanden, war Ursache, daß sogar die Ansicht auftauchte, der Stein werde von den Eingeborenen in einem weichen Zustande gefunden. Allein Sandstein hat dieselbe Wirkung auf ihn wie auf Eisen, und die zum Umhängen dieses steinernen Emblems nötigen Löcher werden durch einen höchst einfachen Prozeß, nämlich mittelst eines scharf zugespitzten Stückes Holz und mit Hilfe von etwas feinkörnigem Sand und von Wasser durch den Stein gebohrt.

Menschenfresserei mag gegenwärtig auf Neu-Seeland als vollständig erloschen betrachtet werden. Jede Anspielung auf diese ehemalige Sitte ist dem heutigen Neuseeländer peinlich, weil sie ihn an seinen früheren niederen Standpunkt als Rasse erinnert. So oft wir davon gegen die Eingeborenen eine Erwähnung machten, wendeten sie sich mit einem Gefühle der Beschämung von uns ab.

10.

Die Markesas-Insulaner.

Freiherr v. Schleinitz.

Während wir in Sicht des Hafens[1]) liegen und darauf warten, daß die Maschine Dampf bekommt, stößt ein schmales Kanoe mit Ausleger[2]) vom Lande ab und rudert auf das Schiff zu. Es ist bemannt mit sechs Personen. Das Kanoe kommt längsseit; wir sehen schon an den Gesichtszügen der Leute, daß alle der polynesischen Rasse[3]) angehören. Der erste steigt aus und kommt an Bord, eine große, kräftige Gestalt mit dunklen Hosen, darüber flatternd ein reingewaschenes weißes, mit braunen Blumen besprenkeltes Hemde, ein schwarzer Filzhut, unten barfüßig. Der Mann hat angenehme Gesichtszüge, erinnert in seinem Nasenschnitt an die nordamerikanischen Indianer, hat starkes, leicht gekräuseltes Haar, ist bartlos, hat eine ziemlich helle, braungelbe Hautfarbe und ist vor allen Dingen rein gewaschen. Der Zweite ist ähnlich bekleidet, hat aber ein blaues Hemde, wie bei uns die Bauernkittel sind, hat kürzeres Kopfhaar etwas Bart, einen schwermütigen Zug im Gesichte, gebogene, schmale Nase, spricht englisch, giebt sich als Tonganer[4]) zu erkennen, der auch in San Francisco gewesen ist und die deutsche Flagge kennt. Er stellt den zuerst an Bord Gekommenen als den Häuptling des Ortes Omoa vor. Der dritte ist ein kleiner, pfiffig aussehender Geselle, der sein Hemde schon in die Hosen eingesteckt trägt; er ist Kajütenjunge auf einem Walfischfänger gewesen und spricht auch englisch. Der vierte, etwas schäbig in seiner Kleidung, schon älter an Jahren, mit intelligentem Gesicht, ist ein Sandwich-Insulaner, spricht ebenfalls englisch. Die beiden letzten von den sechs Personen sind prächtige nackte Kerle, nur mit dem „Maro" (schmalen Gürtel) bekleidet. Nach gründlicher Begrüßung mit diesen Leuten zogen sie nun zuerst im Schiffe umher, um ihre Neugier zu befriedigen, nachher bekamen sie etwas zu essen. Eine tüchtige Schüssel voll Bohnen wurde auf das Deck gesetzt, Corned beef (Pökelfleisch) und Brot dazu gethan, die Wilden herbeigeholt und jedem ein Löffel in die Hand gegeben, nachdem vorher einige Aufpasser bestellt waren, um diese als die-

1) Es war bei der Insel Fatuhiva, der südlichsten des Markesas-Archipels, welcher sich im Stillen Ocean zwischen dem 138. und 141. Grade westlicher Länge von Greenwich und zwischen dem 8. und 10. Grade südlicher Breite erstreckt. — 2) Eine seitwärts vom Kanoe angebrachte, aus Stangen und Brettern bestehende Vorrichtung, welche das Umschlagen des Fahrzeuges verhindern soll. (Siehe die Abbildung auf S. 513.) — 3) Die durch hellere Hautfarbe und schlichteres Haar ausgezeichnete Rasse, welche den äußeren australischen Gürtel, die zerstreuten Inseln und Neu-Seeland bewohnt. — 4) Eingeborener der Tonga-(Freundschafts-)Inseln.

bisch verschrieenen Menschen stets unter Aufsicht zu halten. Sie gruppierten sich hockend um die Schüssel, ließen dem Häuptling ziemlich viel Platz, indem die anderen dicht aneinander rückten, und schienen sich an diesem Gericht recht zu erlaben. Ohne Gier, mit Würde und Anstand aßen sie ziemlich schnell die für zehn Mann berechnete Portion auf, ließen aber doch von jedem etwas zurück, legten dann die Löffel, welche sie mit Geschick gebraucht hatten, ordentlich zusammen und verließen den Speiseplatz. Die vier bekleideten Honoratioren kamen auf die Brücke, um sich



Boot der Markesas mit Ausleger.

zu bedanken, während die zwei nackten Kerle sich wieder in ihr Kanoe begaben.

Gegen 1 $^1/_2$ Uhr hatten wir Dampf, die Segel wurden festgemacht, und unter Annahme der Lootsendienste, welche die Eingeborenen verrichteten, steuerten wir nach dem Ankerplatze, wo kurze Zeit darauf gegen 2 Uhr geankert wurde. Ich entschloß mich gleich, an Land zu gehen, um zu sehen, was an dem Orte los sei, und namentlich zu versuchen, für die Mannschaft frischen Proviant zu erhalten. Vorher wollte ich dem Häuptling noch eine Freude machen und rief ihn in die Kajüte, um ihm eins meiner buntwollenen Hemden zu schenken; er zog dasselbe sofort über sein anderes an. Nun ging es mit mehreren Offizieren ins Boot, um ans Land zu fahren.

Das Landen mit schweren Schiffsbooten ist hier sehr beschwerlich, da die See stets sehr hoch geht. Die Kanoes laufen auf den Strand, werden, da sie sehr leicht sind, von den Wellen weiter hinaufgeworfen, während die Insassen herausspringen und das Boot ganz aufs Trockene ziehen. Dabei schlägt das Boot aber stets voll Wasser, und die Menschen werden von oben bis unten naß. Mit den Schiffsbooten kann man dies nicht wagen; man muß daher ziemlich weit von dem Dorfe entfernt an den Felsen zu landen versuchen, und dort ist gerade an der am weitesten vorspringenden Stelle ein Stein, über welchen die See nicht hinwegbricht, sondern an beiden Seiten vorbeiläuft, wodurch die Möglichkeit geboten wird, mit dem Boot so dicht heranzugehen, daß man auf den Stein springen kann. Hierbei muß aber immerhin große Vorsicht beobachtet werden, da das Auf- und Niederwogen des Wassers so stark ist, daß, wenn das Boot durch eine ungeschickte Bewegung gegen den Felsen geschleudert wird, es auch an demselben zerschellt. Ohne die Eingeborenen hätten wir an diesem Tage gar nicht landen können, da wegen des starken Windes vom letzten Tage die See sehr hoch war. Auch hätten wir kaum den Weg nach dem Dorfe machen können, ohne nicht vorher durch die Brandung von den Felsen heruntergerissen zu werden. Die Leute waren wirklich rührend sorgsam für uns und führten und leiteten uns, wie die Mutter ihr Kind; dabei sah man es ihren Gesichtern an, wie sie besorgt waren, uns auch vor dem kleinsten Schaden zu bewahren.

An der Landungsstelle angekommen, sahen wir wohl, daß mit einem geschickten Sprunge an Land zu kommen war; wir sahen aber auch, daß ein Fehlsprung sicher ins Wasser führte, und daß man bei einem Sprung auf den Felsen das Gleichgewicht nicht verlieren durfte; denn sonst schlug man auf die scharfen Felsen und konnte sicher auf erhebliche Verwundungen rechnen. Unsere Freunde sahen dies auch wohl ein; denn als ich mich anschickte, als erster hinauszuspringen, wurde ich festgehalten, und neben mir sprang der Sandwich-Insulaner, zwar nicht auf den Fels, sondern mit seinem einzigen Anzuge auf dem Körper in das Wasser und schwamm, wassertretend wie ein Frosch, vor den Felsen. Ich verstand nicht, was der Mann beabsichtigte, da der Stein vollkommen senkrecht, mit ganz glatten Wänden abfiel und die Oberfläche des Wassers etwa $1\frac{1}{2}$ Meter unter dem oberen Rand des Steines lag, so daß ein Erreichen des Steines von dem Wasser aus unmöglich erschien. Der Mann kannte die Sache aber besser; denn nach kurzer Zeit hob sich plötzlich das Wasser, ging über den Stein hinweg, floß wieder ab, und unser Insulaner stand auf dem Stein, um uns nunmehr die Hand zu reichen. Nach und nach, nachdem je nach dem Anlaufen der Wellen das Boot immer wieder abruderte und wieder herankam, wurden alle Personen

glücklich gelandet; und nun wurde ein Weg gemacht, wie man ihn in seinem Leben nicht oft geht. Da die Bergwände zu steil sind, um ohne betretenen Pfad auf ihnen gehen zu können, die Wilden keinen Nutzen in solchem Weg sehen, da die anderen Passagen für sie genügen, so war für uns auch nur der eine Weg den Strand entlang über die Klippen vorhanden. Das Stück, welches wir auf diese Weise zurückzulegen hatten, betrug etwa $2\frac{1}{2}$ Kilometer, weit genug, um ohne Zaudern den Marsch anzutreten, wenn wir noch etwas sehen wollten, da wir jedenfalls vor Dunkelwerden wieder zurück mußten; denn in der Dunkelheit war dieser Weg eine Unmöglichkeit. Ein solcher Klippenweg zwingt den Wanderer fortwährend, seine Richtung zu ändern; einmal muß man sich nach links wenden, dann nach rechts, wie gerade die hervorstehenden Steinspitzen am bequemsten liegen, öfter muß man metertief hinunterspringen und gut darauf achten, gerade den richtigen Stein zu treffen; dann muß man wieder das mühsam hinaufklettern, was man vorher hinuntergesprungen ist. Hat man nun weiter nichts zu thun, als auf den Weg zu achten, dann geht es immer noch; hier hieß es aber noch unausgesetzt auf die Brandung achten. In dieser Schwierigkeit machten sich die Wilden, welche den Weg mit seinen Gefahren kannten, für uns sehr nützlich. Sie ließen uns zeitweise plötzlich halten, und dicht vor uns wurden Felsen, welche höher lagen als diejenigen, auf welchen wir standen, von der hellen, klaren See überspült, dann wieder ließen sie uns auf einen anderen Stein springen, oder zuweilen gar in eine Vertiefung und rings um uns her stand alles in voller Brandung, während wir trocken blieben, mußten dann aber schnell wieder auf einen eben erst bespülten Stein flüchten, weil das abfließende Wasser nun unsern letzten Zufluchtsort überströmte. So kamen wir endlich zu dem Dorfe, ohne von dem Seewasser durchnäßt zu sein; trocken waren wir aber nicht; denn die Strapazen des Weges hatten allen Schweiß bis auf den letzten Tropfen aus unserm Körper herausgepreßt. Trotz des einsetzenden starken Regens benutzten wir die Regenschirme nicht, da wir ja schon gänzlich durchnäßt waren.

Das Anerbieten der Eingeborenen, uns durch einen $\frac{1}{3}$ Meter tiefen Fluß zu tragen, lehnten wir ab, da es eine Wohlthat war, unsere brennenden Füße in dem kühlen Wasser zu erfrischen. Der Häuptling führte uns zunächst nach seiner Wohnung, wo seine Frau uns empfing. Erst nachdem wir eine große Portion frischer Kokosmilch getrunken haben, sind wir wieder Menschen geworden und können uns nun umschauen. Wir sind in einem Holzhäuschen, welches aus einem Flur mit zwei daranstoßenden Zimmern besteht, die drei Obersten von uns sitzen auf Stühlen, ein Holztisch ist vorhanden, an der Wand hängt ein Kruzifix. Unsere Verwunderung über dieses komfortable Häuschen wird dahin beantwortet,

daß dieses das Haus des früheren Missionärs und nach dessen Abgange samt dem Inhalt in den Besitz des Häuptlings übergegangen ist. Der Häuptling sitzt nur mit Hosen bekleidet auf einer Kiste, die beiden Hemden hat er ausgezogen, sein Oberkörper ist nur sehr wenig tättowiert. Seine Frau sitzt neben mir; sie ist von mittlerer Statur, hat eine schmale, gebogene Nase, brennende Augen, bis zur Schulter reichendes, schlichtes Haar, eine hellbraune Hautfarbe, angenehme aber schmerzliche Züge. Ihre Kleidung besteht aus einem roten, mit Ärmeln versehenen und bis zu den Knöcheln reichenden Hemde, darunter hat sie noch ein gelbes Hemde und den Maro, der nicht allein von den Männern, sondern auch von den Weibern und Kindern getragen wird. Zur Begrüßung reichte sie uns die Hand, nickte mit dem Kopfe dazu und lächelte in einer Weise, wie sie unsern jungen Mädchen oft nur mit großer Mühe anerzogen werden kann. Ich schenkte ihr meinen Cigarrenvorrat, den sie erst infolge Aufforderung ihres Mannes annimmt; sie zündet sich eine davon an, die übrigen verteilt sie unter die Anwesenden. Die übrige Gesellschaft besteht nur aus Männern und Jungen, Damen sind weiter keine da. Die Erwachsenen waren lauter kräftige, aber elegante, schlanke Gestalten von mehr als Mittelgröße, alle Glieder schön und ebenmäßig, die Gesichtszüge waren wegen der Tättowierung schwer zu erkennen, doch sah man, daß dieselben durchweg hübsch waren. Die Tättowierung des ganzen Körpers ist so vollkommen durchgeführt, daß man die Kleidung nicht vermißt. Schmuck wird vorzugsweise von den Männern getragen; wir sahen bei diesen Halsschmucke von bunten, geschliffenen Glasperlen, wie auch nachgeahmte Korallen, auch zusammengereihte bunte Früchte, goldene Ringe und Ohrringe, Blumen im Haar und in den Ohrlöchern; als besonderer Schmuck wurde auch noch ein Schlüssel angesehen, der von dem Besitzer am Halse zur Schau getragen wurde. Einige trugen Matrosenmesser, andere Waffen waren nicht zu sehen. Bogen, Pfeile und Speere sollen nicht mehr im Gebrauch sein, in den inneren Kämpfen werden alte Gewehre benutzt, das Aussehen der Leute ist für den ersten Eindruck kriegerisch und unternehmend; betrachtet man sie aber näher, so findet man, daß sie urgutmütig aussehen. Die Männer standen oder hockten an den Wänden, verhielten sich ruhig und anständig und betrachteten uns nur; ebenso thaten die Jungen von 6—14 Jahren, welche wahre Prachtbengel waren. Alle waren nackt, nur mit dem Maro bekleidet, von heller, braungelber Farbe, mit offenen, freundlichen und hübschen Gesichtern, aus denen schon ein gewisses Selbstbewußtsein hervorleuchtete; sie durften mit den Männern zusammen sein, wie sie überhaupt zu diesen gehören und mit ihnen alles teilen. Man sah es diesen Jungen an, daß sie gut behandelt werden, und ein scheinbarer Versuch, einen derselben durch Kauf zu erwerben, stieß auf entschiedenen Widerstand seitens der Männer.

Während wir in dem Hause saßen, wurden Geschenke für mich herbeigebracht; der Häuptling schenkte mir einen Strauch Bananen, der kleine, pfiffige Tonganer schenkte mir zwei Hühner, fünf Eier und einige Apfelsinen. Auf meine Frage, was ich dafür zu bezahlen habe, erhielt ich die Antwort, daß es Geschenke seien; als ich nun aber erklärte, doch etwas als Gegengeschenk geben zu wollen und gern ihre Wünsche kennen möchte, wurde mir erwidert, daß alles, was ich nicht mehr gebrauchen könne, dankbar angenommen würde. Ich entschädigte sie mit einem Messer, einer Flasche Rum, einem Sack voll Hartbrot, Cigarren und noch einigen Kleinigkeiten.

Wir wurden unserm Wunsche gemäß nun in eine der ortsüblichen Hütten geführt. Dieselben sind alle gleich. Auf in die Erde gegrabenen Pfählen ruht ein Dach, dessen Sparren aus Bambusstäben bestehen, über diesen Stäben liegt eine aus Palmenblättern geflochtene Matte, welche ziemlich dicht ist und 5 bis 6 Jahre aushalten soll; mit eben solchen Matten sind die Längswände behangen, während die schmalen Seiten offen sind. Die Hütte ist etwa 10 Meter lang und $3\frac{1}{2}$ Meter breit, in der Mitte vielleicht 4 Meter hoch. Der Boden der Hütte liegt vielleicht $1\frac{1}{3}$ Meter höher, als die Erde, und wird dadurch hergestellt, daß der Raum zwischen den Pfählen bis zu dieser Höhe mit großen, glatten Steinen ausgefüllt ist, zwischen welchen das etwa einsickernde Wasser ablaufen kann. Mobiliar ist nicht vorhanden. In solcher Hütte saß man recht luftig, nur wurde man in ganz unanständiger Weise von den Fliegen geplagt, deren ungezählte Menge eine wahre Landplage bildet; das sorgsame Fächeln unserer Freunde half nur sehr wenig, trotzdem sie sich alle Mühe gaben, dieses Geschmeiß von uns fern zu halten.

Als es schließlich aufhörte zu regnen, gingen wir an den Strand und in andere Hütten, um auch das schöne Geschlecht kennen zu lernen. Die Frauen tragen das Haar in der Mitte gescheitelt und scheinen viel Sorgfalt auf dasselbe zu verwenden. Sie verunzieren sich durch blaue Striche, welche auf die Lippen tättowiert werden. Diese Striche sind so unbegründet, stehen mit keinerlei Gesichtszügen in Verbindung, daß sie das Antlitz entschieden verunstalten. Auch andere Körperteile tragen bei den Frauen eine mehr oder minder reiche Tättowierung. In der Regel reichte die Tättowierung des Armes von den Mittelgelenken der Finger bis zu dem halben Unterarm, bestand aus sich kreuzenden feinen Linien und sah aus, als ob die betreffende Person lange Filethandschuhe trüge, bei der Häuptlingsfrau ging das Muster bis zur Schulter. Die Tättowierung des Beines erstreckte sich von den Zehen über den Fuß und über die ganzen Beine bis zu den Hüftgelenken, bei einzelnen jedoch nur bis etwas über die Kniee. Das Tättowieren der Männer nimmt gewöhnlich viele Jahre in Anspruch, da es mit dem 14. Jahre beginnt und eigentlich

bis zum Tode fortgesetzt wird; eine solches Verfahren auf einmal hintereinander auszuführen, würde den Tod veranlassen, ebenso, wie wenn der Körper bis zu zwei Drittel seiner Oberfläche verbrüht wird. Bei den Mädchen ist es wegen der geringern Hautpfläche, welche überhaupt tättowiert wird, schon eher angängig, den Prozeß auf einmal vorzunehmen. Man wählt dazu besondere Feste; für die betreffenden Mädchen ist der Tag aber wohl kaum ein Fest zu nennen, da die Geschichte überaus schmerzhaft sein muß. Die Füße und Hände der Frauen waren klein geformt. Die Ohrläppchen haben große Löcher, aber nicht für Ohrringe, sondern um Blumen oder kleine Sträucher als Putz hineinzustecken. Die Zähne sind durchweg gesund, schneeweiß und werden sorgfältig rein gehalten.

Da es allmählich Zeit wurde, an den Rückweg zu denken, so sah ich mich nach meinen Sachen um und entdeckte, daß dieselben mir schon die ganze Zeit nachgetragen wurden; einer hatte meinen Rock, welchen ich der Hitze wegen abgelegt hatte, ein anderer meinen Schirm, ein dritter meine Bananen, wieder ein anderer meine Hühner u. s. w. Als ich meinen Rock anzog, fand ich zu meiner Verwunderung, daß nichts verschwunden war; die andern Sachen ließ ich noch den Trägern, und dann ging es wieder auf den köstlichen Klippenweg, auf dem es mir diesmal nicht so gut ging. Denn als ich an einer Stelle, die mir durchaus sicher zu sein schien, einen Augenblick stehen blieb, um mit einem andern Offizier einige Worte auszutauschen, überhörten wir den Warnungsruf unsers Führers, standen plötzlich bis unter den Armen im Wasser und lagen im nächsten Augenblicke zwischen den Klippen; dasselbe passierte dem größten Teile der Offiziere, da sie alle auf dem Rückwege zu unaufmerksam waren. Glücklicherweise nahm keiner größeren Schaden, als einige Risse in den Hosen und leichte Hautquetschungen. Die Einschiffung ging ohne weitere Beschwerden vor sich, und gegen 6 Uhr abends waren wir wieder an Bord.

Den nächsten Vormittag benutzte ich dazu, um in der Gig (kleines Boot) nach einer andern Bai, welche 3 Seemeilen entfernt liegt, zu fahren und mir den dortigen Ankerplatz anzusehen, auch das Dorf zu besuchen, in welchem seit kurzem ein deutscher Missionär sich angesiedelt hatte. Bei schönem Wetter wurde diese Bai (Hanavara- oder Vierges-Bai) bald erreicht. Den Hintergrund derselben bildet ein schönes, wild romantisches Thal, das, von hohen Bergwänden eingeschlossen, in üppigster Vegetation, aus welcher hier und da grotesk geformte Felsmassen emporschießen, schwelgt. Nach der See zu öffnet sich das Thal; ein schöner Strand, welcher bequemes Landen erlaubt, verbindet Land und See; an den Strand schließen sich steile Felsmassen an, welche halbkreisförmig nach der See auslaufen und somit gewissermaßen einen kleinen Hafen mit nur schmaler

Felseneinfahrt bilden. Das Auge ist entzückt von dem Anblicke dieses köstlichen Stückchens Erde.

Auf elenden Fußsteigen, durch den herrschenden Regen fast gänzlich unbrauchbar gemacht, erreichten wir das Dorf Hanavara. Nachdem wir hier angekommen waren, begrüßte uns der Missionär, ein geborener Westfale und der einzige Weiße auf der ganzen Insel. Als wir, seiner Einladung folgend, sein Haus betraten, folgten uns natürlich so viele Eingeborene, als nur der Flur des kleinen Hauses fassen konnte, ohne indes das Zimmer zu betreten, in dem wir saßen. Im Laufe der Unterhaltung lenkte der Pater unsere Aufmerksamkeit nach der Thür des Zimmers, um uns den dort stehenden Häuptling vorzustellen. Da stand ein alter, ehrwürdiger Herr in europäischer Kleidung, mit dem wir die Hände schüttelten, und der jedenfalls erst so spät gekommen war, weil seine Toilette ihn so lange in Anspruch genommen hatte. Dafür war dieselbe aber auch so vortrefflich gelungen, daß ich sie näher beschreiben muß. Wo soll ich aber anfangen, bei dem Kopf oder bei den bloßen Füßen? Beginnen wir mit dem ersteren. Unter einem alten und altmodischen, scheinbar öfter eingetriebenen, schwarzen Cylinderhut steckt ein altes, runzeliges, von kurzem weißen Bart eingerahmtes Gesicht voller Tättowiermuster. An den Kopf schließt sich ein fest zugeknöpfter langer, blauer Marine-Offiziers-Rock, unter dem jedenfalls direkt das nackte Fleisch liegt, da bei dem Vorhandensein eines Hemdes der Verschluß nicht so fest zu sein brauchte. Der Rock ist alt, sehr alt, wie sein jetziger Herr, der ihn allerdings noch nicht lange besitzen mag. Als besondere Zierde hat dieses Gala-Kleidungsstück vier Reihen Knöpfe erhalten, zwei Reihen Civilknöpfe und zwei Reihen englische Marineknöpfe; alle vier Reihen sind stark gelichtet, da kaum noch die Hälfte der Knöpfe vorhanden ist; immerhin sieht man aber doch noch, wo die fehlenden gesessen haben. Aus den Rocksärmeln sehen zwei große Hände hervor, die in weißen baumwollenen Handschuhen stecken; die Handschuhe sind nicht sehr rein; wahrscheinlich fürchtete der Besitzer, daß sie durch zu häufiges Waschen zu schnell abgenutzt würden. Unter dem Rock kommen die Beine in weißen, schmutzigen Hosen hervor; die Füße sind unbekleidet. So steht der Häuptling dieses schönen Thales vor uns in der Thür, den Hut auf dem Kopfe, da das Abnehmen dieser Zierde seiner Ansicht nach jedenfalls seine ganze würdevolle Erscheinung heruntersetzen würde. Die Hände sind in fortwährender Bewegung, da er nicht weiß, wo er mit diesen behandschuhten Gliedern bleiben soll. Sein Gesicht scheint auszudrücken: „Seht hier einen, der euch, stolzen Europäern, ebenbürtig ist, der weiß, was sich schickt und zeigen kann, was er besitzt!" Der arme Mann! Er könnte stolz sein, wie ein König, wenn er nach seiner Sitte nackt und mit bemaltem Körper vor uns stände; so steht er uns gegenüber im Anzuge

eines europäischen Bettlers: ein Bild des Jammers und des Elends. Doch er fühlt sich glücklich, er wähnt sich uns gegenüber würdevoll und gleichstehend, da auch nach seiner Ansicht der Anzug die Leute macht. — Der Pater erzählte uns, daß dieser Häuptling auch gleichzeitig erster Priester des Thales, somit sein größter Widersacher ist, daß er aber im übrigen mit ihm auf gutem Fuße steht.

Die für den Besuch dieses Teils der Insel bemessene Zeit ging ihrem Ende entgegen; es wurde daher Zeit aufzubrechen, wenn wir noch etwas sehen wollten. Die Wege waren zwar durch den schon seit Monaten herrschenden Regen sehr schlecht geworden, doch ließen wir uns dadurch nicht bestimmen. Als wir aus dem Hause traten, passierten wir viele Menschengruppen, da fast das ganze Dorf zusammengelaufen war, um uns zu sehen; wir fanden ziemlich denselben Typus, wie in dem andern Thale; doch schien es uns, als ob unsere ersten Freunde ein schönerer Menschenschlag seien.

Unser Weg hielt sich anfangs unter dicht belaubten Bäumen, größtenteils Brotfruchtbäumen; bald wurde er lichter, und wir kamen an eine wild aussehende Baumwollenpflanzung, welche der Missionsgesellschaft gehört, wild aussehend, weil eben alles wächst, wie es wachsen will, und weil die Arbeitskräfte fehlen, um die Anlage in guter Ordnung zu erhalten. Der Eingeborene arbeitet eben nicht und ist nur gegen Zahlung mit Kleidungsstücken dazu zu bewegen, die reife Baumwolle zu pflücken. Die ganze Landschaft um uns her steht im saftigsten Grün, über uns wölbt sich der blaue Himmel, da es ausnahmsweise nicht regnet; von jedem Blatt, jedem Halm erglänzen in Regentropfen die schönsten Diamanten; auf der in vollster Blüte stehenden Baumwolle neigen sich in anmutigen, lautlosen Schwingungen dunkelgefärbte, schöne Schmetterlinge, welche sich scharf abheben von den großen, duftigen, hellgelben Baumwollblüten mit tiefem, dunkel rotbraunem Kelche. Die feierliche Ruhe, der stille Friede, welche auf diesem anziehenden Bilde ruhen, stimmen zur Andacht. Wir bleiben unwillkürlich stehen, um mit den Augen, mit allen Sinnen das ganze Bild in seiner großartigen Schönheit zu erfassen. Hohe, seltsam geformte und wunderbar schöne Felsen umgeben uns, von der Thalsohle wie künstliche Bauwerke sich erhebend, da sie mit den das Thal begrenzenden Bergwänden nicht zusammenhängen, und ihre Oberfläche auffallend von der der anderen Berge abweicht. Denn während diese bewachsen sind, zeigen jene malerische Figuren in allen Schattierungen der grünen Farbe in so reichen und verschiedenartigen Mustern, daß man Gebilde von Künstlerhand vor sich zu sehen wähnt. Zwischen diesen herrlichen Naturwerken hindurch verfolgt das Auge das fruchtbare Thal, wie es sich allmählich zwischen den hohen Bergen hindurch hinaufzieht, um urplötzlich und doch wieder unmerklich in einer steilen Bergwand sein

Ende zu finden. Das Auge kehrt zurück. Dort liegen unter den hohen Bäumen, teilweise versteckt im dichten Laube, die Hütten; dazwischen heben sich von dem weichen, grünen Hintergrunde malerisch die regungslosen Gruppen der Eingeborenen ab, die Frauen meistenteils in ihren grellbunten Gewändern hockend, die Männer mit ihren nackten, bunten Körpern leicht und anmutig an Baumstämme gelehnt. Dazwischen durch sieht man hier und da den Strand mit den auf ihm stehenden Kanoes hindurchschimmern, und dahinter die in ewiger Bewegung befindliche See, auf welcher man auch meine Gig sich wiegen sieht. Die Bewegungen dieses Bootes sind aber so sanft, die Musik der rauschenden Brandung ist so weich und stimmungsvoll, daß dieses sichtbare und hörbare Leben keine Störungen in dieses Bild des paradiesischen Friedens zu bringen vermag. — Noch jetzt ergreift es mich, wenn ich an jene glücklichen Minuten zurückdenke.

Wir gehen weiter nach dem heidnischen Opfer- und Tempelplatz, wo vor sechs Jahren der letzte Mensch geopfert, gebraten und verzehrt wurde, und wo der Häuptling-Priester noch jetzt zeitweise seinen Hokuspokus treibt. Es ist ein viereckiger, von einer niedrigen Steinmauer umgebener Platz, dessen Boden mit großen Steinen belegt ist. Der Platz wird von zwei großen Bäumen beschattet, deren einer an dem einen Ende, der andere am entgegengesetzten Ende steht. In der Mitte zwischen diesen beiden Bäumen sind die Steine so geschichtet, daß sie eine Unterlage für ein Feuer bilden. Ein ausgehöhltes Stück Baumstamm liegt an der Erde, welches nach Aussage des Paters die Festtrommel ist. Bei der Vornahme von Menschenopfern gruppierten die Männer sich um den einen Baum, das Opfer wurde an dem andern Baum aufgehängt und im weiteren Verlaufe des Festes von ihm einzelne Stücke abgeschnitten, an dem in der Mitte befindlichen Feuer gebraten und verzehrt, und dieses so lange fortgesetzt, bis von dem grausigen Mahl nur noch die Knochen übriggeblieben waren. Die Weiber durften den Opferplatz nicht betreten; es war ihnen aber erlaubt, außerhalb der Mauer stehend zuzuschauen, wo ihnen dann auch einzelne Teile des ekeln Mahles gereicht wurden.

Wir besahen uns dann noch die ganz in der Nähe liegende Hütte des Häuptlings, eine leere Hütte wie alle andern, und gingen dann wieder zum Boot, um die Rückfahrt anzutreten. Gegen Mittag befanden wir uns wieder an Bord unseres Schiffes.

11.

Kilauea.

A. Brassey.

Zur festgesetzten Zeit begaben wir uns ans Land und traten unseren Ritt nach dem Kilauea[1]) an. Zuerst trabten wir im Schatten der Kokosbäume den von scharlachroten Guernseylilien umsäumten Weg zwischen der Stadt und dem Meeresufer hin und gelangten dann, nach rechts ablenkend, ins offene Land hinaus.

Von der See aus gesehen, erscheint Hilo[2]) grün wie das smaragdene Eiland selbst, bei näherer Betrachtung erweist sich das Gras jedoch als rauh und verdorrt und die Bäume als verkümmert oder halb abgestorben. Die ganze Insel, mit Ausnahme der tiefen Schluchten und Abgründe, ist mit Lava bedeckt, und an vielen Stellen ist dieselbe noch so frisch, daß nur eine ganz dünne Erdschicht über ihr lagert. Bei der Vortrefflichkeit dieses Bodens gedeihen nun allerdings die Pflanzen eine Zeitlang in üppiger Fülle; sobald die Wurzeln aber eine gewisse Tiefe erreicht haben und mit der Lava in Berührung kommen, gehen sie ein.

Einen sehr schönen Anblick gewähren die Ohiabäume; ihr Stamm ist dick und hoch, das Laub glänzend, die Blüten dunkelrot, und die Frucht ein kleiner, rosenfarbener, wachsartiger Apfel, besitzt einen angenehm säuerlichen Geschmack. Das Laub der Bäume und Sträucher ist meist mit einem schwarzen Überzug bedeckt, von welchem ich nicht weiß, ob er infolge des aus dem nahen Vulkan aufsteigenden Rauches entsteht, oder ob er eine Art Schimmel ist.

Nachdem wir in der glühenden Sommerhitze zehn Meilen (englisch) weit geritten waren, erreichten wir einen Wald, der einen vollständig tropischen Eindruck machte, wenngleich die Vegetation nicht die ungeheure Mannigfaltigkeit wie in Brasilien, noch die unbeschreibliche Lieblichkeit der Südsee-Inseln aufzuweisen hatte. Wir bemerkten Farnkräuter verschiedener Art, und die schönen Bäume waren umrankt von allen nur möglichen Schlingpflanzen, unter welchen sich besonders die blauen und fliederfarbenen Winden, sowie die prachtvollen Passionsblumen auszeichneten. Das dichte Laub bot willkommenen Schatten, welchen wir jedoch weit angenehmer empfunden hätten, wenn die Luft etwas weniger dumpf und schwül gewesen wäre, so daß wir uns schließlich doch freuten,

1) Der Kilauea ist ein 1210 m hoher Vulkan auf der Insel Hawaii. Lady Brassey befand sich um Weihnachten 1876 auf Hawaii.

2) Hilo, ein Dorf in der Nähe der Ostküste von Hawaii.

als die fünf Meilen zurückgelegt waren und wir wieder ins Freie gelangten. Der übrige Teil des Weges führte über harte Lava an verkümmerten Pflanzen vorüber, und nur gelegentlich nahmen wir in einem der Einschnitte einzelne Baumgruppen wahr.

Wir kamen nur langsam voran, dabei versengte uns die Sonne zuzeiten mit ihren Strahlen, dann regnete es wieder in Strömen, die Umgebung war einförmig, und die Fragen nach dem auf der Hälfte des Weges gelegenen Wirtshause wiederholten sich immer häufiger. Noch waren wir zwei Meilen von demselben entfernt, und ehe wir es erreichten, wurden wir von einem heftigen Regenguß durchnäßt. Endlich kamen wir an ein Haus, in welchem eine Anzahl von Eingebornen mit der Herstellung von Tapa oder Kapa — dem aus der Rinde des Maulbeerbaumes verfertigten Tuch — beschäftigt waren, und von hier aus erblickten wir zuerst das ersehnte Obdach.

Bald darauf schaukelten wir uns in bequemen Stühlen auf der Veranda des kleinen, weißen, hölzernen Häuschens und restaurierten uns durch Beefsteaks, Geflügel, Taro[1]) und einen möglichst schwachen Theeaufguß. Unsere Packtiere waren noch nicht eingetroffen, und der Führer suchte uns zu überreden, die Nacht hier zu verbringen. Wir gaben jedoch Befehl, das Gebäck nachzusenden und brachen nach dem „Vulkan-Hause" auf. Nachdem wir eine kleine Strecke zurückgelegt, wurden wir von heftigem Regen überrascht; der Mond war von Wolken verhüllt, und nur der rote Schein des Vulkans, welcher gleich der Feuersäule der Israeliten vor uns schwebte, erleuchtete unsern Pfad und stellte uns ein großartiges Schauspiel in Aussicht, sobald wir den Krater erreicht haben würden. Nach einer Weile kam der Mond wieder zum Vorschein, und in seinem Lichte funkelten die Regentropfen und das Silbergras wie Feuerfliegen und Glühwürmchen. Plötzlich tönte durch die Stille der mit sehr amerikanischem Accent gefärbte Zuruf einer menschlichen Stimme herüber, und wir sahen einen Reiter auf uns zukommen. Es war Mr. Kane, der Wirt vom Vulkan-Hause, welcher, besorgt gemacht durch unser langes Ausbleiben, uns entgegen kam. In dem Wald, in welchen wir nun gelangten, herrschte so dichte Finsternis, daß ich kaum das unmittelbar vor mir hertrabende Pferd erkennen konnte, und als wir aus dem dunkeln Schatten heraustraten, befanden wir uns unmittelbar am Rand des alten Kraters. Steile, 100—150 Meter hohe, an einzelnen Stellen überhängende Wände umschlossen den vier oder fünf Meilen im Durchmesser haltenden, ungeheuren, mit abgekühlter schwarzer Lavamasse angefüllten Kessel. Nur in der Mitte wälzte ein dunkelroter Strom glühender Lava sich langsam daher; ringsum waren feurige Stellen

1) Kartoffelartige Wurzelknollen einer mit unserer Aronswurz verwandten Pflanze.

und stiegen Rauchwolken empor. Wir hatten eine größere Thätigkeit des Vulkans vorausgesetzt, und so fühlten wir uns durch diesen Anblick einigermaßen enttäuscht, trösteten uns jedoch damit, daß der neue Krater mit dem Feuersee uns ein gewaltigeres Schauspiel bieten werden.

Ein Ritt von zwanzig Minuten, und wir waren am Vulkan-Hause angelangt, wo ein großes, offenes Holzfeuer angenehme Wärme verbreitete, und wir unsere triefenden Kleider wechseln konnten.



Aus dem Lavasee des Kilauea.

Das ganze Haus machte den Eindruck von Sauberkeit und Behaglichkeit und war im Innern, des Weihnachtsfestes wegen, reich mit Gewinden von Immergrün und Farnkräutern, sowie mit Büscheln von Silbergras geschmückt. Die wenigen Zimmer sind nur durch zwei Meter hohe Graswände voneinander getrennt, ein Umstand, der das Besprechen von Geheimnissen zu einer Unmöglichkeit macht; und heute Morgen beim Erwachen ward ich zu meiner Überraschung gewahr, daß ich während des Schlafes meine Hand durch die Wand hindurch in das anstoßende Gemach gestreckt hatte.

Je weiter der Abend vorschritt, um so herrlicher wurde der Anblick des Kraters. Die feurige Wolke über dem neuen Krater nahm an

Röte und Ausdehnung zu; der alte Krater erglühte an dreißig oder vierzig Stellen, aus den Spalten und Rissen drangen weiße Dämpfe empor, und der die Luft erfüllende Schwefelgeruch wurde immer stärker. Unser Zimmer war nach dem Vulkan zu gelegen; ich zog die Vorhänge zurück und konnte auf diese Weise meine Blicke an dem entzückenden Bilde weiden, bis ich in Schlaf sank.

Um 4 Uhr morgens, als ich erwachte, glühte noch an vielen Stellen die flüssige Lava; die rote Wolke über dem Feuersee leuchtete so hell wie am Abend zuvor, und Berg und Thal waren mit Schwefeldämpfen überzogen, welche, als die Sonne aufging, mit dem Morgennebel sich vermischten, so daß es schwer wurde, dieselben voneinander zu unterscheiden. Wir gingen hinab nach den eine Viertelmeile entfernten Schwefelbänken und versengten unsere Handschuhe und Stiefel beim Versuch, Krystalle zu erhalten, deren Schönheit obendrein verschwand, sobald sie an die Luft kamen. Endlich fanden wir jedoch einige besonders gute Exemplare, die wir, mit Papier und Baumwolle umhüllt, sofort in ein Glas steckten und auf diese Weise wohlerhalten nach Hause zu bringen hofften.

Nachmittags um 3 Uhr traten wir, eine Gesellschaft von acht Personen, unsern Ausflug nach dem Krater an. Wir nahmen zwei Führer, sowie drei Träger mit, und unser Wirt empfahl uns dringend an, wohl auf unserer Hut zu sein, den Anordnungen der Führer unbedingt zu folgen und besonders auf dem Rückwege in der Dunkelheit genau in ihre Fußtapfen zu treten.

Zuerst stiegen wir die 100 Meter hohe Wand, welche den alten Krater umschließt, hinab. Dieselbe ist dicht mit Pflanzen aller Art bewachsen, aber so steil, daß, um das Niedersteigen überhaupt zu ermöglichen an einigen Stellen Holzstufen in Zickzackwendungen angebracht sind. Unten angelangt, betraten wir die kalte Lava, deren schwarze Massen wir gestern abend schon erblickt hatten. Auch hier strebten aus jedem Spalt, wo nur ein wenig Erde sich angesammelt hatte, zarte Farnkräuter empor; der Kampf ums Dasein wurde auch hier geführt, und verlangend kehrten die grünen Wedel sich dem Lichte zu. Die Lavafläche selbst, deren oberste Decke unter unsern Füßen wie halbgeschmolzenes Glas knackte und brach, zeigte je nach dem ursprünglichen Wärmegrad der Masse, sowie nach der größeren oder geringeren Schnelligkeit, mit der die Abkühlung erfolgte, die verschiedenartigste Form und Gestaltung. Dort stiegen Hügel und Kegel empor, hier erhoben sich hohe Wellen, an einigen Stellen meinte man Orgelpfeifen zu erblicken, an anderen glich die erkaltete Lavaglut ungeheuren Massen übereinander liegender Taue, und wieder an andern Punkten glaubte man in einen riesigen Kessel zu blicken, dessen Inhalt im Augenblick des Siedens versteinert war.

Je weiter wir vordrangen, um so heißer wurde der Boden unter

unsern Füßen, und die aus den Spalten aufsteigenden Gase belästigten uns sehr. Zuletzt, als wir seitwärts von dem Lavastrome dahinschritten, wurden dieselben so stark, daß wir nur mit Mühe vorwärts gelangen konnten. Das Aussehen der Lava war auf dieser Strecke glasiger, als seither, und die massenhaft hier vorkommenden Schwefel-, Alaun- und andern Krystalle glänzten im Schein der Sonne in allen Regenbogenfarben. An einzelnen Stellen war der Boden unter uns so durchsichtig, daß wir unter der Oberfläche lange Streifen faseriger, wie braunes, gesponnenes Glas aussehender Lava, „Pélés Haar", wahrnehmen konnten.

Wir erreichten den Fuß des jetzigen Kraters und stiegen an dessen äußerer Wand empor; oftmals wich die dünne Decke unter den Füßen des Führers, und er mußte eilig vor den hervordringenden heißen Dämpfen zurückweichen. Endlich waren wir am Ziele, und welch ein Bild entrollte sich vor unsern staunenden Blicken! Die schauerliche Großartigkeit desselben wirkte wahrhaft überwältigend.

Etwa dreißig Meter unter uns wogte der ungefähr eine Meile breite Feuersee. Die glühenden Fluten brachen sich mit einem Brausen, gleich demjenigen des erzürnten Oceans, am jenseitigen Ufer; ungeheure Wogen blutroter Lava wälzten sich mit wildem Ungestüm gegen die vorspringenden Klippen, bäumten sich empor und schleuderten den flammenden Gischt hoch in die Luft. (Siehe die Abb. S. 524). Besonders heftig umtoste die Brandung eine kleine Insel; immer von neuem stürmte die dampfende Flut gegen dieselbe an, als wollte sie nicht eher rasten, bis das Eiland in den unheimlich kochenden Abgrund hinabgerissen sei. An der andern Seite wälzte sie sich gegen eine große Höhle vor; mit donnerähnlichem Toben rasten die feurigen Wogen in dieselbe hinein, rissen die am Eingang überhängenden riesigen Stalaktiten[1]) herab und warfen ihre eigenen brennenden Massen zur Bildung neuer empor. Jeder Augenblick zeigte ein anderes Schauspiel: bald war es ein breiter, wie geschmolzenes Gold leuchtender Fluß, welcher majestätisch daherrollte, dann wieder waren es vier oder fünf Glutströme, welche die dunkelrote, mit leichtem, grauem Schaum bedeckte Masse zerteilten. Ohne Unterlaß brodelte und zischte es, bald hier, bald dort kochte und tobte es stärker, die glühenden Wellen hoben und senkten sich, und dann mit einem Male, wie aus einem weit klaffenden Schlund, stiegen mächtige rote und gelbe Flammensäulen, Springbrunnen und Feuergarben empor — hier — dort — überall!

Der Vorsprung, auf welchem wir standen, überragte den Krater um ein bedeutendes; wir konnten daher nicht sehen, was unmittelbar zu unsern

---

1) Herabhängende Zapfen aus mineralischen Stoffen, welche sich beim Aussickern des Wassers in Tropfsteinhöhlen gebildet haben. Hier sind die durch die herabtropfende Lava entstandenen Gebilde gemeint.

Füßen vorging; die emporsteigenden Rauch- und Dampfwolken jedoch, sowie die Flammen und Funken, welche uns immer wieder vom Rande zurücktrieben, ließen uns erkennen, daß dort unten zwei oder drei feurige Springbrunnen ihr Wesen trieben. Manchmal lösten sich auch große Stücke Lava von den Klippen ringsum los und stürzten mit lautem Krachen in die Tiefe, aber nur, um alsbald geschmolzen und mit der glühenden Masse wieder emporgeschleudert zu werden. Als die Sonne unterging und die Dunkelheit sich ausbreitete, wurde das Schauspiel noch erhabener, noch gewaltiger in seiner furchtbaren Schönheit.

Das Toben und Brausen der feurigen Lava nahm mit jedem Augenblick an Heftigkeit zu; es schien, als ob sie mit Gewalt aus ihrem Gefängnis sich befreien wollte, als ob die Geister der Tiefe aus ihren Banden sich losreißen wollten und nun verzweifelungsvoll heulten und wüteten ob der Fruchtlosigkeit ihrer Bemühung. Dabei wurden die Farben der feurigen Masse immer wunderbarer: Tiefschwarz und Hellgrau Dunkelbraun, Kirsch-, Scharlach- und zartes Rosenrot, Violett und Blau, Orange, Hoch- und Mattgelb spielten ineinander. Selbst die Dampf- und Rauchwolken zeigten eine stets wechselnde, aber immer gleich schöne Beleuchtung; und die das Amphitheater umschließenden schwarzen Gipfel, Zacken und Schluchten bildeten einen prachtvollen und wirksamen Hintergrund.

Schon seit einer Weile war es mir sehr heiß und unbehaglich gewesen, und auf einmal machten wir die Endeckung, daß fünf Centimeter unter der Oberfläche die graue Lava, auf welcher wir standen, rotglühend sei. Ein in den Boden gestoßener Stock fing Feuer, ein Stück Papier wurde augenblicklich von den Flammen verzehrt, und die den Spalten entströmende Hitze war so groß, daß die Herrn sich denselben nicht zu nähern vermochten, um ihre Pfeifen anzünden zu können.

Noch einen letzten, langen Blick warfen wir auf das Bild, welches unsere Sinne während der vergangenen Stunden wie mit Zaubergewalt gefesselt hatte, und dann traten wir den Rückweg an. Die Lavafläche des alten Kraters war jetzt an vielen Stellen rotglühend, überall flammte und rauchte es, allerorten brachen frische Lavabäche sich Bahn. Im ganzen war der richtige Weg besser in der Dunkelheit, als am Tage, zu erkennen; denn wir sahen jetzt die Gefahren, die wir vorher nur fühlen konnten; trotzdem war der Gang ein ungemein beschwerlicher und zahlreich waren die Risse und Spalten, über welche wir hinüber schreiten oder springen mußten. Einmal glitt ich aus, die dünne Decke wich unter meinen Füßen, Funken sprühten empor, und der Stock, auf welchen ich mich stützte, begann zu glimmen.

War es die durch das großartige Schauspiel hervorgebrachte Aufregung oder die Einwirkung der aufsteigenden Gase, genug, ich fühlte meine

Kräfte schwinden, raffte mich wieder auf und strebte vorwärts, sank zweimal in Ohnmacht und mußte endlich in bewußtlosem Zustande auf einem von den Führern herbeigeholten Stuhl den steilen Abhang nach dem Vulkan-Hause hinauf getragen werden. Es war 11½ Uhr, als wir unter dem gastlichen Dache Mr. Kanes eintrafen.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, war die Feuersäule deutlich sichtbar, doch nicht so leuchtend, als da ich sie zuerst gesehen, und während ich noch nach ihr hinblickte, wurde der Schein immer matter und matter, bis er zuletzt ganz erlosch. Im nämlichen Augenblicke brach ein Strom glühender Lava an derselben Stelle hervor, welche wir gestern mit so vieler Mühe erklommen hatten, und überflutete die ganze Strecke, auf welcher wir vorgedrungen waren. Es war ein überraschendes Ereignis, welches, wenn es nur wenige Stunden früher eingetreten wäre, den Untergang der ganzen Gesellschaft hätte herbeiführen können. Unternahmen wir unsern Ausflug statt gestern erst heute, so hätten wir, auf ganz anderem Wege zu dem Feuersee gelangend, einen wesentlich veränderten Eindruck gehabt.

Mein Versuch, die Wunder des Kilauea zu schildern, kann nur einen schwachen Begriff von der überwältigenden Pracht und Großartigkeit derselben geben. Der Kilauea macht einen so großartigen Eindruck, daß, wenn wir auf unserer ganzen Reise nichts weiter gesehen hätten als ihn, wir uns doch reich belohnt fühlen würden.

Um sieben Uhr traten wir den Rückweg an; der Ritt über das taufeuchte Gras war entzückend und die Luft frisch und angenehm. Seit vorgestern war augenscheinlich niemand des Weges gekommen; denn wir fanden verschiedene Dinge wieder, die wir beim Hinaufreiten verloren hatten.

Europa.

1.

Lissabon.

K. Dölter.

Wenig Bilder sind so eindrucksvoll und so überraschend schön, wie dasjenige, welches der Reisende vom Deck eines Dampfers, der von der Mündung des Tejo stromaufwärts fährt, genießt.

Anfangs erblicken wir nur die sandigen Dünenufer, und Strom und Meer verschwimmen in eins; doch bald erscheint das Wasser des Tejo wie ein kleiner Berg, rollend und zischend auf der spiegelglatten Fläche des Oceans. Die Durchfahrt ist schmal, und ohne einen Piloten können wir nicht einlaufen. Schon hat sich uns auch ein kleines Segelboot genähert, welches von der Torre do Bugio, dem ersten auf einer Insel sich erhebenden Leuchtturme am Tejo aus dem nun stoppenden Dampfer sich nähert; auf seinem Bug steht in großen Lettern das Wort „Pilotos“. Kaum hat einer von seiner Bemannung das Tau erfaßt, welches wir ihm zugeworfen, so ist es auch schon an unserer Seite, und der Lotse schwingt sich an Bord des Dampfers, der sich gleich wieder in Bewegung setzt.

Der Abend war gekommen; die allmählich sinkende Sonne überströmte die Uferhöhen mit dem Reichtum jener prächtigen Farben, wie sie nur der südliche Himmel zu bieten vermag. Zahlreiche Schiffe, Dampfer sowie Segler, letztere von einem Schlepper gezogen, kreuzen unseren Pfad: hier ist alles Leben und Bewegung; doch nach einer halben Stunde ändert sich das Bild; die früher nur von kleinen, lieblichen Villen bedeckten Höhen zeigen jetzt Dörfer und gewaltige Gebäude. Dort am linken Ufer erscheint das Lazarett, und weiterhin erheben sich die im goldroten Lichte der untergehenden Sonne gebadeten starken Kalkfelsen von Armada aus der azurblauen Flut; am rechten Ufer erblickt man den grauen, viereckigen Turm der Vorstadt Belem, gleichsam den Hafen bewachend, und

hinter ihm die herrliche, uralte, leider schon teilweise dem Verfalle anheimgefallene Kathedrale, während über dem rückwärts gelegenen, welligen Hügellande in blauer Ferne die wundervoll geformten Spitzen des Gebirges von Cintra, des Paradieses Portugals, sich erheben. Hinter Belem schimmert uns der mächtige königliche Palast und weiter das weiße, vielfach mit dunkelgrünen Olivenhainen untermischte Häusermeer der stolzen portugiesischen Hauptstadt entgegen, in früheren Jahrhunderten der Ausgangspunkt so mancher Weltumsegelung.

Doch schon ist die Nacht hereingebrochen, und bald erscheinen die zahllosen, am Berggelände sich hinziehenden Straßen in hellem Gaslicht schwimmend. Wie gerne hätten wir noch am selben Abend das lästige Fahrzeug verlassen, doch dem tritt das Gesetz entgegen; denn, obgleich wir bereits früher den Delegado da saude [1]) empfangen, waren noch die Zollförmlichkeiten zu vollziehen, welche aber, da die Bureaux schon mit Sonnenuntergang schließen, erst am nächsten Morgen abgethan werden konnten, und so mußten wir uns denn bequemen, an Bord zu bleiben bis Mitternacht, uns an der lauen Herbstluft labend und das matt vom Mond beleuchtete, schöne Panorama bewundernd.

Erst am nächsten Tage war ich so glücklich, das Schiff verlassen zu können; vorher mußte ich leider mit meinem Gepäck noch einige Zeit lang einen unerwünschten Aufenthalt im Zollhaus nehmen, und erst gegen die Mittagszeit konnte ich mich nach überstandenem Kampfe mit Bootsleuten, Matrosen, Packträgern, Zollbeamten, Droschkenkutschern im prachtvollen Centralhotel, wohl dem besten Gasthof auf der iberischen Halbinsel, der wohlverdienten Ruhe hingeben.

Lissabon liegt an dem Hügelgelände, welches sich am rechten Tejo-Ufer hinzieht; nur die wenigen Straßen, die sich in der unmittelbaren Nähe des Flusses befinden, wie die große Arsenalstraße und die Quais, sind in ihrer ganzen Ausdehnung eben, während alle übrigen Straßen und Plätze mehr oder weniger ansteigen und die Maultiere der Tramwaywagen, welche die ganze Straße durchziehen, oft Mühe haben, die steilen Gehänge zu gewinnen; dadurch erhält Lissabon entschieden den Charakter einer Hügelstadt. Die schönsten Gebäude, Kirchen, Paläste, Plätze liegen am Bergabhang; nur das Arsenal, die Ministerien machen hiervon eine Ausnahme.

Wenn Lissabon keine schönen, mit Monumentalbauten gezierten Straßen, wie Berlin, Wien oder Paris besitzt — denn die wichtigsten Verkehrsadern, wie die Rua aurea, Rua da Prata oder des Chiado und die Arsenalstraße, können sich fast nur mit der Praterstraße in Wien oder der Pariser Rue St. Honoré vergleichen lassen — so weist es dafür viele schöne,

1) Sanitätsbeamte.

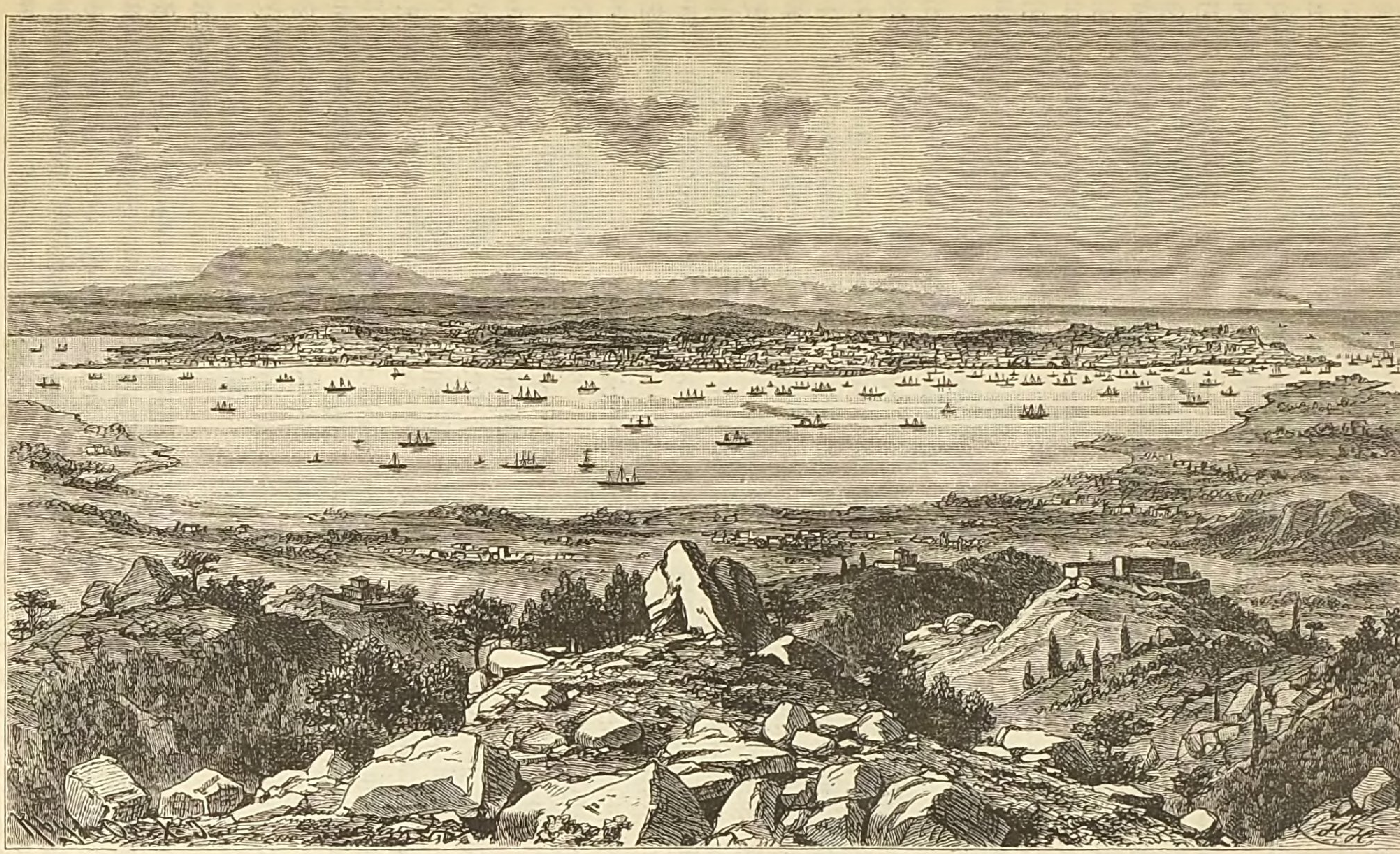
mit Statuen geschmückte Plätze auf, welche viel dazu beitragen, der Stadt einen würdigen, großstädtischen Charakter zu verleihen. Unter letzteren ist namentlich der Camoënsplatz mit der Marmorstatue des großen, gefeierten Dichters und der Dom Pedro d' Alcantaraplatz hervorzuheben. Plätze und Straßen sind gut und praktisch mit schönen Basaltsteinen gepflastert.

Auch einzelne, wiewohl kleine, so doch durch ihre Vegetation dem Fremden imponierende öffentliche Gärten, tragen das ihrige bei, um der Stadt einen ruhigen, freundlichen Charakter zu verleihen, den man sonst in wenig größeren Städten findet, welcher namentlich durch die dort üblichen kleinen, niederen, mit Balkonen versehenen, an der Außenseite ganz mit Porzellan geschmückten Häusern hervorgebracht wird. Größere Häuser sind in Lissabon selten, und Mietkasernen, wie bei uns, kennt man dort glücklicher Weise gar nicht. Indes fehlt es deshalb nicht an schönen, reich mit Marmor verzierten Palästen.

Dieser stille, geräuschlose Charakter der Stadt, der in der Bauart seinen Ausdruck findet, giebt ihr ein eigentümliches, fast ländliches Gepräge. Lissabon fehlt merkwürdigerweise jenes in südlichen romanischen Städten so entwickelte, unruhige, geräuschvolle Treiben und Leben; um neun Uhr abends herrscht Todesstille in den Straßen, und die wenigen kleinen Kaffeehäuser sind leer und wie ausgestorben; höchstens in den Tabaksläden des Chiado zeigen sich einige verspätete Kunden; der Portugiese ist eben sehr mäßig, und langes Herumtreiben in Kneipen und Kaffees ihm unbekannt. Dagegen ist der Besuch der Theater ein recht bedeutender; außer der großen Oper (hier Sao Carlos genannt), ist noch das Theater Dom Fernando und das Theater der S. Trinidade (h. Dreifaltigkeit) und einige andere kleinere zu erwähnen.

Unter den Bildungsanstalten, welche mich vorzugsweise interessierten, nimmt die polytechnische Schule den ersten Rang ein, nicht nur äußerlich durch das schöne Gebäude, in welchem sie untergebracht ist, sondern auch durch ihre großartigen Sammlungen und Laboratorien, sowie durch ihr ausgezeichnetes Lehrpersonal. Sie ist ähnlich wie die Pariser Ècole polytechnique organisiert, und es werden auf dieser Hochschule nicht nur Civil-, sondern namentlich auch Militairingenieure herangebildet; die Zöglinge genießen in Portugal eines vortrefflichen Rufes. Die Universität befindet sich bekanntlich nicht in Lissabon, sondern in Coimbra. Auch in der Akademie der Wissenschaften sind sehr reiche und bemerkenswerte naturhistorische Sammlungen untergebracht, von denen namentlich die anthropologische Ausstellung einen ganz besonderen Wert erhält durch die in den letzten Jahren von Carlos Ribeiro aufgefundenen Feuersteinwerkzeuge.

Als ich mich anschickte, diese interessante Ausstellung zu besichtigen,



Die Mündung des Tejo mit Lissabon.

war ich lange im Zweifel, ob das mir als solches bezeichnete Gebäude wirklich diesem Zwecke geweiht sei; denn die am Thor stehenden Wachtposten paßten nach meinen germanischen Begriffen nicht recht zu einem wissenschaftlichen Institute, da das Auftreten der bewaffneten Macht in akademischen Räumen, wie es übrigens auch in Paris der Fall ist, mir noch ungewohnt war.

Der kunstliebende Reisende wird in Lissabon selbstverständlich nicht versäumen, die zahlreichen, namentlich im Innern reichgeschmückten Kirchen der Stadt zu besuchen, deren Architektur jedoch im Vergleich zu der wunderbaren alten Kathedrale der Vorstadt Belem auf den Beschauer keinen großartigen Eindruck mehr hervorbringen kann; dafür machen sich aber ihre Glockenspiele Tages über recht bemerkbar.

Der Eindruck Lissabons auf den Wanderer ist, im ganzen genommen, der der Behäbigkeit und des Wohlstandes, weit angenehmer als der der anderen großen Städte des Südens, wie Neapel, Palermo, Konstantinopel, deren oft gar schmutzige Gassen mit ihren zahllosen, schreienden Verkäufern, zudringlichen Bettlern ꝛc. den Nordländer so unangenehm berühren.

Auch die Umgebung Lissabons, vor allem das schöne, waldige Cintra mit seinen so sehenswürdigen Königspalästen und schönen Villen, lockt gar manchen fremden Besucher, aber auch nähere Punkte, wie Cacilhas und Belem, sind durch hohen landschaftlichen Reiz ausgezeichnet, und nur selten wird der Wanderer eine schönere Rundsicht genießen können, als die, welche das alte Fort von Cacilhas auf das langgestreckte, wogende Häusermeer Lissabons und die stolze, von Dampfern und Seglern durchfurchte Bucht des Tejo, namentlich wenn der Glanz der untergehenden Sonne das ebenso großartige als liebliche Panorama mit goldenen Strahlen überflutet, dem entzückten Auge des Beschauers bietet.

2.

Oporto.

M. Willkomm.

Oporto (O Porto, d. h. der Hafen), Hauptstadt der Provinz Minho und nächst Lissabon die volkreichste Stadt und der wichtigste Hafen- und Handelsplatz von Portugal, liegt unbeschreiblich reizend und malerisch auf und an zwei steilen, felsigen bis 90 Meter hohen Hügeln am rechten Ufer des hier 270 M. breiten Douro, 6 Kil. oberhalb von dessen Mündung und 275 Kil. von Lissabon. Am überraschendsten ist der Anblick der gut gebauten, von hochgetürmten Kirchen und Klöstern überragten Stadt von der neuen Eisenbahnbrücke, welche in schwindelnder Höhe das tiefe, von steilen Felsenbergen eingeschlossene Dourothal überschreitet. Diese

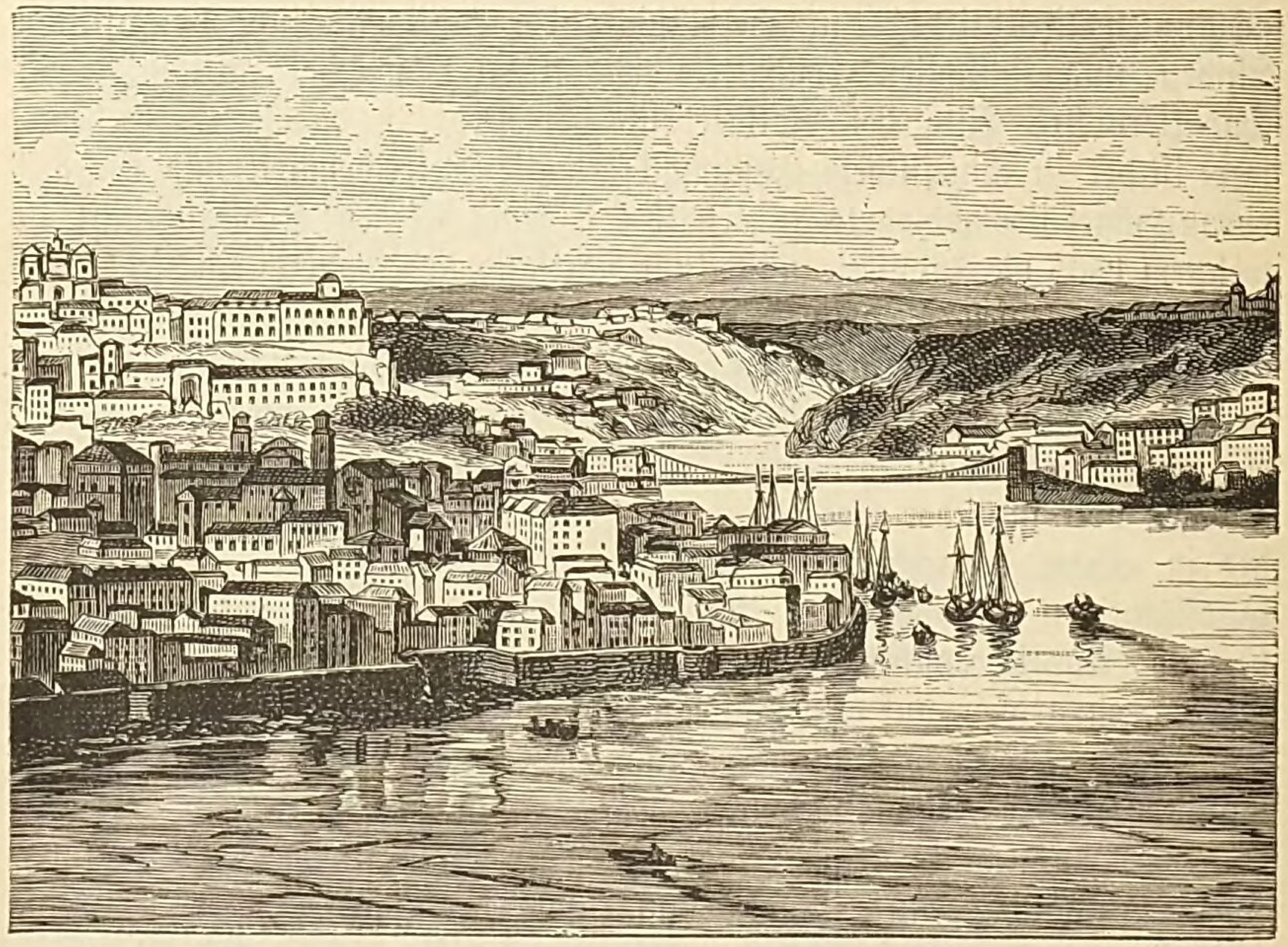
550 Meter lange (erst 1880 vollendete), von einem Franzosen konstruierte, aus schlanken Eisenstäben zusammengefügte Brücke, deren leicht geschwungene Bogen noch hoch über die Mastspitzen der größten Dreimaster emporragen, ist ein Werk von solcher Kühnheit, daß sie alle Sachverständigen in Erstaunen setzt. Von dieser Brücke aus erblickt man zur Rechten die terrassenförmig aufsteigende Stadt, zur Linken die neue, eine besondere Gemeinde bildende Stadt Villanova de Gaya, welche mit Oporto durch eine elegante Drahthängebrücke verbunden ist, und tief unter sich den mit Fahrzeugen jeder Größe, Dampf- und Segelschiffen bedeckten Strom. Und während die alte Stadt von dem Turme der Kirche dos Clérigos, dem höchsten Kirchturme von ganz Portugal, hoch überragt wird, thront über der neuen auf steilem Hügel das ehedem berühmte, jetzt durch eine Wallumgürtung in ein Fort verwandelte Kloster Serra do Pilar. Weiter aufwärts steht auf demselben Uferhange der vielfenstrige Palast Freiro mit seinen betürmten Mauern und bis zum Wasser hinabreichenden Terrassen, das malerischste Gebäude der Umgegend, erbaut von einem Sprößling des englischen Hauses Lancaster; jetzt Eigentum eines portugiesischen Grafen. Nicht minder imponierend ist der Anblick, den Oporto vom Strome aus dem zu Schiff ankommenden Reisenden darbietet.

Oporto zerfällt in die obere und untere Stadt, außerdem in 12 Quartiere und besitzt 154 Gassen, 79 zum großen Teil mit Promenaden geschmückte Plätze, 3 öffentliche Gärten und viele öffentliche Brunnen, wovon die meisten Springbrunnen sind. Viele Mönchsklöster sind niedergerissen, viele zu andern Zwecken verwendet, einige liegen in malerischen Ruinen. Unter den 7 Pfarrkirchen sind die im höchsten Teile der Stadt neben dem bischöflichen Palast gelegene Sé oder Domkirche, die kleine gotische Kirche Cedofeita (die älteste, schon 559 vom Suevenkönig Theodomir gegründete), die Kirche des großen Hospitals da Misericordia und die Kirche dos Clérigos die bedeutendsten, doch keine architektonisch hervorragenden Bauwerke. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden verdienen das ebengenannte Barmherzigkeitsstift, die englische Faktorei, das Haupttheater, der Justizpalast, das Stadthaus und das imposante Börsengebäude mit seiner prachtvollen, doppelten Haupttreppe, seinem im arabischen Stil erbauten Gesellschaftssaale und seinem mit Glas eingedeckten, großen Hofe hervorgehoben zu werden. Die meist sehr sauberen Privathäuser sind im allgemeinen nicht hoch, ohne Jalousieen (sonst in ganz Portugal gebräuchlich) und selten mit Balkonen geschmückt. Nur die Rua nova de S. João (neue Straße des St. Johannes) im Domquartier enthält viele mit vergoldeten Balkonen gezierte, außerdem prächtig bemalte Häuser, Wohnsitze des Adels. Die breiteste Gasse, zugleich der Mittelpunkt des Handels ist die R. nova dos Inglezes (der Engländer), eine an-

dere deshalb bemerkenswert, weil fast jedes Haus einen Juwelierladen oder eine Goldwerkstatt im Parterre enthält, die R. das Flores (Blumenstraße), beide in demselben Stadtviertel. Die Unebenheit der Lage der Stadt bedingt die wechselvollsten und überraschendsten An- und Aussichten. So ist z. B. die Aussicht vom Platze S. Ildefonso ganz eigentümlich, indem die Rua de S. Antonio, Oportos regelmäßigste Straße, von hier aus geradlinig steil abwärts zum Pedroplatz hinabsteigt und gerade gegenüber die Rua dos Clèrigos ebenso steil und geradlinig bis zur gleichnamigen Kirche emporsteigt — eine reizende Perspektive! Neben der genannten Kirche liegt der unregelmäßige, aber höchst malerische, von uralten Linden und Kastanien beschattete Marktplatz, welcher alltäglich ein charaktervolles Bild des Volkslebens der Provinz darbietet. Sehenswert ist der in chinesischem Geschmack erbaute Getreidemarkt und der auf einem Hügel stromabwärts außerhalb der Stadt gelegene Krystallpalast, in welchem 1865 die Industrieausstellung stattfand, gegenwärtig ein Lieblingsort der Portuensen (Bewohner Oportos), dessen Säle häufig zur Abhaltung von Konzerten und Bällen benutzt werden. Die Tramway, welche auch Oporto in allen Richtungen durchzieht, führt auch bis zu diesem Neubau, welcher eine prächtige Aussicht gewährt. In den schönen, ihn umgebenden Gartenanlagen voll südlicher Vegetation steht eine Kapelle, welche das Andenken des in einem benachbarten Landhause am 29. Juli 1849 verstorbenen, landflüchtigen Königs Karl Albert von Sardinien verewigt. Andere herrliche Aussichtspunkte sind die Domterrasse, das Largo de Torre da Marva, ein großer, auf dem Plateau eines über das Stromthal fast überhängenden Felsens befindlicher Platz, der Passeio das Fontainhas, am Rande schroffer Felsen hoch über dem Strome sich hinziehend, mit entzückender Aussicht in dessen Thal, und der Signalturm bei Villanova. Diese regelmäßig gebaute Stadt (8000 Einw.) enthält großartige Portoweinniederlagen und ist ein Haupttummelplatz der Schiffer, Fischer und Matrosen. Übrigens herrscht auch in Oporto selbst in allen Straßen ein geschäftiges Leben und Treiben, und man sieht an Wochentagen nirgends Müßiggänger. Neben den französisch gekleideten Stadtbewohnern, unter denen es sehr viele Fremde, namentlich Engländer giebt, begegnet man überall den meist sehr intelligent aussehenden Landleuten aus der Provinz, deren Trachten eine bunte Abwechselung in das sonst sehr moderne Bild des öffentlichen Lebens bringen. Die Männer tragen breite, schwarze Filzhüte, schwarze Leibbinden und sehr lange Röcke, die meist barfuß gehenden Frauen und Mädchen kurze, bunte Röcke mit schwarzer Doppelbinde um den Leib, ebensolche Filzhüte und meist reichen Goldschmuck, wenigstens sehr große lang herabhängende Ohrgehänge. Sehr beliebt sind bei ihnen die goldenen Filigranarbeiten, welche Oportos Goldschmiede in vorzüglicher Güte liefern. So tragen die Bäuerinnen und Pächtersfrauen der Provinz bei festlichen

Gelegenheiten, wo sie zu Pferde oder Esel nach Oporto im buntesten Sonntagsstaat zu kommen pflegen, Herzen von riesiger Größe in hohlem Goldfiligran an einer schweren, zwei- bis dreimal um den Hals geschlungene Goldkette. Schön gearbeitete Kreuze sind auch bei den Damen Oportos sehr beliebt. Die kleidsame Mantille, welche früher dieselben wenigstens beim Kirchenbesuch trugen, ist gänzlich verschwunden.

Oporto besitzt viele Bildungs-, Unterrichts- und Erziehungsanstalten, öffentliche wie private, und reiht sich in dieser Hinsicht den vorgeschritten-



Oporto.

sten Städten Europas an. Die Herren und Damen der gebildeten Stände sprechen fast alle Französisch und Englisch, und selbst der eigentliche Bürgerstand zeichnet sich durch Bildung und feine Weltsitte vorteilhaft aus. Musik ist sehr geliebt; fast in jedem Hause ertönt Pianoforte- oder Guitarrenspiel. Konzerte, Bälle, Soireen in verfeinertem europäischen Stile finden nirgends in Portugal in solcher Menge und reicher Abwechselung statt, wie in Oporto, und bezüglich liebenswürdiger Artigkeit und ungezwungenen Gesellschaftstons, sowie herzlicher und uneigennütziger Gastfreiheit Fremden gegenüber stehen die Portuensen unter allen Portugiesen obenan. Daß es eine Menge Gesellschaftslokale (Casino und Assemblée die hervorragendsten), Cafés, gute Hotels, glänzende Kaufläden u. s. w. giebt, bedarf kaum der Erwähnung. — Die immer mehr im Auf-

blühen begriffene Industrie Oportos hat sich von den Engländern, die sie früher ganz beherrschten, fast unabhängig gemacht. Es giebt über 400 Fabriken; besonders blühen die Baumwollen- und Seidenmanufaktur. Am Handel von Oporto sind nächst England besonders Brasilien, die Vereinigten Staaten, Frankreich und Hamburg beteiligt. Die Hauptausfuhrartikel sind Wein, Vieh, Kork, Obst, rohe Seide und Wolle, Hüte und Schuhwaren. Zur Beförderung von Industrie und Handel dienen mehrere Versicherungsanstalten und 11 Banken. Die Schiffahrtsbewegung ist bedeutend (schon 1871 liefen 1059 Schiffe ein); leider erschwert die Barre (Sandbank) an der Mündung des Douro, welche schon manchem Schiffe den Untergang gebracht hat, die Einfahrt. Dieselbe ließe sich entfernen, aber die Portuensen wollen davon nichts wissen, da sie einen natürlichen und wirksamen Schutz gegen feindliche Angriffe zur See bildet.

3.

Von Barcelona bis Madrid.

G. Körner.

Die Eisenbahn verläßt Barcelona und läuft nun zunächst dem Thal des Küstenflusses Llobregat entlang. Hier ist alles Weben und Leben. Zahlreiche Dörfer, Städtchen, Landhäuser und Hunderte von Fabriken erstrecken sich auf beiden Seiten der Bahn. Dazwischen die üppigsten Felder und Fluren. Wo eben das Wasser ist, da ist Spanien ein reiches herrliches Land, wo die Bewässerung aufhört, eine Einöde. Man muß dies nicht vergessen; denn nur so läßt es sich erklären, warum der eine das Land bald in den Himmel erhebt, der andere es eine afrikanische Wüste nennt. Es kommt darauf an, welche Punkte man sieht und nicht sieht. Man fährt Strecken lang selbst in Katalonien und Aragonien in einer dürren, braunen, mit Steinen übersäeten Fläche oder auch durch nackte, schauerliche Felswände. Man denkt im steinigen Arabien zu sein. Gelangweilt und fast entsetzt vor der starren Öde schließt man die Augen und lehnt sich in seinen Sitz zurück.

Versuchsweise schlägt man dann nach einigen Minuten die Augen wieder auf, und man befindet sich in der reichsten, üppigsten Landschaft, die man sich nur zu denken vermag. Ein Flüßchen in der Nähe ist in hundert Kanäle abgeleitet worden, und das Land findet sich wie durch Zauber aus einer Wüstenei in einen herrlichen Garten verwandelt. Sabadell, welches wir bei Sonnenuntergang erreichten, das katalonische Manchester ist eine schöne Stadt, schön an den Bergen gelegen, welche von den Pyrenäen aus nach dem Meere zu fallen und, sich gleichsam

noch einmal aufraffend und auftürmend, mit dem Monserrat als letzte Wache und Vormauer abschließen. Zwischen hier und Monistral geht es nur durch Tunnels, ungeheuere Erdeinschnitte und über hohe Viadukte durch die Gebirgskette durch, zur Linken die wunderbare Gestalt des Monserrat, der weniger durch seine Höhe als seine Formen an den Pilatus am Vierwaldstädter=See erinnert. Nur muß man sich mehrere Pilatus nebeneinandergereiht denken. Die Sonne hatte sich gesenkt, nur die Zacken des Monserrat glänzten noch im Lichte. Bald verschwanden auch diese in den Schatten der Nacht. Lerida wurde diesmal in der Nacht passiert. Aber ich rief mir in Gedanken diese Gegend zurück, wie sie mir im Juni auf der Reise nach Frankreich an einem herrlichen, klaren Sommertag erschienen waren. Von Zaragoza damals kommend, folgten wir einige Zeit lang dem Laufe des Ebro, der viele kleine Gewässer von den Bergen im Norden herkommend aufnimmt. Es gab also da Gelegenheit zur Benutzung des Wassers, und so war denn auch das Land wohl bebaut und prangte in reichen Fruchtfeldern. Man war in der Ernte, mähete Gerste, Hafer, und so folgte ein lebendes Bild dem andern. Bald aber nahm die Landschaft einen anderen Charakter an, als wir den Ebro weit zur Rechten ließen. Nur hier und da sah man in der Ferne auf einem Kieshügel ein Dorf oder ein Städtchen, ringsum eine dürre, baumlose, von der Hitze in tiefe Spalte gerissene Ebene, nur hier und dort niedrig hinkriechende Weinstöcke oder eine melancholische Olivenpflanzung, alles unter den Strahlen einer glühenden Sonne, welche die geringe Vegetation schon längst verbrannt hatte. Die Sahara kann nicht trostloser aussehen. Aber siehe da! in wenigen Stunden war diese Einöde durchflogen, und es entrollte sich bald vor unsern Augen ein anderes und entzückendes Bild, je näher wir Lerida kamen. Mehrere größere Ströme fließen hier von Norden nach Süden dem Ebro zu. Hunderte von Kanälen durchziehen das Land, und man fährt wieder durch die reichsten und üppigsten Fluren. Es erscheinen Feigen= und Maulbeerbaum=Wälder, Kastanien und Nußbäume von seltener Größe. Das Land ist in lauter schöne, in langen Streifen ausgelegte Felder abgeteilt; die klare, durchsichtige Atmosphäre läßt die Pyrenäen, die sich im Norden hinziehen, und deren wild und kühn geformte höhere Spitzen und Rücken mit Schnee bedeckt sind, als ganz in der Nähe erscheinen. Dem Auge kommt es vor, als ziehe sich das herrliche Gartengelände bis gerade unmittelbar an den Fuß dieser Gebirgsriesen, ohne alle Mittelverbindungen von Ausläufern und Vorbergen. Landgüter, Dörfer, Städtchen mehren sich. Die Ernte hat die ganze Bevölkerung ins Feld gebracht. Die Frauen haben nur wenig von Nationaltracht beibehalten. Sie sind aufgeschürzt, und nur allgemeinschaftlich ist der hellgelbe Flanell=Unterrock, der durch ganz Spanien von den niederen Frauen und allen Bäuerinnen getragen

wird, wie denn auch die spanischen Soldaten Jacken von derselben Farbe und demselben Stoffe tragen. — Die aragonischen Männer hingegen prangen noch, wie vor Jahren, in ihren kurzen, schwarzen Leder- oder Tuchhosen, an den Knieen aufgeknöpft, in hellblauen Strümpfen, in ihren Sandalen und violetten, breiten Leibbinden, die, leicht umgeschlungen, tiefe breite Falten lassen, in denen sich ihre Barschaft, ein oder zwei große Messer, ihr Tabaksvorrat und, wenn sie über Land gehen, Mundvorrat für ein oder zwei Tage befinden. Arbeiten sie nicht, so haben sie breite, viereckige Mützen von der Farbe der Leibbinde auf dem Kopfe sitzen, deren oberster Teil auf der Seite herunterhängt. Aber im Geschäft haben sie nur um den kurzgeschorenen, schwarzhaarigen Kopf ein buntes Tuch fest gewickelt. Es ist im ganzen ein schöner, kräftiger Menschenschlag, die Aragonier, besonders die Männer.

Während wir nun zur Linken diese Fluren, gegen Norden eingerahmt durch die Gebirgszüge der Pyrenäen, haben, zeigen sich auch rechts bedeutende Erhöhungen. Es erscheint die alte Festung Monzon, an einem Kalkfelsen gelegen, auf dessen Höhe sich eine Citadelle erhebt, die mir aber ziemlich verfallen vorkam. Bald darauf das alte, ehrwürdige Lerida, terassenförmig an einen hohen Berg hingelagert, an dessen Fuß sich der Segre, ein ziemlich bedeutender Strom, mit mehreren Brücken überspannt, malerisch hinzieht. Auf der Höhe des Berges erhebt sich drohend die Citadelle. Lerida hat große Belagerungen ausgehalten und ist überhaupt berühmt in Spaniens Geschichte. Von der Festung herab soll man eine unendlich weite Fernsicht haben. Von da aus giebt es wieder interessante Gegenden genug, viel Gebirge, zum Teil schon mit Wäldern sich bedeckend. Wir hielten einige Zeit in Manresa, einer lebhaften, schönen und schön gelegenen Fabrikstadt. Mit niedergehender Sonne kamen wir dann an die Berglabyrinthe des Monserrats und sahen dessen zackige Felsspitzen, welche sich noch scharf am bereits verdunkelten Himmel abgrenzten.

In diese Rückerinnerungen versunken, überfiel mich der Schlaf, der um so tiefer war, als ich ja die vorhergehende Nacht in der Post von Perpignan zugebracht hatte, und erst der Ruf Zaragoza, der etwa um 5 Uhr des Morgens erscholl, weckte mich auf. Zaragoza! Es giebt Namen von Menschen und Dingen, welche frühe schon in der Brust durch die Idee, die sie mit sich bringen, das Herz lebhafter schlagen machen, die Phantasie reizen und die Sehnsucht erwecken, die Träger dieser Namen gesehen, gekannt zu haben, oder wenn sie noch sich vorfinden, sie einst zu sehen und kennen zu lernen. Die siempre heroica Villa (stets heldenmütige Stadt), nach deren Anblick das jugendliche Herz sich so gesehnt, entfaltete sich vor mir, in einem langen Streifen an der rechten (Süd-) Seite des Ebro hingelagert. Der Ebro ist hier schon bedeutend; eine uralte, massiv aussehende Brücke führt von der Vorstadt, wo der Barce-

lona-Bahnhof sich befindet, über den gelben, ziemlich wasserreichen Fluß. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seitdem Zaragoza, eine Stadt, nur mit einer einfachen Mauer umgeben und durchaus keine Festung, zweimal Monate lang den verzweifeltsten Widerstand leistete, und noch sind die Spuren der Verwüstung nicht ganz ausgetilgt. In der Vorstadt am Flusse hin sieht man die Ruinen mehrerer Klöster und anderer Gebäude, welche den Spaniern als Forts dienten, sowie halb eingestürzte Mauern, welche die Vorstadt umringt hatten. Überhaupt sieht von dieser Seite Zaragoza noch recht alt und finster aus. Auch die erste Hälfte der Stadt, nachdem man die Brücke passiert, hat durchaus den gotisch-maurischen Anstrich der mehr südlichen Städte Spaniens. Kirchen, Klöster, Kapellen, meist von einer imposanten Größe, stecken in kleinen, gewundenen, engen Straßen, deren hohe Häuser mit Balkonen in den oberen Stockwerken fast zusammenstoßen und ein Dach über die dunkele Straße bilden. Um so schöner und anmutiger ist aber die Stadt mehr nach Süden und dem Madrider Bahnhof zu. Die Straßen werden breit und regelmäßig, sind mit Alleeen und Bäumen bepflanzt, freie Plätze mit Springbrunnen, Denkmälern, Anlagen erfreuen das Auge, und eine schöne, um die Stadt laufende Promenade schließt sich hier an. Der Spanier ist stolz auf Zaragoza, wegen des Heldenmutes, den dessen Bewohner gezeigt haben.

Aber er ist vielleicht ebenso stolz auf die heilige Mutter Gottes von Zaragoza, die berühmte Virgen del Pilar (Jungfrau vom Pfeiler). Dieses Gnadenbild wurde nach der Legende im Jahre des Heils 40 von der heiligen Jungfrau selbst hierhergebracht. Der Apostel Jakob (San Jago), Spaniens Schutzpatron, baute mit Hilfe der Engel einen kleinen Tempel über das Bild, gerade wo es die Heilige hingestellt hatte. Die Engel hatten auch eine Jaspissäule mitgebracht, auf welche das Gnadenbild gestellt wurde, und so hieß dann die Kapelle, welche jetzt durch die Andacht und den Eifer der Christen zu einem der größten Tempel Spaniens geworden ist, mit Recht die Kirche de nuestra Señora del Pilar (unserer Herrin vom Pfeiler). Im Oktober jedes Jahres sind mehrtägige Feste in Zaragoza zu Ehren der Señora del Pilar, die mit der höchsten Pracht gefeiert und von Spaniern aus allen Teilen des Landes besucht werden.

Diesmal wurde ich gleich auf dem Bahnhof von Barcelona in einen mächtig großen, mit sechs Maultieren bespannten Omnibus gepackt, der in rasendster Eile über die Brücke durch die Stadt jagte, dem gegenteiligen Madrider Bahnhof zu. Wir glaubten, wir hätten keine Zeit zu verlieren, um in den abgehenden Zug zu kommen. Nur so konnten wir uns dieses unsinnige Fahren über hartes und unebenes Pflaster erklären. Aber dem war gar nicht so. Der Omnibus bog auf einmal aus der Hauptstraße ab, und ehe wir uns versahen, waren wir in den langen,

dunkeln Thorbogen einer altspanischen Fonda (Wirtschaft) eingefahren. Man lud uns ein, auszusteigen. Man spannte die Maulesel ganz gemütlich aus. Am Fuß einer mächtigen Treppe erwarteten uns mehrere Kellner. Wir hätten hier Kaffee oder Schokolade zu nehmen, bedeutete man uns. Also wieder ein Beispiel der Art, wie hier die Post und ähnliche Gesellschaften über die Reisenden zu verfügen pflegen. Sie betrachten sie als gute Beute, die sie in die Hände ihrer Verbündeten, der Wirte, liefern. Wir mußten sehr lange warten, bekamen endlich unsere Tassen mit Kaffee oder Täßchen mit Schokolade und wurden dann an der Thür angehalten, um einen Franken für jede Tasse zu bezahlen. Natürlich wurden wir jetzt sehr eilig wieder zum Einsteigen kommandiert, denn der Zug sei am Abgehen.

Nun ein neues Jagen des Omnibus nach dem Bahnhof. Dort fanden wir in der ganz hübschen Restauration am Wartesaal andere Reisende gemütlich ihre Schokolade schlürfen zu dem gewöhnlichen, nur halb so großen Preise, als wir zahlen mußten. Dabei hatten sie den Zug im Auge und waren gewiß, ihn nicht zu versäumen.

Nachdem wir nun so etwa eine Stunde zwischen fünf und sechs Uhr morgens in Zaragoza zugebracht, ging es beim herrlichsten Wetter ab nach Madrid. — Es geht hier wieder meilenlang durch eine sehr gut bewässerte, herrlich angebaute, ebene Gegend, über Kanäle hinweg, bis man nach etwa zehn englichen Meilen nach Alagon kommt, wo die Bahnen sich teilen. Nach Westen läuft die Bahn nach Pamplona im Thal des Ebro fort; die nach Madrid nimmt eine fast südliche Wendung.

Eine schöne Brücke führt über den Jalon, (einem rechten Nebenfluß des Ebro), dessen abgeleitete Gewässer die ganze Gegend zu einem herrlichen Garten machen. Man folgt mehr oder weniger dem Lauf dieses Flusses, der hier und da sich durch steile Felswände zwängt. Die Eisenbahn hat hier ungeheuere Schwierigkeiten überwinden müssen. Eine Menge von Tunnels, mehrere von bedeutender Länge, kühngesprengte Viadukts über schaurige Felsenthäler hinweg, begegnen dem Auge. Wo aber nur immer der Fluß hat benutzt werden können, da ist auch die üppigste Vegetation. Feigenbäume von einer Größe, wie der Nordländer sie sich nie vorgestellt hat, Nußbäume und Birnbäume, wie sie die reichsten Thäler der Schweiz nur haben können, streben hoch hinauf. Man erreicht das wunderliche Calatayud, die bedeutendste Stadt von Aragonien nach Zaragoza. Der Bahnhof liegt leider etwas zu entfernt, als daß man viel vom Innern derselben sehen könnte. Aber es ist die afrikanischste Stadt, die ich bis jetzt erblickt. Man glaubt am Fuße des Atlas zu sein. Der untere Teil, reich mit Kirchen, Kapellen, Klöstern gesegnet, lagert sich an eine Art von einzeln stehenden Bergrücken hin, der sich wie eine Cyclopenmauer durch das Thal zieht. Dieser Kamm nun oder Rücken ist teilweise

oberhalb der unteren Stadt ausgehöhlt, d. h. man sieht von außen unregelmäßige Reihen von Löchern, von denen viele durch den ganzen Berg gehen sollen, so daß man auf der anderen Seite eine entsprechende Art Löcher zu sehen bekommt. Und in diesen Maulwurfsgängen sind menschliche Wohnungen, worin ein großer Teil der Bevölkerung haust. Wir hatten zwar in den Vorstädten von Granada mehrere solche Kolonieen in die Berge gegraben gesehen, der Aufenthalt von Zigeunern und auch, wie unser Führer sagte, von Armen, aber solche großartige und regelmäßige Aushöhlungen, wie die an dem Bergrücken von Calatayud, waren uns noch nirgends vorgekommen. Dieses Quartier soll der älteste Teil der Stadt und schon von den Mauren bewohnt worden sein. Wenigstens heißt es noch jetzt „la Moreria."

Immer noch den Salon entlang, dessen befruchtende Gewässer fast stets im Auge bleiben, erreicht man endlich das sehr berühmte Bad von Alhama; aber der Fluß durchläuft hier lauter Felsengrund, und Alhama liegt auf einer steinigen, steilen Ebene, meilenweit kein Baum, kein Strauch zu sehen. Keine Gärten, keine Anlagen unter den Strahlen einer glühenden Sonne, von Gebirgen umgeben, welche es vor allen Winden, freilich aber auch vor aller Kühle schützen, kann man sich nicht eines Gefühles des Entsetzens erwehren, wenn man daran denkt, daß hier in den heißen Sommermonaten Tausende von Kranken ihre Heilung suchen sollen. Dazu der Anblick der Bade-Anstalten, die wenigstens von außen wie lauter verfallenes Gemäuer aussehen, der zackigen, kahlen, braunen oder grauen Felsenwände, die durch irgend einen vulkanischen Ausbruch hier durcheinander gewürfelt scheinen, einer verbrannten, baum- und strauchlosen Ebene im Osten des Dorfes — alles das steht mit dem erfrischenden Eindruck, den uns Badeorte außerhalb Spanien meist gewähren, in solchem Gegensatz, daß man sich, wie ich schon bemerkt, staunend entsetzt. — Bald verläßt uns denn auch der Salon ganz, man kommt an die Grenze von Neu-Kastilien. An dem wüst aussehenden Medinaceli vorbei, über dem auf hohem, kahlen Felsen die Trümmer einer Burg stehen, trifft man auf eine Bergkette, Sierra de Mistra. Hier waren unendliche Terrainschwierigkeiten zu überwinden. An Felsenabhängen hin, oft fast im Zirkel, windet sich die Bahn über tiefe Felsschlünde, führt sie über Brücken, durchbricht sie Felsenwände durch viele Tunnels. Endlich, nachdem man den letzten derselben durcheilt, kommt man in das Thal des Henares, dessen Gewässer schon dem Tajo zufließen. Wohl wenige denken daran, wenn sie diese Sierra de Mistra überfahren, daß hier die Wasserscheide ist zwischen dem mittelländischen Meere und dem atlantischen Ocean. — Große, sandige, schreckliche Hochebenen fangen nun an. Man ist auf dem Plateau von Neu-Kastilien, und damit ist alles gesagt. Im Juni, wo noch viele Weizen- und Gerstenfelder nicht abgemäht waren, auch Bohnen und Kar-

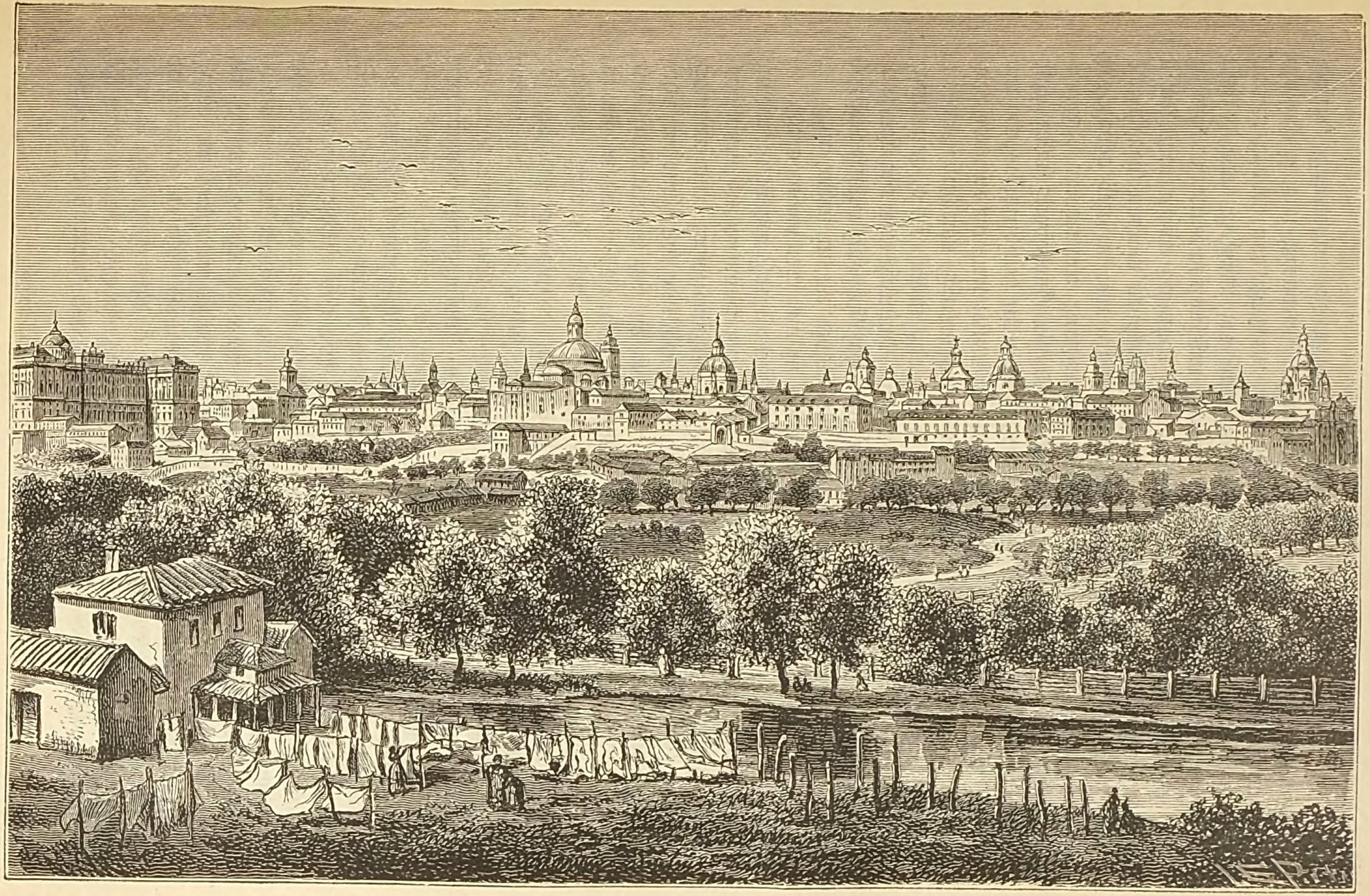
toffeln noch grünten, und auch hier und da noch andere wilde Vegetation die Erde mit verschiedenen Farben bedeckte, war es hier, wenn zwar schon ziemlich öde, doch nicht so entsetzlich, wie jetzt. Alles kahl, alles braun, grau, alles versengt, verbrannt; verkümmerte, weißgraue Weiden, in der Ferne den trostlosen Oliven sehr ähnlich, zogen sich spärlich an dem trocknen Kiesbett des Henares hin und ließen fast ihre Abwesenheit wünschen, damit die Einförmigkeit der Landschaft, die gerade der Vollkommenheit wegen doch wieder etwas Großartiges hat, nicht unterbrochen werde. —

Kein Wölkchen gab dem glühenden Himmel eine Abwechselung. Die Sonne schoß ihre Strahlen senkrecht herunter, als wir um die Mittagszeit diese Ebene durchschnitten, und schien den letzten Tropfen Feuchtigkeit noch gierig aufsaugen zu wollen. Wir erreichten etwa um drei Uhr das altertümliche Guadalajara, welches von weitem einen solchen Eindruck auf mich machte, daß ich sehr froh war, seine nähere Bekanntschaft nicht machen zu müssen; dann Alcala, die berühmte Universität, die Wiege des Dichters Cervantes. Von den schattigen Lustgängen, den hochgewölbten Alleen, von denen ich glaubte gehört oder wenigstens geträumt zu haben, sah ich leider nichts. Einige verkümmerte und verschnittene Ulmenbäume, die sich an einem Weg von der Stadt nach der Eisenbahn melancholisch hinzogen, war alles, was daran erinnerte, daß im Sommer hier Schattenplätze sein könnten, etwa von der Größe eines spanischen Priesterhutes, wenn der Rand umgeschlagen und nicht aufgebunden ist in der Form eines kleinen Kahnes.

Bald kamen wir nun in die Nähe von Madrid.

Wir bogen in die Bahn ein, die von Alicante kommt. Das hoch gelegene Kloster Los Angeles („die Engel") lag südlich auf seinem Hügelkegel vor mir nach Aranjuez zu. Das Thal des Manzanares, seiner großen Weite und seiner hohen Uferhügel wegen offenbar von der Vorsehung für einen größeren Strom berechnet, entfaltete sich. Der Retiro (ein Park) stieg vor uns auf mit seinen wirklich erfrischend grünen Bäumen, die er nur der sorgfältigsten, künstlichen Bewässerung verdankt; die Sternwarten auf seinem Südabhang erglänzten in der Abendsonne.

Die wunderliche Atochakirche erschien. Der Bahnhof, am Anfang des Prado gelegen, war glücklich erreicht. Ein Wagen brachte mich durch die schönen, noch in prächtigem Grün — es war am 16. September — prangenden Alleen desselben in die imposanteste Straße der Welt, in die Alcala, zu meiner vorläufigen Wohnung an der Puerta del Sol (Sonnenplatz). Vom Bahnhof bis zum Hotel des Princes begegnete ich mehr eleganten Wagen und Pferden, mehr Spazierreitern und Spaziergängern, als ich in drei Monaten zusammen in Lyon, Frankfurt, Hamburg, Berlin, Stuttgart und München gesehen.



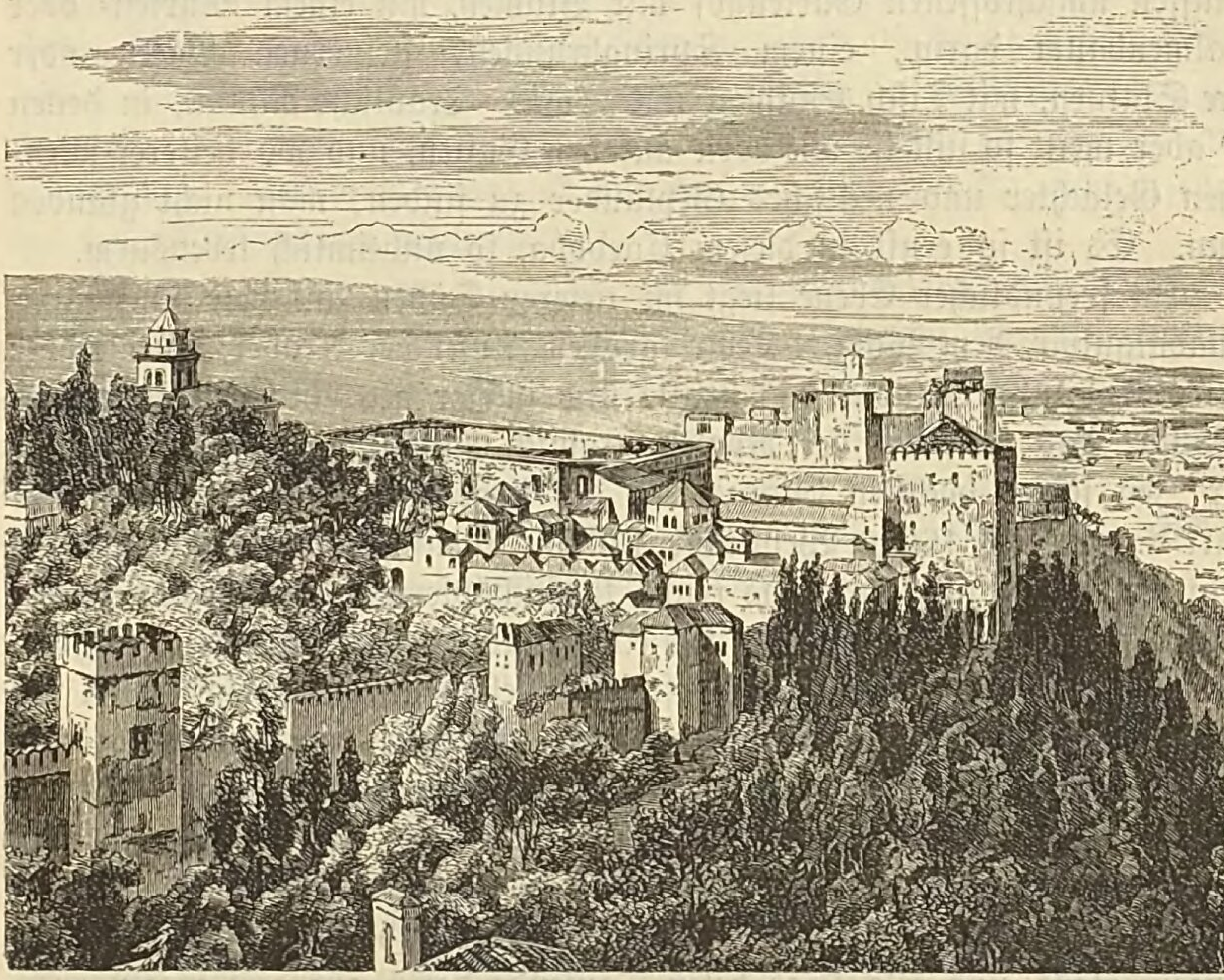
Madrid.

4.

Andalusische Städte (Cordoba, Sevilla und Granada).

Schmidt-Weißenfels.

Bei Cordoba öffnet sich dem Reisenden, welcher von Madrid kommt, das Paradies Andalusiens. Endlich wird Spanien hier schön, sowie wir im Norden von ihm träumten. Alles ist Garten in blendender Lichtfülle und von südlicher, üppigster Physiognomie. Mächtige Agaven mit



Die Alhambra.

ihren spitzen, dicken, schwertergleichen Blättern wachsen als Unkraut an den Wegen, bilden die Hecken in den Fluren und längs der Eisenbahn; Orangenhaine wechseln mit den verschiedensten Palmengruppen auf gesegneten Feldern. Darin liegt Cordoba, vor einem Jahrtausend die bewunderte Kalifenstadt, die gefeierte europäische Hauptstadt des weltbeherrschenden Islam, die „erhabene Mutter der großen Geister“, wo Wissenschaften, Künste und Gewerbe die üppigen Blüten der maurischen Kultur bildeten. Dreitausend Dörfer umgaben es in diesem weiten, lachenden Thale des breit hinwogenden Guadalquivir, und zahllose Burgen und Schlösser mit ungeheuren Säulenhöfen und feeenhaften Gärten bedeckten die hohen

Abhänge der Sierra Morena. Heute aber? Die zahllosen Dörfer sind nicht mehr da, die Burgen liegen in Ruinen oder sind gänzlich entschwunden; die Stadt ist still, wie ein einsamer Landort; die Straßen mit dem schrecklichen Spitzsteinpflaster, mit den kleinen, plattdachigen, in eintönigem Mauerweiß gehaltenen Häusern von drei oder vier Gitterbalkon-Fenstern Front, sind ohne Verkehr, und ein etwa hindurchrollender Wagen macht die Wirkung eines Erdbebens. Jedes Haus hat zu ebener Erde eine Eintrittshalle, die bei den besseren durch ein zierliches, durchbrochenes Eisengitter abgeschlossen ist, und von wo man dann wohl auch in einen lauschigen Patio sieht, in den hinter einer zweistöckigen Säulengalerie von den Wohngelassen umschlossenen Gartenhof mit Blumen, mit einem Myrten- oder Palmenbaum darin, einem Springbrunnen, steinernen Vasen oder gar Statuen, mit Tisch, Stühlen und Sofa. Trauliche Räume, in denen es aber meist so still ist wie vorn auf den Gassen, und wo heiterer Menschen Gelächter und neckisches Geplauder zu finden, man nicht glauben kann. Es ist so ernst in diesem Cordoba, so unheimlich lebensarm.

In freundlicher Ebene liegt im tieferen Süden am hier schiffbaren Guadalquivir, dem Wadi-el-Kebir (großen Fluß) der Araber, eine andere dieser königlichen Städte, das uralte und immer als ein Eden gepriesene Sevilla, das Hispalis der Römer, arabisch Eschbilia geheißen. Was es zur Zeit seines höchsten Glanzes in der Araberzeit, was es noch unter Karl V. war, als 16000 Webstühle 130000 Menschen beschäftigten, ist es nicht mehr; auch nicht mehr das reiche, kunstschöpferische Sevilla des großen Malers Murillo. Doch es hat sich eine Fülle ihm nur eigener Lieblichkeit, eine unwiderstehliche Anziehungskraft seiner seltenen, wie geheimnisvoll sich verjüngenden Reize und im Lande das Ansehen der Hauptstadt des Südens bewahrt. Sein alter maurischer Alcazar (Königspalast) wird noch bis heute als eine königliche Residenz benutzt; sein Wunderbau der Kathedrale mit dem riesigen und doch so heiteren arabischen Minaret Giralda paßt noch immer zu dem romantischen und schönen Eindruck der ganzen Stadt, und alle Tage beten Tausende darin auf dem marmornen Fußboden vor achtzig Altären. Und dabei giebt es noch weit über hundert andere Kirchen dort! Tiefer noch wie in Cordoba wähnt man hier im Morgenlande zu sein. Unter diesen Palmen und Bananen, Orangen und Myrten in Gärten und auf Plätzen, in diesen sauberen, trefflich gepflasterten Straßen, in diesen schneeweißen Schmuckkästen der Häuser mit den anmutigsten Patios — überall nimmt man noch in arabischer Fassung die altspanische Kultur in ihren liebenswürdigsten Äußerungen wahr. Alles Leben quillt hier der Freude, dem Genießen entgegen. Überall Blumen, von Kunst veredelte Wirklichkeit, sorglos tändelndes, naives Behagen, herziges Lachen und Scherzen, ergötzende Spiele. Sevilla ist einem märchenhaften, kolossalen, weißen Marmorpalast zu vergleichen mit tau-

send reizenden Gemächern, und seine Plätze mit den breiten Steinbänken und Orangenbäumen großen, stilvollen Festsälen, wo sich abends bei einer strahlenden Beleuchtung die Bewohner in allerlei bunten Trachten frohen Sinnes und mit sprechenden Augen zusammenfinden. Man kann nirgends niedlicher wohnen, nirgends sich so ungestört den Traum von einem Märchenlande verwirklicht denken. Sevilla ist die Stadt, wo man abends Kinder aus dem Volke, die tagüber in den Riesensälen der Staats-Cigarrenfabrik mit dreitausend Genossinnen zusammengearbeitet haben, häufig in Versen spanischer Dichter sprechen, rings um Guitarren- und Mandolinengeklimper und aus den von Ampeln erleuchteten Patios oder von den Balkonen herab Gesang und schallendes Händeklatschen hört. So war es einst, und so ist es noch. Stolz lebt es in dem Ruhm seiner Vergangenheit als Königin von Andalusien, als spanisches Athen, und sorglos glücklich in der Gegenwart, wie unberührt von den politischen Unruhen, die so oft schon das übrige Land heimgesucht. Noch immer sagt es mit Recht: „Wer Sevilla nicht gesehen, hat kein Wunderwerk geschaut!"

In den Rang von Cordoba und Sevilla gehört auch Granada, die zuletzt, vor vierhundert Jahren bald, in spanische Gewalt gefallene Königsstadt der Mauren. Um so mehr glaubt man sie noch in arabischer Eigentümlichkeit zu finden; aber gerade sie enttäuscht durch ihre innere Nüchternheit. Man merkt gleich in ihren alten, holperigen und in ihren neuen, breit sich spreizenden Straßen, daß da ein Geschlecht sich seßhaft gemacht hat, was nicht dahin gehört. Überall sprechen die Steine noch von der Mohrenzeit, von dem glänzenden Reichtum und Leben, das unter ihr sich entfaltete; aber die Menschen passen nicht dazu, die Kirchen und vielen Klöster im Barock- und Jesuitenstil sehen einen ganz fremdartig an, und trotz der Eisenbahn, die Granada jetzt mit dem Landverkehr inniger verbindet, herrscht in der einst so bevölkerten Stadt nur ein schwächliches Leben.

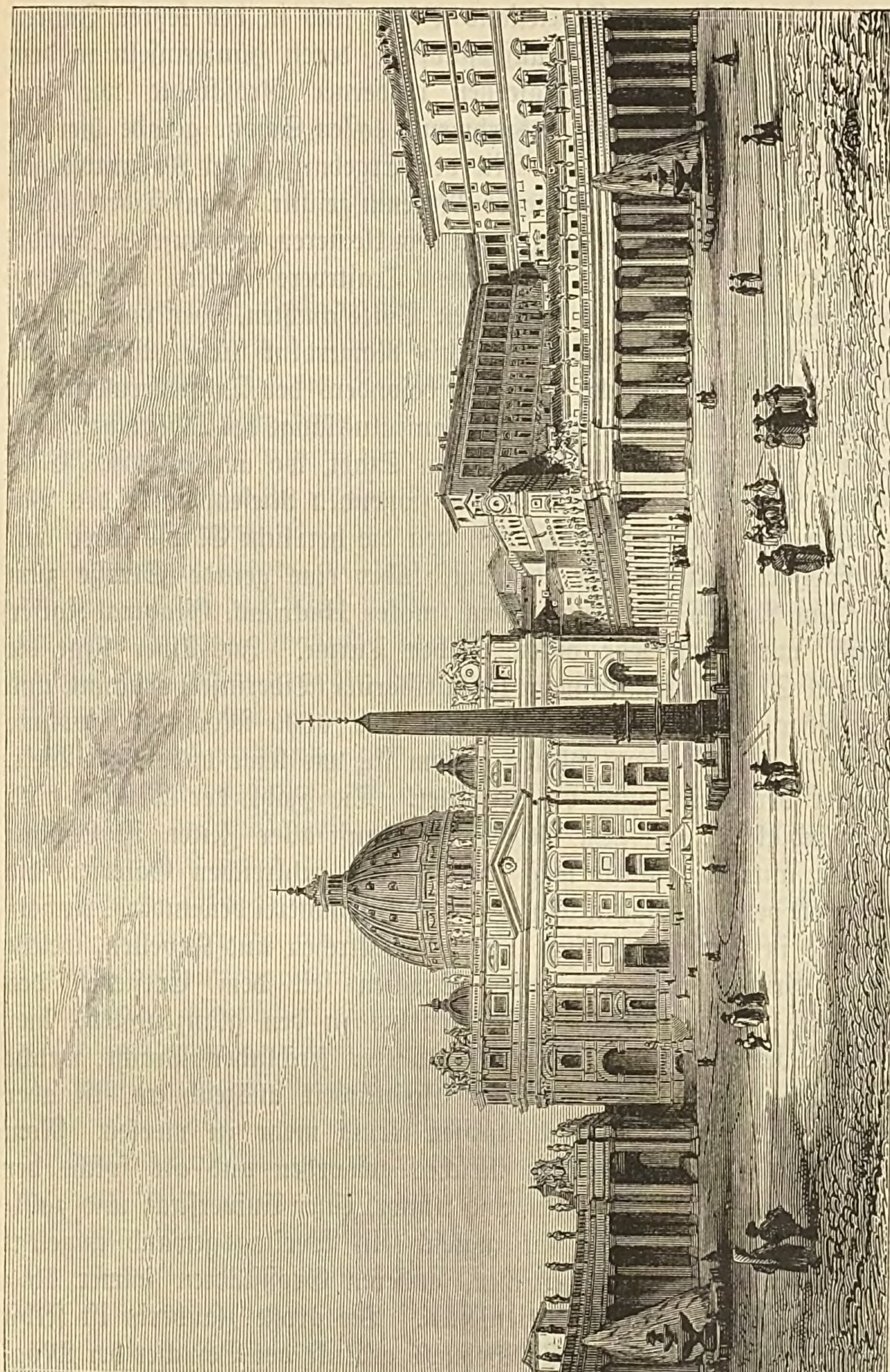
Es ist jetzt eine Stadt, die nicht spanisch genug geworden ist, und die auch nicht mehr orientalischen Charakter hat. Was vom letzteren noch übriggeblieben, prägt sich nur noch im Viertel des Albayzin aus, wo ein paar tausend Zigeuner wohnen. Wohin man immer in Granada mit Sehnsucht und mit Sinnen schaut, das ist hinauf nach dem Burgberg mit seinen prachtvollen Ulmen, den die mächtigen Mauern und Türme der Alhambra krönen. In ihren Ruinen ist noch die alte Herrlichkeit der edelsten maurischen Architektur geborgen. Von der Höhe der Wallmauer blickt man auf die weißen, plattdachigen Häuser des lang im Thale des Genil sich über ein paar Hügel hinwegziehenden Stadtbildes, wie auf zahllose Grabsteine inmitten einer tropischen Landschaft, die ihre Felder bis hinüber zur Sierra Nevada mit ihren blitzenden Schneegipfeln ausbreitet.

5.

Rom.

Fr. v. Hellwald.

Rom, die ewige Stadt (la citta eterna, urbs aeterna), von den alten Römern kurzweg urbs genannt, ist seit 1871 die Hauptstadt des Königreichs Italien. Die Stadt ruht auf mehreren Hügeln, wovon der Palatin, kapitolinische und Aventin, der Cälius, Esquilin, Viminal und Quirinal jene sieben historischen sind, nach welchen Rom häufig auch die Siebenhügelstadt genannt wird. Gegenwärtig breitet sich dieselbe auch über den Monte Pincio mit seiner herrlichen Promenade und jener einzigen Terrasse, welche eine unvergleichliche Überschau der Stadt gestattet, dann jenseits des Tiber, welcher in S-förmigem Laufe Rom durchzieht, über den Monte Gianicolo (Mons Ianiculus) und den Monte Vaticano aus. Das Häusermeer des jetzigen Rom mit einem Gewirre enger und krummer Straßen, welche jedoch der berühmte Corso von der Piazza del popolo (Volksplatz) am Nord-Ende der Stadt bis nach der Piazza Venezia im Herzen derselben in schnurgerader Linie durchschneidet, liegt in der Ebene des alten Marsfeldes, welche am nördlichen und östlichen Abhange des Kapitols Esquilins, Viminals, Quirinals und Pincio sich ausdehnt. Palatin, Aventin und Cälius gehören heute jener Region an, welche man als das „alte Rom" bezeichnet, weil dort die Hauptüberreste aus dem Altertume zusammengedrängt sind. Unmittelbar hinter dem Kapitol und angelehnt an das mächtige Tabularium (Archiv), welches heute die Bureaux der Stadtbehörde beherbergt, schauen wir hinab in das durch die jährlich veranstalteten Ausgrabungen immer weiter aufgedeckte, ehrwürdige Trümmerfeld des antiken Forum mit dem Triumphbogen des Septimius Severus, weiterhin den Bogen des Titus, während die immergrünen Eichen am Palatin mit seinen Kaiserpalästen zu uns herüberrauschen und die dräuende Masse des Amphitheaters der Flavier (Colosseum) vor uns aufragt, daneben so zu sagen die drei gewaltigen Bogen der Konstantins-Kirche und der breithorige Triumphbogen dieses Kaisers. Wohl sind auch sonst in der Stadt noch herrliche Reste der alten Zeit zerstreut, darunter am schönsten das jetzt umgestaltete Pantheon, nirgends aber wirken sie so überwältigend wie hier im alten Rom, wo aus ihrer Mitte nur vereinzelte Villen, Kirchen oder alte Klöster an spätere Epochen mahnen. Dieses alte, verlassene und sogar dem Malaria-Fieber ausgesetzte Rom dehnt sich also im Süden der modernen Stadt aus, welche nur einen kleinen Teil des von den jetzigen Mauern umfangenen Gebietes einnimmt. Diese Mauern, mit einem Umfang von 23 Kilometer, umschließen einen Raum von 14160898 Quadratkilometer, wovon die Häuser mit ihren Nebengebäuden aber nur 4000000 Quadratkilometer



Der Petersplatz mit der Peterskirche und dem Vatikan.

decken, die Straßen und Plätze 2,000,000, Gärten und Vignen (Weingärten) das übrige. Gegenwärtig ist die Stadt in einem großartigen Erweiterungsprozeß begriffen, der viele Gärten und Vignen zu Bauplätzen umwandelt. Am esquilinischen Hügel, dem größten Roms, dann am

Viminal und jenseits der Diocletians-Bäder sind in den letzten Jahren ganz neue Stadtteile pilzartig aufgeschossen, deren Häuserinseln in dem charakterlosen Stile der Zinskasernen moderner Großstädte wie eine Entweihung des Bodens sich ausnehmen, dessen Schoße gerade hier die wertvollsten Schätze entsteigen. Mit den Ergebnissen der Ausgrabungen am Esquilin hat man schon ein neues Museum gefüllt. Fünf Tiberbrücken verbinden den östlichen, linksufrigen mit dem kleineren, rechtsufrigen Stadtteile. Dieser führt im Süden den Namen Trastevere (jenseits des Tiber), und hier wohnen Menschen der untersten Volksschichten, aber vom Stolze erfüllt, daß in ihren Adern noch das reinste Römerblut fließe. Maler und Künstler rühmen die klassische Schönheit besonders der Trasteverinerinnen. Eine lange, gerade Straße, am Fuße des Janiculus längs des Tiber hinziehend, verbindet Trastevere mit der leoninischen Stadt, wo am äußersten Ende Roms der Petersdom mit dem daran stoßenden Riesenpalaste des Vatikan emporsteigt. Vom Petersplatze, den die herrliche Ellipse einer einfach-großartigen Säulenhalle umringt, führt eine gerade Straße zum Kastell San Angelo, der Engelsburg (moles Hadriani, Grabmal Kaiser Hadrians) mit einem sehr dicken, runden Turme. Im Tiber liegt die kleine Insel S. Bartolomeo, meist Isola tiberina (Tiberinsel) genannt, und ihr gegenüber, am linken Ufer, das von etwa 6000 Menschen bewohnte Judenviertel, der berühmte Ghetto. Rom ist, wie keine andere der Welt, eine Stadt der Kunst und der Künstler. Die Zahl der Museen und Sehenswürdigkeiten auf dem Gebiete der Kunst aller Zeiten ist Legion; neben den antiken Ruinen mag man in den zahlreichen Galerien die Meisterwerke der italienischen Malerei und Bildhauerei bewundern. Außerordentliches in jeglicher Hinsicht leisten die Kirchen und Kapellen, welche in allen Größen und aus allen Epochen seit dem Entstehen des Christentums, sowie von den einfachsten bis zu den glänzendsten, hier in Menge vorhanden sind. Von der früheren kirchlichen Pracht, welche Rom als Hauptstadt der katholischen Christenheit auszeichnete, ist aber unter den veränderten Zeitverhältnissen wenig mehr zu merken. Rom ist die Hauptstadt eines großen Reiches geworden und als solche der Sitz aller Ministerien, Behörden und Ämter, einer Universität und zahlreicher Institute; Rom aber hat zugleich ein Werktagsgewand angelegt und wird täglich immer bürgerlicher, anderen Großstädten immer ähnlicher, aber auch in ihren Schattenseiten. Die große Zauberin ist selbst entzaubert, und nicht ohne stille Wehmut gedenkt der Besucher der Möglichkeit, es könnte die Zeit kommen, wo nichts oder wenig mehr in Rom daran erinnert, daß kein Fleck der Erde vielleicht von höherem geschichtlichen Interesse beseelt wird, als die Stadt, welche wir in ahnungsvoller Ehrfurcht die ewige nennen.

6.

Aus der Campagna von Rom.

(Palestrina—Genazzano.)

F. v. Gregorovius.

Ich habe die meisten Gefilde Italiens durchzogen, ich habe die berühmten Fluren von Agrigent und Syracus durchwandert, aber trotz aller Farbenpracht jener südlichen Zone muß ich doch bekennen, daß mir die Campagna von Rom und Latium den mächtigsten Eindruck macht. Diese Landschaft, mir so wohl bekannt wie meine Heimat, und auf der ich für die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter so viel nachforschte, bleibt immer neu nnd groß für mich, und sie erweckt mir, wenn ich sie verließ, immer wieder dieselbe Sehnsucht, so daß ich nicht vom Monte Mario aus in das Thal blicken kann, welches zwischen Palestrina und Colonna in jene lateinische Campagna führt, ohne das heftigste Verlangen zu fühlen, wieder dort hinüberzugehen. Es ist möglich, daß die großen Erinnerungen der Geschichte jener Landschaft einen so gewaltigen Reiz verleihen, aber auch ohne sie würde dieselbe durch das edle Gepräge entzücken, welches ihr die Natur verliehen hat. Es giebt Gegenden, die vollkommen mythologischen Stils erscheinen; der Wald von Kastell Fusano bei Ostia mit seinen hohen Pinien am Meer und der breiten Tiber-Mündung ist eine solche, so daß er die Phantasie von selbst auffordert, ihn mit Gestalten der Mythenwelt zu bevölkern. Andere Gefilde sind vorwiegend lyrischer Natur, andere episch-homerisch. Durchaus von großem, historischem Stil und von der feierlichsten Ruhe des Tragischen ist die Campagna von Rom allein. Sie liegt da wie ein erhabenes Theater der Geschichte, eine große Bühne der Welt. Kein Wort des Poeten, kein Pinselstrich des Malers, soviele Bilder davon gemalt sind, kann die verklärte Heldenschönheit Latiums auch nur andeutend denjenigen ahnen lassen, der sie nicht selber sah und empfand. Nichts von Romantik, nichts von phantastischem Reiz — alles still, groß, männlich schön und ernst, und das Antlitz dieser Natur steht vor dem verstehenden Beschauer da, wie das der Juno des Polyklet (des berühmten griechischen Bildhauers).

Das Land, welches mit dem Namen Campagna von Rom bezeichnet wird, hat einen engern oder weitern Begriff, je nachdem man es geographisch beschränkt oder ausdehnt. Zunächst nennt man Campagna jene öde, großartige Landschaft, welche sich rings um die Mauern Roms verbreitet und vom Tiber und Anio durchflossen wird. Man dürfte ihren Umkreis durch folgende bekannte Punkte obenhin bezeichnen: Civita-

vecchia, Tolfa, Ronciglione, Berg Soracte, Tivoli, Palestrina, Albano, Ostia. Im weitern Sinn dehnt sich die Campagna bis gegen das Königreich Neapel und seine Grenze aus, den Liris oder Garigliano, von welchem Fluß weiter bis zum Sarnus, der sich bei Pompeji in das Meer ergießt, jene andere Campagna gerechnet wurde, heute die schöne Provinz Campanien mit der Hauptstadt Capua. Die Campagna von Rom ist also nichts anders als das Land Latium, welches durch den Tiber von Tuscien geschieden wurde. Seit Konstantin dem Großen kam der Begriff Latium außer Gebrauch, indem sich der Name Campania dafür an die Stelle setzte, und dieser bezeichnete im Mittelalter einen großen Teil des sogenannten Ducatus Romanus.

1. Palestrina.

Präneste, dessen Nachfolgerin Palestrina wir als eine graue Masse von Häusern auf dem Abhange eines Kalksteinbergs vor uns liegen sehen, war einst die Gebieterin Latiums, älter, als Alba Longa und Rom. Davon geben noch heute die cyklopischen Mauern Zeugnis, die sich über der gegenwärtigen Stadt in zwei Linien erhalten haben und einst die Arx (Burg) befestigten. Denn diese lag auf dem höchsten Gipfel des pränestischen Berges, in einer von Natur außerordentlich geschützten und kaum einnehmbaren Höhe, wo auch das Kastell des Mittelalters seinen Platz nahm.

Der heutige Ort ist terrassenförmig auf der Senkung des Bergs errichtet, von düsterm Ansehen, bis auf die Hauptstraße, welche mehrere palastähnliche Häuser besitzt. Seine Höhe nimmt der heutige Palast Barberini ein, ein großer, doch nun gänzlich wüst stehender Prachtbau des 17. Jahrhunderts.

Was ihn am meisten auszeichnet, ist seine unvergleichliche Lage auf der Höhe, wo eine immer bewegte, frische und balsamische Luft weht, und der Bewohner aus dem Fenster eine Aussicht genießt, deren Schönheit sich nicht sagen läßt. Hier liegt vor dem Blick ausgebreitet eine große, klassische Ebene, aus der sich die Berge der Latiner und Volsker erheben, zwischen sich ein weites Gefilde öffnend bis zu dem in der Ferne strahlenden Meer. Dort taucht die Weltstadt Rom aus blauen Dünsten auf, dort ragt einzeln der Soracte; neben ihm ziehen die gewaltigen Ketten der Apenninen, weiter die Massen des Sabinergebirgs in das Land hinein, links zu den Füßen das tiefe, schöne Thal des Sacco, über dem die flimmernden Berge von Montefortino und Segni stehen; weiter die Höhen der Serra und die luftigen Häupter jener Gebirge, die vielgestaltig über Anagni und Ferentino in der sonnigen Bläue sich verlieren. Man denke sich diese Ebenen und Hügel bedeckt mit Städten und Örtern, von denen die meisten an Erinnerungen reich sind und bald die Vorgeschichte Roms, bald die Kaiserzeit, oder das Mittelalter ins Ge-

dächtnis rufen, und man denke sich Umbrien, die Sabina, Latium, das Äquerland, das Hernikerland, Etrurien, die Volsker, die Albanerberge und das Meer in einem einzigen Panorama zusammengefaßt, so wird man sich die Größe dieses Anblicks vorstellen. Wenn das Geschlecht der Colonna im Mittelalter aus den Fenstern des alten Palastes oder Kastells blickte, durfte es, indem es seine Besitzungen überschaute, sich als das reichste und mächtigste Latiums glücklich preisen.

Bei dieser erhabenen Landschaft, diesem azurnen Himmel und seinen klaren Lüften, wird man sich gern erinnern, daß Palestrina der Geburtsort eines der größten Genien der Musik gewesen ist (des Palestrina). Noch weiter wird der Horizont, steigt man über dem Palast zur uralten Burg empor. Sie krönt den pränestischen Berggipfel; man erreicht sie auf steilem Pfade über dem nackten, grauen Kalkgestein mühsam in einer kleinen Stunde. Es war ein heißer Augustmittag, als ich die luftige Höhe erklomm, und obwohl die Sonne heftig brannte, fühlte ich mich dennoch frisch und wohl. Auf diesem Gipfel hat sich ein kleiner Ort, San Pietro, angesiedelt, schon seit alten Zeiten, da schon im 6. Jahrhundert hier ein Kloster erwähnt wird. Ihm zur Seite erheben sich die schönen Trümmer der mittelalterlichen Burg, von der noch Mauern und zersplitterte Türme aufrecht stehen, fast erstickt von der Fülle des wilden Ginsters und übersponnen von üppig wucherndem Epheu. Einst saß hier, nach der Schlacht von Tagliacozzo, der unglückliche Konradin gefangen, und von hier wurde er aufs Blutgerüst in Neapel geführt.

Der Blick von hier in die ziemlich nahen sabinischen Berge, welche sich als eine mächtige Wildnis darstellen, ist groß und hinreißend.

2. Genazzano.

Nähert man sich von Palestrina aus Genazzano, so senkt sich die Fahrstraße plötzlich nieder und führt uns in ein prachtvolles Gelände von Hügeln und Thälern, die im buntesten Wechsel sich darstellen, ein Bild ländlichen Glücks; hier graue Olivenhaine, dort schattige Kastaniengebüsche, Korn- und Maisfelder, Gemüsegärten und überall Weinberge, deren Reben mit breiten, dunkeln Ranken die kleinen, gegabelten Ulmbäume umschlingen. Auf dem langgestreckten Felsenhügel, welcher diese umschlossene Landschaft beherrscht, steht Genazzano, in einer schmalen Linie, schwarz und grau von Ansehen wie die Tufffelsen, auf denen es gelagert ist. Diese Häuser scheinen in Prozession zur Kirche Santa Maria del buon Consiglio (vom guten Rat), dem größten Heiligtum der lateinischen Campagna, aufzuklimmen, oder jenem schönen Schloß der Colonna, welches die Spitze des Orts einnimmt, als Vasallen zuzuziehen.

Ein Thor mit Zinnen schließt das Städtchen nach unten zu; sobald man eingetreten ist, fällt der Blick auf ein rohes Freskogemälde an der

Wand eines Hauses, worauf das heilige Bild der „Madonna vom guten Rat" in den Händen der Engel schwebt, während Pilger ihm verehrend entgegenziehen. Wüste Straßen führen zu dem Hauptplatz; die Häuser scheinen wenig einladend, wenn nicht der Blick hie und da auf die halbrunden, schwarzen, gotischen Fenster dieses oder jenes Gebäudes fiele, welche durch die maurische Arbeit auffallen und an eine untergegangene Blüte des Mittelalters erinnern.

Wenn man in einem abgelegenen Ort für längere Zeit Wohnung nimmt (ich wohnte in Genazzano erst drei Monate mit den ländlichen Musen, dann kehrte ich noch zweimal in zwei Sommern dahin zurück), so ist die nächste Frage außer der häuslichen Einrichtung nach dem Raum für angenehme Bewegung, nach den Spaziergängen und Plätzen, wo es Luft und Schatten zum Ruhen, Lesen und Nachdenken giebt. Da überzeugte ich mich bald, daß Genazzano so recht ein Ort für ländliche Neigungen sein müsse. Im Städtchen kann man nicht spazieren, weil es nicht eben und gar zu klein ist; nirgend kann man dort im Grünen sitzen, aber ringsumher sind schattige Kastaniengebüsche und Weinberge mit allen Ergötzungen der Einsamkeit. Auch ist gleich eine ebene Straße zum Lustwandeln am Ort. Diese zu erreichen, muß man den Palast Colonna durchschreiten. Durch ihn hindurch kommt man an eine Brücke, welche über einen Abgrund hinwegführt, auf Steinbogen ruhend, die der Römer nicht ganz unwürdig scheinen. Auf den Palast selbst ist eine Wasserleitung gerichtet, gleichfalls ein Werk jener Familie, doch nun zerfallen, aber außerordentlich malerisch mit ihren zertrümmerten Bogen im Grün des ehemaligen Parks, der nicht minder zerstört ist.

An ihr geht die Straße für Fußgänger entlang bis zu dem verlassenen Kloster San Pio.

Ich erinnere mich noch mit Lust des ersten Tags, als ich, auf Entdeckung meiner künftigen Spaziergänge ausgehend, diesen Weg weiter fortsetzte. Die Fahrstraße führt hier aufwärts zwischen Weinbergen und Gebüschen fort; aber plötzlich öffnet sich die Scene zur rechten Seite, und man blickt über wellenförmig abgesenkte Weinberge in die tiefe Ebene des Sacco, auf die schönen Bergreihen zu ihren Seiten und eine weite Landschaft von majestätischem Stil. An jener Straße liegt ein Weinrebenhügel, Fagnano genannt, an dessen Abhang alte Olivenbäume einen Steinblock beschatten; dort machte ich mir oft das Vergnügen, zu lesen und nach jedem Abschnitte im Anblick dieser herrlichen Gefilde auszuruhen. Dort überschaut man sie am besten: ein grünumbuschter, großer Vordergrund, hinter ihm das braune, durch eine schwarze Waldpartie unterbrochene, meilenlange Thal, von blauem Duft und sonniger Wärme überzittert, links und rechts prächtige Bergketten. Jene zur Linken ist die Serra, ein Gebirgszug, aus welchem als Hauptform die riesige Py-

ramide des Serrone klar und schön hervortritt, andere Berge in absinkender Linie der Perspektive neben sich, alle zu ihren Füßen einen Teppich von grüner und brauner Farbe hingebreitet, auf welchem die Kastelle stehen, die sich in ihrem Schatten aufgestellt haben. Hügel laufen von der Serra frisch und anmutig in die Ebene hinein, gegen den Fluß sich vorziehend, und sie tragen auf ihren grünen Gipfeln Burgen und schimmernde Städte. Ihnen entgegen kommen von der anderen Seite Hügel, doch minder weit sich vorwagend, Auswanderer des Volskergebirges, welches rechts in stundenweiter und doch nicht allzu langer Ferne der Serra gegenübersteht, mit andern Formen das Gemälde belebend, nicht als Pyramiden, sondern in kühnen Wölbungen gekuppelt.

Viele Orte auf den sonnigen Höhen oder in den dunkeln Falten der Gebirge; Burgen, Klöster und Städte wie spielend in die Luft gehoben. Eine epische Ruhe überall. Die Linien dieser Gebirge am reinsten Blau des Himmels sind so scharf und klar, daß sie das Auge bezaubern; man möchte hinüber, auf den leuchtenden Kanten und Flächen in der Frische jener hohen Himmelszone einherzuschreiten. Über den Senkungen der Serra hebt sich hie und da ein beschneites, sanft veilchenfarbenes Berghaupt aus der Wildnis der Abruzzen, noch eine andere Ferne ahnen lassend; im Hintergrund tauchen aus Silbernebeln Berggipfel auf, fern und ferner, schattenhaft, vielförmig, einige wie Obelisken, andere wie Dome geformt, und sie rufen die Phantasie an die Ufer des schönen Lirisstromes.

Wer malt diese lateinische Landschaft, wenn alle Berge im purpurnen Regenbogenspiel des Abends erglühen, und unten die weite Thalgegend dunkler und dunkler wird? Dann kriecht die Nacht langsam auf die breiten Felsenwände der strahlenden Serra und scheint jene Städte auf den Gipfeln mit ihrer dunkeln Hand zu haschen, eine nach der andern, bis sie alle in Finsternis begraben sind. Dort funkeln noch die rosenhellen Sonnenstrahlen in den Fenstern des fernen Orts Serrone, dort in Rojate, jetzt drüben in Piglio; nun verlöscht eins nach dem andern; auch das Castell Pagliano ist schon erblaßt; aber hinter ihm flimmert die Abendsonne noch in den Fenstern einer dunkeln Stadt, die in meilenweiter Ferne auf einem Hügel zu erkennen ist, und welche, indem sie ihn mit ihren Massen bedeckt, ansehnlicher, als alle übrigen Städte der Campagna zu sein scheint. Es war gleich am ersten Abend, daß ich jene Stadt erblickte; aus dem Charakter der Gegend erkannte ich, ohne mich zu irren, daß sie Agnani sein müsse, die Vaterstadt des Papstes Bonifacius VIII.

Der Eindruck eines großen Landschaftgemäldes erhöht sich für den Denkenden, wenn er es mit der Geschichte zu verbinden weiß, oder wenn

es überhaupt von dieser belebt wird: dies lateinische Thal zu unsern Füßen ist nun aber der Schlüssel zum Königreiche Neapel; es ist die Heerstraße der Völker des Mittelalters. Goten und Vandalen, Franken, Langobarden, Belisar, die Ottonen, die Hohenstaufen, selbst Schwärme von Sarazenen, Franzosen und Spanier, kurz, ungezählte Völker waren es, deren Pferde aus den Wellen des Sacco getrunken haben, als sie die vergilischen Gefilde durchzogen, um sich über den Liris hinab in die Paradiese Neapels zu versenken.

7.

Auf der Insel Capri.

W. Kaden.

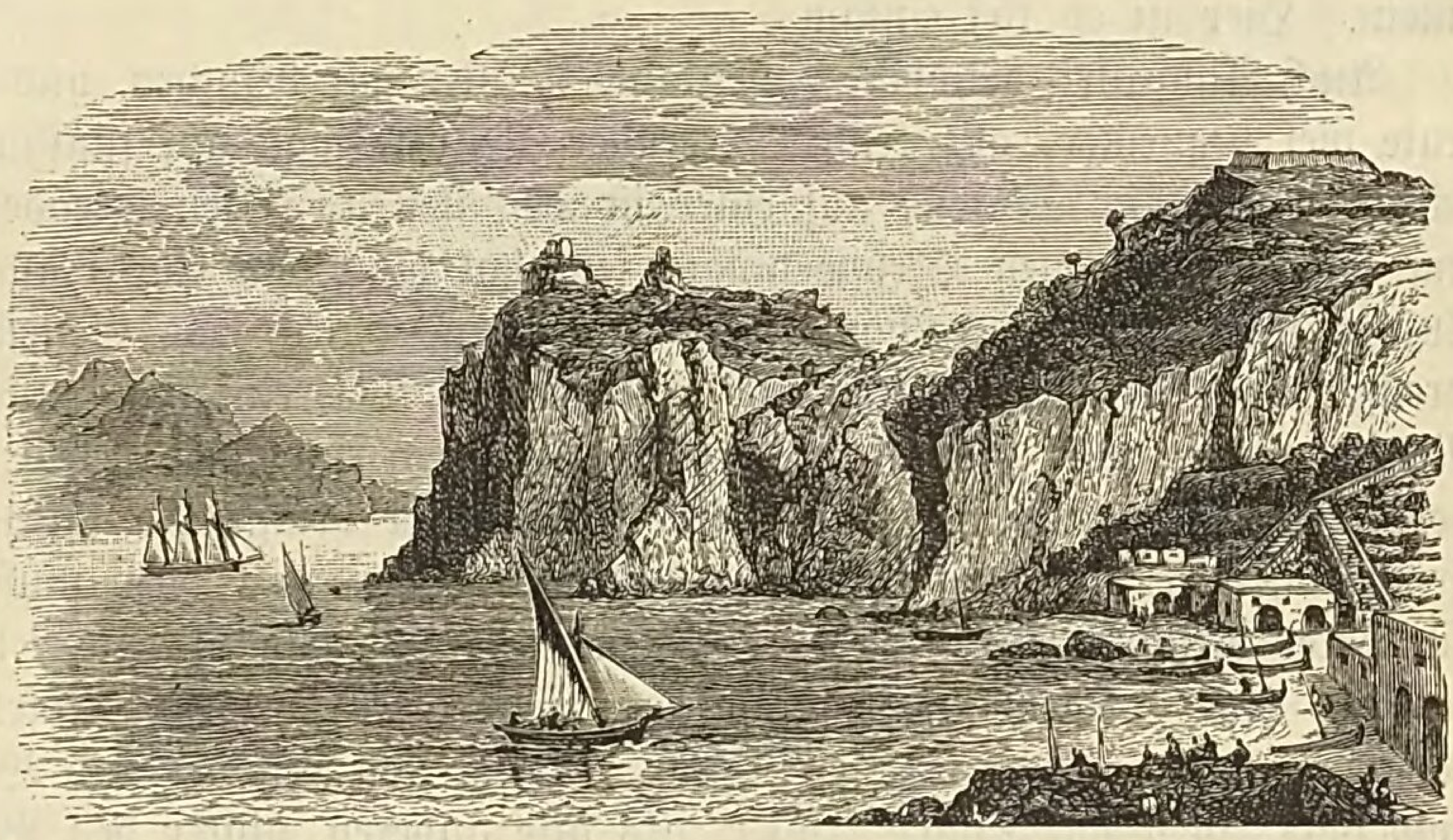
Je näher man dem Felsen-Eilande kommt, desto mehr lüftet sich der violettrosige Schleier, der diese Sphinx, aus der Ferne gesehen, umhüllt, und drunter hervor scheint der nackte, zerbröckelte, zackige Fels, der sich in schwindelnden, lotrechten Klippen auftürmt und in zwei Spitzen gipfelt, von denen die dem Campanella-Kap gegenüberstehende die Ruinen des Tiberiuspalastes, die andere das Städtchen Anacapri trägt. Und nun entdeckt man auch, daß die Insel nicht der dürre Fels ist, der sie von weitem scheint; wir sehen eine üppige Vegetation ihre ganze Oberfläche bedecken und wissen ja auch, daß sie einem Winzervölkchen von zweitausend fünfhundert Köpfen Nahrung und Wohnung giebt. Aber wie kamen diese da hinauf, und wie kommen wir hinauf? Die Frage scheint uns schwer zu beantworten, wenn wir die steilen Felsenmassen sehen. Nur an einem Punkte ist die Insel zugänglich. Da, wo die Gruppe Häuser und Hütten am Strande steht und das Meer eine kleine Einbiegung bildet, da ist die Marina von Capri, und von da führt ein Pfad hinauf zu der ersten Inselstadt am Monte Castiglione; doch stelle man sich diese Stadt nur als ein Städtchen im allerniedlichsten Taschenformat vor, und so sind auch die meisten Häuschen.

Wie ein Märchen liegt die Insel in ihrer Flut, und Märchen und und Sagen erzählen uns die Winde, die sie umwehen, die Wellen, die sie umwallen. Ist man aber gelandet, so vermag die Seele zu schwelgen in prächtigen Aussichten: von dem Gipfel des Monte Epomeo auf Ischia bis zum Kap Licosa. Da liegt das zierliche Procida, ihm gegenüber das stolze Vorgebirge Miseno mit dem alten Römerhafen; da der Golf von Bajä, dahinter die sagenreichen phlegräischen Felder, begrenzt von dem weinumwachsenen Monte Gauro, an dessen Fuß Pozzuoli liegt, vor dieser auf den Fluten schwimmend die Insel

Nisita. Nisita gegenüber steigt der Posilippo aus den Wellen und zieht sich bis nach Neapel hin. Unter dem Kamm des Vesuvs stehen die Städte Portici, Resina, Torre del Greco und Annunziata, Castellamare.

Wir wandern heute über die Trümmer der „zwölf Landsitze gewaltigen Baues“, von denen die Sage geht, daß sie zwölf verschiedenen Gottheiten gewidmet waren. Niemand weiß sie mit Bestimmtheit mehr zu nennen, aber der Name Tibers oder „Timberios“, wie ihn das Volk nennt, klingt noch fort in dem Singen und Sagen des capriotischen Volkes.

Sucht man das Volk in seinen Weinbergen auf, so findet man es zufrieden und glücklich seine kleine Scholle bebauen. Du bist kein Fremder



Landungsplatz auf Capri.

unter ihnen, du bist Sohn und Bruder. Du wirst der Familie eingereiht und bekommst die kleinen Leiden zu hören, die großen Freuden zu kosten; aber verstehen mußt du diese Leute.

Wollen wir wieder allein sein, so steigen wir auf rauhen Klippenwegen zur Höhe und blicken in die stille Meerwelt hinein, oder wir wandern zu unsern Lieblingsplätzen, den Faraglioni, zwei riesigen Felsenklippen, die gesondert im Meere stehen und immer von der grünen Flut umbrandet werden, oder nach dem Monticello, Damecuta, Castiglione, S. Michele und hinauf zur Felsenhöhe, auf welcher heute das arme Kirchlein S. Maria del Soccorso (von der Hülfe) steht, auf der Stelle von Tibers Jupitervilla.

Hier finden wir die zahlreichsten Trümmer der alten Zeit, und man erkennt aus ihnen die Ausdehnung dieses Gebäudes. Von dieser sprechen die überall im Grün versteckten Kammern, Gewölbe, Treppenaufgänge,

Mosaikfußböden, Säulenreste und Mauern. An vielen Wänden sieht man noch die hellen, freundlichen Farben in pompejanischem Rot, Gelb und Blau, und manch kostbares Altertum mag der Schutt noch bergen. Größeres Wunder jedoch, als die Menschenhand, baute die Natur in der Stille und Abgeschiedenheit dieser Insel. Sie wählte sich die Absenkung der Felsen nach Südosten, um wie im Spiel Massen über Massen zu türmen, Klippen durcheinander zu werfen, Felskolosse über die Abhänge zu stürzen, Pyramiden zu formen, um endlich dem titanischen Spiel den Abschluß in einem Riesentriumphbogen zu geben. Dieser Riesentriumphbogen steht noch heute, ein Wunder aus der Vorwelt Tagen, der aus klippiger Tiefe ragende Arco naturale (Naturbogen). Durch seine kolossale Thorweite blickt man über das Meer in die jenseitige, starre Felsenwelt hinein. Hier ist es tief einsam.

Auch Anacapri, die obere Inselstadt, könnten wir besuchen, und zwar heute viel bequemer, als früher. Früher kletterte man auf fünfhundert sechs und dreißig Stufen, auf einer in den steilen Felsen gerade über dem Meere gehauenen Treppe hinan, jetzt hat man von Capri aus mit Pulver und Eisen eine schöne, bequeme Straße durch das Gestein gesprengt, und der alte Poetenweg ist dahin. Wer einfache, glückliche Menschen sehen will, sollte doch diese Straße nach Anacapri ziehen; dort weht auch eine entzückende Luft, und der Boden bringt die köstlichsten Früchte hervor. Wer aber den glücklichsten sehen will, der muß den Einsiedler besuchen, der auf der höchsten Inselspitze wie ein Adler haust. Ja, wie eines Adlers Horst hängt die Einsiedelei an dem Gipfel des Monte Solaro, und da sitzt der einsame Mann, von Winden und Wolken umwettert, sieht die Sonne früher, als alle anderen, hinter den Bergen der Basilicata heraufkommen, sieht sie, der letzte, ins westliche Meer hineinsteigen. Ist das nicht herrlich?

Welche Gegensätze: vom höchsten Punkte der Insel zu ihrer tief im Meer verborgenen Grotte, jener weltberühmte Grotta azzura (blauen Grotte).

„Wo leis kichernd die Flut im Phosphor wallet, und heimlich
Webt die narkotische Luft ein azurnes, vertraulich Gedämmer.“

Vielfach sind die Felsen Capris von den Jahrtausende an sie schlagenden Wellen unterwühlt, an gar vielen Stellen haben diese größere und kleinere Grotten darin ausgehöhlt, die prächtigste Arbeit der Wellen ist aber diese blaue Grotte. Gewiß war sie den Alten schon bekannt; denn ein tiefer Gang führt aus ihrem Innern aufwärts in den Felsen, auf dessen Höhe die Trümmer eines Schlosses des Seeräubers Barbarossa stehen, und doch mußte sie erst in unserm Jahrhundert wieder entdeckt werden. Ein deutscher Dichter und Maler, August Kopisch, war ihr Entdecker im Jahre 1862.

Seitdem ist die Grotte das Entzücken vieler Tausende gewesen, und der „O!“ und „Ach!“, die in ihr erschallten, sind Milliarden. Es ist aber auch in der That ein wundervolles Schauspiel, und nicht Worte, nicht der geschickteste Pinsel des besten Malers können eine Vorstellung geben von diesen unendlichen Farbenharmonieen, von diesen Flammen, Schatten, Halbschatten, Silberlichtern, von dieser unendlichen Abstufung der beweglichen, zitternden, wallenden Lichter. Der Verstand fragt: Woher dies alles? Und die Antwort lautet: Ein Spiel der Strahlenbrechung Reflexionsgesetz. Aber damit ist nichts gesagt, und dies Wunder wird dadurch nicht schöner und wertvoller. Thatsache ist, daß die in diese Flut eingetauchten Körper ganz leuchtend, ganz silbern werden, und daß die aus weißem Kalkstein gebildete Grotte sich mit einem Blau in allen möglichen Abstufungen färbt, als ob ein Schwefelfeuer auf ihrem Grunde angezündet wäre, oder ein blaues bengalisches Licht, das seine Strahlen durch einen großen Krystall überall hinsendet.

Wir verlassen die Insel scheidend mit des Dichters Worten:

„Capri werde mir stets der Edelsteine
Wundervollster genannt, den Vater Ocean
Mit der Wogen Azur umfängt!“

8.

Die Landschaft Athens und die Campagna Roms.

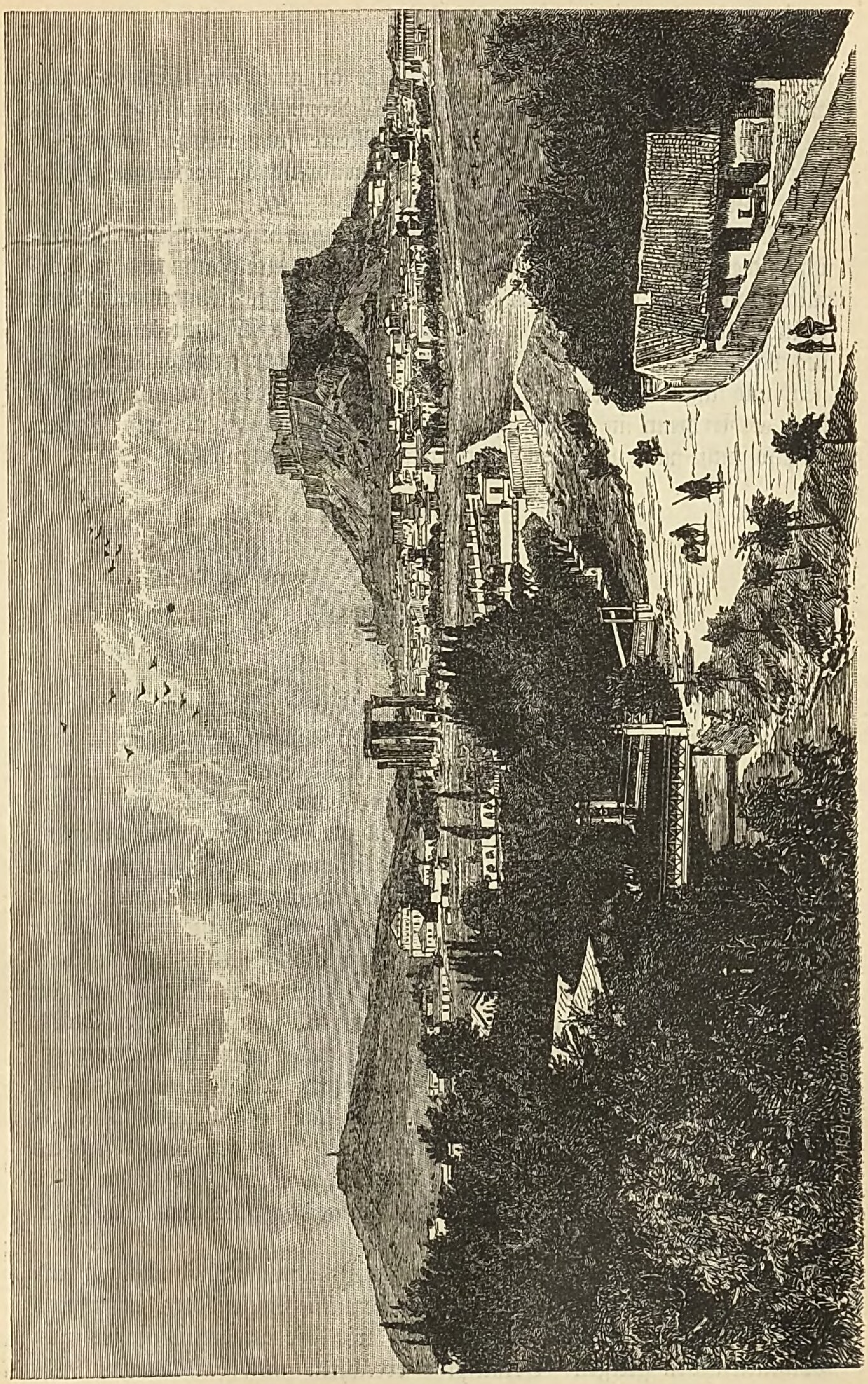
F. Gregorovius.

Ich bin beglückt, daß ich dies athenische Land vor mir sehe und mir seine Naturscene neben jene der Campagna Roms stellen kann, die ich in so langen Jahren durchwandert habe. Man soll zwar nicht ein Großes mit dem anderen vergleichen, denn jedes besteht für sich; aber das hier zu thun, liegt doch mir besonders nahe, und Rom und Athen verbinden sich von selbst miteinander als die Seiten einer und derselben Medaille, welche das Gepräge der klassischen Welt auf sich trägt. Strenge, stilvolle Formenschönheit ist beiden Landschaften gemeinsam; nur herrscht in der römischen die Majestät vor, in der athenischen die Grazie, aber auch dieser ist, wie in den maßvollen Werken des griechischen Geistes, der hohe Ernst beigesellt. Als perspektivisches Gemälde ist die von Gebirgen prachtvoll umfaßte, weite Ebene Roms das großartigste der Welt; die athenische ist beschränkter, aber formenreicher und farbenglühender. Die attischen Bergreihen ringsumher, zumal die vielgestaltigen Hügel im Mittelgrunde, von bronzenem Ton, werfen eine unbeschreibliche Strahlung zurück, und das ätherische Spiel von Licht und Schatten, welches durch das plastische Relief der Formen und die ausgetieften Flächen hervorgebracht wird, ist

so hinreißend, daß hier in Athen eine eigenartige Schwelgerei entstehen könnte, ebendiese im Genuß der Lichteffekte. Die Verbindung des tiefblauen, heiter glänzenden, inselreichen Meeres und seiner duftigen Küsten mit dem goldbraunen Ton des felsig starrenden Landes vollendet die Schönheit dieses Naturgemäldes, indem es zugleich der Phantasie die Fernen der Mythe und der Geschichte erschließt. Das Meer fehlt der schwermutsvollen Campagna Roms; nur sein heller Saum ist in ihr angedeutet; aber in majestätischen Bogen durchzieht sie immer der volle, triumphierende Tiberstrom, dessen Lauf man meerwärts meilenweit verfolgen kann.

Alle Linien und Formen in der Landschaft Athens sind geistiger, feiner, durchsichtiger und verklärter, als die der Ebene Roms, aber sie sind kleiner und begrenzter. Der Äther, der sie umfließt, ist göttlicher und lichter, und der Gedankenstrom, der sie durchdringt, ist mit nichts auf Erden vergleichbar. Denn wie muß ein von Natur schön und anmutsvoll gestaltetes Land die Seele des Betrachters ergreifen, wenn sein strahlender Himmel erfüllt ist mit den Göttergestalten der hellenischen Dichtung und seine geweihte Erde mit der edelsten Blüte des geschichtlichen Menschengeschlechts. Ganz so natur- und geistgemäß wie die elysischen Gefilde hier das ideale Athen umrahmen, ganz so dem großen Wesen Roms entsprechend umschließt die feierliche Campagna dort die Majestät der ewigen Stadt. Die Grazie und vollendete Schönheit der Tempel und Bildwerke Athens läßt alle Denkmäler der Römer plump und schwer erscheinen; aber die zaubervollen Formen der attischen Landschaft rauben der Empfindung nichts von der tragischen Erhabenheit der Campagna Roms oder von dem überwältigenden Hauche des Weltschicksals, der auf ihrem weiten Trümmerfelde weht.

Der Frühling hat die Ebene Athens mit einem zarten Grün bekleidet und dadurch ihre Öde gemildert; denn dieselbe schweigende Verlassenheit liegt um die Stadt des Theseus wie um die des Romulus. Adler schweben über fiebervollen Heiden hier wie dort, und dieselben Blumen der Unterwelt, die grauen Asphodelen, bedecken die Hügelgelände hier wie dort. Idyllische Schafherden, welche zottige Hunde und verwilderte Hirten bewachen, wandern an den Ufern des Kephissos und des Ilissos wie an denen des Tiber und Anio. Meiereien unter Oliven und Pinien sind so dort wie hier Oasen gleich über die Landschaft zerstreut. Ich war aber doch überrascht, die Ebene Athens bevölkerter zu finden, als die römische Campagna; denn sie enthält manche Dörfer, besonders gegen den Parnes und den Pentelikon hin; aber alle diese Ortschaften rings um die Hauptstadt der Hellenen sind nicht von Griechen, sondern von fremd redenden Albanesen bewohnt. In der römischen Campagna stehen außer wenigen Weilern im unmittelbaren Stadtbezirk keine Ortschaften mehr, aber auf den Vorhöhen der Gebirge dauern noch saturnische Städte



Athen.

fort, deren Ursprung die Sage zum Teil an griechische Einwanderung knüpft, und welche alle älterer Zeit sind, als Rom. Auf den Bergen Athens ist nirgends ein Ort zu sehen; nur am Meere steht weithin sichtbar die jetzt schnell sich entfaltende Piräusstadt, während die versunkene Hafenstadt Ostia von Rom aus nicht sichtbar ist.

Die Bauwerke der Alten sind in der attischen Ebene fast spurlos verschwunden; doch in langen Linien durchziehen noch Aquädukte und die Konsularstraßen der alten Römer die Campagna, und sie ist noch mit Resten antiker Tempel, Grabmäler und Villen, sowie mit Türmen und Burgen des Mittelalters bedeckt. Die Ansiedlungen auf der attischen Ebene sind neu, und kaum ist hier eine Spur der antiken Ansiedlungen übrig geblieben, es sei denn in noch fortdauernden oder noch erkennbaren Namen. Ebenso sucht man vergebens Ruinen aus dem Mittelalter.

9.

In Konstantinopel.

A. Brassey.

Es war Abend, als wir vor Konstantinopel anlangten; wir sahen also nichts von der Herrlichkeit der türkischen Hauptstadt, umsomehr aber entzückte uns das Bild, welches am andern Tage die aufgehende Sonne bestrahlte. Moscheeen, wohin das Auge schaute, ringsum die runden Kuppeln schlanker Minarets, eines das andere überragend, gleich Wachen, die das Allerheiligste beschützen, mächtige Cypressen, alte Festungswerke, Häuser und Paläste, Türme hoch und niedrig, schlank und breit, rund und viereckig, mit Zinnen und ohne solche, Gärten, Schiffe, Boote, Dampfer, Kasernen und öffentliche Gebäude, — dies alles zeigte sich im buntesten, aber malerischsten Durcheinander unsern Blicken. So schmal sind die Arme des Goldenen Horns und des Bosporus, welche die drei Städte Stambul, Pera und Skutari trennen, daß, aus einiger Entfernung gesehen, Land und Wasser sich vollständig ineinander verlieren und es ganz unmöglich ist zu unterscheiden, wo das eine beginnt und das andere aufhört. Der Hafen ist außerordentlich groß, einer der ausgedehntesten der Welt; denn Konstantinopel hat nicht nur einen sehr bedeutenden eignen Handel, sondern ist auch der Durchgangspunkt nach den Häfen des Schwarzen Meeres.

Wir dampften langsam vorwärts an ungeheueren Häusermengen und Gärten vorüber, zwischen welchen zahlreiche wüste Stellen den Schauplatz heftiger Feuersbrünste bezeichneten, bis wir die an der Einfahrt zum Goldenen Horn gelegene Serailspitze erreichten und bald darauf dicht

bei dem Arsenal von Tophaneh mitten unter den Kriegsschiffen Anker warfen. Wie gewöhnlich sahen wir uns auch hier alsbald von einer großen Menge, von mit Waren aller Art beladenen Booten umringt und zwischen diesen schossen Gondeln mit ihren dicht verhüllten Insassinnen blitzschnell dahin. Nachmittags begaben wir uns ans Land nach einem öffentlichen Garten, wo die gesamte feine europäische Gesellschaft dem Konzert beiwohnte. Abends drängte sich eine dichte Menge in den Straßen, die Moscheeen und Minarets waren mit Tausenden und aber Tausenden von kleinen Lampen erleuchtet, und von allen Seiten stiegen Schwärmer in die Luft. Es ist gerade Ramadan, der Fastenmonat, und viele Mohammedaner nehmen es sehr streng mit der ihnen vorgeschriebenen Enthaltsamkeit. In der Zeit zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang essen, trinken und rauchen sie nicht — letzteres ohne Zweifel die größte Entbehrung für einen Orientalen — sobald aber die bei Sonnenuntergang abgegebenen Kanonenschüsse das Ende der Fasten verkünden, suchen sich alle für die geübte Entsagung zu entschädigen; die Tagesstunden verbringen die meisten im Halbschlummer, die Nachtzeit ist dem Essen, Trinken und dem Vergnügen gewidmet.

Am folgenden Morgen statteten wir den berühmten Bazars von Stambul einen Besuch ab. Dieselben besitzen eine Ausdehnung von mehreren Kilometern und sind in der Weise eingeteilt, daß in einer dieser schmalen, aus zwei Reihen kleiner Verkaufsbuden bestehenden Straßen nur Gegenstände derselben Gattung zu finden sind. So sieht man in einer dieser Gassen nur Pantoffeln, in einer anderen nur Seidenstoffe, dann wieder Sattelgeräte, Stickereien, wollene oder baumwollene Waren und so fort. Diese Einrichtung hat den Vorteil, daß man für einen Gegenstand ungeheure Auswahl hat; wünscht man dagegen vielerlei zu kaufen, so muß man oft endlos lange Strecken durchwandern, ehe man das Gesuchte findet. Das Gewühl in den Bazars war sehr groß, und besonders waren es Damen, von Negern, Eunuchen und alten Frauen begleitet, welche hier ihre Einkäufe machten. Diejenigen Buden, in welchen europäische Waren feilgehalten wurden, schienen die größte Anziehungskraft auszuüben, und namentlich waren es getragene Kleider, um welche die Frauen eifrig feilschten.

Der Gang durch die Bazars war sehr ermüdend, das Gedränge entsetzlich und die Hitze groß. Die Straßen sind von oben bedeckt und nur hier und da sind runde Öffnungen angebracht, durch welche die Sonnenstrahlen Eingang finden und die malerisch gekleidete Menge, sowie die bunten Stoffe, die glänzenden und schimmernden Waren mit herrlichen Lichtern übergießen.

Natürlich ließen wir es bei diesem einmaligen Besuch des Bazars nicht bewenden. Wir gingen häufig hin und fanden immer etwas Neues

und Schönes zu bewundern; freilich mußten wir oft genug lange sitzen und allerlei unbedeutende und schlechte Dinge betrachten, ehe die Kaufleute sich entschlossen, ihre wirklich guten Waren zum Vorschein zu bringen; dann aber, nachdem die Thür sorgfältig verrammelt und verschlossen war, kamen wahre Schätze ans Tageslicht. Wundervolle Stickereien, vier- fünf- und achthundert Jahre alt, Gebetteppiche mit Seiden-, Gold- und Perlenstickerei, kostbare persische Emaillen und reich verzierte Pfeifen, prachtvolle kupferne Lampen, deren zarte durchbrochene Arbeit, von Türkisen eingefaßt, die sonderbarsten Menschen- und Tiergestalten schmückten, vergoldete und versilberte Kaffeeservice, mit Korallen und den herrlichsten Steinen besetzte Schnallen, wertvolle Pistolen, Gewehre, Messer und Dolche, seltenes orientalisches Porzellan, kurz, die schönsten und merkwürdigsten Dinge wurden uns vorgelegt.

Dann nahmen wir die unter einer Kuppel, inmitten eines Gartens gelegene Grabstätte der Sultane in Augenschein. In der Mitte des mit prachtvollen Teppichen belegten Raumes erhebt sich das von einem wundervollen Gitter aus Perlmutter umschlossene Grab des letztverstorbenen Sultans, und rings um dasselbe befinden sich die Ruhestätten seiner Angehörigen. Kostbare Brokatstoffe und Shawls bedecken die Gräber, neben welchen, auf reich eingelegten Betpulten, prächtig ausgestattete Exemplare des Korans aufgeschlagen liegen. Dicht dabei sind die Neffen des verstorbenen Sultans, die Söhne seiner Schwester, begraben.

Unter den Moscheeen nimmt die ehemalige St. Sophienkirche den ersten Rang ein, doch ist das Gebäude von außen lange nicht so schön, wie von innen. Eine ungeheure Kuppel, die größte der Welt, ruht auf wundervoll ausgeführten Bogen; Reihen großer Hängelampen umgeben den, den Mittelpunkt bildenden freien Raum und lassen die unbeschreiblich großartigen Verhältnisse desselben deutlich erkennen. Wohin das Auge blickt, gewahrt man die herrlichsten Mosaiken und die prachtvollsten farbigen Ziegel. Die Säulen der Bogen sind wunderbar schön, einige derselben, aus grünem Jaspis, stammen aus dem Tempel der Diana von Ephesus, andere aus Porphyr wurden aus dem Sonnentempel zu Baalbek hierher gebracht. Die Sophienmoschee ist diejenige, welche der Sultan gewöhnlich, die Moschee von Achmedjeh diejenige, welche er bei besonderen Gelegenheiten, so z. B. am Beiramfeste, besucht. Diese Moschee ist ein sehr schönes Gebäude, die Kuppel ähnlich der der erstgenannten, aber weniger reich an Verzierungen; die Kanzel ist eine genaue Nachbildung der in Mekka befindlichen. Die Zahl der Minarets bei den einzelnen Moscheeen ist sehr verschieden, die Moschee von Achmedjeh hat deren sechs, die Sophienkirche vier und die Moschee in Mekka sieben. Einen merkwürdigen Anblick gewährt die Taubenmoschee, so genannt, weil Tausende dieser heiligen Vögel die Höfe bevölkern und die Dächer bedecken. Während

des Ramadan sind in den Höfen dieser Moschee zahlreiche kleine Buden aufgeschlagen, in welchen alle Arten gewöhnlicher Spielsachen, Porzellan, Lampen, Obst, Gewürze, eingemachter Früchte und Arzneien feilgeboten



Das goldene Horn.

werden, und um welche sich türkische Herren und Damen in dichten Mengen drängen.

Auch der Moschee von Sulimanjeh, einem der schönsten Denkmäler rein mohammedanischen Baustils, statteten wir einen Besuch ab. Leider konnten wir jedoch nicht lange in derselben verweilen. Es war schon

spät, die Gläubigen fingen an, sich in dem Gotteshaus einzufinden, und wir zogen uns zurück, da man uns darauf aufmerksam gemacht hatte, daß es während des Ramadan nicht rätlich sei, zur Zeit des Gebetes in der Moschee zu bleiben. Die frommen Moslems meinen, ihrem Propheten in besonders wohlgefälliger Weise zu dienen, wenn sie jede Gelegenheit wahrnehmen, einen Giaur (Nicht-Mohammedaner) zu beleidigen.

Während wir uns noch in der Moschee aufhielten, wurde uns die Erlaubnis zur Besichtigung der Schatzkammer überbracht, und so fuhren wir dorthin. Das Gebäude befindet sich in dem Hofe des alten Serails, das vor einigen Jahren niederbrannte, bei welcher Gelegenheit der reiche Schatz nur mit vieler Mühe gerettet wurde. Das erste, was wir beim Eintritt erblickten, war ein prachtvoller Thron aus Email, mit Rubinen, Perlen und Brillanten besetzt. Rings an den Wänden des Gemaches standen Kisten voll von sammeten, mit Gold gestickten und mit edlen Steinen bedeckten Gebetteppichen. Auch Gewehre, Dolche und Schwerter mit Edelsteinen von unschätzbarem Wert, mit Saphiren von der Größe eines Hühnereies und Rubinen von der Größe eines Taubeneies besetzt, sahen wir hier in reicher Anzahl, ebenso ungeheure Schalen, angefüllt mit ungefaßten Türkisen, Korallen, Achaten, Aquamarins, Topasen und Bernsteinperlen von der allerreinsten Sorte. Ein Behälter enthielt die herrlichsten Achat-, Krystall- und Jadevasen, und in den oberen Räumen waren die kostbarsten, reich mit Gold, Korallen und edlen Steinen verzierten Sattelgeräte aufgestapelt. Das größte Wunderwerk war jedoch ein mit Diamanten und Rubinen besetzter Toilettentisch. Ungemein große Brillanten schmückten die den Spiegel stützenden Säulen, der Rahmen des Spiegels selbst war eine einzige Masse von Brillanten und Rubinen, und die den Tisch umgebende, drei bis vier Zoll lange Franse bestand aus dichten Reihen von Brillanten. Man erzählt sich, daß die Kaiserin von Frankreich während ihres hiesigen Aufenthalts Geschenke im Wert von mehr denn 2,000,000 Mark erhielt, und daß der Sultan ihr alles schenkte, was ihr gefiel, selbst dann, wenn sie gar nicht den Wunsch ausgesprochen hatte, den betreffenden Gegenstand zu besitzen.

Von dem alten Serail ist wenig mehr zu sehen; bei der fürchterlichen Feuersbrunst wurde das Gebäude fast bis auf den Grund zerstört. Schön sind einzelne der außerhalb der Stadt gelegenen Kioske des Sultans, die er jedoch nur äußerst selten, vielleicht ein- oder zweimal im Jahre, benutzt. Von einem nahe der Stadt sich erhebenden Hügel hat man einen wundervollen Blick. Zu Füßen der Anhöhe dehnen sich die drei Städte Pera, Stambul und Skutari mit ihren Vorstädten Galata und Tophaneh, und schimmernd leuchten dazwischen das Goldene Horn und der Bosporus. Die auf drei verschiedenen Landspitzen liegenden Städte werden nur durch zwei Brücken miteinander verbunden; die Gondeln sind

die Droschken von Konstantinopel und vermitteln hauptsächlich den Verkehr. Die Straßen sind steil und schlecht gepflastert, und man muß sich beständig in acht nehmen, nicht auf einen der zahllosen Hunde zu treten, von denen alle drei Stadtteile förmlich wimmeln. Es sind struppige, häßlich aussehende Geschöpfe, leisten aber, da alle Abfälle vielfach auf die Straße geworfen werden, vorzügliche Dienste für die Reinigung der Stadt.

Diesmal fiel Kurban Beiram in die Zeit unseres hiesigen Aufenthaltes. Von allen Seiten ertönten Kanonenschüsse, die frohe Kunde verbreitend, daß mit Sonnenuntergang das Ende der Fasten gekommen sei, Freude und Lustbarkeit ihren Anfang nehmen können. Dies Fest ist von dem andern Beiram sehr verschieden, steht vielmehr in irgend einem Zusammenhang mit dem jüdischen Passah. Keine Familie läßt es sich nehmen, an diesem Tag ein Opfer, womöglich ein Schaf oder ein Lamm, darzubringen; demzufolge konnte man schon seit Tagen große Herden dieser Tiere in der Stadt bemerken. Auf Tritt und Schritt begegnete man Hamals, den Lastträgern Konstantinopels, wie sie große, mit gewaltigen Hörnern geschmückte Widder „huckepack“ durch die Straßen trugen. Manchmal traf man eine Reihe von zehn oder zwölf in dieser Weise Beladenen, was einen wirklich komischen Anblick gewährte.

Einem uralten Gebrauche nach muß der Sultan am Beiramfest in der Moschee des Sultan Achmed seine Andacht verrichten. Abdul Hamid entschied sich jedoch für die Moschee in Fundukli; alle Vorbereitungen waren schon demgemäß getroffen, als er, seinen Sinn ändernd, eine Moschee in der Nähe von Dolma-Bagdsche zu besuchen beschloß. Wir hatten den Aufbruch zu einer späteren Stunde erwartet, und so kam es, daß der Sultan sich schon in der Moschee befand, als wir anlangten. Vor derselben war eine große Menge Neugieriger versammelt, um die Rückkehr des Großherrn abzuwarten. Besonderes Interesse gewährte uns die Beobachtung mehrerer kleiner Equipagen, meist Mietwagen, alle aber schäbig und abgenutzt, in welchen zahlreiche Frauen und Kinder sich befanden; denn dies ist einer der wenigen Tage, an denen es ihnen gestattet ist, die Mauern ihres goldenen Gefängnisses zu verlassen.

Auch die Soldaten sahen keineswegs so schmuck aus, wie ehedem; die Uniformen waren an Farbe gänzlich untereinander verschieden, einzelne waren neu, andere abgetragen, wieder andere aber völlig zerlumpt; man hatte deshalb die Vorsicht gebraucht, die am besten aussehenden Leute in die vorderste Reihe zu stellen. Die Bewaffnung der Leute war gut; auch zeigten alle ein gesundes wohlgenährtes, Aussehen. Endlich verkündeten die lauten Hochrufe, sowie der Klang der Musik das Nahen des Sultans. Dem Padischah voran schritten die eben ernannten Minister — die Erinnerung an die verflossenen Inhaber diese Würde ist so vollständig aus-

gelöscht, wie wenn man mit einem nassen Schwamm über eine Tafel fährt. — Einige dieser Großwürdenträger hatten schöne Gesichtszüge, deren Ausdruck indes nicht ansprechend war; ihre schlecht passenden, mit Gold und Juwelen überladenen Uniformen aber sahen aus, als ob die Behauptung nicht so ganz unrichtig wäre, daß alle Schneider in Stambul und Galata die ganze Nacht hindurch hätten arbeiten müssen, um nur die Anzüge für die so unerwartet zu Rang und Ehren gekommenen fertig zu stellen. Der Sultan ritt einen herrlichen arabischen Schimmel, dessen Stammbaum über tausend Jahre zurückreichen soll. Hinter ihm her wurden noch mehrere wundervolle Renner geführt. So vollkommen schöne Tiere waren mir noch niemals vor Augen gekommen; besonders ein prachtvoller Grauschimmel, sowie ein Rappe mit weißen Beinen waren entzückend. Der Sultan saß nicht gerade schlecht zu Pferd, schien aber ziemlich ängstlich beim Reiten. Er sieht ungemein schmal, eigentlich leichenhaft aus, und seine großen, müden Augen haben einen überaus traurigen Ausdruck; im Ganzen ist seine Erscheinung eher Teilnahme erweckend, denn Ehrfurcht einflößend.

Der Zug war rasch vorüber; der Sultan schien es eilig zu haben, in den sicheren Bereich seines Palastes zu gelangen, um dort die übrigen für den Beiram vorgeschriebenen Gebräuche zu erledigen.

10.

In Moskau.

H. Graf Moltke.

Ich bin noch nicht zu mir selbst gekommen über den Eindruck, den die alte Stadt auf mich gemacht hat. Ich suche meine Gedanken zu ordnen und das Fremdartige zu beruhigen, indem ich es mit dem vergleiche, was ich bis jetzt in der Welt gesehen habe. Wenn ich von des Kremls hoher Terrasse über die ungeheure Stadt hinwegsehe, deren Häuser meistens alle hellgraue Dächer haben und mit dunkeln Baumgruppen umgeben sind; wenn ich die hohen Türme und unzähligen Kuppeln betrachte: dann fällt mir der Blick vom Hradschin auf Prag, von Buda auf Pest und vom Montreale auf Palermo ein. Doch ist alles hier anders, und der Kreml, der Mittelpunkt dieser kleinen Welt, kann mit nichts verglichen werden. Diese 20 Meter hohen Mauern mit ihren zackigen Zinnen, riesenhaften Wachttürmen, das gewaltige Haus des Zaren, die Residenz der Patriarchen, Iwan Weliki, der Glockenturm, die vielen wunderlichen Kirchen —

alles dieses bildet ein Ganzes, welches nicht zweimal in der Welt vorkommt.

Derjenige, welcher, wie ich, zum ersten Male von des Kremls Wällen aus Moskau an einem warmen, sonnigen Tage betrachtet, dem wird es sicher nicht einfallen, daran zu denken, daß er sich hier unter demselben Breitengrad befindet, unter welchem die Renntiere in Sibirien grasen und die Hunde in Kamschatka die Schlitten über die Eisfläche ziehen.

Moskau macht unbedingt den Eindruck einer Stadt des Südens, aber auch den, daß man vor etwas Fremdem, bisher Ungesehenem steht. Man glaubt sich nach Isspahan, Bagdad oder einem ähnlichen Ort versetzt, wo sich die Erzählungen aus „Tausend und einer Nacht“ ereignen, — diesen Städten, welche man sich in Gedanken vorstellt, aber welche man nicht in Wirklichkeit zu sehen bekommt. Obgleich Moskau nicht über 400000 Einwohner hat, bedeckt doch die Stadt mit ihren Häusern, Gärten, Kirchen, Klöstern einen Flächenraum von zwei Quadratmeilen. In dieser flachen Gegend ist es kaum möglich, weiter zu sehen, als über die äußersten Vorstädte; Häuser und Bäume scheinen sich bis zum Horizont zu erstrecken.

Keine Stadt der Welt — Rom nicht einmal ausgenommen — besitzt so viele Kirchen wie Moskau. Man behauptet, daß Moskau 40 mal 40 Gotteshäuser habe. Jedes von ihnen hat wenigstens fünf, einige haben sogar sechzehn Kuppeln, welche mit glänzenden Farben übermalt sind, mit gefärbten, glasierten Ziegeln gedeckt und reich vergoldet oder versilbert. Sie funkeln deshalb auch in der Luft wie die Sonne, wenn sie sich halb über den Horizont erhoben hat. Selbst die schlanken Türme, welche zum Teil in bedeutender Höhe über den unzähligen Häusern und Gärten in die Luft ragen, entbehren nicht dieser glänzenden Zierde, und es giebt keinen Palast, welcher nicht mit einer Kuppel geschmückt wäre.

Die Häuser liegen fast immer mitten in Gärten und zeichnen sich mit ihren weißen Mauern und hellgrünen oder rot gemalten, flachen Eisenblech-Dächern in sehr geschmackvollen Umrissen von dem dunkeln Hintergrund der Bäume ab. Nur der älteste Teil der Stadt in der Nähe des Kremls, Kitai-gorod oder die Chinesenstadt, bildet eine Stadt, so wie wir sie kennen, wo das eine Haus an das andere stößt, alles sorgfältig mit geweißten Mauern umgeben, welche mit prachtvollen Türmen besetzt sind. Der ganze übrige Teil der Stadt scheint eine Sammlung von Landhäusern zu sein, zwischen welchen der Moskwa-Fluß in großen Krümmungen läuft.

Im Kreml erheben sich das Palais des Zaren, die Residenz der Patriarchen, die Rüstkammer des Heeres und die vornehmsten Kirchen. Dort thronte seiner Zeit die oberste weltliche und geistliche Macht. Die Klöster, welche größtenteils am äußersten Rande der Stadt liegen, bilden

jedes für sich eine Festung. In Kitai-gorod ließ sich der Handelsstand nieder; denn er bedurfte der Mauern, um seine Schätze aus China, der Bucharei, Byzanz und Nowgorod zu beschützen. Der andere, viel ausgedehntere Teil von Moskau wurde vom Adel erbaut, und lange nachdem der erste Kaiser eine neue Hauptstadt auf Feindes Boden errichtet hatte, verschmähten die Magnaten des Reichs diesen Aufenthaltsort, indem sie festhielten an der Väter Sitte. Noch heutigen Tags ist Moskau mit seinen ehrwürdigen Heiligtümern und historischen Erinnerungen ein Gegenstand der Ehrfurcht und Vorliebe für jeden Russen, und so oft er, häufig auf hundert Meilen Entfernung, von weitem im Vorbeireisen das goldene Kreuz von Iwan Weliki zu sehen bekommt, wirft er sich andächtig und von Vaterlandsliebe ergriffen auf seine Knie. Petersburg ist sein Stolz, aber Moskau steht seinem Herzen nahe. Moskau hat auch nicht die geringste Ähnlichkeit mit Petersburg.

Hier giebt es keine Newa, kein Meer und kein Dampfschiff; man sieht keine breiten Straßen, großen Plätze oder Waldseeen. Aber ebensowenig hat Moskau mit irgend einer andern Stadt der Welt Ähnlichkeit. Die Kuppeln, die flachen Dächer und die Bäume könnten wohl an den Orient erinnern; aber dort sind diese Kuppeln flach gewölbt, mit Blei bedeckt und von einer grauen Farbe, während schlanke Minarets über ihnen emporragen; die Häuser haben im Orient nach der Straße zu keine Fenster, und die Gärten sind von hohen, einförmigen Mauern umgeben. Moskau hat seinen eigenen, besonderen Charakter, und will man es dennoch mit etwas vergleichen, so kann man es byzantinisch-maurisch nennen. Rußland empfing sein Christentum und seine erste Kultur von Byzanz. Es war bis vor ganz kurzer Zeit durchaus ohne Verbindung mit dem Westen und bildete den einmal empfangenen Stoff in vollständig national-russischem Geiste aus. Das schwere Joch der Mongolen- und Tatarenherrschaft, welches fast drei Jahrhunderte auf diesem Lande lastete, hinderte jeden weiteren Fortschritt; alle Kultur war auf die Klöster beschränkt, und von diesen ging dann wieder die Befreiung aus. Die tatarischen Khans forderten niemals, daß die Unterjochten zum Islam übergehen sollten, sondern begnügten sich damit, einen Tribut zu bekommen, und um diesen haben zu können, machten sie sich die einheimische Gewalt zu nutze. Sie stützte deshalb das Ansehen der Großfürsten und der Geistlichkeit, und in welch hohem Grade die Gewaltherrschaft der goldenen Horden auch jede Entwicklung hemmte, sie befestigte doch bei den Unterdrückten den Glauben an die Religion, die Treue gegen die Herrscher und die Liebe zu dem gemeinschaftlichen Vaterland.

Diese Züge sind auch heutzutage ein Merkmal des russischen Volkes, und wenn man bedenkt, daß der Kern dieses Volkes, die Großrussen, 36 Millionen Menschen von ein und derselben Herkunft ausmachen, mit

demselben Glaubensbekenntnis und derselben Sprache, kurz gesagt, die größte einheitliche Menschenmasse der Welt, so kann man nicht im Zweifel darüber sein, daß Rußland eine große Zukunft vor sich hat. Man hat gesagt, wenn die Bevölkerung zunähme, würde das unermeßliche Reich auseinander fallen. Aber keines seiner Teile kann ohne die anderen bestehen: der waldreiche Norden nicht ohne den kornreichen Süden, das industrielle Mittelland nicht ohne die beiden anderen, das Binnenland nicht ohne die Küsten, nicht ohne die große, gemeinsame Wasserstraße auf der in einer Ausdehnung von vierhundert Meilen schiffbaren Wolga. Aber mehr, als alles dies, hält das gemeinsame Gefühl die fernliegendsten Teile des Reichs zusammen. Und für dieses Gefühl ist nur Moskau der Mittelpunkt; man findet es nicht in dem europäischen Kaisertume, sondern in dem alten, heiligen Reiche des Zaren, in welchem die historischen Erinnerungen des Volkes Wurzel geschlagen haben, und von welchem seine Zukunft doch vielleicht ausgehen wird, trotzdem daß das letztere vor dem ersteren nun schon seit fast zweihundert Jahren zurückgetreten ist.

Die gewaltsame, seinem Wesen fremde Civilisation ist niemals in die Masse des Volkes eingedrungen, die nationale Eigentümlichkeit hat sich vollständig in Sprache, Sitten und Gebräuchen, in einer höchst merkwürdigen Kommunal-Verfassung, der freiesten und selbständigsten, welche irgendwo zu finden ist, und endlich auch im Baustile erhalten. Von einem solchen kann allerdings nur bei den Kirchen die Rede sein. In Rußland ist fast alles neu. Was hier über hundert Jahre alt ist, wird als Antiquität betrachtet. Das russische Wohnhaus ist von Holz und erreicht deshalb nie ein so hohes Alter, wofern es nicht wie Peters des Großen Haus, von einem Steingebäude obendrüber geschützt ist. Auch die Schlösser des Kaisers sind neu, und nur in Moskau findet man einen Teil des alten Palastes der Zaren. Dagegen sind nicht allein Kirchen hier aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, was für Rußland ein hohes Alter ist, sondern die konservative Gesinnung der Priesterschaft hat auch bewirkt, daß alle später gebauten Kirchen den alten gleichen.

Die St. Sophien-Kirche in Konstantinopel ist das Vorbild, nach dem alle russischen Kirchen gebaut sind. Sie ist überall nachgeahmt, aber nirgends erreicht, selbst nicht von der St. Marcus-Kirche in Venedig. Es fehlte an Materialien wie an Kunstfertigkeit, einen Bogen von einer Spannung von 42 Meter zu wölben, und was man nicht in der Breite erreichen konnte, suchte man in der Höhe zu gewinnen. Da man nun nicht ein so großartiges architektonisches Ganze zu schaffen vermochte, wie die St. Sophien-Kirche, suchte man die Schönheiten in der Ausschmückung des Innern, in Glanz und Pracht.

Man war nicht zufrieden, die Kirche in- und auswendig zu vergolden,

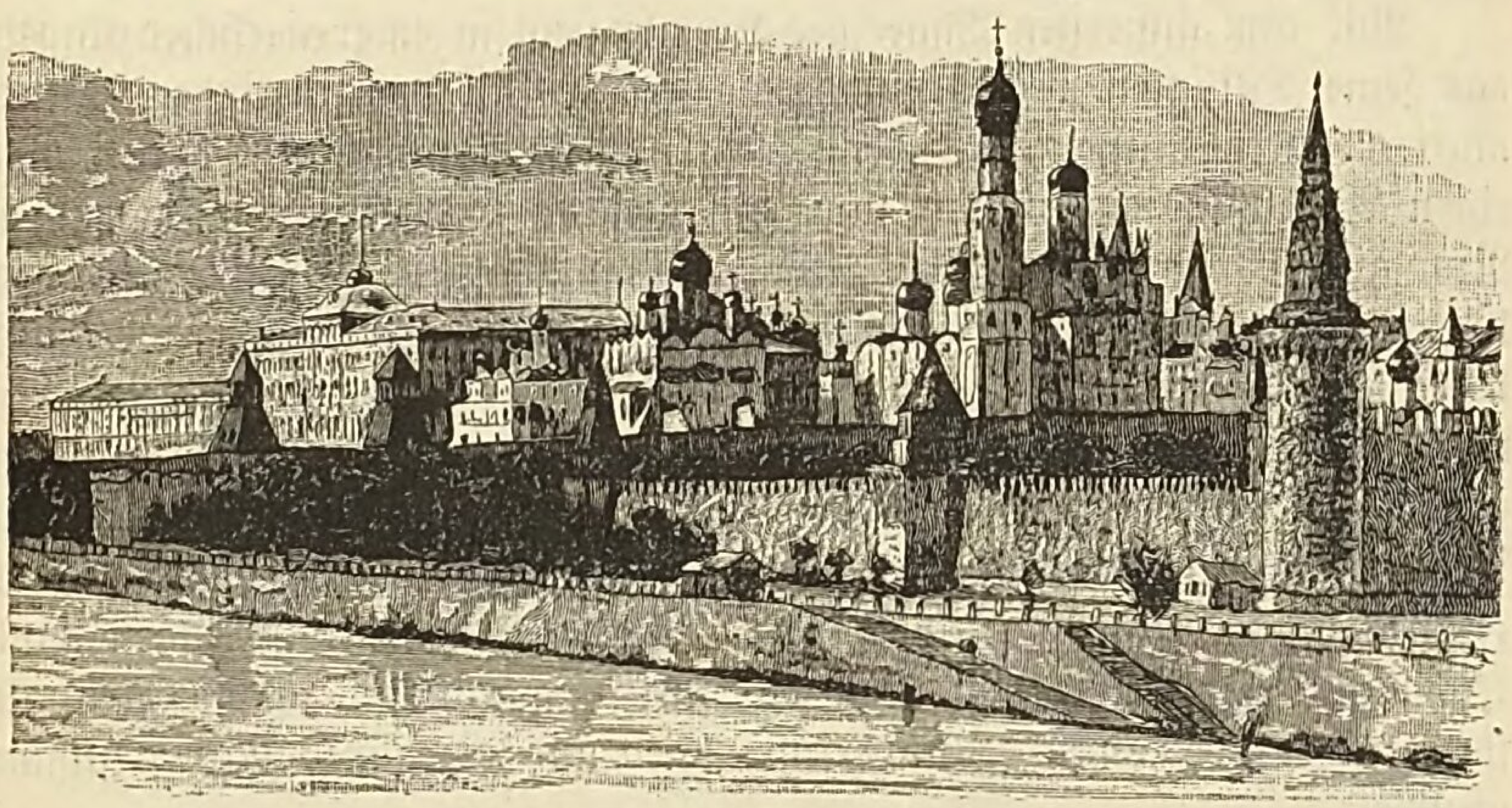
sondern man belegte den Boden mit halb echten Steinen und bedeckte die Malereien, welche an und für sich ohne künstlichen Wert waren, mit Juwelen, Diamanten und Perlen; nur bei Gesichtern und Händen konnte man sehen, daß sie gemalt waren, während Kleidungsstücke, Krone und alles andere von vergoldeten Silberplatten ist, welche mit Juwelenarbeit überladen sind. Die Skulptur ist vollständig ausgeschlossen, was die Darstellung des menschlichen Körpers betrifft; dagegen trägt die Malerei kein Bedenken, selbst unsern Herrgott abzubilden. Gold ist schon an und für sich der unvorteilhafteste Hintergrund für den Fleischton der menschlichen Haut, und dazu kommen noch die langgezogenen Umrisse der byzantinischen und altdeutschen Schule, ohne daß sie die Innigkeit der letzteren besitzen. Oft schauen rätselhafte Malereien, welche Maria, Christus und Gott Vater vorstellen sollen, von den Kuppeln herunter. Die Russen würden niemals andere Heiligenbilder kaufen oder eintauschen, als ganz schwarze, verblichene Gemälde. Eine schöne Madonna von Rafael oder ein Sebastian von Correggio kommt ihnen unecht vor. Ihr Glaube fordert, daß es halbdunkel in der Kirche sei. Das byzantinische Element in der russischen Baukunst ist also historisch leicht zu erklären. Das maurische entstand aus dem Drange, die einzelnen Teile auszuschmücken, und beschränkt sich auch nur hierauf. Die Gitter in der Bilderwand sind mit Laubwerk, Weintrauben und Tiergestalten durchwebt, die glatten Mauern weisen, wo sie nicht vergoldet sind, Laub, Rosetten und Weinstöcke auf. Wo es sich nicht um Skulpturen handelte, wurde gemalt, und wo bildliche Darstellungen fehlten, half man sich, indem man mit den grellsten Farben abwechselte. Ganz gewiß stand man hierin weit hinter den geschmackvollen, künstlerischen Arabesken in der Alhambra und dem Alkazar zurück.

Das Wahnsinnigste, was in der Architektur geliefert worden, ist die Kirche Iwan Blashennoi auf dem roten Platze vor dem Kreml. Sie ist eigentlich gar nicht zu beschreiben. Von irgend welcher Symmetrie in diesem Gebäude ist gar keine Rede; es hat keinen Mittelpunkt, und der eine Teil gleicht nicht dem andern. Eine Kuppel sieht aus wie eine Zwiebel, eine andere wie eine Ananas, wie eine Artischocke, eine Melone oder wie ein türkischer Turban. Sie enthält neun verschiedene Kirchen, jede mit ihrem Altar, ihrer Bilderwand und ihrem Heiligenschrein. In einigen von ihnen geht man in gleicher Höhe mit der Erde außerhalb, bei andern muß man mehrere Treppen hinaufsteigen. Zwischen allem diesen läuft eine Unendlichkeit von Gängen, so schmal, daß zwei Menschen kaum aneinander vorbei kommen. Natürlich sind diese Kirchen alle klein, und die Kirche im Hauptturme faßt also kaum mehr als zwanzig bis dreißig Personen, dagegen aber ragt die Kirche ganz bis in die Spitze des Turmes hinauf und hat dadurch eine Höhe von über 33 Meter. Außerdem ist

die Kirche inwendig mit allen Regenbogenfarben bemalt, versilbert und vergoldet. Die Kuppeln funkeln von roten, blauen und grünen glasierten Ziegeln, und selbst die Steinhauerarbeit hat der Maler mit seinen Farben geschmückt.

Dieses Ungeheuer entsprang dem Kopfe des Ungeheuers Iwan Grosny, des schrecklichen Johann. Als er seinen Plan, der Sage nach, von der Kunst des Baumeisters in Wirklichkeit übertroffen sah, war er entzückt, überhäufte ihn mit Lobreden, umarmte ihn und befahl darauf, daß man ihm die Augen aussteche, damit er nicht noch ein solches Meisterwerk schaffen könne.

Trotz aller ihrer Seltsamkeit macht diese Kirche doch keinen unangenehmen Eindruck; Originalität kann man ihr nicht absprechen. Alles,



Ansicht des Kreml.

was noch übrig geblieben ist von dem alten Zaren-Palast, ist dagegen wirklich schön. Es ist ein seltsames Gebäude mit vier Stockwerken, welches sich nach oben zu verengt. Die zweite Etage umfaßt außer der ungemein reich ausgestatteten, aber kleinen und dunkeln Hauskapelle den Bankettsaal, in welchem der Kaiser nach der Krönung mit allen Reichsinsignien seine erste Mahlzeit hält. Der Saal ist nicht groß, und die ganze Wölbung wird von einer einzigen dicken Säule getragen. Die Eingangsthür ist in der einen Ecke, und der Thron steht diagonal gegenüber in der andern. Die kleinen, aber zierlichen Zimmer sind ganz bezaubernd. Die vierte Etage besteht aus einem einzigen Saal, der Wohnung der Frauen, in welcher auch Peter der Große aufwuchs.

Als wir uns dem Kreml näherten, krachte es von den Türmen, und der große „Johann" drückte seine Freude aus, indem er mit allen

seinen „Kolokols“ (Glocken) läutete, mit welchen er behängt ist. Hier brummten der große Wetschewoi, welcher seiner Zeit die streitbare Bevölkerung der mächtigen Republik Nowgorod zu den Waffen rief, als die moskowitischen Großfürsten ihre Freiheit bedrohten; dort summten alle Glocken und Glöckchen in allen Tonarten, mit deren Hilfe Iwan Weliki bei den großen Festlichkeiten mitspricht.

Nur eine Glocke schwieg, weil sie gleich von ihrer Geburt an stumm in Freude und Kummer gewesen ist. Sie steht auf einer Granit-Unterlage am Fuße des großen Iwan und ist ein vollständiges Haus von Erz, mit Mauern von zwei Fuß Dicke. Davor liegt ein wahrscheinlich beim Gießen abgesprungenes Stück, eine Öffnung bildend, durch welche die zwanzig bis dreißig Menschen, welche diese Glockenruine mit Leichtigkeit behaust, hineinsteigen können.

Vor dem äußersten Thore des Kremls steht in einer zierlichen Kapelle das seiner Heiligkeit wegen besonders geschätzte Bild der „iberischen Gottesmutter“. Kein Russe, selbst wenn er es noch so eilig hat, geht vorbei, ohne einen Augenblick einzutreten und das Zeichen des Kreuzes zu machen. Nun ging es durch das Erlöserthor, Spaß Woroto, in den innern Hof hinein. Kein Russe oder Fremder passiert dieses Thor, ohne seine Kopfbedeckung abzunehmen; der Vornehmste wie der Niedrigste erzeigt dem wunderthätigen Bilde des Erlösers diese Ehrfurcht. Als die Tataren seiner Zeit gegen den Kremel sprengten, da ging von diesem Bilde ein Nebel aus, welcher sie verhinderte, den Eingang zu finden; und als die Franzosen die Pforte mitsamt dem Arsenal in die Luft sprengen wollten, platzte der Turm von oben bis unten, gerade bis an die Krystallfläche des Bildes, welches unversehrt blieb und die ganze Mauer zusammenhielt.

11.

Von Wirballen nach Petersburg.

F. Wernick.

Wäre wirklich, wie man etwas drastisch schildert, hohe Pracht neben tiefem Elend der eigentümliche Charakter Rußlands, so böte Wirballen dafür eine mustergiltige Illustration. Neben niederen Strohhütten, vor denen zerlumptes Volk kauert, dessen jüngere Sprößlinge in unverständlichen Lauten die Reisenden anbetteln, erhebt sich eine prachtvolle Kuppelkirche, ein griechisches, gleicharmiges Kreuz mit Säulenportalen, hohen Bogen, alles marmorweiß und überragt in seinem Centrum von einer goldenen Kuppel. In den Einzelformen seltsam und willkürlich, wirkt

das Ganze doch mächtig, besonders im Gegensatz mit der Umgebung. Wir sind zwar in russisch Littauen, auf gänzlich verwandtem Gebiet mit dem eben verlassenen; dennoch glaubt man sich Deutschland auf mindestens hundert Meilen entrückt. Stockrussen bemächtigen sich unser. Gepäckträger mit hohen Stiefeln, weiten Pumphosen, über die ein rotes Baumwollenhemd fällt, welches oben wieder durch eine Weste verdeckt wird, mit der nationalen Pelzmütze auf dem Kopfe, nehmen unser Gepäck, uniformierte Beamten mit großen Tellermützen unsere Pässe in Empfang; keiner spricht oder versteht ein deutsches Wort, das Geschäft erledigt sich vollständig durch Gebärden. Mit dem Revidieren der Gepäcke nimmt man es durchaus nicht so genau, kaum so peinlich wie auf manchen deutschen Grenzen; das Registrieren, Stempeln, Prüfen der Pässe scheint den Herren, die inmitten der Zollrevision eine Art Büreau errichtet haben, weit mehr Schwierigkeiten zu machen. Die ganze Schar der Reisenden steht unterdessen ringsum an den weiten Schranken mit ihrem Gepäck und erwartet die Rückgabe der Legitimationen, welche mit der Gepäckuntersuchung gleichzeitig erfolgt, so daß oft der, welcher mit einer bescheidenen Handtasche reist, warten muß, bis die großen Kofferungetüme untersucht sind. Denn die Reihenfolge der Paßrückgabe scheint nach einem gewissen System zu erfolgen. Erst kamen, heute wenigstens, die Grafen und Barone an die Reihe, dann die Foliopässe der Herren Engländer, darauf die blauen russischen Paßbücher, die, obgleich im eigenen Hause, dennoch den Vortritt hatten vor den braunen deutschen, die auch hier vorläufig noch in letzter Reihe herankommen. Und da einige Damen ganze Stöße Seidenstoffe, Kattune rc. im Auslande aufgekauft hatten, so dauerte das Warten recht lange.

Erst gegen Abend ging es ins heilige Rußland hinein. Alle Zugbeamten tragen Nationalkostüm, eine Art tscherkessische, mit kleinen Knöpfen weit übereinander geknöpfte Jacken, rote Schärpen, hohe Stiefel, Pelzmützen; beim Zugführer ist noch einiges Gold an diesem Kostüm; alles, was sonst auf den Bahnhöfen zu thun hat, steckt in dem langen, durch eine Leibbinde gehaltenen Leinwandkittel; europäische, d. h. französische Kleider sieht man nur bei den Kellnern, die auf den Hauptstationen geschäftig hinter den Stühlen stehen und mit tausend Verbeugungen den Gast an die gedeckten Tische einladen, wo sie mit zarten Baumwollenhandschuhen schnell und gut den Dienst versehen. Wenn die lange und hartnäckige Beibehaltung der Volkstracht, des sogenannten Nationalkostüms, ein Zeichen mangelnder Kultur des Volkes ist, da eben nichts so schnell und so gründlich die Menschen auch äußerlich einander gleich macht und diesen übriggebliebenen Trödel ausrottet, als die Kultur, so sind deren Segnungen in Rußland noch kaum in die Städte gedrungen. Der Jude, der Arbeiter, der Landmann, ja bis zu einem gewissen Grade selbst der

Städter hängen noch an ihrer Landestracht, welche in diesen Gegenden noch dazu vollständig den Reiz des Malerischen entbehrt. Und daß das Land, welches wir durchfahren, kulturlos ist, sehen wir auch ohne diesen Nachweis. Der Zug jagt durch eine endlose Ebene, weit wie das Meer; doch nirgends entdeckt das Auge als freundliche Unterbrechung der einförmigen Landschaft ein Dorf, ein Städtchen. Halbverfallene Strohdächer heben sich ab und zu aus dem Boden hervor, hoch und breit; doch von den fensterlosen Holzwänden unter ihnen, welche das Haus bilden, ist so gut wie gar nichts zu sehen; sie stecken halb in der Erde. Ein Schornstein ragt selten über ein solches Dach hinaus, seltener noch findet sich in seiner Umgebung ein angebautes Plätzchen, Acker oder Garten; und traurig wie diese Wohnhöhlen sehen die Bewohner aus, welche vor denselben niedere Handarbeit verrichten. Fahle Gesichter, schlichte, struppige Haare, die Pelzmütze und der Leinwandkittel als einzige Kleidung — so erscheint einer wie der andere, monoton wie das Land, in dem sie wohnen. Der Boden ist fruchtbar, nach dem Stande des Ackers zu schließen, auf dem wir das Getreide in dem gleichen Entwickelungsstadium finden, wie daheim in Deutschland. Wie das Reich, dem sie zugehört, nimmt auch die Landschaft größere Verhältnisse an, als bei uns. Kommen wir durch Wald, so erstreckt derselbe sich auf viele Meilen; dann wieder breiten endlose Torfmoore sich aus, in deren sumpfigen Boden der Fieberklee, die blauen Schilfkolben und die weißen flockigen Blüten der Torfblume massenhaft hervorschießen; dann wieder, wie bei Dünaburg, umgiebt uns meilenweit gelber Wüstensand, Einöde, unwirtbare Steppe. Von den prachtvollen Laubkronen der Buche haben wir schon bald hinter Elbing Abschied nehmen müssen; selbst in Königsberg wächst dieser schönste aller Waldbäume nicht mehr; hier bilden Erlen, Birken und Kiefern die einzige Waldvegetation. Aber die von ihnen bedeckte Bodenfläche muß sich ins Ungeheure ausdehnen; das können wir aus den Holzstößen schließen; welche um jeden Bahnhof oft fast eine Wegstunde an Ausdehnung erreichen. Das Brennholz hat hier kaum einen Preis, selbst in Petersburg ist dasselbe oft bei der Wohnungsmiete mit inbegriffen, so daß der Mieter von den Vorräten nach Belieben ohne weitere Entschädigung heizen kann, wie Petersburger Reisegefährten mir versicherten. Die Lokomotiven heizen alle mit Holz; selbst die großen Torfmoore, an denen das flache, sumpfige Land reich ist, werden wenig ausgenutzt.

Selten gibt es Stationen auf dem weiten, einförmigen Wege von der Grenze bis zur Hauptstadt, und die meisten dieser Haltepunkte stehen mitten in dem Lande; man sieht von der Bahn aus weder Dorf noch Stadt, welchen der Aufenthalt gelten könnte. Nichtsdestoweniger sind diese Stationen eine höchst angenehme Unterbrechung der langweiligen Fahrt. Die großen Holzhäuser — Holz ist überhaupt das einzige Bau-

material, welches man auf dem flachen Lande und auf den Bahnhöfen zu Wohn- und Wirtschaftsräumen angewendet sieht, enthalten geräumige, freundliche, behagliche Salons, praktisch mit allem zur Erfrischung Notwendigen ausgestattet. Im Hintergrunde bietet ein Büffett alle möglichen kalten Speisen, in der Mitte des Raumes steht eine große, gedeckte Tafel und auf derselben, durch große Becken warm erhalten, Schüsseln mit Braten, Koteletts, Fischen und anderen frischen Speisen, alle gut bereitet und höchst appetitlich hergerichtet. Die Kellner in Fracks und weißen Handschuhen machen geschäftig die Honneurs, geben uns das Huhn, die Spargel, den Lachs, das Roastbeef, welches wir bezeichnen, sofort auf den Teller, bringen Bier oder Wein im Augenblick. Das Bier ist recht gut und nicht teuer; der Wein hingegen hat enorme Preise, unter 2 Rubel ist trinkbarer Rotwein nicht zu haben. Doch auch hier, obgleich alles so gut vorgesehen ist, werden Geschmack und Gewohnheit manchmal auf harte Prüfungen gestellt. So servierte in Ostrow, unserer Mittagsstation, der Koch selbst eine Menge vortrefflicher Speisen von seinem kupfernen Wärmeherd aus. Dazu hatte er neben sich einen hohen Kupfertopf stehen und schöpfte daraus über junge Hühner, Koteletts, Roastbeefs, Lachs oder Schinken gleichmäßig einen Löffel brauner, brenzlig schmeckender Tunke, welche die Speise fast ungenießbar machte. Die Preise sind nicht übermäßig hoch; man zahlt für ein Fleischgericht auf den Bahnhöfen ungefähr 1 Mark bis 1 Mark 20 Pfennige, für eine Flasche Bier 25 bis 30 Pfennige. Ein wahres Labsal zu allen Zeiten und für alle Bedürfnisse ist aber der Thee. Auf einem gesonderten Tische steht der riesige Samowar, dampfend aus seinem kupfernen Schlot, und auf demselben, in ewiger Glühhitze gehalten, die Theekanne mit dem braunen Extrakt. Ein Mädchen braut daraus durch Zuguß von heißem Wasser den goldgelben, aromatischen Trank, der erfrischt und belebt, den Durst löscht, die Müdigkeit vertreibt, der immer willkommen ist, weil er überall vortrefflich bereitet wird. Diese Theeschenke belagert der Schwarm aussteigender Reisender denn auch zumeist; der Thee mildert die Strapazen der langen, ermüdenden Fahrt am besten.

Selten nur treten einzelne größere Städte an unsern Weg. Das breit an die Ufer des Niemen gelehnte Kowno, das kuppelreiche Wilna, später Dünaburg und dann noch zwei oder drei Orte kurz vor Petersburg — das ist alles auf 24stündiger Fahrt. Der Ab- und Zugang von Passagieren beschränkt sich auf diese Stationen allein, auf allen anderen, an denen unser Kurierzug, der übrigens entsetzlich langsam fährt, anhält, habe ich niemals einen Menschen kommen oder gehen gesehen. Aber unter den Passagieren selbst bildet sich bald ein freundliches Verhältnis, welches mir den Russen im persönlichen Verkehr sehr angenehm machte. Die Leute waren alle liebenswürdig und gefällig, ihr bedeutendes

Sprachtalent erleichtert ihnen den Verkehr sehr; besonders ist ihnen das Französische geläufig wie ihre zweite Muttersprache. Auf allen Bahnhöfen kommt man zur Not mit Deutsch durch, die Vorstellung jedoch, als ob in diesen westlichen Provinzen, zu denen ja auch Petersburg gehört, das Deutsche die Grundsprache sei und von jedem ohne weiteres verstanden werde, ist eine völlig irrige. Es scheint mit System und Energie überall in Polen, Litauen und im Ostseelande russifiziert zu sein, und der Erfolg ist, besonders bei dem Landvolke, in diesen Landstrichen nicht ausgeblieben. Weniger aber, oder vielmehr gar nicht bemerklich werden, wenn wir diese traurigen Gegenden bereisen, die Früchte der Schritte, welche die jetzige Regierung zur Hebung der ländlichen Bevölkerung auf geistigem und materiellem Gebiete gethan hat. Das benachbarte Ordensland Preußen feierte in diesem Jahre das hundertjährige Jubiläum seiner Einverleibung in Preußen. Wer sich überzeugen will, wie berechtigt eine solche Feier ist, der sollte jetzt in diesen russischen Landesteilen sich umsehen, die damals gleiche Landesart, gleiche Kultur, eine ähnliche Höhe der Entwickelung besaßen. Keine Straße, kein Landweg berührt oder kreuzt auf Strecken von vielen Meilen unsere Bahn, verfallen und verkommen sind die Dörfer, noch trauriger sehen die Menschen aus; die Wälder machen den Eindruck einer Wüste, abgestorbene, zerbrochene Stämme, Mangel aller rationellen Wirtschaft finden wir, wo immer unser Weg einen der ungeheuren Komplexe berührt. So ungefähr mag es in unserem Weichsellande vor hundert Jahren ausgesehen haben, in der Provinz; die jetzt stattliche Dörfer, blühende Städte in Massen aufweist und eine Bevölkerung, welche an Betriebsamkeit, Bildung und materiellem Wohlstande weit über den stumpfen, fahlen, traurigen Menschen steht, welche hier in denselben hundert Jahren auch nicht nur einen einzigen Schritt weitergekommen zu sein scheinen. Dieses mächtige Rußland, welches im Osten keine Grenze finden kann, vor der es endlich Halt macht, dieses selbe mächtige Rußland erweist sich zu schwach, seine am weitesten vorgeschobenen westlichen Grenzdistrikte auf den Standpunkt europäischer Kultur zu heben. Und auch an einen Krieg des Zarenreiches mit dem Westen, wenigstens an einen seinerseits erfolgreichen wird kaum glauben können, wer dieses Land auch nur flüchtig gesehen hat. Die heutigen Kriege brauchen denn doch ganz andere Hilfsmittel im Lande selbst, als ihnen dieses straßenlose, nur durch zwei dünne Eisenbahnfäden mit der Westgrenze verbundene, schlechtbevölkerte Gebiet für ihre Heere zu bieten imstande ist.

Mit solchen und ähnlichen Gedanken vertrieb ich mir die Langeweile der Fahrt. Bei Gatschina, eine gute Eisenbahnstunde von der Hauptstadt, beginnt man deren Nähe zu merken. Der Boden besteht zwar auch in einem unabsehbaren Torfmoore, voll sumpfiger Pfützen mit

dürren Kiefernwäldern hier und dort bestanden. Dörfer sind selten und ärmlich, das Holzhaus herrscht hier wie überall, soweit ich durch Rußland gekommen bin, vor, aber aus dieser Einförmigkeit wächst plötzlich ein bizarrer Luxus hervor in Gestalt von phantastischen Landhäusern mit Türmen, Kiosken und buntem, spielzeugartigem Zierat; ein Lustschloß, ich denke ein kaiserliches, guckt über die Bäume hinweg, das Heiligenbild, welches auf jedem Bahnhofsperron hängt, durch den wir gekommen, und stets von den Gläubigen mit Bekreuzung, tiefen Verneigungen und Küssen begrüßt wird, dies schmucklose Bild hat hier auf dem Bahnhofe von Gatschina einen altarartigen Aufbau als Behausung erhalten und prangt selbst in Goldschmuck und kostbarer Verzierung. Die Menschen an der Station sind plötzlich Großstädter geworden. Es kommen Offiziere, elegante Damen, Herren in pariser Modetracht; der Handschuh ist hier nicht mehr alleiniges Vorrecht der Kellner am Büffett, wir haben die Wanderung durch die Wüste zurückgelegt und fühlen uns wieder in der civilisierten modernen Welt. Auch ein Pope mit langen Locken und weitärmeligem Talar steigt mit auf, und von den „Lischken", jenen aus Lindenbast geflochtenen Kobern, die man in Rußland gut und billig arbeitet, mit Erdbeeren, welche einen ganzen hohen Güterwagen vollständig füllen, werden einige Dutzend abgeladen, wahrscheinlich um die Tafeln in den Villen von Gatschina zu schmücken. Die nächste Station ist Zarskoe-Selo. Hier wird der Bahnhof selbst zum Säulenpavillon mit üppiger Ausstattung, das Heiligenbild hat ebenfalls eine Stufe höher erstiegen und thront jetzt in einer der zierlichen Kuppelkapellen, in deren Architektur die Russen eigentümlich und reizvoll den Rundbau von Byzanz mit orientalischen Formen zu vereinen gesucht haben. Die Herrlichkeiten von Zarskoe-Selo selbst entzieht ein Wald, hoffentlich ein Park, unsern Blicken, doch sind die Bäume nicht hoch genug, um die goldenen Türme des Schlosses, die Kuppel einer Kirche zu verdecken, welche prachtvoll glänzend über sie hinausragen. Und nun, da unsere Bahn neben der Straße zu diesem kaiserlichen Kunstschlosse herläuft, fahren wir bereits so gut wie in der Stadt. Die Türme und Kuppeln, spitze, nadelscharfe Türme, goldene, grüne, blaue, sternenbesäete Kuppeln funkeln herüber, alle überragen die auf gewaltiger Trommel in ungeheure Höhe gehobene der Isaakskirche; am Wege stehen hohe Obelisken mit schnörkeligen Auswüchsen als Wegsteine, und bald fahren wir an den Prachtfronten eines riesigen Invalidenhauses vorüber, welches kurz vor der Stadt in freundlichem Gartengrün liegt. Nun beginnen zwischen Gemüsebeeten die ersten Häuser, sogleich ganz stattliche hohe Gebäude; denn Vorstädte in unserem bescheidenen Sinne, Gäßchen mit kleinen Wohnungen, niedrigen Häuserchen besitzt Petersburg wohl kaum. Das Weichbild der zweiten Hauptstadt Rußlands, der imposanten Schöpfung des großen

Peter, ist überschritten, mit musterhafter Ordnung und Schnelligkeit werden die kleinen, sonst so unangenehmen Arrangements auf dem Bahnhof erledigt, in wenigen Minuten hat mich ein bärtiger Droschkenkutscher mit langem Kittel und niedrigem, stark ausgeschweiftem Hute in seine kleine, offene Nußschale gepackt, von der unsere Droschken zwar den Namen, aber keineswegs die Form entlehnt haben, und im Galopp jagt der Kerl auf dem holprigen, durchaus nicht großstädtischen Pflaster die Häuserreihen entlang ins Centrum der Stadt nach meinem Hotel.

12.

Sewastopol.

Fr. Graf Berg.

Es ist schön, dieses arme Sewastopol, es ist sehr schön! Als ich heute morgen um 6 Uhr mein Fenster öffnete, war die Luft schon warm genug, um angenehm zu sein; der Blick auf die herrlichen, ruhigen Buchten mit der kaum gekräuselten, ebenen Wasserfläche, welche unter der südländischen Sonne glitzerte, hielt mich lange am Fenster. Nur wen die Eisenbahn schon häufig von dem nördlichen Rande der sogenannten gemäßigten Breiten etwa nach Venedig oder Neapel versetzt hat, und der den Duft dieser ruhigen, sonnenbeschienenen Meere am ersten Morgen nach der langen Waggonfahrt schon häufig genossen, wird mir nachfühlen können, wie sehr ich den Wechsel empfand.

Ist die Bucht von Sewastopol wirklich so schön, oder war die Reise von Petersburg hierher so weit schlimmer? Vielleicht alles zusammen, jedenfalls besinne ich mich nicht, den Duft der Morgenluft, die Ruhe des Meeres und alles, was man mit dem Ausdruck „italienischer Himmel“ zusammenfaßt, am Mittelmeer jemals schöner gefunden zu haben.

Die beiden großen nördlichen Buchten von Sewastopol schneiden weit ins Land hinein und werden nur durch einen schmalen Felsenkamm, an dessen Abhängen die Stadt liegt, von der südlichen Bucht getrennt. Oben auf dem Grat dieses Felsens ist eine breite Promenade angelegt, von der aus man einen prachtvollen Blick nach beiden Seiten über die Buchten und die ganze Gegend hat; aber viel mehr als Landschaft ist jetzt nicht da; die frühere ist durch den Krimkrieg vollständig zerstört worden, und die Trümmer der riesigen Kasernen wollen selbst als Ruinen nicht recht malerisch erscheinen. Der natürliche Hafen ist einer der schönsten der Welt: die Hauptbucht oder sogenannte Reede ist 7 Werst (7 Kilometer) lang, 1 bis 2 Werst breit und überall bis an die Ufer über 20 Meter tief. Für den Augenblick sind aber zwei

kleine Zweimaster die einzigen Schiffe im Handelshafen. Früher gab es hier viele recht schöne Häuser aus ausgehauenem Stein, aber fast alle stehen jetzt noch immer als Ruinen da; erst die Eisenbahn scheint in jüngster Zeit wieder etwas Leben dieser, im wahrsten Sinne des Wortes toten Stadt einzuhauchen. Die Dampfschiffahrtsgesellschaft des Schwarzen Meeres hat hier ihre Werften eingerichtet. Am oberen Ende der Bucht bei Inkerman, in den Steinbrüchen, wird gearbeitet, und in der Stadt entstehen, wenn auch vereinzelt, so doch schon einige aus diesem vortrefflichen Material, einer festen Kreide, recht geschmackvoll gebaute Häuser. Aber die Straße zwischen den Häusern, auf welcher keuchende Pferde und Ochsen vor versunkenen Steinfudern abgequält werden, ist schrecklich; wäre noch alles weicher Kot, aber im Kot liegen die Trümmer der umgestürzten Häuser. Es bedarf des ganzen Geschicks der tatarischen Kutscher, um in dieser Jahreszeit vom Bahnhof bis zu unserem Hotel zu gelangen.

13.

Stockholm.

A. Dulk.

Die Einfahrt in Stockholm überschüttet den Neuling mit einer Fülle Gegensätze zu der Eintönigkeit des Wegs, mag er von der Landseite oder von der Seeseite kommen. Mit der Eisenbahn geschieht die Einfahrt durch einen 500 Meter langen Tunnel unter der Südstadt (Södermalm) hindurch. Aus diesem hervortretend trägt uns der Bahnzug plötzlich auf das Wasser, in den Ausfluß des Mälarsees, der hier in die Salzsee strömt — bringt auf einer 270 Meter langen Eisenbrücke uns zur eigentlichen oder mittleren Stadt (Staden), genauer zu der neben ihr liegenden Insel Riddarholm hinüber und führt nach Überschreitung dieser Insel auf einem weiteren, etwa 200 Meter langen Eisenbogen über den zweiten, nördlichen Mälarstrom bis zur Nordstadt (Normalm), wo zwischen dieser und dem Königshügel (Kingsholm) durch Verschüttung eines Sees der Raum für den Bahnhof gewonnen wurde. Es ist keine Frage, daß diese imposante Einfahrt zumal denjenigen, der darauf nicht vorbereitet ist, mit einer herrlichen Scenerie in lebensfroher Abwechselung überrascht. Aber der Ruf von Stockholms unvergleichlicher Lage und Schönheit, nicht minder verbreitet im Norden, wie der Ruf Neapels im Süden Europas, dieser Ruhm ist von älterem Datum und gründet sich vor allem auf den Anblick, welchen die Einfahrt von der Ostseite der Stadt, vom Meere her gewährt, wo man langsamer nahend bis in das

Innere der Stadt dringt und auch die vom Bahnzug unterirdisch passierte Südstadt vor Augen hat. Doch auch dieser Eindruck beruht nicht zum mindesten Teile auf Überraschung durch den unerwarteten Wechsel, welcher dem an bewaldete, mehr oder minder einförmige Seeufer gewöhnten Auge plötzlich einen reichen Herd des Menschenlebens bietet, die stumme Natur wie durch Zauber in ein sprechendes, leichtes Bild des Menschengeistes gewandelt zeigt. Es ist in der That etwas wild Romantisches und geistig Gewaltiges in dem Aufbau dieses weiten Halbkreises, von dem man aufgenommen wird, der dem Meere Halt zu gebieten scheint durch Menschenherrschaft und Menschenkraft, als der Ausdruck seines Willens, und erfüllt mit der reichbelebten Welt seiner Werke, mit Türmen und Kirchen, Palästen, Kasernen, Kuppeln und Burgmauern, Brücken und Monumenten, hintereinander getürmt, frei und fest gelagert und bekränzt im Vordergrund mit einem Walde von Schiffsmasten und Dampfschloten. — Zur Linken auf hohem, oft steil aufragendem Fels, der kahl oder bemoost die amphitheatralischen Häuserreihen umfaßt, die Südstadt mit dem Moseshügel (Mosebacke), von dem herab ein herrliches Panorama sich bietet, mit Theater, Navigationsschule, Türmen und flatternden Fahnen — zur Rechten ein weiter, Gärten, Wald und Felsen einschließender Bogen, dessen äußerstes Ende der Tiergarten (Djurgaarden) mit luftigen, schönen Villen, hellfarbigen Türmen, palastartigen Gebäuden ist, und von dem aus sich das einstige Land der Meiereien (Ladugaardslandet), zur reichen Stadt geworden, mit Kasernen und Kirchen gekrönt, bis zur Nordstadt hinzieht — dann diese selbst, das Ufer imposant hinaufsteigend in weiten Zügen, die königlichen und anderen Theater, prinzliche Paläste, die schönsten und längsten Straßen Stockholms enthaltend — in der Mitte aber im Wasser liegend, zwischen den Armen des Mälarstroms, „die Stadt," (Staden), die größte, wichtigste der neun Inseln Stockholms, an Venedig erinnernd im regsten Treiben des Wasserverkehrs, zum Holm aufsteigend, dicht erfüllt mit hohen Häuserreihen, überragt von den Hauptkirchen Stockholms und dem schönen, schlanken, gotischen Eisenturm der Riddarholmskirche zur Seite, vom Blasiiholmen her das im Stil der venetianischen Paläste erbaute neue Nationalmuseum, vor allem aber imponierend durch das königliche Schloß, das von ihrem Nordende herabblickt und verwittert, alt, in vierstöckigem kolossalem Bau, auf seinen Terrassen quadratisch, festungsartig aufragend, keiner Deutung bedarf, um sich als die Königsburg, den Sitz des Herrschers zu verkünden. Belebt wird dieses Gemälde noch durch zwischenliegende Inseln, die rechts, zum Teil durch luftige Brücken verbunden, im Sund lagern, den Schiffsholm (Skeppsholm) von malerischer Schönheit, mit Kirche, Arsenal und turmgekrönter Kaserne für die Seeleute, den befestigten Kastellholm, von dessen Batterieen die Nationalflagge weht, und an dessen

Seite der wunderliche, rote Riesenkran wie ein Turm sich erhebt, sowie durch Hunderte von kleinen, zierlichen, beflaggten Dampfschaluppen, die, schaumaufwerfend und bei dem unsichtbaren Motor der Schraube an Wasservögel mahnend, über die Fläche des Meeres hinschießen nach allen Richtungen, zu allen Tageszeiten, um die Teile der Inselstadt miteinander in Verbindung zu erhalten. — Giebt dies alles im Sonnenlichte einen eigenartigen Eindruck regen und mächtigen Geisteswaltens, so erhebt sich dieser nachts noch eigentümlich ergreifend ins Geisterartige, wenn heimliches Licht, wie Licht aus dem Erdinnern, von der Wasserfläche die Berge und Felsen hinauf diese große Lebensstätte durchleuchtet, durchschimmert, durchwandelt und ein mystisches, gleichsam innen lebendiges Erdreich des Menschen zwischen Himmel und Meer aus der Finsternis hebt.

14.

Besteigung des Sneehätta.

M. Ruith.

Am 19. Juli abends machte ich mich von Jerkin, der höchsten Fjeldstue[1]) des Dovre, nach dem Sneehätta auf. Der Eindruck einer völlig veränderten Natur ist es, welchen der Reisende empfindet, wenn er, aus dem Bereich der Jotune kommend, vom Logen-Thal nach dem Dovre hinaufsteigt. Im Gegensatz zum alpinen Charakter jenes Hochreviers mit seinem grotesken Gipfelmeer treten hier rundliche, geschwungene Bergformen dem Blick entgegen, die allmählich in die platte Einförmigkeit der nur von der bräunlichen Decke des Renntiermooses überzogenen norwegischen „Vidde“ übergehen. Auf dieser weiten Hochfläche, sofern sie nicht der Tummelplatz wilder Stürme ist, herrscht die Grabesruhe einer grenzenlosen Wüste. Der Sneehätta, eine zerrissene Pyramide, und einige Nachbarhöhen von ähnlicher Gestalt stehen wie verlorene Posten im weiten, vom Leben geflohenen Raum.

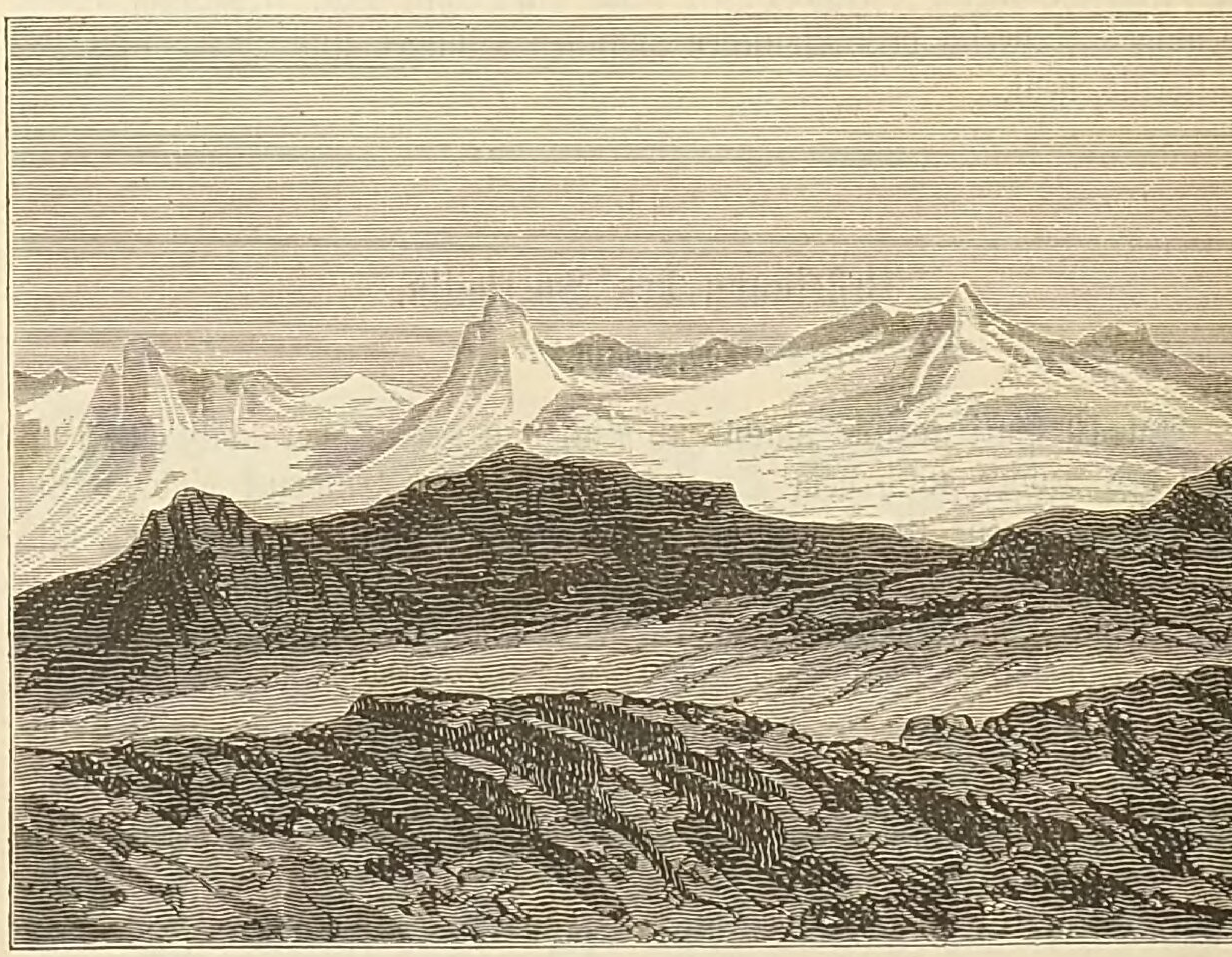
Leopold v. Buch vergleicht seinen Anblick von der Hochstraße aus, die über den Dovre nach Drontheim führt, mit dem Montblanc, vom Breven gesehen. Das ist offenbar übertrieben. Doch mögen Sommerreisende nicht vergessen, daß unser berühmter Landsmann die ganze Scenerie im winterlichen Frühjahr von 1807 noch unter der Schneedecke sah, was dem Blicke jedenfalls ein ganz anderes Aussehen verleihen mußte.

Etwas sonderbar kam mir die Art der Besteigung vor. Ich ritt

---

1) Fjeldstue = Bergstube, den Hospizen der Alpenwelt entsprechend.

mit meinem Reisegefährten und zwei Führern abends 9 Uhr von Jerkin ab eine kurze Strecke auf der Hochstraße weiter, dann bogen wir westwärts in die weite, von Moos und Steintrümmern bedeckte Fläche ein, die vor dem Sneehätta hingebreitet liegt. Bald kam uns derselbe vor Augen, ein teilweis beschneiter, zerrissener Grat, scharf vom hellen Abendhimmel abgezeichnet. Ihm zur Seite einige Trabanten von ähnlicher Form. Die ganze Gruppe, vornehmlich der Sneehätta selbst, erinnerte mich in ihrer Gestaltung auf den ersten Blick an die algäuer Berge, die ich ein paar Jahre täglich vor Augen gehabt. Aber statt der malerischen Vorhöhen, über denen sich die Zacken des „Geißhorn" oder



Der Sneehätta.

„Daumen" erheben, lag hier eine wüste Fläche in trauriger Einförmigkeit hingestreckt.

Der Pfad verliert sich ganz im elenden Gestrüpp, in Sumpf- und Trümmerflächen; in den Vertiefungen rauschen reißende Bergwässer, von denen wir beiläufig ein Dutzend zu passieren hatten. Aber unsere kleinen falben Normänner trugen uns mit sicherem Tritt hinüber und endlich sogar über ein Schneefeld, — eine Tour, wie ich sie noch auf keiner Bergfahrt erlebt hatte, und wie sie wohl auch wenigen Alpenwanderern — man bedenke, daß es nachts zwischen 11 und 12 Uhr war — schon vorgekommen sein mag. Um Mitternacht hielten wir in

einem weiten Schuttfeld, unsere Pferde nebst einem der Führer an einer Art Steinhütte zurücklassend. Ein kalter See ruhte schweigend in einer mäßigen Vertiefung zwischen Schneefeldern und grauem Gestein eingebettet. Verwitterte, mit Moos überzogene Renntiergeweihe lagen umher. Vor dem Sneehätta aber türmte sich noch eine dunkle Felsmasse empor, ein kolossaler Trümmerhaufen, über dessen wankende Stufen wir aufwärts klettern mußten, um die beschneite Flanke des Berges selbst zu erreichen. Tausend Funken flimmerten auf der harten Schneedecke seines obersten Abhanges, dann aber brach die Sonne hervor — es war zwei Uhr morgens, da standen wir auf dem Gipfel.

Das Rundbild von dieser Hochwarte des Dovre ist groß und schön. Die bedeutenderen Bergreihen liegen aber entfernter, die packende Wirkung des auf dem Galdhöpig in so plötzlicher Nähe auftauchenden Gipfelchaos fehlt hier. Die nächste Umgebung des Sneehätta ist jedoch von eigenartigem Interesse. Eine halbmondförmige Vertiefung zu unseren Füßen, die nach der Südostseite offen ist, bedeutete uns, daß hier hinab ein Teil des Gipfels eingestürzt ist. Schneemassen füllen diesen Kessel wie am Galdhöpig, ein kleiner Gletscher von unmerklicher Neigung ragt daraus hervor, einen Eissee nährend, dem eine Stufe tiefer ein zweiter folgt. Überhaupt zeigen sich hier im Gegensatz zu der scheinbar wasserlosen Feldwüste, die den Galdhöpig umkreist, eine Menge kleiner Seespiegel, die meisten freilich mit einer Eisdecke überzogen. Schwarzbraune Massen, wie erstarrte Schlammwellen, der Lava am Vesuv nicht unähnlich, umlagerten dieselben, auch die Schneefelder erschienen hier teilweis schmutzig. Das leichter verwitternde Gestein des Sneehätta, Glimmerschiefer, das übrigens auch von mächtigen Quarzadern durchzogen wird, mag diese Erscheinungen erklären.

Gegen NW. streckt sich eine groteske Schneezackenreihe hin. Das sind die Berge, welche die wildschöne Umgebung des Romsdalsfjord bilden, während nach Osten hin alles in blaue Wellenlinien verläuft. Wendet man jedoch auf dieser Seite den Blick etwas südwärts, so begegnen ihm in imposanter Reihe die schneebedeckten Pyramiden der Rundane, die sich bis zu einer Meereshöhe von mehr als 2000 Meter über dem einsamen Plateau erheben.

Auf dem Rückweg hatten wir bei steigender Tageshitze nochmals die volle Empfindung einer melancholischen Wüstenei. Kein Baum weit und breit im endlosen Graubraun der Moosfläche. Auch von der Tierwelt gewahrten wir keine Spur. Nur dann und wann ließ sich in der allgemeinen Stille ein kurzer, pfeifender Ton vernehmen, vielleicht die Stimme des hier heimischen Regenpfeifers (Eudromias Morinellus).

Der Sneehätta aber, im Glanze des Tageslichtes viel größer und höher erscheinend, bot uns beim Scheiden noch ein majestätisches Bild.

Hätte ich den Montblanc nicht selber in der höchsten Pracht eines Sommermorgens gesehen, vielleicht hätte ich doch den Worten Leopold v. Buchs einigen Glauben geschenkt. Wer aber in Norwegen Anklänge an jene erhabensten Scenen der Hochalpen finden will, der muß sich hierzu nicht den Dovre aussuchen, sondern ins Bergrevier der Jotune dringen, oder nach jener wundersamen Insel- und Küstenwelt hinaufsteuern, die, von den Lofoten beginnend, gegen das Nordkap zieht.

15.

Ein Ausbruch des großen Geisers auf Island.

M. Nordau.

Die Flut war heftig bewegt und wallte in breiten Ringwellen gegen den Strand des Beckens; von der Röhre her tönte ein schauerliches, halberstícktes Brüllen, wie von einem vorsündflutlichen Untier, das eine eiserne Hand würgt; plötzlich regte sich etwas in der Mitte des Bassins; aus dem Wasserspiegel erhob sich langsam eine dunkle, riesige Masse, gestaltlos wogend und zerfließend und doch heftig bewegt, wie von inneren Zuckungen geschüttelt, und sank dann wieder ohnmächtig zurück; ein zweites Mal erhob sich das formlose Ungeheuer, diesmal einem jener fabelhaften Polypen gleichend, die manchmal über der Meeresoberfläche zum Schrecken der Schiffer erscheinen sollen, tauchte aber wieder in den dampfenden Abgrund nieder. Allein rasch fuhr es aufs neue empor, und diesmal schoß es unter Donnern und Erdbeben haushoch in die Luft. Es war der steigende Wasserstrahl des Geisers. Wasserstrahl? Ein lächerlich schwacher, nichtssagender Ausdruck angesichts dieser Erscheinung; eine riesige Säule, ein Berg, zwei Meter und mehr im Durchmesser haltend, wurde aus dem Höllenschlunde herausgehoben; die Masse stieg mit einem Rucke etwa zehn Meter hoch, eine ungeheure Dampfwolke entwickelte sich aus ihr, dann sank sie ein wenig zurück; ein neuer Ruck und aus der ersten Säule schien eine zweite herauszufahren, um zehn Meter weiter in die Höhe dringend und neue Dampfmassen ausstoßend; wieder ein momentanes Zurücksinken, und ein neuer Schwall brach hervor, dessen Haupt aus einer schwindligen Höhe, vielleicht von 30 Meter und mehr auf uns niederglänzte. In dieser Form blieb die überwältigende Erscheinung nun eine Weile; das in Schaum zerstiebende Haupt des Wasserberges bäumte sich bald etwas in die Höhe, bald sank es ein wenig zurück; manchmal fiel die Masse bis zur Hälfte zusammen, aber nur um gleich wieder mit fürchterlicher Gewalt in die Höhe gejagt zu werden; dazu wütete das Getöse in der Tiefe; die Erde bebte heftig, und in der

Röhre schienen Dämonen sich Kämpfe auf Leben und Tod zu liefern. Es blies während dieser Zeit ein ziemlich kräftiger Wind, allein er vermochte den starren, pfeilfluggeraden Wasserpfeiler nicht im geringsten zu erschüttern und war gerade nur stark genug, um die Dampfmassen zu verjagen, die hinter dem Springquell eine weiße Wand bildeten, von der sich seine dunkle, wie aus geschmolzenem Metall bestehende Masse um so schärfer und wirkungsvoller abhob.

Eine Viertelstunde währte das unvergleichliche Schauspiel mit unverminderter Gewalt; dann begann die Säule sich wieder ruckweise zu verkürzen, wie sie sich ruckweise aus dem Becken herausgehoben hatte; ich kann diesen merkwürdigen Vorgang mit nichts anderem vergleichen, als mit dem Auseinanderziehen und Zusammenstoßen eines aus drei oder vier ineinandergeschobenen Röhren bestehenden ungeheuren Fernrohrs. Eine Minute später, und der Wasserkoloß war verschwunden und mit ihm auch das Wasser, das bis dahin das Bassin gefüllt hatte; der unterirdische Donner verstummte, der Boden stand wieder fest, und das Becken lag leer vor uns, so daß wir in der Mitte die gähnende Mündung der Röhre sehen konnten. Wir näherten uns vorsichtig dem Rande derselben und konnten in der mit undurchdringlicher Finsternis erfüllten Tiefe das Wallen und Gurgeln der abfließenden Gewässer hören. Die Röhre, die sehr oft gemessen wurde, hat an ihrer Mündung 9½ englische Fuß im Durchmesser und geht bis zu einer Tiefe von 76 Fuß in ungebrochener Linie hinab. — Wir kehrten schweigend, voll der erhaltenen Eindrücke, aber unfähig, ihnen gleich Worte zu leihen, in unser Zelt zurück und lagen noch lange aufgeregt auf unserer Decke, ehe der Schlaf unsere Nerven beruhigte.

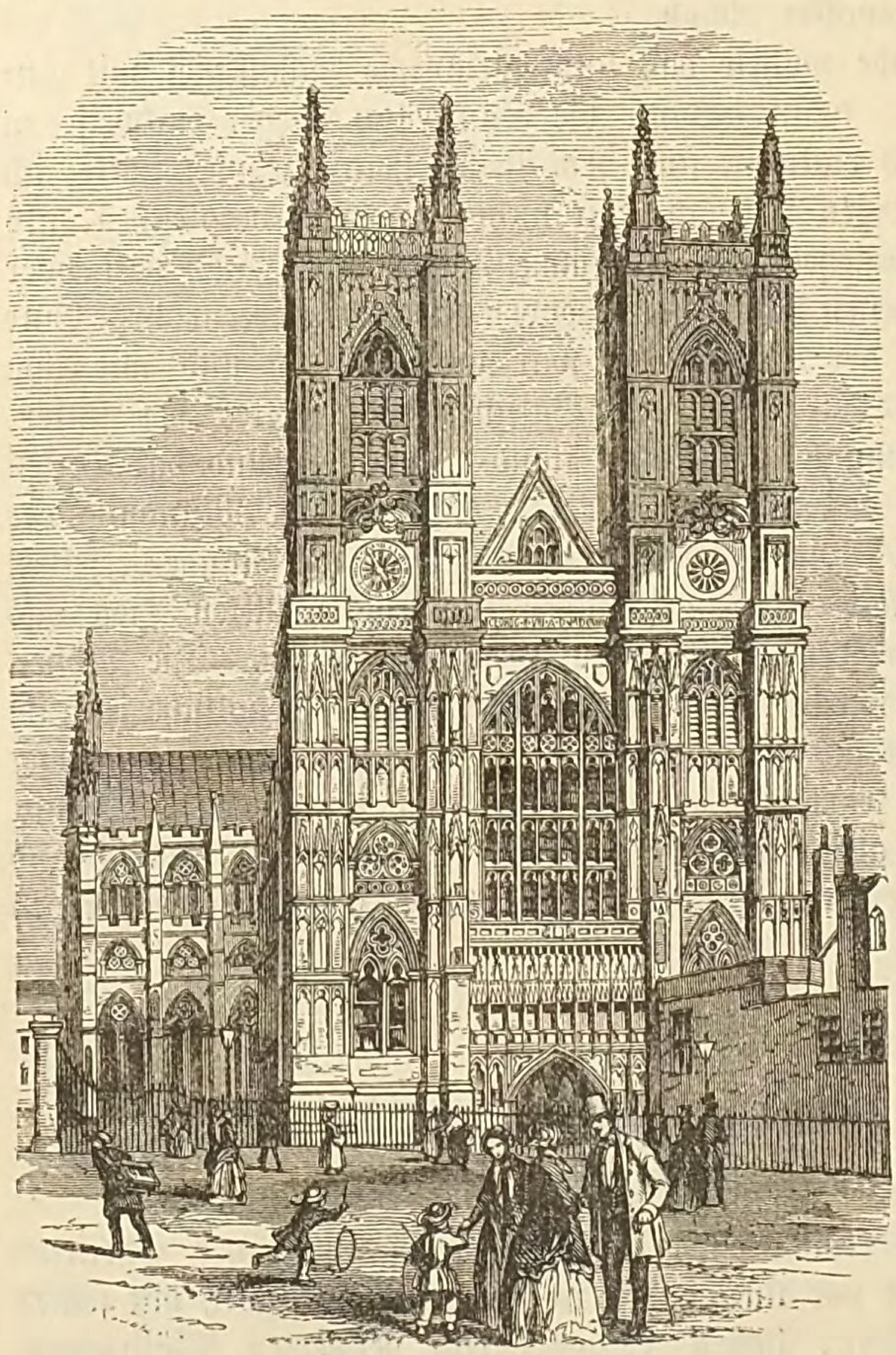
16.

Ein Besuch der Westminster-Abtei.

J. Rodenberg.

Die Westminster-Abtei, einer der herrlichsten Dome der Christenheit, wie wir ihn jetzt vor uns haben in seiner reinen Gotik, mit seinen mächtigen Strebepfeilern, hohen Hallen, reich verzierten Wölbungen, stammt aus dem 13. Jahrhundert, den Zeiten Heinrichs III. und Eduards I. Langsam schreite ich dahin unter den Außenpfeilern des Schiffs, unter den Flügeln des Chors, unter den Bogenfenstern an den Kapellen vorüber — alles in jene düstre Farbe der Jahrhunderte gekleidet, auf einem Boden, der fast so lange, als die christliche Zeitrechnung reicht, den Menschen heilig war. Etwas Feierliches, etwas Beruhigendes hat es mitten in dem Ocean des Londoner Lebens, wenn man die Glocke von Westminster schlagen hört; immer stiller wird es, als

ob man sich aus der Welt entferne, wenn man sich diesen steinernen Zinnen, Zacken, Türmen und Türmchen naht, welche seit mehr als einem halben Jahrtausend schon ruhig und unbewegt in den Himmel ragen. Jetzt nimmt die Dämmerung, die durch das Innere der Westminster-Abtei webt, mich auf. Stimmen tönen herauf, bald wie dumpfes Gemurmel, bald wie ferner Gesang, das Herz seltsam erschütternd. Einzelne Lichter glühen hier und dort in diesem dunkeln Walde von Stein; sind es die Reflexe der Sonne, welche durch die bunten Scheiben schaut, sind es die Lampen, welche rötlich über den Altären, in den Nischen, an den Gräbern brennen, dort, wo Maria Stuart friedlich neben Königin Elisabeth schlummert? Aus den traumhaften, geisterhaften Fernen kehrt der Blick zu der nächsten Umgebung zurück, und der graue Tagesschimmer zeigt ihm bekannte Gestalten umher. Es ist der Poetenwinkel — „Poet's corner“ — ein Raum von mäßigem Umfang, aber doch den ganzen Ruhm der englischen Dichtkunst umschließend, von Chaucer an, der ihr Vater genannt und im Jahre 1400 hier bestattet ward, bis zu den jüngsten seiner Nachkommen, die seinem glorreichen Wege bis hierher gefolgt sind. Bald wird das fünfte Säkulum seitdem sich vollendet haben. Die Wände sind mit steinernen Denkmalen bedeckt, der Grund ist ganz mit Staub und Asche gefüllt; da wird nur wenig Platz mehr sein für


Westminster-Abtei.

neue Gräber. Und doch stehe ich hier an einem, das nicht war, als ich zum letzten Male in Westminster-Abtei geweilt. Zu diesem Grabe zog es mich oft wehmütig aus weiter Ferne hin, und es zu besuchen, war mein erster Gedanke am ersten Morgen, den ich wieder in London zugebracht. Der darin ruht, ist mir nicht näher befreundet gewesen, als den Millionen andern, denen er im Leben Gutes gethan, und die daher ihn im Tode nicht vergessen werden. Eine dunkle Steinplatte bedeckt die Gruft, mit folgender Inschrift in Messingbuchstaben:

Charles Dickens,
born 7. February 1812,
died 9. June 1870.

Die Büste Thackerays schaut auf sein Grab herab und von der Wand gegenüber die Büste Oliver Goldsmiths. Vier Jahre sind es, daß er hier schläft, hinweggerufen aus einer halbvollendeten Arbeit. Aber genug hat er der Mit- und Nachwelt gegeben, um seinen Ruhm und sein Andenken nicht sterben zu lassen. Künftige Geschlechter werden nicht minder bewegt und dankerfüllt, wie das gegenwärtige, zu diesem Grabe pilgern, dessen nunmehr stiller Bewohner uns lachen und weinen machte, wie kein zweiter des Jahrhunderts.

Nachdem ich die Pflicht der Pietät erfüllt, trete ich wieder hinaus; ein gelblicher Nebel hat sich herabgesenkt auf die Straßen, deren Branden und Brausen mir entgegendonnert und mich mächtig hineinträgt in das volle Londoner Leben. Zu meiner Rechten steht das Parlamentsgebäude, Westminsterhall und der Viktoriaturm; vereinsamt in die vorüberrauschende Menschenwoge, wie zurückgewandt in die Vergangenheit, schaut Whitehall, als schwebe um seine graue Fassade der Schatten Karls, als dröhne durch seine hallenden Korridore der Schritt Cromwells. .. Hier öffnet sich der Durchblick, hier Charing Croß und Trafalgar Square mit den Brunnen und den Treppen und der Nelsonsäule und der Nationalgalerie, und dort liegt der Strand.

17.

Woburn Abbey, ein englischer Landsitz.

L. Freiherr v. Ompteda.

Der Engländer der höheren Klassen wohnt und lebt nicht in der großen Stadt, dort arbeitet er nur; er schlendert nicht auf Boulevards und sitzt nicht um Mitternacht vor Cafés, denn das verbietet das Klima; er sucht nicht seine Erholung mit Frau und Kindern in nahegelegenen öffentlichen Vergnügungsgärten, denn solche giebt es für die höheren Stände nicht: des Engländers Heimat ist auf dem Lande, in den Schlössern und Landhäusern, in den Parks, Gärten und Gärtchen.

Der Engländer hat sein Daheim auf dem Lande. Dort müssen wir ihn aufsuchen, um seine besten Seiten, die liebenswürdigen Eigenschaften zu entdecken, die er hinter einem tüchtigen aber ungelenken und abweisenden Äußern verbirgt; denn nur hier öffnet sich diese spröde, verschlossene Natur zu echter Höflichkeit und herzlicher Gastfreiheit. Dieses Daheim will er in Haus und Garten geschmückt sehen, er studiert darauf, es mit allem Komfort und aller Kultur auszustatten, die der Boden, das Klima und der nationale Reichtum entwickelt haben.

Nur dann also besitzen wir eine volle Anschauung des englischen Lebens, wenn wir Englands Landsitze und Gärten kennen lernten. Zugleich aber werden wir dort in ein uns neues Kulturgebiet, in die englische Gartenkunst eingeführt. Die Pflege und Ausschmückung der Landsitze unter Bedingungen, die von den Linien unseres kontinentalen Lebens wesentlich abweichen, hat die Gärtnerei in England zu einer eigentümlichen und hochentwickelten Luxusindustrie ausgestaltet.

Zunächst erlaubt das sonnenarme, feuchte Klima nicht ein anhaltendes, ruhiges Verweilen im Freien; es gestattet den reichlichen Genuß der frischen Luft nur in lebhafter Bewegung.

Dieses kühle Klima reift auch in einem großen Teile Englands viele von den edleren Früchten nicht, von denen bei uns jedes Gärtchen selbst dem Unbemittelteren seinen Anteil giebt.

Anderseits gewähren die wärmeren, in der Regel frostfreien englischen Winter einer großen Zahl von Gewächsen, die unser härteres Klima vernichtet, das Fortkommen im Freien.

Hierzu gesellt sich noch der meistens leichte und dabei frische Boden in einem großen Teile von England. Dieser, in Verbindung mit dem feuchten Klima, erzeugt oder gestattet die saftigen, reinen, smaragdgrünen Rasenflächen, die dem englischen Garten seinen Grundzug geben und deren glückliche Nachahmung bei uns so selten gelingt.

Endlich führt die bestehende politische und sociale Einteilung des Jahres den Engländer während der schönsten Monate des Frühlings und Sommers in die Stadt; auf dem Lande lebt er im Spätherbst und Winter.

Diese Umstände sind es hauptsächlich, die, unterstützt von dem hohen durchschnittlichen Reichtum der größeren Grundeigentümer und der zahlreichen kleineren Landhausbesitzer, zu einer völlig eigentümlichen Methode in der Behandlung und Kultur der Parks und Gärten führten.

Die Parks sollen möglichst weit, dabei baum- und wildreich sein, um Raum für energische Bewegung im Freien, für die Jagd und den nationalen Sport zu schaffen. Die Gärten sollen im kurzen Sommer dichtes Laub und heitere Blumen tragen, sie sollen aber vor allem in der rauhen Jahreszeit keine blätterlose Öde, sie sollen immer grün sein.

Das Haus soll während dieser Zeit im Wohnzimmer und im Wintergarten einen stets blühenden Blumenfrühling zeigen. Die Tafel verlangt frische Früchte und junge Gemüse das ganze Jahr hindurch.

Es soll mithin der englische Landsitz nicht etwa nur dem Stadtbewohner einen notdürftigen Behelf für den Sommer liefern, er soll vielmehr dem Besitzer und seinen zahlreichen Gästen einen geräumigen, warmen, reichen, einen „comfortablen“ Aufenthalt im Herbst und Winter bieten. Hier will der Eigentümer sich durch Gärtnerei, Landwirtschaft, Pflege des Forstes und durch die Anstrengung der Jagd wieder für die heiße, gehetzte Saison in London stärken, hier will er in ausreichenden Räumen bequeme Geselligkeit üben, hier will er als Gutsherr seinen politischen und socialen Einfluß geltend machen und genießen.

So hat sich die heutige englische hohe Gärtnerei entwickelt aus einem Kampfe gegen die Ungunst des Klimas und aus einer künstlichen Verschiebung der Jahreszeiten. Der schwere Streit ist siegreich durchgefochten vermöge der charakteristischen Rücksichtslosigkeit des Engländers gegen den Kostenpunkt, wenn ein bestimmter, notwendiger oder wünschenswerter Zweck erreicht werden soll. Es bildete sich eine besondere Schule der Gärtnerei, die, zugleich mit dem bunten Teppiche der Sommerblumen, den Garten der immergrünen Gewächse um das Haus legt, die aber vor allem im Treibhause zu jeder Jahreszeit das beste Obst, die seltensten Blumen für Tisch und Wohnzimmer hervorbringt und daneben im Wintergarten einen erfreulichen, reich geschmückten Aufenthalt für die Hausgenossen schafft.

Es ist also, wie wir sehen, das Treibhaus die notwendige Grundlage dieses weitverbreiteten, großartigen, gärtnerischen Komforts.

Vereinzelte Ansätze und unvollkommene Nachahmungen dieser englischen Treibhausgärtnerei treffen wir auch in der Heimat; aber nur in seltenen einzelnen Fällen ist diese Kunst bei uns zu einer ähnlichen Stufe der Vielseitigkeit und Vollendung entwickelt, wie sie in England den Durchschnitt der Leistungen bildet.

Diese hohe englische Gärtnerschule fand ihre Zusammenfassung in dem großartigen botanisch-gärtnerischen Institute zu Kew; von dort aus entwickelten sich, dem Gesetze der Arbeitsteilung folgend, die riesenhaften Warmhausbetriebe der großen Handelsgärtner.

An der Eisenbahn, die von Oxford über Bedford nach Cambridge führt, liegt die kleine Station Woburn in einem grünen, wohlgepflegten Thale.

Jenseit des Örtchens zieht sich der Weg die Höhe hinan, die das Thal in langem, gleichmäßigem Zuge überragt. Bald tauchen wir in einen Hohlweg ein, der zu beiden Seiten mit Nadelholz und immer-

grünen Blattpflanzen eingefaßt ist. Er führt auf die Hochebene und an das nächstliegende Thor des Parkes von Woburn Abbey, eines Parkes, dessen drei Meter hohe Umfassungsmauer eine Länge von vier deutschen Meilen hat.

Nachdem wir das Thor durchschritten, nimmt uns der „Evergreen Drive" auf, ein Weg, der zwischen breiten Grasstreifen hinführt, deren jeder auf seiner anderen Seite durch Gebüsch abgeschlossen ist. Dieses besteht nur aus immergrünen Gewächsen. Den Hintergrund bilden hohe Nadelbäume, vor ihnen drängen sich grüne und scheckige Stechpalmen, kräftiger Laurustinus und hochgewachsener Evonymus, mit dunklen Cypressen und helleren Lärchen untermischt. Des Weges größter Schmuck jedoch besteht in den herrlichen alten Cedern, die unter die schönsten in ganz England gezählt werden. Der vordere, untere Rand des Busches ist sorgfältig mit wildem Rhododendron ausgepflanzt, das gerade jetzt die Pracht seiner lilafarbigen Blüten trägt. In sanft geschwungenen Wellenlinien, hier und da durch kurze Lücken unterbrochen, begleitet dieses wunderbare Gebüsch unseren Weg eine lange Strecke, bis derselbe in den offenen Park mündet. Man sieht auf Weideland und Bäume, einzeln und in Gruppen; den Hintergrund schließen überall leichtere oder doch perspektivisch so erscheinende Bestände ab. Zu unseren beiden Seiten zeigen sich stattliche Cottages, von hohen Eichen und Ulmen beschattet, mit blühenden Glycinien und dunklem Epheu bewachsen, von niedlichen Gärtchen eingefaßt. Es sind die Wohnungen der herzoglichen Beamten. Dann tritt rechts der große Wirtschaftshof („Home Farm") hervor, links die Meierei („Dairy"). Hinter diesen Gehöften biegt der Weg vor einer weiten, von Geflügel belebten Wasserfläche nach rechts aus, und vor uns sehen wir das Schloß.

Woburn Abbey ist um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im italienischen Geschmacke einfach und edel aufgeführt. Das Schloß bildet ein regelmäßiges Viereck um einen inneren Hof. Nicht erhöht gegen die Umgebung, erscheint es durch die langen Linien seiner Seitenflügel auf den ersten Anblick etwas gedrückt. Die uns jetzt zugewendete hintere Front trägt in ihrer Mitte einen von vier ionischen Säulen gestützten mächtigen Giebel, das Erdgeschoß ist von unbehauenen Steinen. Der Park tritt auf dieser Seite unmittelbar an das Schloß heran ohne die Vermittelung gartenmäßig behandelter Zwischenstücke. So bewegen sich denn auch die verschiedenen Gruppen des Weideviehs und des zahmen Damwildes in nächster Nähe der herrschaftlichen Wohnung. Diese unmittelbare Nachbarschaft giebt der Umgebung des Hauses eine natürliche Einfachheit und vornehme Ruhe, Eigenschaften, die namentlich bei den großen Herrensitzen eine bedeutende Wirkung erzielen.

Wir wenden uns nur zögernd ab von diesem wohlthuenden Bild

ländlichen Genügens und treten durch die weite Glasthür unmittelbar in die große Speisehalle ein beinahe quadratischer, von Säulen getragener Raum, dessen Wände mit figurenreichen, wohlerhaltenen Gobelins mythologischen Gegenstandes geziert sind. Eine Treppe führt uns hinauf in den ersten Stock. Hier läuft ein breiter Korridor an der inneren Seite des Schlosses durch sämtliche vier Flügel. Diese zweckmäßige Anlage dient, da überall Wasserheizung besteht, im Winter als Spaziergang, und man verweilt um so lieber darin, als sie uns zugleich die Geschichte des großen Hauses Russell in einer Reihe von Porträten und Büsten der besten Meister vorführt.

Wir haben jetzt in der Galerie das Schloß rings durchwandert.

Nun betreten wir die Empfangsräume (State Drawing Rooms), eine Reihe großer, stattlicher Säle und Zimmer. Decken und Thüren sind aus weißem Stuck mit Vergoldung oder aus seltenem, geschnitztem Holzwerke. Ebenso sind die Wände in Stuck oder mit schweren Stofftapeten überzogen. Die Kamine sind in vergoldetem Metall ausgeführt, mit hohen, kunstreich gearbeiteten Marmormänteln. Die Möbel entsprechen dem Stile des Hauses, schwer und gediegen, mit reichen Stoffen. Majoliken, Porzellan, alte Bronzen und Emaillen fehlen nicht auf den Schränken, Tischen und an den Wänden. Uberall herrscht Pracht und Reichtum, aber auch überall reiner, guter Geschmack; nirgends stören die geleckten modernen Erzeugnisse des französischen Kunstgewerbes, der schwächliche sogenannte „Stil Ludwigs XVI.“ Den schönsten Schmuck jedoch aller dieser Gemächer bilden die wertvollen Gemälde.

Den Schluß dieser glänzenden Zimmerreihe bildet die Bibliothek. Sie umfaßt zwei Räume, deren zweiter, das Eckzimmer, vierundzwanzig Ansichten aus Venedig enthält. Aus der Bibliothek führen Glasthüren in die Blumengärten. Man tritt zuerst unter die breite Arkade (Säulenhalle), welche hier ununterbrochen an der Gartenseite des Schlosses entlang läuft. Dieser Gang ist in steter Abwechselung mit Rosen und anderen Schlinggewächsen überzogen; von Zeit zu Zeit unterbricht eine Blumengruppe, ein Springbrunnen, ein Marmorwerk oder eine der kolossalen Majolikavasen die Einförmigkeit des langen Weges. Über dem Gange befinden sich Wohnräume neben Gewächshäusern für einzelne Blumengattungen. Von dieser Arkade aus erstrecken sich die Blumengärten nach den verschiedensten Richtungen. Auch in ihnen wiegt der von nur wenigen Hauptwegen durchschnittene dichte, kurze, reine Rasen vor. Kleine Wasserflächen, besetzt mit Goldschleien, beleben ihn und kleine, verstreute Blumenbeete, einfach in Zeichnung und Auswahl der Pflanzen, wirken in bescheidener Unterordnung die bunten Farben in den grünen Teppich. Gruppen von Rhododendren und pontischen Azaleen weichen etwas zurück, und hinter diesen bilden immergrüne Strauch-

gewächse den Übergang zu den größeren, baumreichen Teilen des Gartens. An einer etwas erhöhten Stelle tritt uns ein lebensgroßes Standbild der jetzigen Herzogin entgegen aus vergoldetem Kupfer, vom Bildhauer Böhm. Auch durch die weiteren Gärten führen nur wenige, sanft gewundene Wege. Wo ein Baumgang oder eine andere geradlinige Anlage der Vorzeit zu verwerten war, hat man sie mit Rasen umgeben und dadurch die Steifheit des Kiesweges vermieden. Einen seltenen Anblick gewährt dem Festländer eine lange Allee großer, üppig wachsender Araucarien (imbricata). Mit ihren dunklen Zweigen langgestreckt auf dem Hellgrün des Rasens lagernd, rufen sie einen ungewöhnlich ernsten Gegensatz hervor. Die Gärten zieren viele mehrhundertjährige Eichen von sehr starker und gesunder Entwickelung, zwischen ihnen auf Felsgruppen fröhlich gedeihende Alpenrosen, Edelweiß und verwandte Bergbewohner. Näher am Schlosse stehen einige junge Eichbäume an gesicherter Stelle. Einer schönen alten Sitte folgend, pflanzte sie die Prinzeß Royal von England, Deutschlands Kronprinzessin, zur dauernden Erinnerung an einen Besuch des Ortes im Jahre 1874 mit eigner Hand. Überall bildet der immergrüne Busch den Abschluß.

Daß einem so großen Landsitze ein reichbesetzter Wintergarten nicht fehlt, ist selbstverständlich. Hier wirkt er um so anziehender, als er in unmittelbarer Verbindung mit der Statuengalerie steht, einer Sammlung wertvoller italienischer und anderer Arbeiten. An jedem Ende der Galerie befindet sich ein kleiner Tempel, links der Freiheit gewidmet, mit Büsten der englischen Staatsmänner Fox und Canning, rechts den Grazien geweiht, mit einer reizenden Gruppe der drei Grazien von Canova.

Die Wanderung durch Woburn Abbey und alle seine Herrlichkeiten hatte bereits einige Stunden in Anspruch genommen; Augen und Füße fühlten das Bedürfnis nach Ausruhen, und so folgten wir willig unserem gastfreien Hausherrn zum Imbiß in die uns bekannte große Speisehalle . . . Dann entführen uns die anfahrenden herzoglichen Wagen zu neuen Bildern.

Wir halten zunächst bei der Home-Farm an, demjenigen Hofe, welchen der Gutsherr selbst zu bewirtschaften pflegt, und der sich daher meistens durch einen gewissen Luxus in Gebäuden und Maschinen, in den Viehständen und in allerlei landwirtschaftlichen Versuchen auszuzeichnen pflegt. Hier finden wir 35 schöne hirschköpfige Alderneykühe aufgestellt, von der Insel Jersey stammend und wegen der Zierlichkeit und Regelmäßigkeit in Figur und Farbe, sowie wegen des reichen Fettgehaltes ihrer Milch jetzt als Park- und Luxusvieh am meisten geschätzt. Der Hof enthält geräumige Werkstätten für Schmied und Schreiner, welche hier mit Unterstützung einer Lokomobile die Reparaturen für alle die großen und kleinen Gebäude des weiten Gutsbezirkes von Woburn herstellen.

Wir besuchen von da aus die an der anderen Seite des großen Fahrweges belegene Dairy, den Milchkeller. Der innere Raum ist mit bunten Kacheln bekleidet, zwischen denen Friese von Majolika umlaufen, welche Allegorien der Jahreszeiten und Bilder aus der milchwirtschaftlichen Thätigkeit darstellen. Ein Springbrunnen regelt den nötigen Feuchtigkeitsgehalt und eine Wasserheizung die Temperatur der Luft. Die Milchgefäße sind hier aus Glas, anderswo auch aus Porzellan oder emailliertem Eisen, je nach dem wissenschaftlichen Standpunkte der herrschenden Meierin hinsichtlich ihrer vorzüglicheren Eigenschaften für das Ausrahmen der Milch. Schöne, alte chinesische und japanesische Schüsseln sind an passenden Plätzen als Verzierung des Ortes aufgestellt...

Während der Fahrt gelang es mir, mein Gegenüber im Wagen, einen Gutsbesitzer aus dem benachbarten Warwickshire mitteilsam zu machen, indem ich zunächst die uns umgebende und alsdann die englische Landschaft und Landwirtschaft im allgemeinen lobte.

„Sie waren vermutlich niemals in Holstein?" fragte ich; „dort finden Sie ganz ähnliche Hecken, wie wir sie hier sehen, namentlich auch diese hohen Baumhecken auf breitem Erdrücken, mit einzelnen überragenden Hochstämmen; man nennt sie dort Knicke; nur innerhalb der Koppeln duldet man dort keine Bäume, man hält sie für schädlich." „Dieser Hecken- und Baumreichtum in unseren Feldern," erwiderte jener, „mag immerhin ein Stück alter angelsächsischer Gewohnheit sein, gehegt durch das ähnliche feuchte Klima, das beide Länder auf Viehzucht hinweist, und durch den Wind. Ich war nicht im alten Angeln, aber ich kenne Frankreich, Belgien und Deutschland. Ich leugne nicht, trotz der Berge kommt uns in jenen Ländern die Gegend vielfach recht flach und unerfreulich vor."

„Übrigens," fuhr er fort, „erscheint unsere englische Landschaft dem durchreisenden Fremden immer etwas grüner und laubreicher, als sie es im durchschnittlichen Ganzen ist; denn in der Nähe der großen Städte und längs der Eisenbahnlinien wiegt die Milchwirtschaft und die Viehmästung vor; das weidende Vieh aber bedarf der Hecken und Bäume zum Schutze und zur Hut, es bedarf auch der vielen kleinen Wasserläufe."

„Um Ihnen jedoch ein möglichst vollständiges Bild zu geben," hob er wieder an, „muß ich noch hinzufügen, daß auch hier die Ansichten über diese Frage geteilt sind. Noch kürzlich ist in der „Königlichen Ackerbaugesellschaft" ernstlich darauf hingewiesen worden, daß wir zuviel Bäume, Hecken, Feldwege und Wasserläufe haben. Namentlich, so wurde ausgeführt, sind die einzeln stehenden hohen Bäume ein schädlicher Luxus; sie halten um ihren Standort die überflüssige Feuchtigkeit fest, wehren die Sonne ab, nutzen den Boden stark aus und geben selbst kein gutes

Nutzholz. In ihrer Gesamtheit begünstigen die Bäume entschieden die Feuchtigkeit unseres Klimas. Die unregelmäßigen Koppeln erfordern eine Menge von Wegen; die Hecken sind nicht einmal wirklich malerisch.“ .. Der Umfang des Parkes von vier deutschen Meilen enthält selbstverständlich sehr verschieden behandelte Abteilungen, nicht allein Weidegrund mit Bäumen, wir fahren auch durch weite, forstmäßig gepflegte Flächen. Ein besonders eingezäunter Bezirk, The Thornery (die Dörnerei) genannt, zeigt sich als ein wilder, mit Dornen und Gestrüpp bewachsener Waldplatz. In seiner Mitte steht ein Häuschen, von einem Blumengärtchen umgeben. Wir könnten unsere Prinzessin Dornröschen hier suchen, wenn nicht mehrere offene Wege ungehindert hinein und hindurch führten. In diesen entfernten, dichten Waldbeständen des Parkes steht das Rotwild so zahlreich, daß jährlich 40 Stück abgeschossen werden. Die dem Walddickicht sich anschließenden, freieren Flächen, Blößen mit einzelnen Baumriesen über hohen Farnen, bilden den Aufenthalt der Kaninchen und Fasanen — des Wilddiebs Reineke Jagdbezirk. Jetzt nahen die grünen Weideflächen wieder heran, von den mächtig aufstrebenden und breitästigen Gestalten einzelstehender Eichen, Ulmen, Buchen und Tannen unterbrochen. Diese Bäume, die niemals durch gedrängten Stand in die Höhe getrieben und in der Bewurzelung gehindert waren, breiten ihre untersten und mächtigsten Zweige auf dem grünen Grunde aus. Es sind Baumtypen von seltener Schönheit der natürlichen Entwickelung, unserem festländischen Auge ungewohnt. Zugleich aber unterbrechen diese mächtigen Stämme die Fernsichten und umrahmen einzelne Ausschnitte des weiten Bildes. Man vermeidet hier die langen, schmalen, ununterbrochenen Aussichten über ebenen Rasen, welche die Ferne künstlich näher rücken; immer schimmert die Entfernung, von Bäumen halbverdeckt, nur ungewiß durch. Es giebt nur wenige große Wege, man geht, reitet und fährt auf der Grasnarbe. Belebte Wasserflächen sind durch Abdämmungen des abfallenden vertieften Grundes an seiner Thalseite geschaffen, dann wieder durch Überfälle verbunden. Die Ufer liegen offen in Rasen, nur mit vereinzelten Trauerweiden und anderen Freunden des feuchten Untergrundes besetzt. Eine sehr schöne Wirkung rufen einzelne sorgfältig zusammengestellte Gruppen von gleichartigen blühenden Bäumen, Rot- oder Weißdorn, hervor, oder Gewächse helleren Grünes, die sich um eine riesige Blutbuche drängen. So ist man überall bemüht, durch harmonische Zusammenstellung in Form und Farbe veredelte natürliche Bilder zu schaffen. Die leichten Drahtgitter, welche diese Pflanzungen gegen das Weidevieh und Damwild schützen, stören das Auge nicht. Ebenso werden die geschlossenen Weiden der Pferde durch einen unsichtbaren Drahtzaun umhegt. In unmittelbarster Nähe des Hauses erstreckt sich nun die Lawn, ein großer, freier, ebener, besonders gepflegter Rasenplatz, auf welchem

die verschiedensten Ballspiele u. s. w. von Damen und Herren geübt werden.

Die große Kunst der Parkgärtnerei in England — so belehren uns die wechselnden Musterstücke, die heute an uns vorüberzogen — strebt also dahin: jede Erinnerung an künstliche Anlage zu verwischen und nur die veredelte natürliche Landschaft darzustellen, sehr verschieden von dem, was man auf dem Kontinente so vielfach unter „Park" versteht und, namentlich früher, mißverstand. Nur in der Nähe will man einen farbigen Blumengarten, von bunten Wegen durchzogen und mit zierenden Vasen geschmückt, einem Teppiche ähnlich, der sich um das Haus legt. Nirgendwo sieht man die Umfassungsmauer des Parkes, sie verbirgt sich hinter einer dichten, hohen Wand von Tannen und Lärchen. Alle die kleinen Wohn- und Wirtschaftsgebäude der Thorwächter und Parkhüter stellen die veredelte Hütte, nicht aber die karikierte Verkleinerungsform eines gotischen Schlosses oder eine ähnliche Geschmacksverirrung dar. Licht, Schatten und Luft sind in der Landschaft weise verteilt. Einzelschönheiten und Massenwirkungen wechseln ab, und überall waltet eine großartige, wohlthätige, frische, grüne Ruhe. Der englische Park ist die veredelte englische Landschaft, und die englische Landschaft strebt, sich dem Parke nachzubilden.

Unter solchen Betrachtungen waren wir wieder in den schönen Evergreen eingebogen und näherten uns dem Thore, das sich uns heute morgen zu so großartiger Gastfreundschaft geöffnet hatte.

18.

Loch Katrine und Loch Lomond.

A. Baumgartner.

Der viel besungene See Loch Katrine ist etwa 10 englische Meilen lang. Am Ostende herrscht Wald und Gebüsch, am Westende Fels und Heide vor. Ein paar Jägerhäuschen abgerechnet, ist die ganze Gegend einsam und menschenleer, stiller, als die Alpen im Hochgebirge. Nur das Echo antwortet dann und wann dem Rauschen des kleinen Dampfers, der sanft auf der spiegelglatten Flut einherfährt. Rasch schließen sich hinter ihm die Bogen der von ihm aufgerührten Wellen. Es ist schon spät am Nachmittag, und das vielstufige Grün der Landschaft wird inniger und voller. Da der See kaum eine Meile breit ist, so kann man nach beiden Seiten jeden Busch, jeden Fels, ja das Geäder der Felsen und jede Schlucht in dem buschigen Hügelkranz deutlich gewahren. Wenn ich aber von Felsen rede, so stelle man sich keine hohen, wilden Riffe oder unnahbaren Wände vor. Mit Ausnahme zweier Berge sind die

Hügel meist niedere Kegel, fast abgerundete Pyramiden oder zusammengepreßte Kugelkalotten, deren Rücken nicht dem See entlang laufen, sondern von beiden Ufern her sich in den See erstrecken. Ihre zahlreichen Kuppen, Äste, Felsterrassen, höhlenartigen Vertiefungen, kleinen Schluchten, Sättel machen einen jeden zu einem phantastischen kleinen Gebirge. Moos und Busch aber sänftigen alle Eckigkeiten und Härten des Felsens. Man fühlt sich da weder in Staunen versetzt, noch in lustige Bergstimmung gehoben. Aber alles ist träumerisch, überraschend und anziehend im kleinen. Die schönste Sicht über den See erhielten wir erst am andern Ende, wo wir, ausgeschifft, wieder auf einem Omnibus ein ziemlich steiles Joch hinauffuhren. Da lag er in seiner vollen Länge zu unsern Füßen, von den widereinander laufenden Landzungen in vier oder fünf kleinere Seeen geteilt. Der Vordergrund ist eine tiefblaue Bucht, in der sich links und rechts jähe Felshänge spiegeln. Die Mittelscene ist ein Gewirre von Hügelkuppen, die sich hintereinander in den See schieben, einander seltsam unterbrechen und Himmel und See in viele Buchten teilen. Hinter dem gelbgrünen Saum der Heide strahlt der Hauptarm des Sees in mildem Blau; die Hügel verstatten nicht, seine Breite zu bemessen, aber bläuliche Hügel mit den Zeichnungen eines fernen Gebirges schließen ihn da. Da ich nachgerade kein sonderlicher Freund von süßer Melancholie bin und einen fröhlichen Jodler unbedingt einem Heimwehlied vorziehe, so wäre mir auf dem See selbst die Sache etwas zu einförmig geworden. Als ich aber hier oben von der Bergeshöhe bei Stronachlachar auf diese Naturpracht zurückschaute, da fühlte ich mich denn doch wieder wie bezaubert. Da jauchzt und glüht alles im Sonnenschein, goldener Himmel, blauer See, dunkler Wald, schroffe Felsen, weiche Moosbänke, träumerische Heide, ahnungsreiche Buchten, inselartige Vorgebirge tanzen hier förmlich durcheinander, und dann ruhen sie und träumen, hinter jeder der Seitencoulissen schwebt irgend ein Roman oder eine Sage heraus, Hexen und Zauberer, Elfen und Feeen, Ritter und Eremiten, wilde Freibeuter und romantische Töchter des Gebirges, unheimliche Räuber und friedliche Harfner, kühne Häuptlinge und jagdlustige Clans. Wenn das Hochland das alles nicht schon in alten Liedern und Sagen besungen hätte, so müßten dergleichen, meine ich, notwendig in späteren Zeiten beim Anblick dieser wundersamen Gegend wach geworden sein.

Das glänzende Bild wechselt nun mit einem recht öden und wilden: ein steiler Gebirgspaß, von kahlen Felsen eingefaßt, und in dem trüben Moorgrund lagert sich ein verlassener Bergsee, Loch Arklet, hinter welchem die Kuppe des Ben Lomond baumlos und trostlos emporstarrt. Es macht einen ganz romanhaften Eindruck, oben auf der Höhe schon wieder einen See zu treffen. Da ist nun auch richtig das Land des Rob Roy, und etwas weiter fahren wir an der gebrochenen Feste des wilden

Freibeuters vorüber. Dann geht die Straße durch Fels und Gehölz in vielen Windungen einen steilen Felshang hinab. Die Wagenlenker ließen zu meiner Bewunderung und Freude in romantischem Saus und Braus und zugleich mit zuversichtlicher Geschicklichkeit die Schönheiten des Waldes an uns vorübergleiten, und als dieser sich öffnete, lag der schönste und größte der schottischen Seeen in feierlicher Abendruhe vor uns: Loch Lomond. Das ist nun im Grunde dieselbe Geschichte, wie bei Loch Katrine — der See bildet eine natürliche Bühne, Hügel und Vorgebirge die malerischen Seitencoulissen, ein ferner Hügel oder Berg den Hintergrund. Aber alles ist hier größer angelegt. Der See ist 23 englische Meilen lang, von 1 zu 5 Meilen breit, von 20 bis 100 Faden tief und deckt einen Flächenraum von 20000 Acres. Der Berg Ben Lomond, der seinen breiten Fuß der Mitte des östlichen Ufers entlang reckt, steigt fast zu 1000 Meter Höhe und macht, da der See nur 10 Meter über Meeresniveau liegt und der Berg hart und steil am Ufer emporsteigt, den Eindruck eines stattlichen Gebirges. Der See trägt 30 Inseln auf seiner Fläche, zahllose Buchten und Vorgebirge an seinem Rand. Der Größe des Sees entsprechend ist der Dampfer, der uns aufnimmt, von der Größe eines mittleren Rheinboots. Man kann übrigens — und das ist eben der Reiz dieser schottischen Seen — die lange Fläche nirgends übersehen. Von Inversnaid, wo wir einstiegen, dehnt sich ein Arm von etwa 4 Meilen Länge und einer Meile Breite nordwärts, ein etwas kürzerer südwärts nach Tarbet, wo er sich für das Auge zu schließen scheint. Er macht aber nur eine Krümmung, um, an Breite zunehmend, in einem weiten und vielgezackten Dreieck seine volle Herrlichkeit zu entfalten. Doch was auf der Karte ein Dreieck ist, bleibt fürs Auge in jedem Moment ein schönes Oval, jetzt von Inseln umkränzt, jetzt von ihnen in viele Straßen geteilt, jetzt sich majestätisch erweiternd und dann wieder in mehrere Seearme sich verästend. Von den Trossachs kommend, hielt ich es beinahe für unmöglich, daß die Spannung, welche die Landschaft hervorruft, sich erfolgreich fortsetzen könnte. Aber am Loch Lomond wird alles Bisherige weit überboten.

Im magischen Lichte des Abends stoßen wir denn vom Lande und treiben auf den See hinaus aus einem dunkeln Walde, den ein schmaler Felsenrand über das Spiegelbild der wogenden Bäume an den steilen Hügel emporträgt. Links eine Hügelkuppe an der andern. Laub und Moos glühen in der Abendsonne, tiefe Schatten trennen die durchsichtigen Umrisse der einzelnen Kegel und Rücken, in der Ferne lösen sie sich in leichte, ätherische Schattenrisse auf, die in gelblichen, grünlichen, grauen und bläulichen Tönen ineinanderschweben.

Kommt man näher, so wächst aus dem Grund mit magischer Raschheit die feinste Baumzeichnung, phantastisches Felsgeäder, ein

ganzes Album von Landschaftsstudien hervor, weidet einige Zeit das Auge und huscht dann ebenso anmutig in seine skizzenartigen, traumhaften Umrisse zurück. Es ist weit mehr ein Werden und Vergehen, als ein Vortreten und Zurücktreten, oder als ein Kommen und Gehen. Da sich aber in der Zeit von wenigen Minuten wegen der zahllosen Menge von nahen Vorgebirgen und fernen Hügeln das wirkliche Gesichtsfeld beständig ändert, so schmilzt die sanfte Metamorphose der einzelnen Gegenstände mit den unerwarteten Änderungen der Scene in eine reizende Phantasmagorie zusammen, welche die Erwartung in der angenehmsten Weise gespannt hält. So öffnet sich bei Tarbet unerwartet ein liebliches Alpenthal mit herrlichen Matten, das einem Lust macht, dazubleiben und zu Fuß hinüber noch Loch Long zu pilgern. Doch in einem Viertelstündchen ist das Alpenthal nur noch als dunkler Schatten zwischen Hügeln angedeutet; hinter dem 500 Meter hohen Cruinn a Bheinn wächst im vollen Sonnenlichte der Ben Lomond zu einem imposanten Berg empor, zwischen ihm und dem Ptarmigan lagern sich weite Alpengründe — der Weg hinauf zieht sich in deutlichen Windungen an zwanzig kleineren Hügelkuppen vorbei — der Bergesfürst wird immer größer und schöner; fruchtbare Thäler lagern sich zwischen die Äste seines Fußes, wilde Schluchten zwischen die Grate seines Kammes; dem sibernen Wasserfall, der eben an einem Felsen entschwunden, folgt ein anderer, der aus dunklem Waldesschoße aufblitzt. Und kaum ist diese Bergeswelt aus spannendem Scenenwechsel in voller Pracht und Majestät hervorgetreten, von Sonnenglanz umjauchzt, von dem reinen Azur des Himmels und dem tiefen Blau des Sees umströmt — da scheint der See nach Süden sich zu verschließen, und im selben Augenblick spinnen fernere Hügel einen neuen Traum an. Der See erweitert sich, verengt sich wieder. Der Wald scheint von den Hügeln herabzusteigen und schwimmt bereits als dunkle Laube auf dem See. Wie ein Traum gleitet die schattige Insel an dem weichen Luftgebilde des jenseitigen Ufers vorüber. Der See wächst plötzlich zu drei-, vier- und fünffacher Breite an, die Ufer, die wir bis jetzt mit einem Blick umspannt, entfliehen nach beiden Seiten, und nun scheint das Ende da. Aber nicht zwei oder drei, nein, zwölf bis fünfzehn Inseln liegen uns jetzt im Wege — Sommerlauben, Gärtchen, bemooste Denksteine, kleine Wälder, freundliche Weideplätze. Jeder Atemzug der Maschine ändert die Scene und schiebt ihre Bestandteile so nahe, so deutlich, daß jeder einzelne Baumstamm erkennbar ist, mit den fernen Hügeln in buntem Traume durcheinander. Schwimmend im Golde der Abendsonne, laden uns mehrere Pfade ein, den Inselhain zu durchdringen. Ufer löst sich von Ufer, Insel von Insel sondert sich ab, gleich Märchengestalten huschen sie an uns vorüber, Goldstreifen fassen sie ein, ein glühender, letzter Blick der Sonne spielt

flammend in dem Gipfel des üppigen Gezweiges, — dann sinken sie duftig mild in die tiefblauen Arme des Sees. Doch nun erglüht die Heide des Ben Lomond in Gold und Purpur, verklärt lacht jede Hügelkuppe in den Himmel hinein, die Thäler und Mulden des Berges, sonst so arm und öde und einsam, fluten in einem Meer von Licht und Wonne. Nur langsam ziehen die Schatten des Abends vom Thale her an den Berg hinauf, umfloren Inseln, Schluchten, Vorgebirge, Hügel mit dem Dufte ihrer Träume. Unvergeßlich schön war der Augenblick, da nur noch die höchste Spitze des Ben Lomond im Strahl der scheidenden Sonne erglühte und dem weiten, ruhenden See seinen Abendgruß zuwinkte. Dann begann das Farbenspiel am Himmel — Gold, Purpur, Orange, Gelb, Grünlich, Blau strömte sanft nacheinander über die weite Kuppel hin und ergoß sich noch milder um die schlummernden Inseln. Von den vielen schönen Abenden, die ich in Schottland genoß, war das wohl der schönste. Loch Lomond verdient seinen Namen als König der schottischen Seeen.

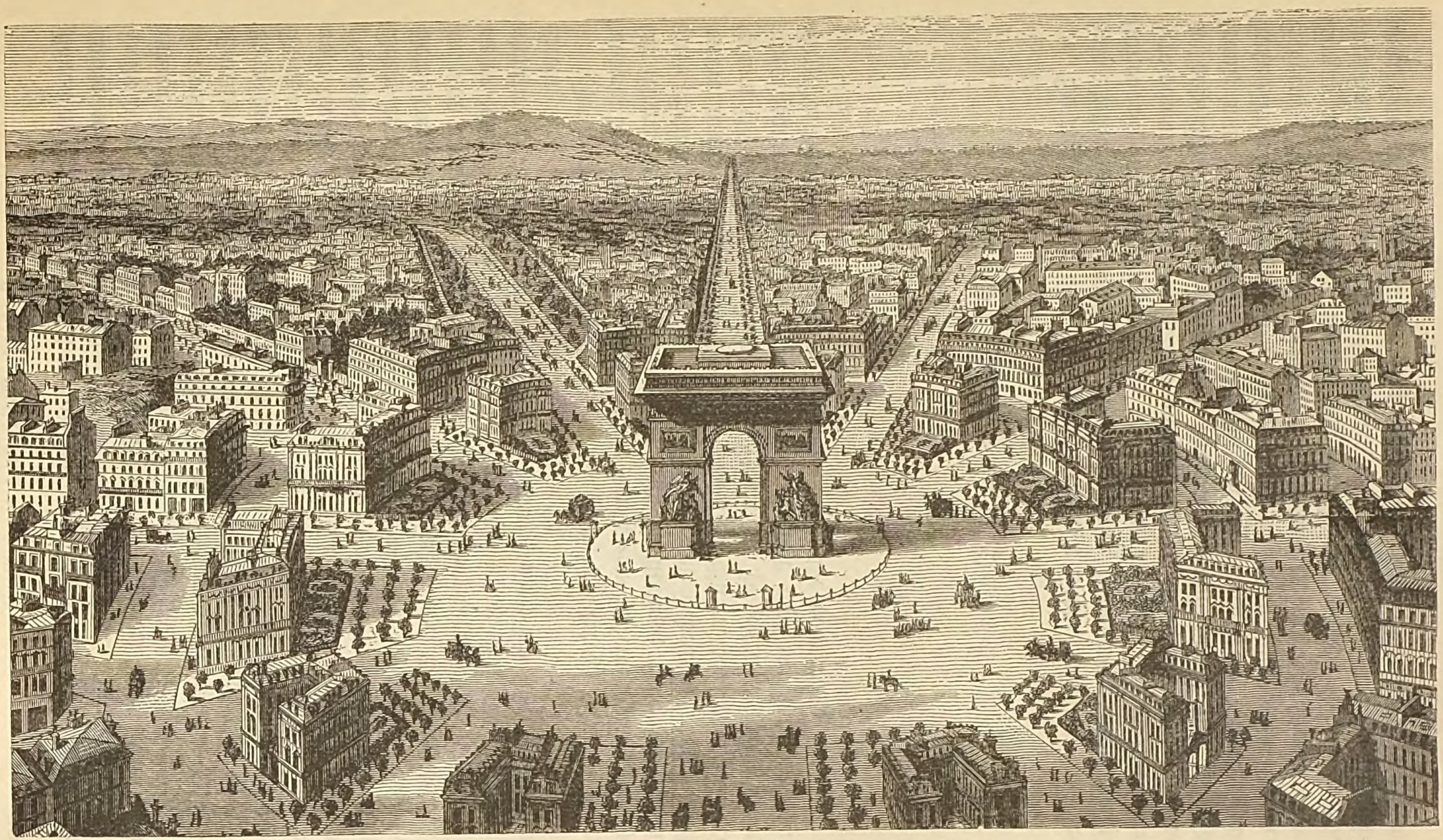
Zu nicht geringer Steigerung des Genusses kreuzte der Dampfer fünfmal den See, die letzten zwei Male den vielen Inseln entlang, welche mit ihren verschiedenen Zeichnungen, ihrem üppigen Pflanzenschmuck, ihren Schloß- und Klosterruinen zugleich an die Hebriden erinnern und wieder davon verschieden sind. Die Schlösser, Villen, Kirchen und Dörfer am Ufer machen das Bild viel belebter; der Hügelkranz schließt alles in ein trauliches Gehege. Nur der Ben Lomond ragt mit einer gewissen Majestät aus dem vorwiegend lieblichen Gemälde heraus.

19.

Wanderung durch Paris.

F. Hobirk.

Da liegt sie vor uns, die große, prächtige Stadt, mit ihren anderthalb Millionen Menschen, in der breiten Mulde, die von der Seine durchflossen ist, von Höhen umringt, von denen man auf das Häusermeer herabschaut; es hebt sich hervor aus der Masse auf der westlichen Seite die hohe Kuppel, welche die Mitte des großen, schönen Invalidenhauses krönt, in der Mitte die beiden hohen, aber stumpfen Türme der Hauptkirche Unserer Lieben Frauen, und an allen Enden und Ecken Türme, Spitzen, Giebel schöner Gebäude. Wir wollen in Gedanken unsern Einzug von Westen her halten, wo die Seine, nachdem sie die Stadt durchflossen hat, einen großen Bogen nach Norden macht. Da ist zwischen Strom und Stadt das angenehme Boulogner Wäldchen, bei gutem



Paris. Der Triumphbogen de l'Etoile.

Wetter der Tummelplatz der vornehmen und reichen Pariser Welt. Wir bewegen uns eine Weile in all dem Glanz und Getümmel und richten dann unsern Weg gegen Osten. Da haben wir vor uns eine gerade, breite, prachtvolle Straße, deren Ende wir nicht absehen können. Sie führt uns durch einen prächtigen Triumphbogen, den der erste Napoleon hat erbauen lassen. Wir folgen ihr und kommen durch die elysäischen Felder, einen schönen, von Menschen wimmelnden Park, zu dessen Rechten die Seine fließt. Weiter, immer derselben Straße folgend, kommen wir durch den Tuileriengarten und haben nun das weit ausgedehnte Tuilerienschloß vor uns — am 24. Mai 1871 wurde es von dem Pöbel, Pariser Commune genannt, in Brand gesteckt — in welchem die Könige und Kaiser der neuesten Zeit wohnten. Lang zieht es sich mit seinen Flügeln an der Seine hin und verbindet sich hier mit dem Louvre, einem älteren Königsschlosse, dessen Säle die berühmten Sammlungen von Bildern, Bildsäulen und andern Herrlichkeiten enthalten. Stadteinwärts, nicht weit davon ist das Palais Royal, längst schon kein königliches Schloß mehr, wohl aber in seinen unzähligen, prächtigen Sälen und Läden und Restaurationen der Ort, wo Tausende Einheimischer und Fremder das Köstlichste einkaufen, das Ausgesuchteste genießen, in allen ersinnlichen Vergnügungen ihr Geld verschwenden. Wenn die eitlen Franzosen sagen, Paris sei die Hauptstadt der Welt, so ist das allerdings in dem Sinne wahr, daß es wohl keine Stadt weiter giebt, wo der Mensch so sehr Gelegenheit hat, sich allen nur ersinnlichen Lebensgenüssen zu ergeben, womit seit nun fast zweihundert Jahren Paris die Welt vergiftet hat. Weiter, immer ostwärts gehen wir am Ufer der Seine, zur Linken die prächtigsten Häuserreihen, dann wenden wir uns rechts über eine der vielen schönen Brücken und sind nun auf der Seine-Insel, wo vor bald zweitausend Jahren, zur Römerzeit, der Anfang der Stadt, damals Lutetia genannt, stand. Hier ist mit ihren beiden schönen aber nicht bis zur Spitze vollendeten Türmen die Kirche Unserer Lieben Frauen (Notre Dame). Wir gehen weiter auf die andere südliche Seite der Seine; da dehnt sich die kleinere Hälfte der schönen Stadt aus, da finden wir die Prachtgebäude, wo sich die Abgeordneten des Landes versammeln, wo die Invaliden so stattlich wohnen, wo der ungeheure Paradeplatz, Marsfeld genannt, an der unteren Seine sich ausdehnt. Wenden wir uns aber von der Kirche Notre Dame wieder auf die Nordseite zurück, so mögen wir das Rathaus (Stadthaus, hôtel de ville) besuchen, von wo so manche Revolution, auch die allerneueste, ausgegangen ist, dann den Bastilleplatz, wo einst die alte Zwingburg der Könige stand, dann den Vendomeplatz, welcher auf hoher, eherner Säule das eherne Standbild des alten Napoleon — sie wurde im Mai 1871 von der Pariser Commune umgestürzt, ist jetzt aber wieder aufgerichtet — trägt; im Innern der

Säule führt eine Treppe hinauf, und oben hat man eine Rundschau über die prächtige Stadt; rings um die Säule sind in Erz in halberhabener Arbeit die Siege des großen Eroberers abgebildet. Alle diese Wanderungen haben uns auch über die Boulevards geführt, das sind breite, schöne Alleeen, auf beiden Seiten mit stattlichen Häusern besetzt, welche teils an Stelle alter Wälle, teils vom letzten Napoleon neu angelegt, Paris nach allen Seiten durchschneiden und umziehen. Ist dies nun das Schöne, das uns überall entgegentritt, ist namentlich durch Napoleon III. Paris von einer Menge enger, schmutziger Gäßchen vollständig gesäubert, an deren Stelle gerade, breite und luftige Straßen getreten sind, so treten uns nach außen die Zeugnisse entgegen, daß auch das Kriegerische nicht fehlt. Die ganze Stadt, in doppelter Ausdehnung im Verhältnis zu ihrer früheren Größe, ist von Mauer, Wall und Graben umgeben; damit ist die ganze ungeheure Stadt eine Festung, querdurch in allen Richtungen eine gute Meile breit, und außerhalb dieser Befestigung liegen wieder kleine, selbständige Festungen, Forts, von denen Mont Valérien das bedeutendste und höchst gelegene ist, welche jetzt, in dem letzten Kriege, gezeigt haben, daß sie doch nicht imstande waren, die Stadt Paris vor dem Einzuge des Feindes zu bewahren. Wenn wir Lust haben, dann können wir auch noch eine unterirdische Wanderung unter den Straßen machen in den Katakomben; das sind alte Steinbrüche, aus denen seit länger als einem Jahrtausend der Stoff zu den vielen Gebäuden genommen ist, und die zugleich in guter Anordnung die Millionen von Gebeinen der vorangegangenen Geschlechter enthalten, die dort nach Aufhebung der Begräbnisplätze in der Stadt wie Mauern aufgeschichtet sind. Unter den heutigen Begräbnisplätzen können wir den schönen des Père Lachaise besuchen, wo viele berühmte Menschen ruhen. Wir können den schönen großen Pflanzengarten (Jardin des plantes) durchwandern, der zugleich viele fremde Tiere aus allen Teilen der Welt umschließt; wir können außerhalb der Umwallung St. Denis besuchen, die Begräbnisstätte der früheren französischen Könige, Schloß und Garten St. Cloud, der Lieblingsaufenthalt der Napoleons, das prächtige Schloß Versailles mit ebenso prächtigem Garten und berühmten Wasserkünsten und endlich das Schloß Fontainebleau, im anmutigen Walde gelegen. Das ist Paris, die Hauptstadt von Frankreich auch in dem Sinne, daß ganz Frankreich seit zwei Jahrhunderten gewohnt ist, sich von da aus regieren zu lassen und jeder Anregung, die von da ausgeht, zu folgen, sei es, daß dieselbe zur Revolution, zum Königreich, zum Kaisertum oder zur Republik aufforderte.

20.

Nizza.

K. Zehden.

Wenn wir alle klimatischen Winterstationen Europas Revue passieren lassen, so wird der streng, aber unbefangen Urteilende den Preis wohl der Riviera (Küste des ligurischen Meeres) mit Nizza zuerkennen. Klimatisch und landschaftlich können sich mit der Riviera überhaupt nur einige Punkte Siziliens und Neapels messen, aber diese haben der französischen Riviera gegenüber soziale Schattenseiten, an die sich eben nicht jeder aus geordneten Staatsverhältnissen Kommende leicht gewöhnt.

In Nizza handelt es sich nicht um ein glückliches Erhaschen einiger warmen Sonnenstrahlen während der Mittagsstunden, welche Sonnenstrahlen an manchen vielgepriesenen Orten oft tagelang auf sich warten lassen, wo sie dann durch Pelze und schlecht zu heizende Zimmer ersetzt werden müssen; in Nizza kann der Winterscheue Mitte Januar unter mächtigen Palmen-, Oliven-, Feigen- und Johannisbrot-Bäumen lustwandeln, sein Auge an Rosen-, Orangen- und anderen Blüten weiden, Ende Februar und im berüchtigten März nie ohne Sonnenschirm ausgehen, manchmal sogar im Meere baden.

Im allgemeinen ist das Klima Nizzas am besten charakterisiert, wenn man sagt: Es zeigt vorherrschend milde Winter, ein reine, anregende Luft, mächtige Sonnenhelle, eine große Anzahl heiterer Tage, welche fast einen beständigen Aufenthalt im Freien erlauben, und endlich vorherrschende sanfte Südwinde.

Diesen außerordentlich günstigen klimatischen Verhältnissen, die man natürlich nicht immer, wie die Ärzte und Kurortebeschreiber, unter dem alleinigen Gesichtspunkte der hochgradigen Lungenschwindsucht betrachten darf, entspricht auch die Vegetation der Umgebung Nizzas, deren Wunder uns v. Schubert in seiner „Reise nach dem südlichen Frankreich“ so treffend schildert:

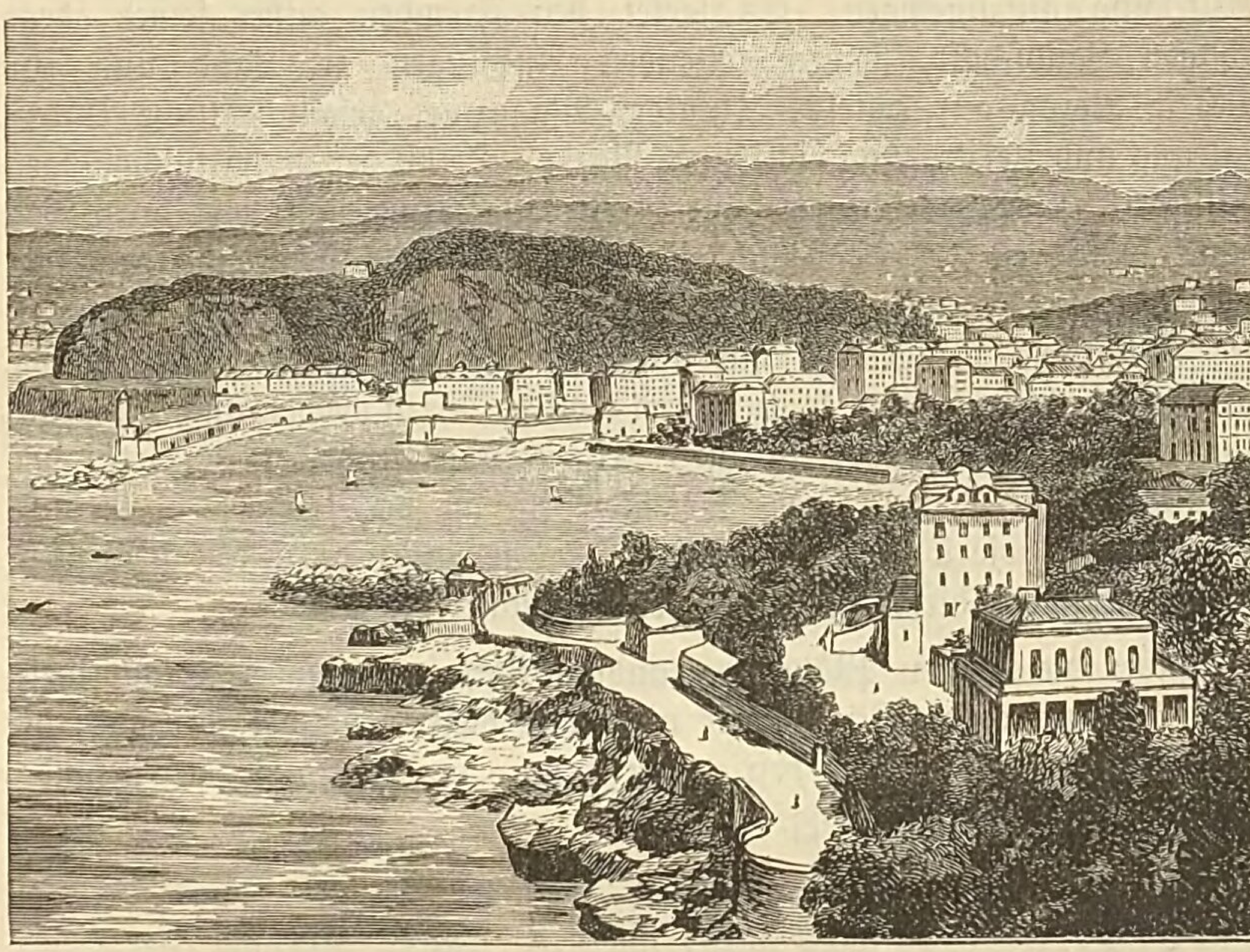
„In den Gärten blühen in der Mitte des Winters, im Dezember Aurikeln, Veilchen und Reseden, an den Hecken die Rosen, auf den Beeten stehen Kohlgemüse und Küchengewächse; in den Feldern sieht man blühende und früchtetragende Erbsen und Bohnen, sowie Kartoffeln. Im Januar prangen an den Feldrändern und in Gärten die Hyacinthen, besonders von der Gattung Muscari, und bald auch die Jonquillen und Tazetten, sowie die schöne Scilla. Im Februar erblüht in den Gärten überall

der Mandelbaum und bald nach ihm die Pfirsiche; auf den Wiesen duftet das frischgemähte Heu, an den Feldrändern öffnen die hier wildwachsenden Arten der Tulpen ihre Blumen. Im März blühen alle Obstbäume und viele Bäume der Höhen, mit ihnen zugleich der edle Lorbeerbaum und die hin und wieder stehende Dattelpalme; die Gebüsche röten sich von Rosen, der Orangenbaum öffnet einen Teil seiner Knospen, die Gewürzkräuter der Felsen und des Strandes geben ihren Geruch. Im April ist die ganze Ebene der Küste mit dem Duft der Tausende von blühenden Orangenbäumen erfüllt, an den Hügeln stehen die Manna-Esche und die verschiedenen Arten des Cistus, in den Schluchten die afrikanische Tamariske in voller Blüte, während auf den Felsen das Getreide schon zur Ernte weiß wird und der Landmann die Kartoffeln, die ihm der Acker während des Winters trug, aus der Erde nimmt. Mit dem Anfang des Mai wird das Getreide geschnitten, die entleerten Felder werden alsbald zur Aussaat und Anpflanzung von andern Nutzgewächsen verwendet, die zu ihrem Gedeihen und Reifen der höheren Wärme des Sommers bedürfen, namentlich tritt an die Stelle der Kartoffel der Liebesapfel (Pomme d'amour oder Tomate genannt; Solanum Lycopersicum). In den Gärten gesellt sich zu der Blüte der Orangen die des Citronenbaumes, zwischen den Pflanzungen der Maulbeerbäume duftet der blühende Weinstock und hin und wieder neben der farnesianischen Mimose der Azedarachbaum; am Felsengemäuer öffnet der Kapernstrauch seine ersten Knospen, am Saum der Gebüsche zeigen sich die mannigfachen Formen der Orchideen. Der Juni ist die Blütezeit der Ölbäume, der Granatbaum errötet unter der Last seiner herrlichen Blüten; es reifen mit den süßen Melonen zugleich die ersten Feigen, welche vielleicht wegen ihres angenehmen Duftes Blütenfeigen genannt werden. Der Juli bringt die ersten reifen Trauben, er ist die Blütezeit des Johannisbrotbaums und aller Myrtengebüsche. Im August giebt die ganze Menge der Obstbäume ihr reifes Gewächs; im Freien zeigt sich der buntfarbige Teppich der verschiedenartigsten südeuropäischen schmetterlingsblütigen Kräuter und Gesträuche. Im September blüht die größere Zahl der Orangenbäume zum zweiten Male auf, und zugleich schimmert aus dem dunkelgrünen Laub, neben dem Schnee der Blüten, die reifende, goldgelbe Frucht hervor. Diese zweite Blütezeit der Orangen, zugleich mit jener der etwas später aufbrechenden Limonen, dauert auch den Monat Oktober hindurch; auf den Feldern hält der Landmann seine zweite Ernte; an allen öffentlichen Plätzen und Straßenecken locken die köstlichsten Früchte des Südens die Dürstenden an. Im November tragen der Ölbaum und der Lorbeerbaum ihre reifen Früchte; auf den Feldern blüht die ägyptische Bohne (Vicia faba); das Getreide wird gesäet, die Wiesen stehen im Schmucke einer reichen herbstlichen Flora. —

So giebt es keinen Monat, ja, keinen Tag des Jahres, welcher in den Gärten, wie im freien Lande, des Schmuckes der Blüten beraubt wäre, und an welchem nicht der Gärtner oder Landmann bald dieses, bald jenes Gewächs für die Küche des Bürgers, wie für die Tafel des Reichen aus dem Boden oder von den Zweigen zu nehmen vermöchte.

Dieses Vegetationsbild, verglichen mit den Vegetationsbildern so vieler anderen gepriesenen Winterstationen, muß jedem Laien sagen, wie viel Nizza voraus hat."

Fragen wir, welchen glücklichen Umständen die im allgemeinen



Nizza.

zwischen 43° und 44° n. Br. gelegene Riviera di ponente (des Westens) ein so begünstigtes Klima verdankt, so ist die Antwort einfach. Nächst der an und für sich günstigen Lage am Meere sind es die steil aus dem Küstensaume aufsteigenden, bis 1000 Meter hohen Alpen, welche die betreffenden Orte wie ein Mantel vor den rauhen Nordwinden schützen, während das offene Meer den Zutritt warmer Südwinde begünstigt.

Speziell Nizza schließt eine dreifache, jedesmal höher aufsteigende Hügel- und Gebirgskette, auf welcher kleine Herden von Schafen und Ziegen ihre aromatische und kräftige Nahrung finden, in der ausgiebigsten Weise gegen rauhe Witterungseinflüsse ab.

Die amphitheatralisch aufgebaute nächste Umgebung Nizzas heißt die Campagne und trägt mit ihren zahllosen Gärten, Landhäusern, fruchtbaren Feldern, immergrünen Wiesen, ihren Rebenhügeln, Oliven- und Orangenhainen wesentlich zur Erhöhung der landschaftlichen Reize der Gegend bei. Das heutige Nizza (über 60000 Einwohner) mit seinem glänzenden Fremdenviertel verdankt seine nie gekannte Blüte nächst dem Klima in erster Linie den modernen Verkehrsmitteln, welche es allein ermöglichen, daß die Stadt in kurzer Zeit sich zum „Baden-Baden des Südens" aufschwingen konnte. Dieses stolze Prädikat kann sich Nizza mit Recht beilegen; denn es ist imstande, es mit Baden-Baden in jeder Beziehung aufzunehmen. Es bietet den Fremden außer seiner ideal schönen Landschaft, seinen reizenden Ausflügen zu Land und zur See in Bezug auf Hotels, Theater, Magazine, gesellschaftliche Unterhaltung und Zerstreuung ein kleines Paris. Selbst der verhältnismäßigen Billigkeit von Paris begegnen wir in Nizza. Naturgemäß wird durch den immer größeren Fremdenbesuch eine erklärliche Preissteigerung in Nizza hervorgerufen. Dieser Umstand, sowie das immer grellere Hervortreten des Reichtums bringen es mit sich, daß alle jene, welche nicht gerade mit den reichsten Leuten konkurrieren wollen, Nizza meiden und klimatisch ähnlich begünstigte, aber in aller Einrichtung bescheidenere Orte, wie Mentone, San Remo, Savona, selbst Orte an der Riviera di levante (des Ostens), wie Spezzia, aufsuchen. So gewinnen durch den steigenden Besuch Nizzas indirekt alle Orte der herrlichen Riviera.

Über die meisten Plätze des landschaftlich so reizenden Süditaliens und Siziliens erhebt Nizza aber nicht nur dieser Komfort, der auch die verwöhntesten Ansprüche befriedigen kann, sondern auch die gesunde, kräftige, staatliche Ordnung.

21.

Das Meerleuchten bei Ostende.

J. Kayser.

Eine der wunderbarsten Erscheinungen, welche das Meerwasser bietet, ist sein zeitweiliges Leuchten. Besonders prächtig zeigt sich das Meerleuchten in der uns zunächst gelegenen Nordsee, namentlich bei Ostende. Von dem hohen Steindamme bietet sich dort an warmen Sommerabenden oft ein bezaubernder Anblick. Der Abend ist dunkel, der Himmel bedeckt, weder Mond noch Sterne scheinen. Die Luft regt sich kaum, aber lau umfängt sie die

Glieder. Das Meer hat sich eben von der Tiefebbe aufgerafft und kehrt zur Flut zurück. Der belebte Wellenschlag am Strande erfolgt in regelmäßigen Takten mit lieblich tönendem Rauschen. Aber aus dem Schoße der Gewässer leuchten Blitze hervor, als ob die See dem dunkeln Himmel das Licht zurückgeben wollte, welches ihr Spiegel am Tage aufgesogen. Zunächst am Strande breiten die umschlagenden Wellen der Brandung eine Lichtgarbe nach der anderen aus und bedecken den sandigen Boden wie mit flüssigem Feuer. Hinter den Wogen der Brandung leuchten andere und andere Wellenkämme auf; bis 20 und 30 derselben kann man zählen. Schweift der Blick von dem leuchtenden Vordergrunde zu der weiten Meeresfläche hinüber, so fesselt das Auge bald da, bald dort ein leuchtender Punkt, der, sich vergrößernd, heranschwimmt, bis er auf einmal in blitzähnlichen Streifen über die Fläche dahinzuckt und im Dunkel erlischt, um einer neuen Flamme Platz zu machen. Bricht sich eine Woge an dem Brückenkopfe des Hafeneinganges, so speit sie Feuerstrahlen in die Lüfte.

Kaum hat man sich von dem ersten Staunen erholt, da nimmt das Bild eine noch prächtigere Gestalt an, wenn der Postdampfer für Dover, der schon am Nachmittage den Hafen verlassen, abfährt. Die Schaufelräder wühlen nach allen Seiten hin leuchtende Wassermassen auf, die in zahllosen funkelnden Tropfen als Feuerregen auf die Oberfläche des Meeres zurückrieseln. Kähne, welche von dem Schiffe zurückfahren, ziehen feurige Furchen durch den Wasserspiegel; die plätschernden Ruder streuen Funken in die Luft; der Dampfer aber läßt noch weithin einen leuchtenden Streifen als Spur seiner Bahn sichtbar werden.

Steigt man von dem Steindamme hinab, um das seltsame Feuerwerk in der Nähe zu schauen, so zeigen sich selbst im Sande, soweit er feucht ist, unter den Fußtritten leuchtende Funken; man glaubt über aufglühende Kohlen zu wandeln. Rührt man mit einem Stocke in einer Vertiefung, welche von der Flut mit Meerwasser angefüllt ist, so fängt das Wasser an zu glühen. Schlägt man mit der Hand darauf, so ist es, als ob man Flammen wecke. Schöpft man Wasser und schleudert es in die Luft, so säet man Funken. Leckt eine überschlagende Welle bis zu den Füßen heran, so ist der ganze Rand derselben wie mit Millionen Diamanten reinsten Wassers und Perlen herrlichsten Schmelzes besetzt.

Ein eigentümlicher Anblick bietet sich dem Auge, wenn dann noch ein verspäteter Badegast aus dem Badekarren in das Wasser steigt, um in dem glühenden Meere ein kühlendes Bad zu nehmen. Denkt euch das seltsame Schauspiel: Ein Mensch eilt wohlgemut in die glühenden Wasser, taucht unter in die leuchtende Flut, spritzt mit Händen und Füßen Funken um sich her. An jedem Haar hängt's wie eine glühende Kohle, aus Nase

und Mund strömt's wie Feuer, sobald er den Kopf wieder über das Meer erhebt; sein Körper ist über und über mit tausend brennenden Punkten wie mit Sternen besäet, wenn er zum Badekarren zurückgeht.

Woher rührt denn dieses wunderbare Leuchten, dieses seltsame Aufflammen des Meerwassers? Ehedem glaubte man, der Meeresspiegel sauge, ähnlich wie der Diamant, am Tage Sonnenlicht auf und strahle es in der Dunkelheit der Nacht wieder aus. Heutzutage weiß man, daß das Leuchten des Meeres durch Milliarden und Milliarden kleiner Tierchen verursacht wird, von denen die größten noch kleiner sind, als der Knopf der feinsten Stecknadel. An stillen, lauwarmen Abenden kommen ihre ungezählten Scharen aus der Tiefe an die Oberfläche des Wassers, wie die Johanniswürmchen aus dem Grase an die Luft. Und da ihr kleiner Leib ähnlich wie bei diesen glüht, so entsteht dadurch das prachtvolle Aufleuchten der Meereswellen.

22.

Unter den Linden Berlins.

P. Lindenberg.

Mit vollem Recht genießen die Linden den Ruhm der stolzesten und vornehmsten Straße Berlins, und jedem Fremden, der die Hauptstadt nur auf kurze Frist berührt, ist es anzuraten, in ihrem Bannkreise zu verbleiben. In den „Linden" vereinigt sich in kleinem Zirkel alles das, was dem großen Berlin, welches sich hier nach drei Seiten mächtig ausdehnt, Glanz und Namen verliehen hat: bildende und darstellende Kunst, Reichtum und Luxus, Waffenruhm und geistige Arbeit, Überfluß und Drang nach Hohem — wir finden das hier alles äußerlich verkörpert. Auch das alte Berlin mit den Werken eines Schlüter[1]) reicht hier im Bunde mit dem aufstrebenden, den Stempel Schinkels[2]) tragenden Berlin der neuen Reichshauptstadt versöhnend die Hand, und als bestes Symbol thront über allem, von goldigem Sonnenglanz umwoben, die Siegesgöttin mit der Friedenspalme in der Hand.

Aber nicht nur äußerlich repräsentieren die „Linden" die Wappenstadt des Bären, auch innerlich, gewissermaßen als Barometer von Berlin. Ist irgend etwas Bedeutsames innerhalb des Weichbildes geschehen, so schlagen die öffentlichen Wogen hier gewiß am erregtesten; alles Neue, alles Wichtige wird hier zuerst bekannt und teilt sich von hier aus in immer weiteren und weiteren Schallkreisen der übrigen Stadt mit; fliegen unsichere

1) Andreas Schlüter, berühmter Baumeister und Bildhauer (1664—1714).
2) Karl Friedrich Schinkel, einer der größten Baumeister der Neuzeit (1781—1841).

Gerüchte durch die Residenz, so eilt gewiß jeder, der Sicheres wissen will, hierher, und sein Verlangen wird hier am besten befriedigt.

Infolge ihrer Lage und Bedeutung entwickelt sich denn auch bei besonderen Gelegenheiten unter den „Linden" ein besonderes Prunkgepränge, und fast stets hängt dies mit Festlichkeiten des Kaiserhauses zusammen. Am Geburtstage des Monarchen, an seinen Jubiläumsfeierlichkeiten, am Ordensfeste und an ähnlichen festfreudigen Tagen bieten die „Linden" stets von neuem ein fesselndes und buntbewegtes Bild dar. Am Morgen schon — welch herzbewegender Blick die breite Straße hinunter, Fahne an Fahne, Banner an Banner, und dazwischen Guirlanden von Tannengrün und wirkungsvolle Draperien mit der Büste des Kaisers oder dem stolzen Reichsadler in der Mitte, überall zugleich die Vorbereitungen für die wahrhaft glänzend ausgestattete Illumination: Namenszüge, Kronen, Vignetten, Lorbeerkränze, Monogramme u. dgl. mehr; unten auf den Trottoirs aber, welch Leben, welche Bewegung vom frühen Morgen an! Wie aufgescheuchte schwarze Ameisenhaufen kribbeln und wimmeln die zahllosen Scharen zwischen den hohen Häuserlinien dahin, bald in dichten Knäueln stockend, dann sich allmählich auflösend, zwischen den Berlinern, die bei dem langsamen Vorwärtskommen manchen „echten" Kraftausdruck erschallen lassen, viele Fremde, auch sehr viele alte Krieger, die Ehrenzeichen auf der Brust, in den Augen Stolz und Freude, diesen Tag an dieser Stelle erleben zu können.

Von allen Seiten strömen neue Massen heran, sie versuchen immer wieder, zum „Brennpunkt" des Tages, zum kaiserlichen Palais, zu gelangen. Vergebliche Mühe! Vom Brandenburger Thor an bis zum alten, mächtigen Königsschlosse hinauf säumt ein zehn-, zwölffacher Menschenwall die „Linden" ein, und giebt auch dieser an einzelnen Stellen den unaufhörlich Drängenden und Drückenden nach, so läßt die festgeschlossene Postenkette der Schutzleute niemand durch: die Straßen sind gesperrt, ein Vorwärts giebt es nicht mehr, auch kein Zurück, denn die ersten Karossen rollen auf dem glatten Makadam daher; die Schaubegierde ist erregt. Jetzt weicht keiner mehr von seinem hart erkämpften Platze, wer sich in der Menge befindet, muß darin bleiben. Erst nach Stunden wird dieser festgedrängte, gewaltige lebende Ring sich von selber wieder lösen, und wehe dem Unglücklichen, der hinter einigen großen Vorderleuten steht: er sieht nichts von dem Trubel, sondern hört ihn nur gellend in den Ohren und fühlt ihn schmerzhaft an seinen Gliedern! Der Zeiger rückt vor, es ist bald elf Uhr. Den ersten spärlichen Wagen folgen jetzt unaufhörlich neue, ein langer, ununterbrochener Korso, gebildet von den Equipagen der verschiedensten Art, von einfachen Droschken, schwerfälligen Mietskutschen, eleganten Equipagen. Ihr Inhalt ist ziemlich derselbe: ordensbesäete Generale, goldstrotzende Kammerherren, Minister und

andere hohe Beamte, Admirale, Johanniter- und Tempelritter mit weitem, ordensgeschmücktem Mantel, auch viele Damen in kostbaren Gewändern, mit sorgsamer Hand noch dies und jenes Bändchen zurechtzupfend; denn die Rößlein greifen munter aus und bald ist das imponierende Portal des Schlosses erreicht, wo viele kritische und geübte Blicke die Aussteigenden mustern.

Der erste, leichtere Troß ist nun vorüber; jetzt kommt der schwerere: die Botschafter und Gesandten mit ihren Gemahlinnen fahren in vornehmen Staatskarossen heran; blitzblank sind Wagen und Geschirre, Kutscher und Diener stecken in ihren neuesten Livreeen, und mit hochmütigen Mienen sehen sie auf das Menschengewühl herab. — Die arme Wache! Sie hatte doch bis jetzt wenigstens einige Ruhepausen, aber nun muß sie fortwährend stramm auf Posten sein, denn die Anfahrt der fremden Fürstlichkeiten beginnt bereits. Würdevoll nahen sie, die mächtigen, von Gold und Silber blitzenden Galawagen mit den alten, berühmten Fürstenwappen auf dem Schlag, auf dem Bock der Kutscher mit weiß gepuderter Allongeperücke, auf dem hintern Trittbrette die reich galonierten Diener mit sauber gewickelten Haarbeuteln. Manch erstauntes und bewunderndes „Ah!" und „Oh!" wird aus dem Publikum laut, denn einzelne der Karossen zeichnen sich ganz besonders durch schillernde Farbenpracht aus: bald scharlachrot, bald tiefblau, oder schneeweiß, oder dunkelgrün, und aus denselben Farben sind dann die Livreeen der Kutscher und Bedienten zusammengesetzt. Prunkvoll und pomphaft sind diese Wagen, aber sie erinnern zu sehr an die selige Zopfzeit, und sie stechen doch etwas ab gegen die eleganten Berliner Hofgefährte, die nun auftauchen. Zunächst erscheinen die einfachen, wohlbekannten prinzlichen Equipagen, von schnell und gleichmäßig ausgreifenden Rappen gezogen, und nun rückt auch der Menschenwall ein wenig vor: Spitzenreiter, in knappem, gold- und silberbordiertem Jockeykostüm werden sichtbar; ihnen folgt ein mit sechs kostbar aufgezäumten Rossen bespannter, schmucker Wagen: die Kronprinzessin sitzt in demselben, und ihr gelten die ersten laut werdenden Hochrufe, die rasch zunehmen, denn unmittelbar folgt in gleichem Gefährt der Kronprinz, und ihnen folgt, jubelnd begrüßt, Prinz Wilhelm mit seiner Gemahlin. Neues Pferdetrappeln läßt sich vom Palais her vernehmen, neue Hochrufe erschallen, in mit acht Pferden bespanntem, von Vor- und Nachreitern begleitetem Wagen naht die Kaiserin, überall lebhaft begrüßt. In das Hochrufen mischen sich jetzt, dumpf vom Königsplatz herübertönend, die ersten, dem Jubeltage geltenden Kanonenschüsse; die Erwartung der Abertausende, die seit länger als zwei Stunden auf einem Platze ausharren, ist auf das höchste gestiegen: der Hauptmoment naht, der Kaiser muß ja gleich kommen. Berittene Schutzleute jagen die Menschenlinien entlang, Befehle werden hier und da ausgeteilt, die Ordnung soll bis

zum letzten Augenblick stramm aufrecht erhalten werden. Aller Köpfe sind nach dem Palais zu gewandt, hoch im Winde flattert die Purpurstandarte und ein leichter Sonnenblick huscht über sie hinweg; horch! jubelnde Hochs, und wie stürmisches Meeresbrausen brandet es näher zu uns heran, ein Jubeln und Jauchzen, wie es selten diese erinnerungsreiche Straße der Linden erlebt; die Ordnung schwindet, die Schutzleute sehen ein, daß jegliches Hindern nutzlos wäre, die Menschenmassen stürzen auf den Damm, Hüte und Tücher werden geschwungen, immer stürmischer, allgewaltiger wird das Hochrufen, und nun, ganz langsam, naht der vierspännige kaiserliche Wagen, umwogt von dem Jubeln einer begeisterten, vieltausendköpfigen Menge, zu welcher der greise kaiserliche Herr sichtlich bewegt und erschüttert immer wieder und wieder freundlich lächelnd hinausgrüßt.

Der Wagen ist verschwunden, der Jubelklang ist verhallt, dicht um uns und an uns vorbei strömen die Menschen, die mächtigen Fahnen wallen und flattern im Winde, dröhnend schallen die letzten Kanonenschüsse zu uns herüber, aber trotz des Lärmes und Trubelns ist in uns eine heilige und feierliche Stille, und unser Herz ist übervoll von dem einen Wunsche: Glück und Segen heute und immerdar dem Kaiser! — —

23.

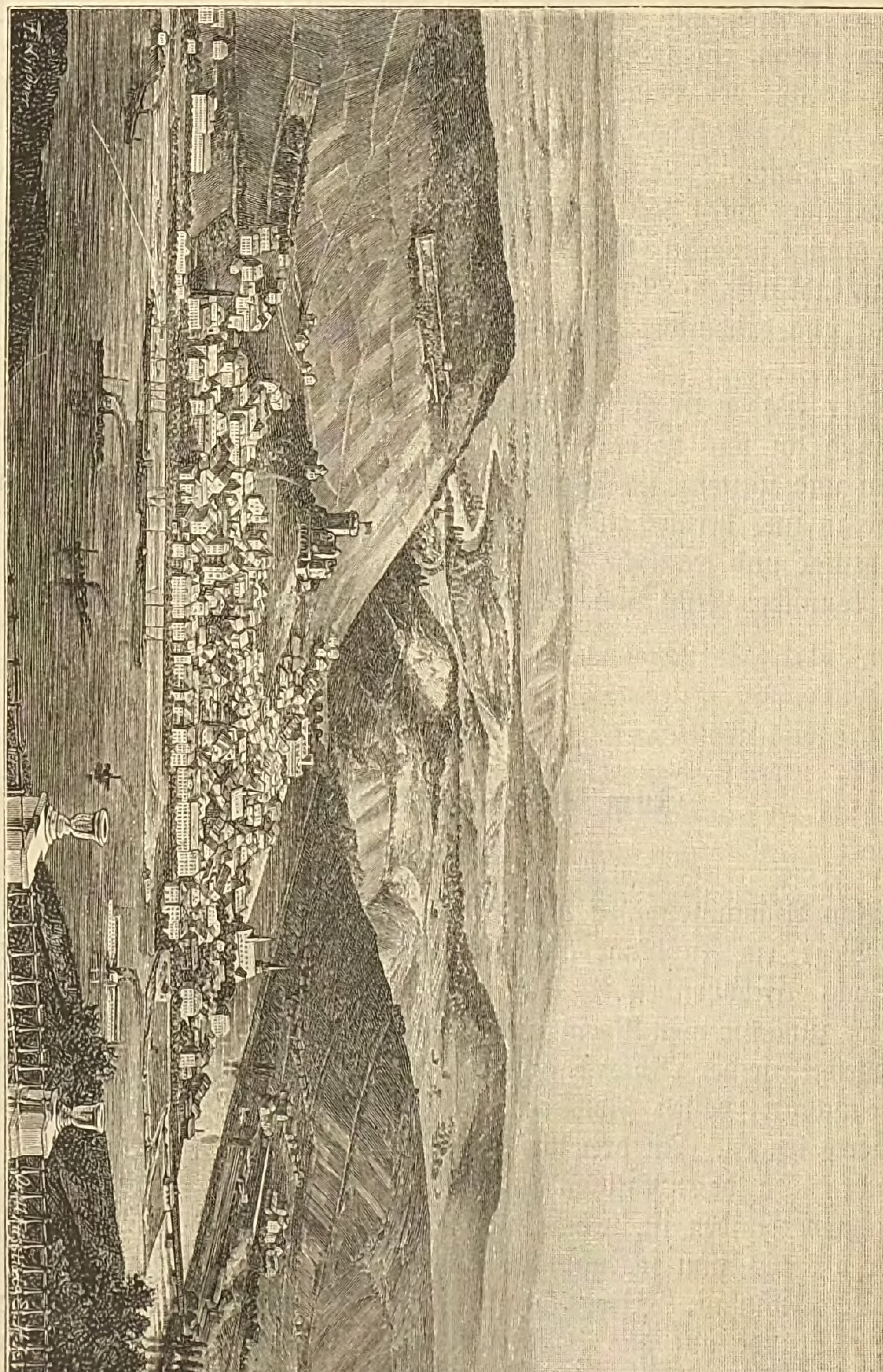
Zum Niederwald-Denkmal.

J. Schrattenholz.

Von Aßmannshausen nach dem Niederwald und Rüdesheim führen zwei Wege, ein Fußpfad, auch für Reittiere passierbar, und ein breiter, über das Kirchdörfchen Aulhausen gehender Fahr- und Reitweg. Man spaziert zunächst vom Rhein aus durch einen Mauerbogen, schneidet das Schienengeleise der rechtsrheinischen Bahn und gelangt so zu dem schönen Thaleinschnitt, dessen südwärts gelegene Abhänge die Aßmannshausener Wingerte tragen. In drei bis vier Stunden ist die mühelose Tour abgemacht. Da das Nationaldenkmal mit Rüdesheim durch eine Zahnradbahn verbunden ist, nehme man Wagen oder Pferde in keinem Falle weiter als bis zum sogenannten Tempel oder dem Jagdschloß.

Der Fußpfad, welcher den Aufstieg bedeutend kürzt und in einer halben Stunde auf das Niederwald-Plateau führt, beginnt ein paar Minuten jenseits Aßmannshausen, rechts von dem breiten, alle Wege in sich vereinenden Aulhausener Fahrweg, in der Nähe eines kleinen Heiligenhäuschens. Er zieht sich in der Richtung nach links durch grüne Buschwaldung, dann durch Feld und wieder Busch zur Höhe empor.

Am Ende der Buschwaldung zeigt sich dann ebenes Feld, begrenzt von den gastlichen Mauern des Jagdschlosses, in welchem man, an dem Wald-



Am Fuße des Niederwald-Denkmals.

saum ruhig fortwandernd, durch das Hinterthor der Ökonomiegebäude bald anlangt.

Der breite Fahr- und Reitweg läßt das erwähnte Heiligenhäuschen rechts liegen, steigt in gerader Richtung allmählich bergan und erreicht in dreißig Minuten Aulhausen, ein größtenteils von Töpfern (Häfner, früher Allner genannt, woher wohl der Name des Ortes) bewohntes Dörfchen. Rechts um die Dorfkirche biegend, führt die Straße, die einen hübschen Blick auf die Weinberge von Aßmannshausen, das Rheinthal und den links gelegenen Teufelskädrich bietet, dann weiter zum Jagdschloß, einer der preußischen Regierung gehörenden Domäne, die nebst dem angrenzenden Gasthof Jung verpachtet ist. Hier hat man die Höhe des Niederwalds erreicht. Auf dem Wege zum Denkmal liegen die Zauberhöhle und die Rossel, ein von den Grafen von Bassenheim erbautes altes Jagdhaus; sehenswert sind ferner die Adolfshöhe, die Eremitage, und für die vom Denkmal Kommenden der Tempel.

Der Rosselturm enthüllt dem Besteiger die schönste Aussicht des ganzen Niederwalds. Auf der entgegengesetzten Rheinseite erblicken wir Bingen mit der malerischen Burg Klopp und Bingerbrück mit der Nahemündung, oberhalb Bingen den Scharlachberg, weiter aufwärts die stille Rochuskapelle. Zur Rechten die kühn von schroffem Felsen ragende Burg Rheinstein mit der Klemenskapelle, der Sage nach von einem aus der Gewalt eines raubritterlichen Entführers glücklich befreiten Edelfräulein zur Ehre des Papstes St. Klemens gestiftet; weiter die Falkenburg und das Dorf Trechtlingshausen, links zu unsern Füßen die Strudel des Binger Lochs, den verfallenen Ehrenfels und in der Strommitte den grauen Mäuseturm. Weiche, nebelumflossene Gebirgslinien begrenzen die bedeutungsvolle Schau. Rechts der Soonwald mit den Hunsrückhöhen, gerade vor uns der Donnersberg, die Berge des Nahethals und der Saar. In der Richtung des „goldenen Mainz“ der Jakobsberg und die Höhen der fröhlichen Pfalz. Dazu tief unten der einzige, wie ein glitzender Silbergürtel ein sonntägig Prunkgewand, die goldenen Rebengelände umsäumende Strom, auf seinem strahlenden Rücken die schlanken, bunten Rheinschwäne, die schnellen Rheindampfer, das Ganze überströmt von dem milden, nährenden Lichte der rheinischen Sonne.

Das schweifende Auge zittert unwillkürlich zurück vor diesem Übermaß von Schönheitsfülle, und erst nach und nach gelingt es ihm, das Einzelne überschauend und verbindend, das Ganze zu erfassen und zu genießen. Ähnliche, wenn auch beschränktere Ausblicke gewähren die nahe liegende Adolfshöhe und die Eremitage. Sie alle werden indessen übertroffen, wenn nicht verwischt durch den Eindruck, den der Anblick der auf breiten Terrassen und kolossalem Unterbau sich erhebenden Riesengestalt der Germania [1]), das „Denkmal zur Wiedererrichtung des deutschen

1) Die Germania ist 10,60 m, das ganze Denkmal 34 m hoch. Am 16. September 1876 fand die Grundsteinlegung statt, am 28. September 1883 die Enthüllung.

Reichs", hervorruft. Reine Naturschönheiten wirken ausschließlich auf das Gemüt. Gemüt und Verstand in gleicher Weise zu fesseln und zu erheben, ist nur das Kunstwerk fähig, und es wird diese Fähigkeit in um so höherem Grade ausüben, je inniger sein Gegenstand mit unsern allgemein menschlichen Interessen verbunden ist. Was aber könnte des Deutschen Herz tiefer bewegen, als die Erinnerung an jene große Zeit, zu deren Verewigung und Verherrlichung dieses eherne Riesenbild jetzt hier oben auf dem schönsten rheinischen Luginsland thront?! Wahrlich, selbst der kühlste Geist wird diesen Platz, der, wie in den Götterhainen des alten Hellas, Naturgenuß und Kunstwerk in harmonischer Schöne eint, nicht ohne andächtige Stimmung betreten.

24.

Ein Besuch der vulkanischen Eifel.

L. Kaufmann.

Der südliche Teil der Eifel umfaßt die vulkanische Eifel. Auf ihrem Gebiete, nahe bei der Mosel, entspringt die heilkräftige Bertricher Quelle; von hier aus führt der Weg mitten in das Herz des merkwürdigen Gebirgslandes. Dem romantischen Uesbache entlang steigen wir auf einer prachtvollen Kunststraße rasch auf die mehr wie 300 Meter hohe Gebirgsebene. Auf ihrem Rücken erhebt sich mächtig und die ganze Umgebung beherrschend die Falkenley, ein erloschener Vulkan von mehr als 400 Meter Höhe. Sie schließt nach einer Seite mit einer steilen, mehr als 30 Meter tiefen Wand ab. Die sehr porösen, rötlich gefärbten Lavaschlacken bilden hier mächtige Felspartieen und natürliche, geräumige Grotten, in denen Turmfalken und Füchse in Menge hausen. Von diesem natürlichen Panorama aus übersieht man fast das ganze vulkanische Gebiet der Eifel; selbst bis zum fernen Rheingebirge trägt der Blick.

Das Hontheimer Thal führt uns rasch nach dem alten Dorfe Gillenfeld, das früher von größerer Bedeutung war, als heute. Nicht weit von dem Dorfe erhebt sich der hohe vulkanische Maarberg [1]); in dem ausgebrannten Krater desselben glänzt uns aus einer Tiefe von mehr als 16 Meter der glatte Spiegel des kreisrunden Pulvermaares entgegen, rings von hohen, schönen Buchen eingefaßt. Der feine, schwarze Sand am Rande des Sees hat ihm wohl seinen Namen gegeben. Es ist nach dem Laacher See das schönste Maar der Eifel. Sein Wasser ist bei hellem Wetter fast durchsichtig und gewährt zauberhafte Blicke in das unterirdische Reich der zahlreichen und blitzschnellen Bewohner des Maares. Hier fände der Fischer Goethes seine passende Umgebung. Hier glaubt

1) Maar ist ein Kratersee (bei erloschenen Vulkanen).

man die Gewalt des Zaubers zu fühlen, mit dem der „tiefe Himmel“ lockt, und das „feuchtverklärte Blau“.

Weniger poetisch ist das nahe Holzmaar, in einem Halbkreise von Wald umgeben, auch an Umfang kleiner, als das Pulvermaar. Sein fischreiches Wasser bricht sich durch die westliche Wand des Kessels einen Ausgang und treibt mit fruchtbarem Fleiße die Räder der nahe gelegenen Mühle.

Um Manderscheid zu erreichen, müssen wir die große Heerstraße, welche Koblenz mit Trier verbindet, überschreiten. Sorgfältig bearbeitete Feldfluren, die reichlich Roggen, Gerste, Hafer und Futterkräuter hervorbringen, dehnen sich in großem Umfange nach allen Seiten hin aus und geben Zeugnis für den musterhaften Fleiß der Bergbewohner, denen nur kürzere Zeit vergönnt ist, den Acker zu bestellen, als ihren Landsleuten im Rhein- und Moselthale. Das kältere Klima der Höhen läßt die Pflanzen einen Monat später reifen. Die Eifel ist aber vielfach durchschnitten durch ausgedehnte, sich tief einsenkende Thalgegenden, die Schutz gegen die rauhen Winde gewähren und feines Obst, Weizen und Gemüse jeder Art hervorbringen. Wenn die Wiesen auf den Bergen nur eine Mahd und mageres, nicht selten saures Gras liefern, ist der Graswuchs in den Thälern üppiger, die Mahd doppelt. Dazu hilft der große Wasserreichtum. Die vielen Flüßchen und Bäche durcheilen munter die Thäler und Schluchten; sie beleben mit frischem Hauche die Wiesen und unterhalten mit fröhlichem Rauschen den einsamen Wanderer.

Bald nimmt schöner Wald uns in seine kühlen Schatten auf; das Blau des Himmels verschwindet unter dem dichten Dache der hohen Buchen; unvermerkt sind wir einem Hauptziele unserer Wanderung nahe gekommen. Nur kurze Zeit verdeckt eine dichte Lohhecke die Aussicht nach allen Seiten hin, dann sind wir nach einer raschen Wendung angelangt auf dem berühmten Belvedere („schöne Aussicht“) von Manderscheid. Überrascht und stumm vor Bewunderung suchen wir vergebens mit einem Blicke das alles zu umfassen, was das wunderbare Bild uns bietet, das zu unsern Füßen liegt. Ein zerklüftetes Gebirgsthal, dessen Schluchten mühsam die wilde Lieser durchbricht, umschließt mit engen Grenzen zwei steile Felsenberge, den einen in der Gestalt eines Kegels, den andern in der einer Pyramide, beide gekrönt mit den Trümmern alter Burgen. Sanft angelehnt an den Abhang des Gebirges erhebt sich in leichtem, schönem Bogen der alte Flecken Manderscheid unter dem Schutze des gewaltigen Mosenberges, des Königs der Eifelvulkane. Darüber glänzt in ernster Pracht die gewaltige Hochebene der Eifel in weiter, mit dem Auge kaum zu messender Ausdehnung. Das Wort ist zu schwach, um das wiederzugeben, was hier der entzückte Beschauer bewundert. Nur die Kunst des großen Meisters Lessing war der Aufgabe gewachsen, in kleinem Rahmen die

erhabene Größe und den gewaltigen Ernst des echt deutschen, romantischen Gebirgslandes wahr, ganz und treu darzustellen.

Ein geschmackvoller Pavillon bietet hinreichenden Schutz vor bösem Wetter und Ruheplätze für eine größere Zahl von Gästen. Die ganze Anlage ist wohl gepflegt, und ein bequemer Weg führt von dort hinab in das Lieserthal zu den Ruinen der alten Grafenburgen. Die Liebe zur Heimat und der den Rheinländern angeborene Sinn für das Schöne haben es möglich gemacht, hier mit wenigen Mitteln vieles zu leisten. Eine einfache Gedenktafel meldet, daß am 3. November 1833 der damalige Kronprinz von Preußen, Friedrich Wilhelm (IV), diese Stelle besucht hat.

Der Flecken Manderscheid, der einst der Grafschaft den Namen gab, liegt geschützt gegen die rauhen Nordwinde in einem warmen, sonnigen Thale.

Nur ungern entschließen wir uns, das schöne Manderscheid zu verlassen. Es winkt uns aber einladend der majestätische Mosenberg, dessen über 500 Meter hohen Gipfel wir in ungefähr einer starken Stunde erreichen. Aus dem südlichen seiner vier Krater führt ein mächtiger Lavastrom bis in den Horngraben; hier durchbricht ihn die Lieser, so daß zu beiden Seiten des kleinen Flusses eine kolossale Mauer in der Höhe von etwa 60 Meter sich aufbaut. Diese wunderbaren Formationen und die auch sonst ganz außergewöhnlich großartigen Verhältnisse des Mosenberges erregten selbst das Erstaunen Humboldts. Jeder aber wird sich der herrlichen Rundschau freuen, die von hier aus geboten wird. Es wiederholt sich zwar alles, was wir von der Falkenley gesehen haben; wir sind aber den basaltischen Kegeln der östlichen Eifel, die den Schiefer durchbrechen, näher gekommen. Über dem Moselthale sehen wir den langgestreckten Höhenzug des Hunsrücken und des Hochwaldes, noch überragt durch die ferne Bergkette des Nahegaues, die in Glanz und Duft verschwebt. Wollen wir an demselben Tage noch die Dauner Maare besuchen, so müssen wir Fuhrwerk zu Hilfe nehmen, das in der Eifel überall zu beschaffen ist. Hinsichtlich der Wege stand es lange Zeit in der Eifel sehr schlimm. In den letzten Jahren ist aber von den Gemeinden viel geschehen, und jetzt kann man fast überall mit guten Pferden rasch vorwärtskommen. Bald sehen wir uns zur Seite das alte Städtchen Daun; auf einem Basaltkopfe, der sich majestätisch über den an seinem Fuße gelegenen Flecken erhebt, stand früher die Stammburg der Grafen von Daun, denen der berühmte österreichische Feldmarschall Daun angehörte, jetzt ein ehemalig kur-triersches Kellnereigebäude. Etwa eine halbe Stunde weiter, dem Laufe der Lieser folgend, sind wir am Fuße des hohen Mäuseberges angelangt. Dem erloschenen Vulkane verdanken drei Maare ihren Ursprung. Auf das Gemündener Maar, an der westlichen Seite des Mäuseberges, müssen wir verzichten, wenn wir noch am Abend nach Mehrn kommen wollen, wo wir Nachtherberge bestellt haben.

Während wir an der mit Gesträuch bewachsenen Abdachung des Berges hinansteigen, wird der Charakter der ganzen Umgebung immer einförmiger und ernster; Lava und Schlacken geben der Straße eine dunkele Färbung. Da ragt plötzlich zur rechten Seite auf kahler Höhe ein altes Kirchlein gen Himmel, plump und fest gebaut; das Schieferdachwerk des Turmes und der Kirche selbst berührt fast die Erde. Traurig heben sich von dem schwarzen Boden in dem eng ummauerten Kirchhofe einfache, weiße Totenkreuze empor. Tiefe Stille herrscht ringsum, selbst die Schwarzamsel schweigt, die Nachtigall des Eifeler Waldes. Von dem Kirchhofe aus sehen wir in einer Tiefe von c. 20 Meter das fast kreisrunde Weinfelder Maar vor uns liegen. Schwarz wie ein Leichentuch breitet sich der Wasserspiegel aus, und der düstere Sand seiner Umgebung, aus dem weder eine liebliche Blume, noch ein schattiges Gesträuch emporsproßt, erscheint mit der Trauer im Einklange. Das Volk nennt den See auch das Totenmeer. Die alte Kirche, dem h. Martin geweiht, ist der einzige Überrest des ehemaligen Dorfes Weinfeld, das fremde Kriegsvölker mit Feuer und Schwert gänzlich zerstörten.

Verfolgen wir die breite Straße an dem Weinfelder Maar vorbei, so wartet unser eine neue Überraschung. Östlich von ihm, getrennt durch eine steile Bergwand, liegt hellleuchtend vor uns, von dem heitern Dorfe und üppigen Fluren eingeschlossen, das Schalkenmehrner Maar. Es ist noch größer, als das benachbarte, und sehr fischreich. Der Gegensatz ist kaum stärker zu denken, als ihn hier die wunderbare Natur geschaffen hat: an der einen Seite der Bergwand fast gänzlicher Mangel an Vegetation und die tiefste Melancholie, auf der andern alles frisch, blühend und anmutig. Wahrscheinlich stehen die beiden Seeen in unterirdischer Verbindung; man will Fische, die in das Weinfelder Maar eingelassen wurden und mit Kennzeichen versehen waren, später in dem andern See wiedergefunden haben.

Den Abfluß des Schalkenmehrner Maars bildet das Flüßchen Alf, das sich unterhalb der berühmten Marienburg in die Mosel ergießt.

Die Abenddämmerung nahte schon, als wir endlich unser Reiseziel, das Pfarrdorf Mehrn erreichten.

25.

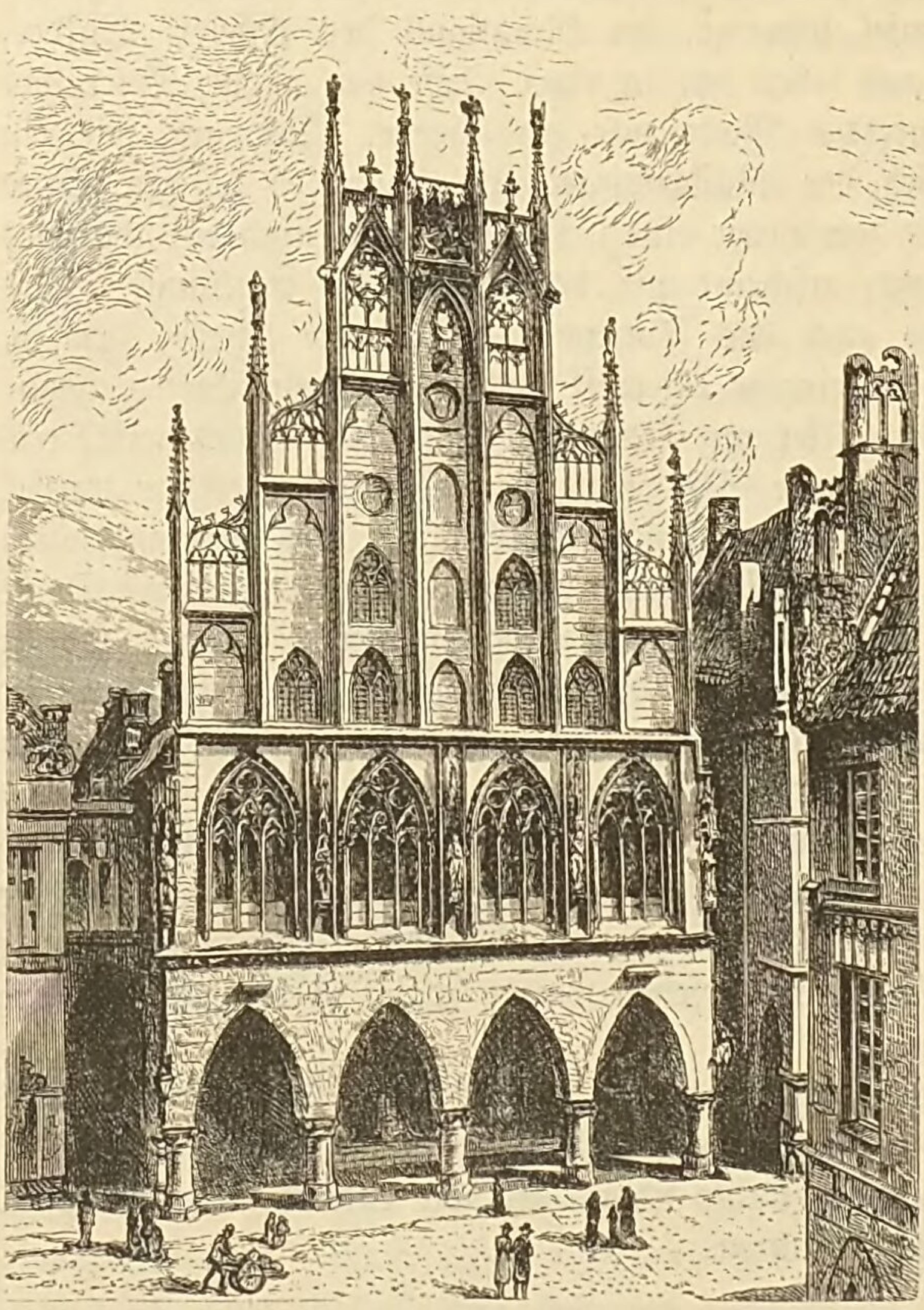
Der Prinzipalmarkt Münsters (Westfalen).

Th. Berthold.

Münster, unter den von Karl dem Großen gestifteten Bischofssitzen neben Osnabrück und Paderborn einer der ältesten und im 13. und 14. Jahrhundert eine blühende Hansastadt, hat auch im Äußern mit seinen zahlreichen altertümlichen Gebäuden und prächtigen Kirchen den Cha-

rakter einer Stadt des Mittelalters treu bewahrt. Derselbe zeigt sich besonders deutlich auf dem langgestreckten Prinzipalmarkt mit den Bogenhallen und schönen, alten Giebelhäusern zu beiden Seiten, — mit der Lamberti-Kirche an seinem obern, dem Rathaus an seinem untern Ende. Es gewährt dieser Markt ein so malerisches Straßenbild, wie kaum ein zweites in deutschen Städten gefunden werden möchte.

Der Prinzipalmarkt ist immer schön, mögen nun graue Regenwolken schwer und niedrig über den grauen Zackengiebeln hinziehen, oder der blaue Himmel sich hoch und still darüber wölben; mag im Goldschein der steigenden Sonne die nach Osten schauende Häuserreihe mit ihren gotischen Türmchen und Renaissance-Zieraten dastehen und sich zu ihren Füßen das bunte Marktgewühl ausbreiten, oder mag vom Schimmer des Abendrots der kühn emporstrebende, luftig durchbrochene, westwärts gerichtete Giebel des Rathauses angehaucht werden, und die Aveglocke der Lamberti-Kirche nach des Tages Arbeit zum Gebet auffordern; aber am schönsten ist er, der Markt, doch, wenn die volle Mondesscheibe mit ihrem milden, bläulichen Lichte eine der altersgrauen Häuserreihen, diese mannigfachen Vorsprünge, Säulchen, Nischen und Fialen der obern Stockwerke beleuchtet, während im dämmernden Schatten die andere Reihe daliegt und sich gleichförmig dahinzieht. Hinter den Fenstern sind alle Lichter erloschen. Nur dort oben, auf den kleinen, blei-


Das Rathaus zu Münster i. W.

gefaßten Scheiben eines gotischen Giebels glitzert noch ein silberner Schein; aber es ist nichts anderes als der Widerschein des Mondes. Ringsum waltet tiefe, geheimnisvolle Stille. Ein Hauch von Sehnsucht und Träumerei ist in der Luft und zieht in unser Herz. Uns ist, als sollten aus den dunkeln Bogenhallen die alten Patrizier wieder hervortreten, oder die fanatischen Stifter und Anhänger des Wiedertäuferreiches, oder die tapfern Krieger und Feldherren des alten Münsterlandes, die sich gegen Franzosen und Holländer schlugen, und als sollten sie noch einmal jenes bunte Gewebe wirken: Geschichte.

Aber jetzt, wo wir den Prinzipalmarkt besuchen, ist es heller Mittag, und nicht mit träumerischen, sondern mit kritischen Blicken betrachten wir seine Bauwerke.

Die Bogenhallen, welche aus dem uralten Burgenbau in die bürgerliche Architektur übergingen und sich in vielen Städten von mittelalterlichem Aussehen finden, haben in Münster kunstreiche Ausdehnung genommen. Sie mögen hier in die ältesten Zeiten des Stadt- und Marktverkehrs, vielleicht in die Holzbauten zurückgehen. Bogen oder Lauben, wie man sie treffend nannte, lassen sich um das Jahr 1184, und zwar in der Gegend der Lamberti-Kirche, also unmittelbar am Markte, nachweisen; ja, nach einer späteren Nachricht hätten die reicheren Bürger schon damals über den Hausthüren Bogen in Stein erbaut. Viele der dicken, grauen Steinpfeiler, welche sich jetzt in langer Reihe zu beiden Seiten des Prinzipalmarktes hinziehen, mögen noch die streitbaren Mannen eines Bischofs Gerhard von der Mark gesehen haben.

Der Oberbau mit den reich verzierten Giebeln, welcher über den Arkaden emporstrebt, gehört einer späteren Zeit als die Bogenpfeiler an. Seit Erbauung der gotischen Rathausfront (gegen Ende des 14. Jahrhunderts) bildete diese bis zur Zeit der Wiedertäufer das Muster für die Markthäuser; vielfach begegnen wir daher den noch wohl erhaltenen, schönen gotischen Formen des Stufengiebels, auf dessen treppenförmigen Seitenabsätzen schlanke Fialen emporstreben, zwischen denen wiederum zierliche Luftfenster ihre Bögen schlingen, gleich steinernen knospenden Ranken.

Nach der Wiedertäuferzeit bildete sich die moderne Baukunst in Nachahmung antiker Vorbilder und italienischen Geschmackes, die Renaissance. Daher die vorgelegten Pilaster und Halbsäulen an den Giebeln einiger Markthäuser. Vorzüglich rein ist dieser Stil der Renaissance in der Giebelfront des sogenannten Stadtkellers zur Anwendung gekommen, einem Gebäude, welches gegenwärtig als Lokal des Kunstvereins dient und neben einigen neuern Bildern manches wertvolle Stück altwestfälischer Kunstübung enthält.

Endlich blickt uns von zahlreichen Giebeln der Baustil des 17. Jahr-

hunderts, das Rokoko, entgegen, welches sich in ausgeschnitzelten, oft schneckenförmig geschweiften Umrissen, in allerlei Säulchen, Pyramiden und geschnörkelten Zieraten gefiel.

Zwischen all diese mit historischer Ehrwürdigkeit dareinschauenden Giebelbauten stellt sich nur ein einziges Gebäude im modernen Palast- oder Kasernenstil, ein großes Hotel, ähnlich einem Würfel mit vielen Fensteraugen. Aber durch den Gegensatz um so wirkungsvoller, strebt nicht weit davon die hohe, edle Front des Rathauses empor.

Nicht mit Unrecht hat man das münsterische Rathaus den schönsten und geschmackvollsten, den am reinsten stilisierten Profanbau nicht allein des Münsterlandes, sondern auch des ganzen nordwestlichen Deutschlands genannt. Die, wie oben bereits erwähnt, dem 14. Jahrhundert angehörende gotische Front ruht auf fünf kraftvoll gedrungenen Säulen, über welchen vier hohe Spitzbogen sich wölben; ein reichgeschmückter Fries schließt diesen Bogengang, der eine Art von Vorhalle bildet, ab. Das nunmehr folgende Hauptgeschoß schmückt sich mit vier großen, von blumenartigem Maßwerk durchrankten Bogenfenstern, zwischen denen unter zierlichen Baldachinen der Heiland mit der Weltkugel, die heilige Jungfrau und der Erzengel Michael thronen, während auf den beiden Ecken unter ähnlichen Baldachinen der heilige Liborius und der heilige Ludgerus stehen. Acht vortretende, äußerst schlanke Mauerpfeiler bilden das Gerüste des oberen Baues; sie sind durch kunstvolles Stabwerk miteinander verbunden und enden in blumengeschmückte Fialen, die wiederum von Engelgestalten gekrönt sind. Kleinere Fensteröffnungen beleben die Giebelfläche; im mittleren Felde steht oben, unter dem deutschen Doppelaar die Statue des Königs Gambrinus von Flandern, einen schäumenden Pokal voll des Getränkes, das er erfand, und das in Münster ganz besonders viele Verehrer zählt, in seiner Linken.

26.

Dresden.

W. Lübke.

Mit Stuttgart und Wien teilt Dresden den Ruhm, zu den schönsten unter den größeren Residenzen zu gehören. In weiterem, freierem Thal gelegen, als Stuttgart mit seinem engen Rebenkessel, und wieder nicht so weit umzogen, wie Wien von seinem schönen Höhenkranz umgeben wird, hat Dresden vor jenen beiden Städten die unmittelbare Nähe des herrlichen Stromes voraus. In Wien merkt man von der fernabfließenden Donau nicht viel, noch weniger in Stuttgart vom Neckar; aber in Dresden gehört der Fluß mit den villengeschmückten Hügelketten, aus denen er herabkommt, um zu den sanfteren Höhen des Meißener Landes sich zu

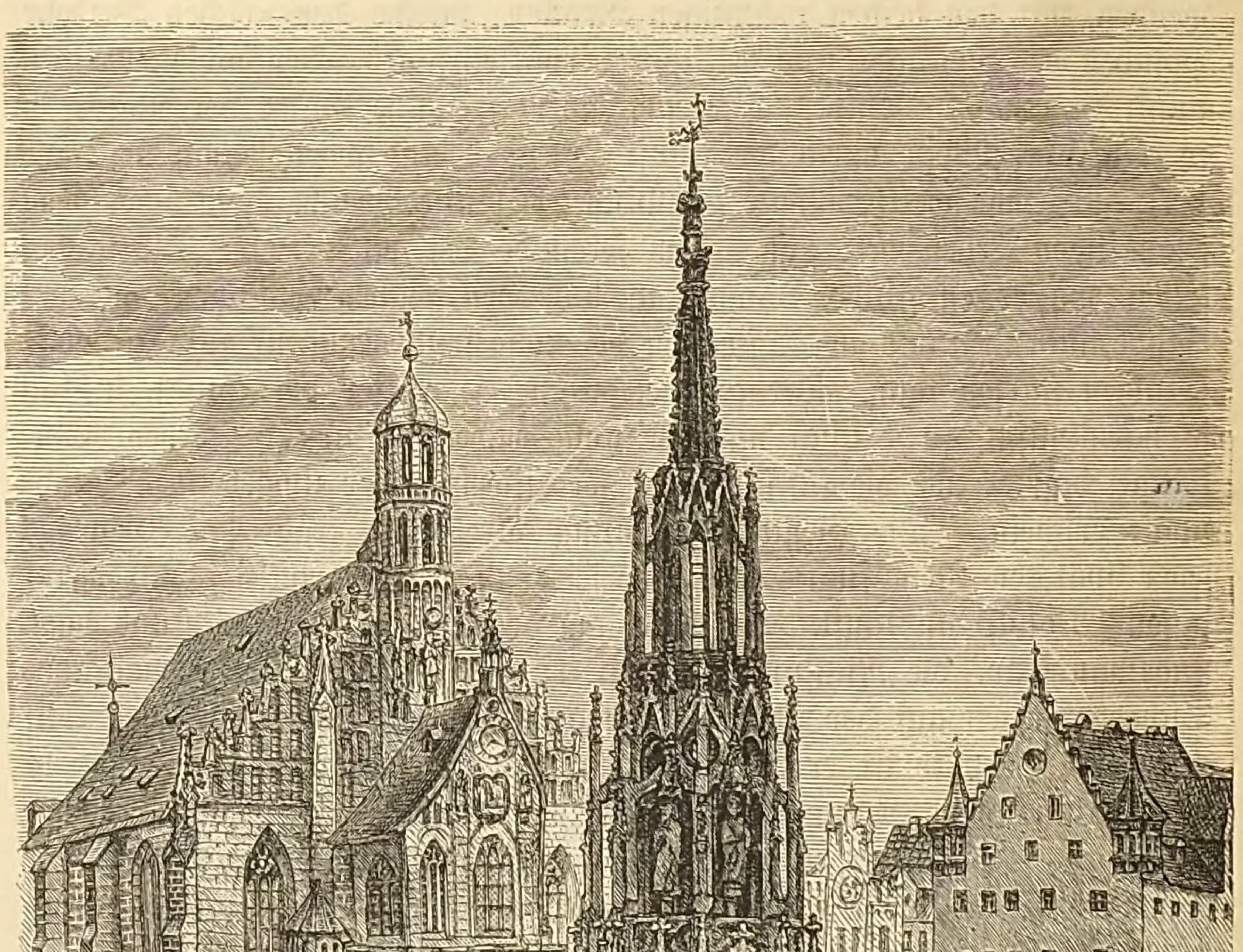
wenden, mit den beiden prächtigen Brücken, welche den reichen Verkehr zwischen der Neustadt und Altstadt vermitteln, als lebensvoller Mittelpunkt zum ganzen Bilde. Nirgends aber ist solche Gunst der Natur in so glücklicher Weise durch die Kunst gesteigert und vervollkommnet, wie dort durch die weltberühmte Brühlsche Terrasse, welche hoch über dem geschäftigen Leben des Tages dem Freunde der Natur eine Stätte bereitet, wo er in stiller Sammlung von den reichen Kunstgenüssen der Stadt ausruhen und im Anschauen der ewig frischen Natur sich zu neuen Studien stärken kann. Der architektonische Charakter der Stadt, in sich so harmonisch, steht auch mit der umgebenden Natur in solchem Einklange, daß er wie die künstlerische Idealisierung der umgebenden Landschaft erscheint. Die Gesamterscheinung Dresdens trägt das Gepräge jener späteren Renaissance, die einerseits in den Barockstil, anderseits in das Rokoko ausläuft. Wenn jemals irgend eine Kunstrichtung dazu angethan war, die Richtung auf heiteren Lebensgenuß und behagliches Sichgehenlassen auf der schönen Erde auszudrücken, so ist es dieser Stil gewesen. Deshalb ist er mehr als ein anderer geeignet, einer so lieblichen, zu schönem Genuß des Daseins lockenden Landschaft zum Ausdruck zu dienen. Und welche Mannigfaltigkeit der Stilschattierungen bietet die Reihe der Dresdener Monumente, von dem derben Barock-Bau der katholischen Kirche und den malerisch kraftvollen Umrissen der Frauenkirche bis zu dem graziösen Formenspiel des Zwingers, dem energischen Relief des Palais im Großen Garten und dem mehr nüchternen, aber durch große Massengliederung wirksamen japanischen Palais! Wie dies alles harmonisch zusammenstimmt, bildet sich daraus jener unvergleichliche künstlerische Einklang, der wie ein Zauber auf dieser Perle unter den deutschen Städten liegt. Daher auch im Gemüte dessen, der hier zum Studium weilt, ein Nachklang von jener festlich idealen Erhebung der Seele, welche wir sonst nur an den kunstgeweihten Stätten Italiens empfinden.

27.

In Nürnberg.

J. Rodenberg.

Den deutschen Reisenden, namentlich aus unserem Norden, mag wohl zuerst ein eigentümliches, fremdartiges Gefühl ergreifen, wenn er, unter dem stattlichen Portal des Staatsbahnhofes in Nürnberg heraustretend, die Gräben, Mauern und Türme dieser alten Stadt vor sich sieht; aber es wird sich in Zutrauen verwandeln, sobald er durch eines ihrer gewaltigen Thore hereingefahren ist, und einer Empfindung Platz machen, die er vielleicht als Knabe gehabt, wenn er in das altmodische Großvaterhaus kam. Diese Giebel und Erker und Türmchen ohne Zahl,



Der Hauptmarkt zu Nürnberg.

das Auf und Ab dieser Straßen, diese Brücken und Stufen und Brunnen und Figuren — sie grüßen ihn wie etwas, das er schon einmal gesehen, irgendwo, weit weg, in der Kindheit oder im Traume; was das

Leben ehedem so bunt und vielgestaltig, so beziehungsreich machte, hier ist es — aber nicht vereinzelt oder als eine Kuriosität, nein, überall, unaufhörlich, von Haus zu Haus, auf Schritt und Tritt. Stundenlang kann man gehen, und stundenlang wird man nicht müde werden, die Mannigfaltigkeit der Formen zu bewundern, Seitenansichten und Profile, die Fassaden und ihre Gliederung, Pfeiler, Fenster und Thüren, das ganze wie das einzelne, Schmiedewerk und Schnitzwerk, Steinmetzenarbeit und Malerarbeit — Marienbilder und vergoldete Porträtmedaillons. Wenig Symmetrie: jedes Haus ein Wesen für sich, manches quer oder vorgeschoben, ohne Rücksicht auf die anderen; desto mehr von jener mittelalterlichen Phantasie, welche das Hauszeichen hatte, statt der Hausnummer: ein rotes Roß, springend; ein überlebensgroßer Stier, ausgestreckt auf allen Vieren; ein gehörnter Widder auf den Hinterbeinen.

Man wohnt und wandelt im Mittelalter — vierzehntes, fünfzehntes, sechzehntes Jahrhundert sprechen mit einem laut und vernehmlich, ihre Stimmen vermischt mit den Geräuschen von Eisenbahn und Pferdebahn, und man wird mit ihnen am Ende so vertraut, wie mit dem Heute und dem Gestern. Die berühmten Künstler jener vergangenen Zeit werden uns zu Wirklichkeiten, die nicht außerhalb des Lebens oder jenseits desselben stehen, sondern thätig und mitten darin, es verschönernd und veredelnd. Ihre Werke schmücken den Markt und die Kirche, das Haus und den Friedhof; was sie vor neun und zwölf Menschenaltern schufen, bildet immer noch einen Teil des öffentlichen und privaten Lebens dieser Stadt. Ihre Wohnhäuser stehen noch; an den Plätzen, auf denen sie gewandelt, haften ihre Namen, nicht wie Namen der Kunstgeschichte, sondern wie die von Männern, die sichtbar unter uns sind, von Meistern, deren körperliche Gegenwart und Nähe man empfindet.

Das Volk ist höflich, intelligent und von freundlicher Gemütsart; die Natur zeigt schon südliche Fülle, der Boden, wiewohl Sand, trägt gute Gemüse, die Gewässer liefern Karpfen und Forellen. Die Landschaft ist nicht malerisch, ohne Berg und Wald; aber die Gartenkunst hat dicht vor den Thoren mannigfach die reizendsten Anblicke geschaffen — traulich bettet das Jetzt sich im Einst, und ein Anstrich heiteren Behagens, rühriger Fleiß, Lust am Erwerben, Freude am Genießen vermählen sich mit der altertümlichen Umgebung. Als ich eines Morgens durch eines der engen Gäßchen am Tiergärtnerthor ging, sah ich auf dem Bürgersteig vor dem Flur eines kleinen, unscheinbaren Hauses hingebreitet einen Teppich von grünem Moose, mit roten und weißen Rosen darin. Kinder standen umher, und als ich eins derselben nach der Bedeutung fragte, sagte dieses: „Hier wird heute Hochzeit gemacht!"

Auch die alten Geschlechter leben noch; ihre großen Namen und zum Teil ihre großen Reichtümer haben sich auf Nachkommen vererbt, die

noch immer zu den angesehensten Einwohnern der Stadt zählen. Ihre Stiftungen verbreiten noch Segen, ihre Fahnen und Schilde hängen in den Kirchen. Über dem Erz, das Peter Vischer zur Ehre Gottes und ihrem Andenken gegossen, um den Stein, den Adam Krafft in ihren Kapellen gemeißelt, um das Bildwerk der Altäre, welches Veit Stoß in ihrem Auftrage geschnitzt, in den Gefäßen, welche Jamnitzer aus ihrem Golde geschmiedet, schimmert noch immer der Strahl des ewigen Lichtes, welches seit bald einem halben Jahrtausend brennt, und durch die hohen Fenster im Chore, von Hirschvogel, dem alten Glasermeister und Maler, scheint die Sonne des Frühlings und des Sommers. Wer, der im Germanischen Museum das köstliche Porträt des Ratsherrn Hieronymus Holzschuher lange betrachtet, sein sprühendes Auge, die feine, hohe Stirn, die frische Farbe des Gesichts und das Silber des Bartes, gäbe sich nicht gern der Täuschung hin, daß dieser Mann lebt? Er ist mehr als dreihundert Jahre tot und dennoch einer, ohne den man sich das heutige Nürnberg gar nicht zu denken vermag. Noch im Bild erleuchtet er seine Vaterstadt; er lebt nach seinem Tode noch, weil Albrecht Dürer ihn gemalt hat. Denn die Kunst verewigt das Leben, und noch heute beherrscht Albrecht Dürer Nürnberg — Nürnberg, das ist Albrecht Dürers Stadt. Er ist uns gegenwärtig, wo immer wir gehen. Sein Standbild auf der Höhe des nach ihm benannten Platzes hat seinesgleichen nicht einmal in der alten Burg der Zollern. Die Burggrafen haben Nürnberg verlassen, aber Dürer ist da geblieben. Alle Giebelhäuser, die sein Auge noch gesehen haben mag, stehen im Hintergrund; und im Vordergrunde, links, der Sebalduskirche gegenüber, steht der Sebalder Pfarrhof, das schöne „Chorhaus“ — so nennt man hier jedes Haus mit einem „Thörlein“ oder Erker — in welchem Melchior Pfinzig, Probst von St. Sebaldus, den „Theurdank“ dichtete, die poetische Verherrlichung von Kaiser Maximilians abenteuerlicher Brautfahrt und Brautwerbung um Maria von Burgund. Der Glanz des niedergehenden Mittelalters vereinigt sich hier mit dem Glanz der aufgehenden Renaissance; tief verwebt mit den noch immer lebendigen Erinnerungen ist das Bild und Andenken des letzten Ritters, dessen Triumphzug im Festsaale des Rathauses — der Kaiser im vollen Krönungsornat auf einem Wagen, den sechs Paar Pferde ziehen und umgeben von schönen, jugendlichen Frauen — von Pirkheimer entworfen und von Dürer ausgeführt ward. Man meint, diesen beiden miteinander noch irgendwo begegnen zu müssen, wie sie durchs Leben wandelten, unzertrennbare Freunde, — Dürer, der Goldschmiedssohn, in dem Hinterhause, Pirkheimer, der Patriziersohn, in dem Vorderhause desselben mächtigen Gebäudes geboren, welches heute noch seine bescheidenere Front der Winklerstraße, seine reiche, palastartige Fassade dem Markt und dem schönen Brunnen zukehrt. Es giebt Häuser

in dieser Stadt, in der Theresienstraße und Hirschelgasse, am Ägidienplatz und am Panierplatz, die den Fremden, wenn er sie unter einem blauen Himmel und am heißen Mittag sieht, nach Italien versetzen, mit ihren weiten, säulenumstellten Höfen, ihren breiten, steinernen Treppen und ihren hohen, stillen Sälen. Es giebt andere Häuser, Kaufhäuser, mit dunklen Thoren und vergitterten Bogenfenstern, mit mächtigen Kellern und Gewölben, aus denen es kühl heraufweht und mit einem Geruch, wie von starkem Wein oder Olivenöl oder Früchten oder Spezereien; und es giebt andere Straßen, enge Straßen im Innern, welche das Bild der alten freien Reichsstadt erneuern, wenn der Marktverkehr in ihnen rege, wenn die beladenen Frachtwagen den Berg heraufkommen, wenn die schweren Karrengäule das Steinpflaster stampfen und die Fuhrleute mit den Peitschen knallen. Nein, Nürnberg ist keine tote Stadt; Nürnberg lebt. Es lebt ein zweifaches Leben: das der Vergangenheit und der Gegenwart, das der Kunst und des Handels.

Immer noch, mag die Sonne nun glühen um die Zinnen und Zacken dieser turmhoch, Stockwerk über Stockwerk aufgemauerten Patrizierhäuser, oder mag der Mondenschein in den stillen Straßen liegen und um die Türme von St. Lorenz und Sebaldus flimmern; mögen die Märkte gefüllt sein mit dem bunten Schimmer des Tages, oder die Brunnen rieseln und die wunderbaren Glocken läuten in der Nacht — immer hat man hier das Gefühl einer Wirklichkeit, die schöner, reicher und poesievoller ist, als in den meisten anderen Städten Deutschlands. Und immer hört man hier unter den alten Brücken und Stegen und längs der überhängenden Dächer am Ufer die Pegnitz rauschen, erinnernd an die Zeiten des Meistergesangs und an Hans Sachs; erinnernd daran, daß der absterbende deutsche Kunstgesang aus der Kraft des Volkes die Nahrung neuen Lebens zog. Und immer noch in den Abendstunden kommen die Frauen und Mädchen der Nachbarschaft zu einem Brünnlein, welches mitten im Volksquartier liegt, und füllen den Eimer, während ein Männlein aus Erz, in der Tracht des 18. Jahrhunderts, mit Frack, Zopf und einem Stab in der Hand, freundlich lächelnd zu ihnen herabsieht. Auf einer Tafel am Brunnen liest man: „Dem Volksdichter und Stadtschreiber Konrad Grübel seine Vaterstadt“.

Beide, der Schuhmacher Hans Sachs und der Flaschner (Klempner) und spätere Stadtschreiber Grübel sind Söhne desselben heiteren, hellen Frankenvolks; und wiewohl durch vierhundert Jahre getrennt, leben sie in der Vorstellung derer, die heute in und neben ihren Häusern wohnen, wie Nachbarn und gute Freunde. Sie haben das Handwerk zu hohen Ehren gebracht, und wie Peter Vischer, dessen Haus in der Peter-Vischer-Gasse heute noch links von einem Gelbgießer und rechts von einem „Flaschner“ flankiert wird, haben sie von dieser St. Lorenzer Seite her,

dem Wohnsitz der Zünfte, den Geschlechtern dort oben auf der St. Sebalder Seite gezeigt, daß Ruhm auch zu gewinnen sei, wo kein Reichtum ist. Diese Unterschiede, die übrigens bis zum Aufhören ihrer Privilegien als einer freien Reichsstadt in Nürnberg fortbestanden haben, sind nun ausgeglichen, und nichts ist geblieben aus jenen Kämpfen der emporstrebenden Demokratie und des besitzenden Stadtadels, als der Stolz beider, der Bürgerschaft und des Patriziats, auf ihr altes Nürnberg, das gemeinsame Bestreben, ihm durch Fleiß und Fortschritt neuen Glanz zu geben und die Pietät für alles, was an die Tage der Vorzeit erinnert. Kein altes Gebäude von einiger Bedeutung wird niedergelegt, ohne daß eine Gedenktafel die Stätte bezeichnet, an der es gestanden. Der Glanz der alten Namen hat sich erhalten, und nicht nur in Monumenten von Erz und Stein. Von den neunzehn Familien des alten Patriziats, welche heute noch existieren, werden elf schon früh im 14. Jahrhundert genannt, unter ihnen die Haller und die Holzschuher, die Volkamer und die Behaim, die Stromer, Imhof und Kreß von Kressenstein. Die Paläste der Tucher stehen noch, wo sie vor Jahrhunderten gestanden; eine Straße heißt nach ihnen, und sie selber brauen gegenwärtig ein dunkles Bier in dem alten, ehemals reichsstädtischen, schon um das Jahr 1672 gegründeten „Weizenbräuhaus" am Hallerthor; ihr freiherrliches Wappen, das einst über der Handelsniederlage zu Lyon prangte, nimmt sich jetzt nicht schlechter aus an dem gewaltigen Bierfaß in der Ausstellung, aus welchem zwei herkulische Brauknechte mit Schurzfell und rotem Wamms den schäumenden Gerstensaft schenken. So setzt, wie das junge Grün überall zwischen den altersgrauen Mauern der Stadt hervorquillt, in dieser selbst das blühende Leben der Gegenwart gleichsam das der Vergangenheit fort.

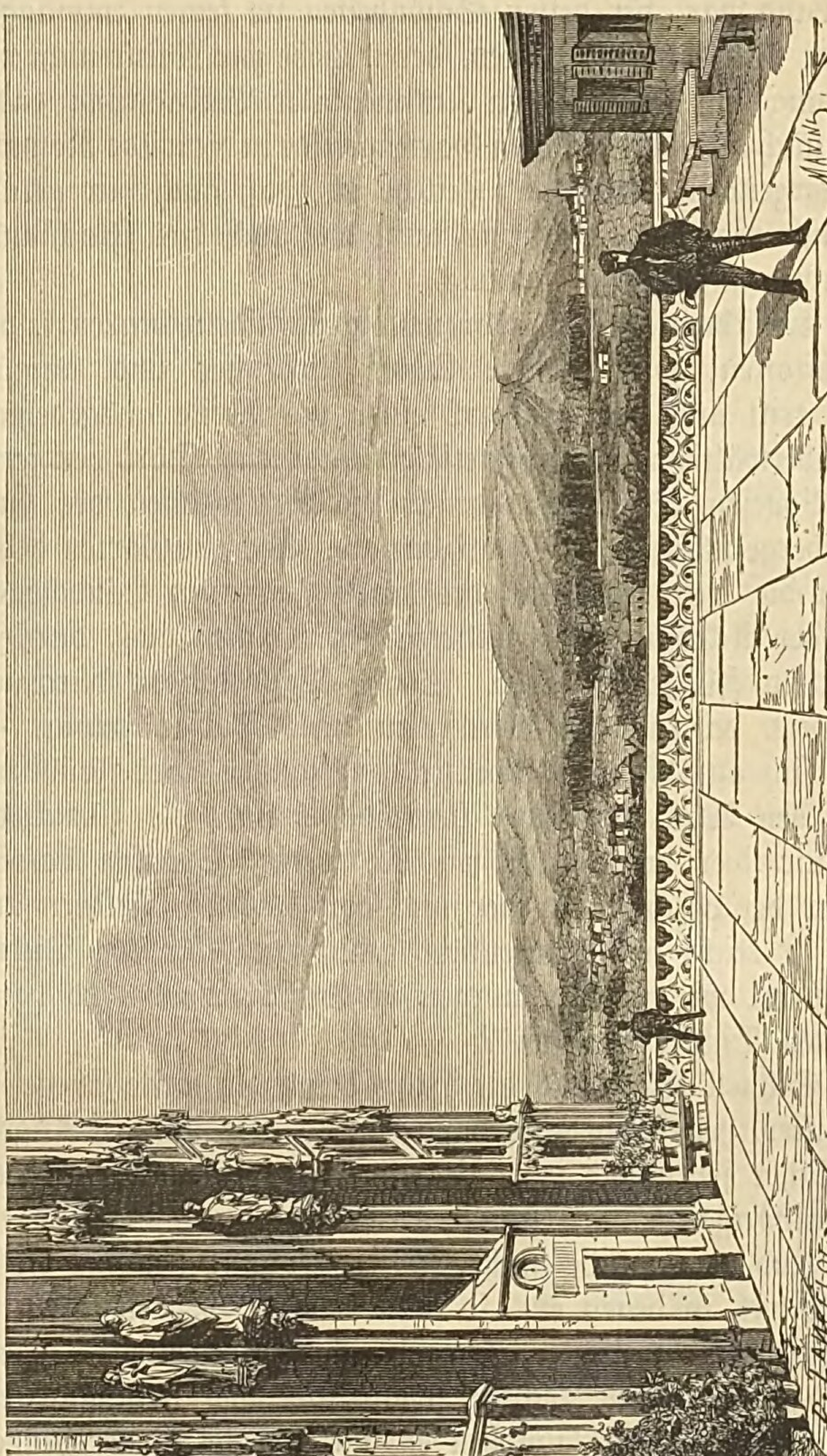
28.

Auf der Plattform des Straßburger Münsters.

W. Rullmann.

„Und so sah ich denn von der Plattform (des Münsters) die schöne Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeitlang wohnen und hausen durfte; die ansehnliche Stadt, die weitumherliegenden, mit herrlichen, dichten Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, diesen auffallenden Reichtum der Vegetation, der dem Laufe des Rheines folgend, die Ufer, Inseln und Werder bezeichnet. Nicht weniger mit mannigfaltigem Grün geschmückt ist der von Süden herab sich ziehende flache Grund, welchen die Iller (Ill) bewässert; selbst westwärts nach dem Gebirge zu finden sich manche Niederungen, die einen ebenso reizenden Anblick von Wald- und

Wiesenwuchs gewähren, sowie der nördliche mehr hügelige Teil von unendlichen kleinen Bächen durchschnitten ist, die überall ein schnelles Wachstum begünstigen. Denkt man sich nun zwischen diesen üppig ausgestreckten Matten, zwischen diesen fröhlich ausgesäten Hainen alles zum Fruchtbau schickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend und die besten und reichsten Stellen desselben durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet, und eine so große und unübersehliche, wie ein neues Paradies für den Menschen recht vorbereitete Fläche näher und ferner von teils angebauten, teils wild bewachsenen Bergen begrenzt, so wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete, das mir für einige Zeit einen solchen Wohnsitz bestimmt hatte."



Auf der Plattform des Straßburger Münsters.

Aus dieser Stelle von „Wahrheit und Dichtung," in der die Erinnerung Goethes an die schöne Stätte glücklich verlebter Jugend-

jahre niedergelegt ist, spricht etwas von der Vorliebe der Alten für flache, wohlbebaute und mit Fruchtbarkeit gesegnete Landstriche. Galt doch auch den Römern das flache, von Segen strotzende Kampanien als die schönste Landschaft, während die Schweiz ihnen ein unfruchtbares, wildes Land war, für dessen Schönheiten sie keinen empfänglichen Sinn besaßen. Wir ganz Modernen, deren Liebe zur Natur nicht mehr dem naiven Umgang mit ihr, sondern sentimentaler Betrachtung entspringt, fliehen gern auch aus dem reichsten Gartengefilde in die wilde Romantik urwüchsiger Berggegenden. Und doch gestehe ich, daß auch mir gerade in der Nähe Straßburgs die Erkenntnis kam, wie auch das Flachland reiche Naturschönheit aufzuweisen vermag.

Ein schmales Thal, von waldigen Hügeln begrenzt, von einem Bache durchflossen, wird unsere Sinne lieblicher und anmutiger berühren. Hier tritt uns der Eindruck einer ins Weite ausgedehnten Thalgegend mit überwältigender Großartigkeit entgegen. Dort der ferne blaue Strich der Vogesen, hier näher gerückt die Wellenlinien der dunkeln Schwarzwaldberge schließen den Horizont ab. Wie ein Garten dehnt sich zwischen ihnen die weite Thalflur des alten „hanauer Ländchens“ dort drüben und der Ackerfluren des Elsasses hier hüben aus, durchströmt von dem schönsten Flusse der Erde. Stolze Pappelalleen durchziehen die Fläche, hier und da ragt der Kirchturm eines Dorfes empor. Und nun denke man sich auf dieser Gartenflur den Zauber eines Frühlingsmorgens: die über den Wall der Berge steigende Sonne, die zurückweichenden Nebel, die nur über dem Flusse wie ein weißer Streifen haften, die jubelnde Schar der Lerchen, die hier und dort aus den Feldern aufsteigen. Kann eine so reiche im Morgenlicht glänzende Flur den Dichter nicht ebenso begeistern, wie ein Maimorgen im Gebirgsthal? Und hat sie nicht unsere größten Dichter begeistert?

Schnell trägt uns die Bahn durch die weite Ebene, bald taucht das Münster, heiter und stolz emporragend, vor unseren Augen empor, immer deutlicher sehen wir seine Umrisse, bis wir endlich in den Bahnhof der siebenthorigen Stadt einfahren.

Und wer würde nicht, sobald er nur flüchtig die Straßen durchstreift hat, in denen ein so wunderliches Gemisch alter und neuer Zeit, deutschen und welschen Elements ihm entgegentritt, — wer würde nicht auch, wie der große Dichter, sobald als möglich hinaufeilen auf die Plattform des Münsters, um den entzückten Blick in der Nähe und Ferne auf Stadt und Flur, auf Strom und Gebirge weilen zu lassen!

Wo findet sich eine Aussicht, die sich mit dieser vergleichen ließe? — Tief unten zu Füßen des Riesendoms das Gewühl der Straßen, das geschäftige Treiben des Tages, dicht aneinandergedrängt die alten Häuser mit Erkergiebeln und stattliche, moderne Paläste. Gern schweift der Blick

über dies Gewühl zur Ferne hin, über deren in Duft gehüllte Fluren und Berge der Friede sich gelagert hat, der hier unten im Gewühl der Straßen keine Stätte findet. Über dem üppigen Grün der Inseln schimmern die Fluten des Rheins; Feld an Feld schließt sich, ein segensreiches Gewebe der gütigsten Natur, hier und dort ein Städtchen oder ein Dorf, eine Häusergruppe um die Kirche, und diese ganze Gartenflur links und rechts umsäumt von bläulich verschwommenen Gebirgsrücken . . . Ist es ein Wunder, daß dieser Blick, der über den Rhein hinüber nach Deutschland schaut, der Leier elsässischer Dichter gar oft die schönsten Lieder entlockt hat, in deren melodischem Klange die alte Liebe zum alten Vaterlande wehmütig durchzittert . . .

Von der bläulich abduftenden Ferne wandert der Blick immer wieder zurück zu dem Häusermeer zu unsern Füßen. Du alte „wunderschöne Stadt," wie das Volkslied mit Recht dich nennt, du heilige Stadt, bei deren Namen jedem Deutschen das Herz höher schlägt, du „Burg an der Straße" des falschen Frankreichs, in der Erwin das steinerne Wunder „nach ewigen Maßen" gefügt hat, — was für Wandlungen der Zeit, sind über dich ergangen von jener grauen Vorzeit, da hier zuerst Fischer an dem Ill ihre Hütten sich bauten und der Landmann noch durch das reiche Feld seine Furchen zog! Wie mancher Stein, der unter deinen Grundmauern ruht, könnte uns erzählen von den wilden Kämpfen zwischen römischer Tapferkeit und germanischem Ungestüm, von Kämpfen, deren Schwerterschall die Stille des Druidenhaines durchtönte, deren Blut die Wasser des goldführenden Rheins färbte. Wie manche deiner alten Kirchen — und das stolze Münster selbst — erzählt uns von der Zeit, da der gewaltthätige Frankenkönig, dem der Christengott den Sieg verliehen, den Alemannen das Land entriß und der Sieger Burgen und Klöster baute. Und jene alten Erker und Giebel in den engen Gassen und Gäßchen — wie lebhaft vergegenwärtigen sie uns die ruhmvollen Tage der freien deutschen Reichsstadt, da die ehrwürdige Pfalz noch dort auf dem Gutenbergplatze stand!

Und dann gedenken wir mit Trauer des Tages, da die arglose Stadt überfallen wird von fränkischen Räuberhorden, da die Heere Louvois' sie umschließen, und sie verraten und verlassen dem Räuber die Thore öffnen muß. Wie mancher der Väter der Stadt, an deren Entschluß das Schicksal der Stadt hing, mag damals von dieser Zinne über den Rhein hinüber ausgeschaut haben, ob denn nirgends am Horizont das Fähnlein eines kaiserlichen Regiments zu sehen sei!

Ein Jahrhundert und ein Jahrzehnt später, da lebt ein andersdenkendes Geschlecht in diesen Häusern, durchwogt im Freiheitsrausche die Straßen. Sie stürmen hinan zu den Bureaus, um sich als Freiwillige einzureihen in die Heere der Republik, die gegen deutsche Tyrannen

kämpfen sollen, sie schwingen die Trikolore, sie singen die Marseillaise, und dort auf dem Kleberplatze, arbeitet — die Guillotine!

Und wieder ein Jahrhundert, da umschließen von neuem feindliche Heere die geängstigte Stadt. Es sind die Heere Deutschlands, die das verlorene Kind wiedergewinnen sollen, die Tod und Verderben in die Stadt schicken müssen, der sie Erlösung bringen sollen! —

Es ist die moderne, die halb deutsche, halb welsche Stadt, die dort unten liegt. Aber aus ihren Straßen steigt uns das Bild der alten Stadt empor, der deutschen Stadt, die jetzt unter Schmerzen der Wiedergeburt ihre Erstehung feiert.

29.

Budapest.

A. Sturm.

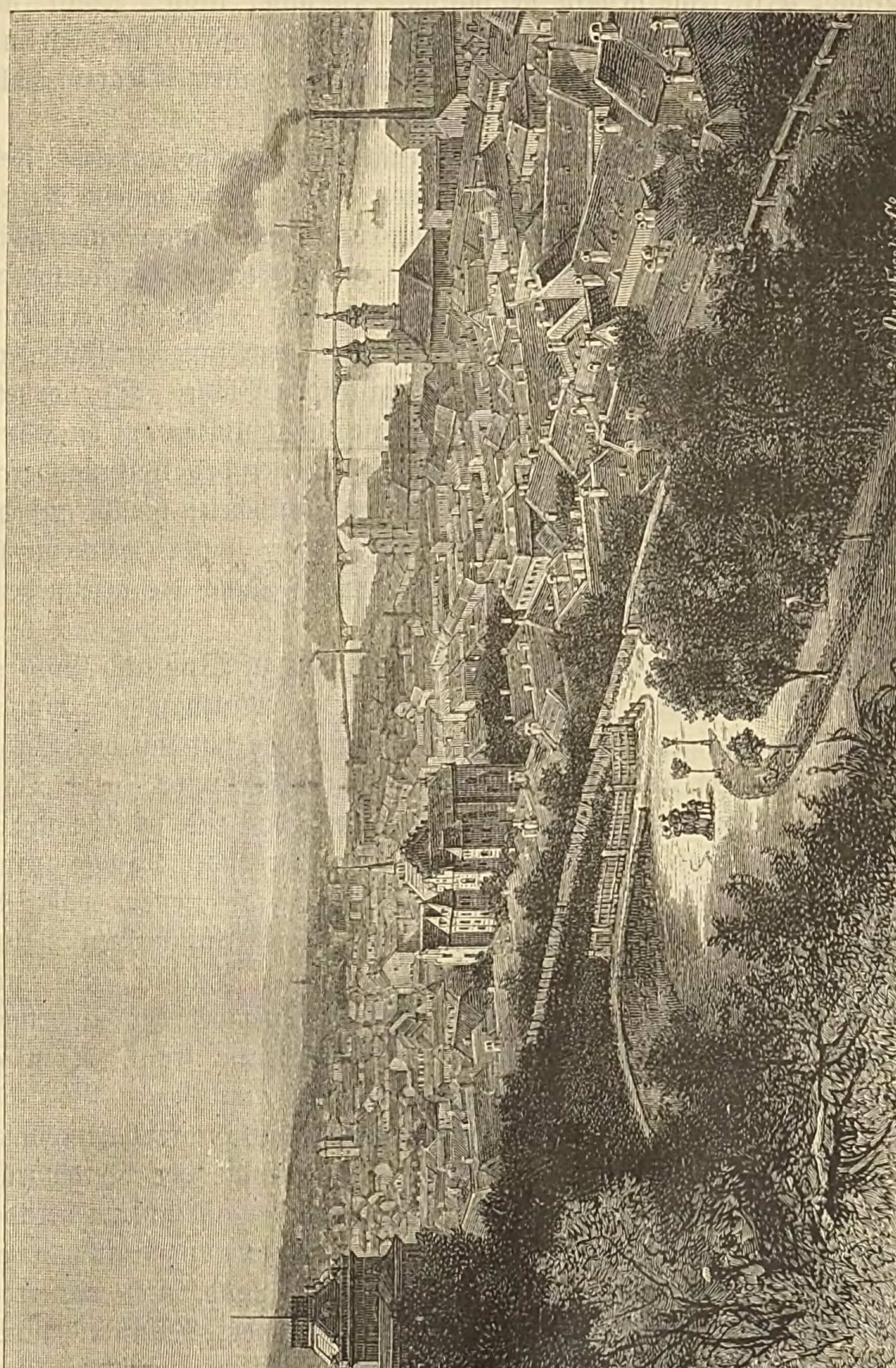
Der letzte Ausläufer des Gebirgszugs des Westens fällt schroff und jäh gegen die Donau ab, und von seiner Zinne blickt er über den hellgrünen Strom auf die unendlichen Flugsandflächen hin, die sich dort auf der andern Seite des Stromes landaus landein ausdehnen am fahlen Horizonte.

Und an diesem geographischen Punkte, auf welchem die Bodenfiguration des Westens von der des Ostens nur durch ein breites Wasser getrennt ist, erhebt sich die Doppelstadt Budapest, eine Doppelstadt ihrer Anlage, ihrer Entwickelung nach und eine Doppelstadt ihrem historischen Charakter zufolge.

Vor kurzem waren die beiden Hälften nur durch die Kettenbrücke, eines der bedeutendsten Bauwerke der neueren Zeit, und durch eine elegante Pfeilerbrücke miteinander verbunden; an der Südseite des Quais ist nunmehr eine neue, prächtige Eisenbahn-Brücke über den da immer breiter werdenden Strom geführt worden, so daß die Lokomotive aus den Gegenden diesseits der Donau auch in die jenseits der Donau gelangen kann.

Von einem Halbkreis rebenbekränzter Höhen umgeben, reckt sich der Festungsberg empor, der teuere Preis so manches fürchterlichen Belagerungskrieges. Zu seinen Füßen herrscht ein buntbewegtes, frischpulsierendes, modernes Leben. Dort unten pusten die großen Dampfer und kleineren Fahrzeuge zu Berg und zu Thal, und da wimmelts von geheizten Fahrzeugen, schwarz anzusehen, bis dort hinauf, wo die neuen Quaibauten das Landen nicht gestatten, und bis dort hinunter, wo die buntbemalten Barken der Landleute und Fischer die dreimalhunderttausend Einwohner der Hauptstadt vor dem Verhungern bewahren.

Da oben aber ist es öde und leer, die ganze Stadt, die da hoch über dem niederen Erdenleben erbaut ist und deren Höhe die Dampfseilrampe



Budapest.

freilich in einer Minute erklimmt, scheint wie ausgestorben zu sein. Vor den mächtigen, weitläufigen Steinhäusern wächst Gras; über die Granit=

würfel des guten Pflasters rollt selten ein Mietwagen oder gar eine „eigene Equipage“ hin, und nur in der Gegend des königlichen Schlosses giebt sich in Zeiten, da der König von Ungarn in seiner ungarischen Hauptstadt weilt, eine gewisse geschäftige Bewegung kund. Sonst aber gemahnt das Ganze an einen tausendfältigen Steinsarg, und darinnen ruht wohlverwahrt die Geschichte an einen tausendjährigen Kampf, ruhen die Traditionen eines grandiosen Waffenruhmes.

Aber auch das Gedenken an einstige nationale Größe auf dem Felde der Gesittung, der Bildung und allgemeinen Kultur erhebt da seine Geisterstimme. Die glänzende Reihe der Könige aus dem Hause Anjou, Ludwigs des Ersten von Gelehrten und Poeten aller Zungen besuchter und berühmter Hof, Matthias Corvinus' ruhmumflossene Heldengestalt — sie alle erscheinen beim Anblicke der grauen, zerfallenden Mauern dem inneren Blicke, und sie bevölkern die stillen Räume und die hallenden Plätze. Wie vornehm mußten die sich einst da oben dünken, so sie hinabblickten auf die Häuser und Häuschen, die sich rings herum an die Steilen des Festungsberges und an die jähen Abhänge des Blocksberges ankleben; hinab auf das geringfügige Fischerstädtchen am jenseitigen Ufer, hinter welchem sich die Sandwüste des Rákos breitet, auf dessen Fläche die gesetzgebende Volksversammlung tagte.

Wenn aber der König von Ungarn aus den in Weiß und Gold gehaltenen Sälen der alten, nunmehr restaurierten Matthiasburg hinaustritt auf den mächtigen, säulengetragenen Altan, wie hat sich das Bild so wunderbar geändert, das vor seinen Augen nun ausgebreitet liegt! Da ist ein weites, unübersehbares Häusermeer gelagert, das sich streckt und reckt an beiden Ufern wohl zwei Meilen lang. Ein werdender Kanale grande, nur imposanter durch seine machtvolle Bewegung als jener, wälzt der von hohen Quaimauern eingefaßte Strom seine rauschenden Fluten an einer Doppelreihe von Palästen entlang, deren Baustil zwar noch der Reinheit und Wahrheit entbehrt und den Stempel der unfertigen, sich kaum emporgerungenen Gegenwart an der Stirne trägt, deren gewaltige Massen und lange Zeilen aber Respekt einflößen. Von dem Krönungshügel, zu welchem sämtliche Komitate das Erdreich zusammengetragen haben, und der sich dem Pester Brückenkopfe der Kettenbrücke gegenüber erhebt, konnte König Franz Joseph, als er auf stolzwiehernden Schlachtrosse Schwertstreiche nach allen Himmelsrichtungen führte, gen Süden noch weithin ausblicken in das versöhnte Land, und nun reiht sich daselbst Palast an Palast. Zu beiden Seiten der Palastreihen aber reiht sich Schlot an Schlot. Zwischen beiden Ufern, vor den neuen Bogenbrücken, in der Mitte des Stromes taucht ein duftiges Eiland empor, die Perle der Donauinseln in poetischer Sprache, noch poetischer aber im allgemeinen Sprachgebrauch Margareteninsel genannt; eine

Pferdebahn verbindet die beiden Inselspitzen. Auf beiden giebt es Restaurants, Hotels — alles Komfort und Eleganz. Durch die Röhren der artesischen Brunnen stürmen mächtige Wasserstrahlen empor; Gesundbrunnen und heilende Wasser, vielleicht identisch mit denen, die auf der Ofener Seite aus dem Schoße der Erde brechen. Fürstlich ausgestattete Badehäuser nehmen den Heilung und Gesundheit, grün umsproßte Villen den frische Landluft Suchenden auf.

Am Strande läutet eine Schiffsglocke. Benützen wir die Gelegenheit und lassen wir uns von einer dieser dampfbewegten Nußschalen ans linke Donauufer bringen. Wir lassen uns beim oberen Quai ausladen und streifen eine Weile in den schnurgeraden, rechtwinkeligen Gassen des behäbigsten und propresten Stadtteils, der Leopoldstadt umher. Es fällt uns unwillkürlich das Funkelnagelneue der ganzen Stadt auf. Nun, so funkelnagelneu ist sie eben nicht; aber wahr ist es, daß vor kaum einem halben Jahrhundert noch die nunmehr von dem erworbenen Reichtum bewohnte Gegend nur fürchterliche von Sümpfen umgebene Baracken enthielt, in denen Mord und Totschlag zuhause waren; der mächtig aufstrebende Handel nach Ost und West hat die Sümpfe trockengelegt und das Häusernetz bis zum Boulevard nach dem zweckbewußten Winkelmaß geschlungen.

Wenn man als Fremder durch die Straßen Pests wandert, muß einem unwillkürlich der vollkommene Mangel an Monumenten und an monumentalen Gebäuden von historischer Physiognomie auffallen. Es ist gewiß auch erstaunlich, daß in einer Stadt von so hohem Alter und von solchem Umfange nicht einmal ältere Häuser Zeugnis ablegen von einer reichbewegten, oft sturmdurchwühlten, oft sonnigen Vergangenheit.

Diese Neuheit und Nüchternheit der älteren Häuser mag ihren erklärenden Grund in der großen Überschwemmung vom Jahre 1838 finden, welche fast die ganze Stadt zerstörte; die Armut an älteren Baudenkmalen wird durch das Schillersche Citat verständlich:

„Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte . . .“

Seitdem die ungarischen Lande dem Hause Habsburg anheimgefallen, war Budapest nie der Sitz eines Monarchen gewesen, und doch war es nur das monarchische Prinzip gewesen, welches Wien so reich gemacht hat an Kunstschätzen aller Art. Der Hof war in Wien, die Aristokratie hielt sich stets in der Nähe des Hofes, und dem Gemeinsinn der Bürger fehlte jedwede Anregung, jeder Anlaß zur Förderung des eigenen, des allgemeinen Kunstsinnes. Fand eine Königskrönung statt, tagte der Reichstag, so geschah alles in der Nähe Wiens, in dem damals fast nur seiner geo-

graphischen Lage nach ungarischen Preßburg, und der gegenwärtige Knotenpunkt der Landesinteressen, der teilweise Schwerpunkt der dualistischen Monarchie war damals ein gewöhnliches Landstädtchen.

30.

Auf dem Dobratsch (Kärnten).

H. Noe.

Am höchsten von allen Hotelgipfeln ist der Dobratsch bei Villach in Kärnten (2154 Meter).

Wir versetzen uns alsbald in das hochgelegene Dörflein Heiliggeist — knapp am waldigen Fuß gelegen.

Duftig dämmern im Osten die Karawanken — hoch hinauf grünt es, die Sommervögel rufen durch die Wälder, und ein echter Sommerfrischhauch geht durch die Äste der gewaltigen Linde, unter welcher das kühle Bier steht.

Ein Hutschwenken, ein Strauß, ein Kärntner Lied, und fort geht es dann in Gottes Namen durch die Buchenstände steil hinan bis zum Fahrwege, der von Bleiberg heraufkommt.

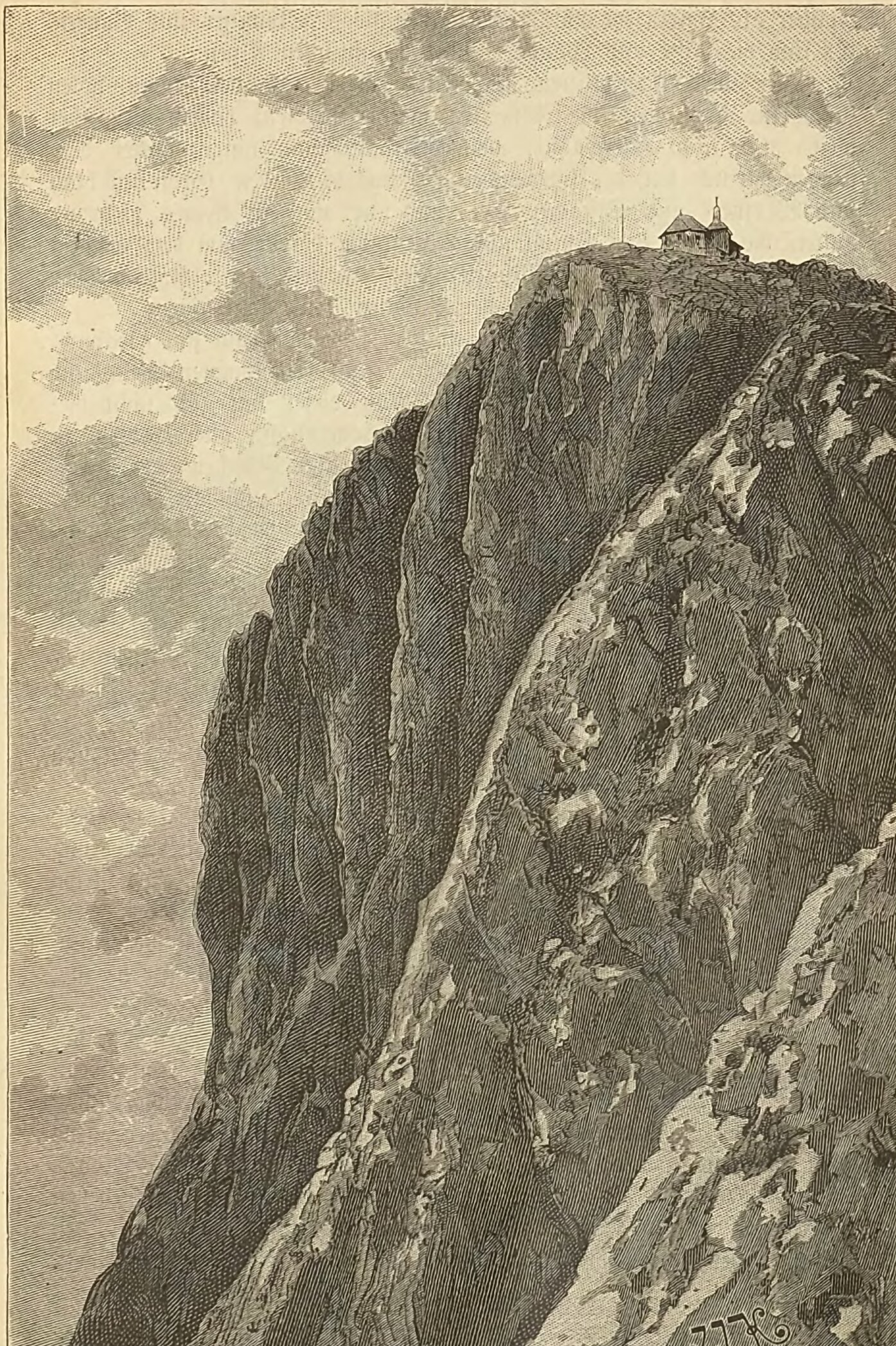
O weh! — da geht es steil durch Farne und Tannen, durch Buchen und über Moos hin die Halde aufwärts. Auf dem weiteren Wege, der von Bleiberg her auch von Karren benützt wird, geht es alsdann viel gemacher.

Unbarmherzig werden die Stämme des Waldes niedergeschlagen, und an vielen Stellen sieht man nur mehr endlos viele Stümpfe, ähnlich wie die auf dem Boden feststehenden Stalaktiten-Reste des Kalvarienberges in der Adelsberger Grotte. Solchen Rodungen in breiter Falte des Steilhanges hat es auch Bleiberg zuzuschreiben, daß es im Nachwinter des Jahres 1879 von Lawinen zerstört wurde.

Überall hat die Axt den Schneeabstürzungen ihre Bahnen vorgezeichnet und geebnet.

Gemach gelangt man endlich aus der Zone des Waldes hinaus. Ganz scharf ist die Grenze nicht gezogen. Auf den geschlossenen Wald folgen Gruppen, auf diese einzeln stehende Wettertannen, Fichten und Zirbelkiefern und endlich das Krummholz mit dem wuchernden Gewirre der zähen Alpenrosenäste.

Jetzt ist der Blick gegen Süden aufgeschlossen. Da stehen die Zacken am oberen Laufe der Fella, des Isonzo und Tagliamento, ein wundervoller Wald von Steinsäulen, auf denen weiße Felder und zwischen denen tiefblaue Schatten eingelagert sind. Das ist der am meisten phantastische und der am wenigsten bekannte Teil des Alpengebirges. In ihm hausen welsch sprechende Kelten und Slawen, bajuwarische und sächsische Ein-



Bergsturz des Dobratsch.

wohner als Inseln im Völkergemenge Italiens, Slowenen und Bayern. Es sind die Riffe und Wände der karnisch-julischen Alpen.

Hier wird jeder rasten und seine Augen sich den Lohn holen lassen für das, was die Füße bis hierher verdient haben. Darüber bleibe aber nicht unerwähnt, welche Pracht schon lange vorher denjenigen entzückt hat, der sich zeitweilig rückwärts wendete. Groß und blau sind Wörther- und Ossiacher See, und nur um ein kleines niedriger duften die Berge von Spital und Rotenturm herein, um den Einblick in das schöne Becken des Millstätter Sees zu gewähren. Auch in den runden Faaker See, den Stolz der Villacher, sieht man hinein.

Wenn man alsdann an der grauen Berglehne auf gut gebahnter Straße schräg gegen Westen aufwärts steigt, so kommen mehr und mehr die Hohen Tauern zur Schau. Von diesen darf ich nicht viel sagen, weil es meine Schwäche ist, sie das herrlichste aller Gebirge zu nennen und mir ihre Zauber in Eis, Wasser und Märchen stets gegenwärtig zu halten. Allgemach setzt sich die ganze Landschaft zusammen. Von den Brunecker oder Antholzer Bergen bis in die ferne Steiermark und weit hinein nach Venetien, Krain und Küstenland dringt der Blick. Schön ist diese Unendlichkeit bei klarer Luft, milder ist sie, wenn alle Thäler von Wolken und Nebeln wie von den Gletschern zur Eiszeit bedeckt sind und nur die vielfachen Reihen und Wälle der Alpen wie Riffe hervorragen.

Hart unter der Spitze ist ein Hotel.

Auf dem Gipfel hat man den herrlichsten Blick nach Süden von der slowenischen Wallfahrtskirche aus.

Das ist eine Welt, wie sie sich kein Malergehirn ausdenkt — hoch über allen ihren Säulen und Türmen glänzt Triglav, die Verkörperung des dreiköpfigen Wendengottes, der verehrt wurde von den Feigengärten des Isonzo bis zu den Sanddünen des obotritischen Meeres. Die Stunden, die der Mensch an solchem Ort zubringt, ragen ihm später aus der ungezählten Menge gleichgültiger oder mühevoller Zeitläufte heraus, wie der silberne Triglav aus Gewölk und Tiefen.

Man hat den Drobatsch oft zum „Rigi der Ostalpen" gemacht, damit wird seine Schönheit nur zum Teil versinnbildlicht. Denn wenn auch die Verteilung von Land und Wasser, die in der Rundschau von jener Schweizer Warte sich bedeutungsvoll kennzeichnet, ebenso ergreifend wirkt, wie hier, hoch oben über den großen Seeen des Kärntner Landes, so übertrifft die Ausgedehntheit und Mannigfaltigkeit der verschiedenen Alpenzüge, die auf dem Dobratsch überschaut werden, nicht nur den schweizerischen, sondern überhaupt jeden anderen „Rigi" der ganzen Welt.

31.

Besteigung der Jungfrau.

J. Tyndall.

Am 6. August 1883 hatte ich das Vergnügen, mich Herrn Dr. Hornby und Herrn Philpotts anzuschließen, die mit ihren Führern Christian Almer und Christian Lauener die Jungfrau besteigen wollten. Wir verließen um 2 Uhr 15 Minuten nachmittags das Äggischhorn und waren in weniger als vier Stunden in den Grotten des Faulberges. Bald prasselte ein Feuer von Fichtenholz, ein Kessel mit Wasser brodelte behaglich über der Flamme, und das Abendessen war schnell zubereitet und verzehrt. Eine Zeitlang sah die Luft hinter der Jungfrau und dem Mönch sehr schwarz und drohend aus; es regnete heftig über Lauterbrunnen, und die letzten Ausläufer des Sturmes verhüllten die Gipfel der Jungfrau und des Mönchs. Nach Süden war indes der Himmel klar, und es waren alle Anzeichen so günstig, daß wir uns nicht durch die lokalen Ausbrüche der schlechten Laune der nördlichen Atmosphäre beirren ließen. Plötzlich, wie ein Ausbruch der Leidenschaft, entschwanden die Wolken, und bevor wir noch zur Ruhe gingen, war alles klar. Doch war die Luft noch nicht durchsichtig, und die Sterne flimmerten eine Zeitlang nur mit schwachen Strahlen. Es war keine sichtbare Trübung da, aber doch ein Etwas, das die Leuchtkraft der Sterne dämpfte. Allmählich wurde das Sternenlicht heller, nicht nur, weil die Dunkelheit zunahm, sondern weil die Luft sich klärte, je mehr die Nacht die Herrschaft gewann.

Zwei aus unserer Gesellschaft benutzten die obere Höhle, die Führer lagen in der Küche, während der dritte in der kleineren untern Grotte lag. Hüften und Rippen fühlten die ganze Nacht hindurch den Druck des Felsens. Eine einzige Decke genügte wohl, um den Schmerz der Kälte abzuhalten, aber nicht, um das Behagen der Wärme zu erzeugen; so lag ich die ganze Nacht wach, ohne eigentliche Gedanken, und beobachtete die Sterne, wie sie nacheinander über den Berggipfeln erschienen.

Um $12\frac{1}{2}$ Uhr zeigte mir ein Geräusch in der Küche an, daß die Führer munter seien, und bald darauf lud uns Christian Almer zum Thee ein. Wir standen auf, verzehrten jeder ein Stück Brot und eine Schale Thee, waren um $1\frac{1}{4}$ Uhr morgens vollkommen gerüstet und stiegen auf den Gletscher hinunter.

Der zunehmende Mond stand am Himmel, wir hatten aber noch lange im Schatten der Berge zu gehen und brauchten daher Beleuchtung. Wir schlugen den Boden von zwei leeren Flaschen aus, und jede von diesen bildete, wenn wir sie umkehrten, eine Art Laterne, die das in ihren Hals gesteckte Licht vor dem Winde schützte. Almer ging voran, die Laterne in der linken, die Axt in der rechten Hand, langsam am

Schnee entlang, der als Überbleibsel der Frühjahrslawinen den Gletscher einfaßte. Ohne sichtbaren Grund hielt der Führer von Zeit zu Zeit an und schlug mit seiner Eisaxt in den Schnee. Sahen wir dann rechts oder links, so fanden wir stets eine Spalte, deren Schnee der vorsichtige Führer untersuchte, ob sich auch der Riß nicht so weit gezogen habe, um unsern Pfad zu kreuzen. Ein Nebengletscher vereinigte sich rechts mit dem Aletsch-Gletscher —, ein langer Korridor, der mit Eis ausgefüllt und mit dem reinsten Schnee bedeckt war. Dieses Thal herunter strömte das Mondlicht und versilberte die Oberfläche, auf die es fiel.

Hier warfen wir unsere Lampen fort und banden uns zusammen. Links von uns zog sich ein zweiter langer Eiskorridor bis an den Lötsch-Sattel, der wie eine Kette zwischen den gegenüberstehenden Bergen hing. Es vereinigen sich hier in der That vier stolze Eisströme, die dann in den gemeinsamen Kanal des großen Aletsch-Gletschers fließen. Man hätte erwarten sollen, daß die tiefste Stille auf dem Eise herrschen würde; aber selbst in dieser frühen Stunde hörte man das Gurgeln des unterirdischen Wassers, und wir mußten an einigen Stellen vorsichtig sein, um nicht durch eine zu dünne Kruste hineinzufallen. Wir gingen den Gletscher gerade hinauf, auf den Sattel zu, der Mönch und Jungfrau verbindet. Die Oberfläche war hart, und wir gingen rasch und schweigend über den Schnee. Eine Tiefe der Gefühle bemächtigte sich unser in solchen Augenblicken, daß der Wunsch zur Unterhaltung erstickt ward. Wir redeten mit den geheimnisvollen, feierlichen Bergen und ihrem Hintergrunde, dem dunkeln, blauen Himmel.

„Der Tag bricht an!“ rief einer der Männer. Ich sah nach dem östlichen Himmel, konnte aber keine Erleuchtung entdecken, die das Nahen des Tages andeutete. Endlich brach das Dämmerlicht an und erleuchtete das Blau des östlichen Firmaments; im Anfang war es nur eine Vermehrung des kalten Lichtes, aber allmählich nahm es eine wärmere Färbung an. Nachdem wir die lange, gleichförmige Neigung des Gletschers überschritten hatten, kamen wir an die ersten Schneeerhöhungen, die sich wie Wellen um den Fuß der Jungfrau legen. Dies ist die Region der Schönheit in den Hochalpen, einer reinen und zarten Schönheit, aus der die wilde Scenerie der Felsgipfel aufsteigt. Für den Gesunden und den Herzensreinen sind diese hohen Firnfelder geheiligter Boden.

Die Schneehügel waren bald von tiefen und dunkeln Spalten durchzogen, die wir durch viele Windungen umgehen mußten. Nachdem wir einen steilen Abhang überwunden hatten, kamen wir auf rote, zerbröckelte Felsen, auf denen die vorderen von uns sehr vorsichtig gehen mußten, um nicht losen und schlüpfrigen Schiefer auf ihre Hintermänner fallen zu lassen. Wir erreichten den Kamm und gingen ihn entlang. Hohe Schneehöhen zogen sich links von uns hin, und am Abhange, auf dem

wir gingen, hatten die Séracs ihre gefrorenen Trümmer geschüttet. Wir schritten zwischen den Ballen gefallener Lawinen auf einen weißen Wall zu, der, soweit wir sehen konnten, jeden weiteren Fortschritt hemmte. Zu unserer Rechten waren schöne Schluchten, die, blau und tief, in den Firn gerissen waren durch den langsamen, aber unwiderstehlichen Zug der Schwere auf den niedersinkenden Schnee. Inzwischen war das Zwielicht zum hellen Tag geworden, und über die Berge und Gletscher war das goldene und purpurne Licht des östlichen Himmels reichlich ausgegossen. Wir hatten den höchsten Gipfel der Jungfrau schon gesehen, der hinter einer Anhöhe sich erhob und auf 17 Meter ungefähr im rosigen Dämmerlichte strahlte. Und viele andere hohe Bergspitzen färbten sich mit zartem Erröten, während die im Schatten liegenden Abhänge im schönsten Azurblau glänzten, vom Firmament allein beleuchtet. Ein großer Teil des Raumes zwischen dem Mönch und dem Trugberg war wie ein See mit purpurnem Licht angefüllt Es schien in der That die Welt in Ehrfurcht anzubeten, und das Erröten der Verehrung lag auf jedem Bergeshaupte.

Über den fernen italienischen Alpen erhoben sich Wolken in höchst phantastischer Form, die in den Himmel wie ungeheure Bäume hinaufwuchsen und schattige Zweige auswarfen, die in den Sonnenstrahlen glühten und glitzerten. Den ganzen südlichen Himmel entlang waren diese phantastischen Massen dicht nebeneinander aufgereiht, und doch jede vereinzelt, bis daß sie eine gewisse Höhe erreichten, in der sie eine Windregion zu treffen schienen, die ihre Gipfel wie Fahnen weit hinaus in die Luft verwehte. Von der Morgensonne erwärmt und gefärbt, wetteiferten diese duftigen Massen an Großartigkeit mit den Bergen selbst.

Der letzte Gipfel der Jungfrau liegt jetzt vor uns und scheinbar so nah! Aber nur der Bergbesteiger weiß, wie oft der Eindruck der Nähe auf den Alpen täuscht. Um den Abhang zu erreichen, der zur Spitze führt, müssen wir die schon besprochene Barriere erklettern oder umgehen. Von dem Giebel und den Vorsprüngen dieses wunderbar schönen Walles hingen lange Eisstalaktiten herunter, manchmal wie umgekehrte Speere, die scharfen Spitzen frei in der Luft. In anderen Fällen reichten die Eiszapfen vom überhängenden Rande bis zu einem tiefer liegenden Vorsprung und zogen sich wie ein krystallenes Gitter von einem zum andern. Rechts von dieser Barriere war ein schmaler Pfad, auf dem der Schnee noch lag, so daß er noch nicht einen vertikalen oder überhängenden Wall bildete. Es war eine jener Zufälligkeiten, die die Berge gewöhnlich darbieten, und von deren Dasein der Erfolg des Bergbesteigers gänzlich abhängig ist. Diesen engen und steilen Pfad hinauf mußten wir unsere Stufen aushauen, und nach wenigen Minuten standen wir sicher am Fuße der letzten Pyramide der Jungfrau.

Von hier aus konnten wir in den Abgrund des Rotthals hinuntersehen. Der Abhang, auf den wir jetzt hinaufklettern sollten, war der Sonne zugekehrt; sein Anblick entsprach seiner südlichen Lage, sein Schnee war geschmolzen und wieder zu hartem Eis zusammengefroren. Almers Axt erklang gegen die verhärtete Masse und ihre Trümmer schwirrten mit gespenstischem Klang an uns vorüber in die tiefen Abgründe hinunter. Sie mahnten an das Geschick, welches ein falscher Fußtritt nach sich ziehen konnte. Es ist ein Verdienst der Kraft und der Geschicklichkeit der Oberländer Führer, daß sich bis jetzt noch kein Unglück beim Besteigen der Jungfrau ereignet hat.

Die Arbeit auf diesem letzten Eisgange war lang und schwer, und während der ganzen Zeit schien der Gipfel uns immer gleich fern zu bleiben. Endlich hatten wir das Eis hinter uns und kamen auf einen Schneestrich, auf dem wir unseren Schritt verdreifachen konnten. Von dort auf einige lose schiefrige Felsen, wieder auf den Schnee, von dem ein scharfer Kamm uns direkt auf den Gipfel führte. Der Jubel über den Erfolg vermischte sich hier mit dem Ausdruck des physischen Behagens.

Auf der Spitze wehte eine kleine schwarze Flagge, von unseren letzten Vorgängern dort aufgepflanzt. Wir kamen um 7¼ Uhr morgens oben an, hatten also den Anstieg vom Faulberge aus in sechs Stunden gemacht. Der Schnee war auf jeder Seite des Gipfels eben, so daß wir alle darauf stehen konnten, und hier standen wir eine Zeitlang, die ganze Pracht der Alpen lag vor uns aufgerollt.

Wir können wieder und immer wieder von den verschiedensten Punkten aus auf diese Berge sehen; es umgiebt sie ein solch ewiger Glanz, daß er jeden neuen Blick mit frischen Eindrücken verbindet. Ich meinte, die Alpen nie schöner gesehen zu haben. Ihre Großartigkeit war wohl niemals vollkommener enthüllt oder überwältigender. Die Färbung der Luft trug ebensoviel zum Eindruck bei, als die gewaltige Größe der Massen, auf die diese Farbe fiel. Ein ruhiger Glanz breitete sich über die Berge aus, der die harten Linien der Umrisse milderte, ohne ihnen von ihrer Schärfe etwas zu nehmen. Doch ist das halbe Interesse solcher Bilder ein psychologisches; die Seele nimmt den Ausdruck der sie umgebenden Natur an und wird selbst erhaben.

Geographisches Verzeichnis.